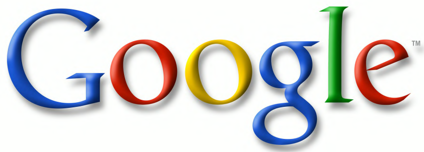
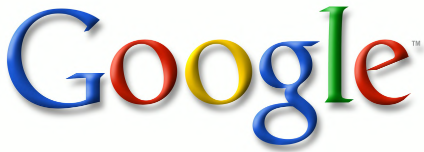
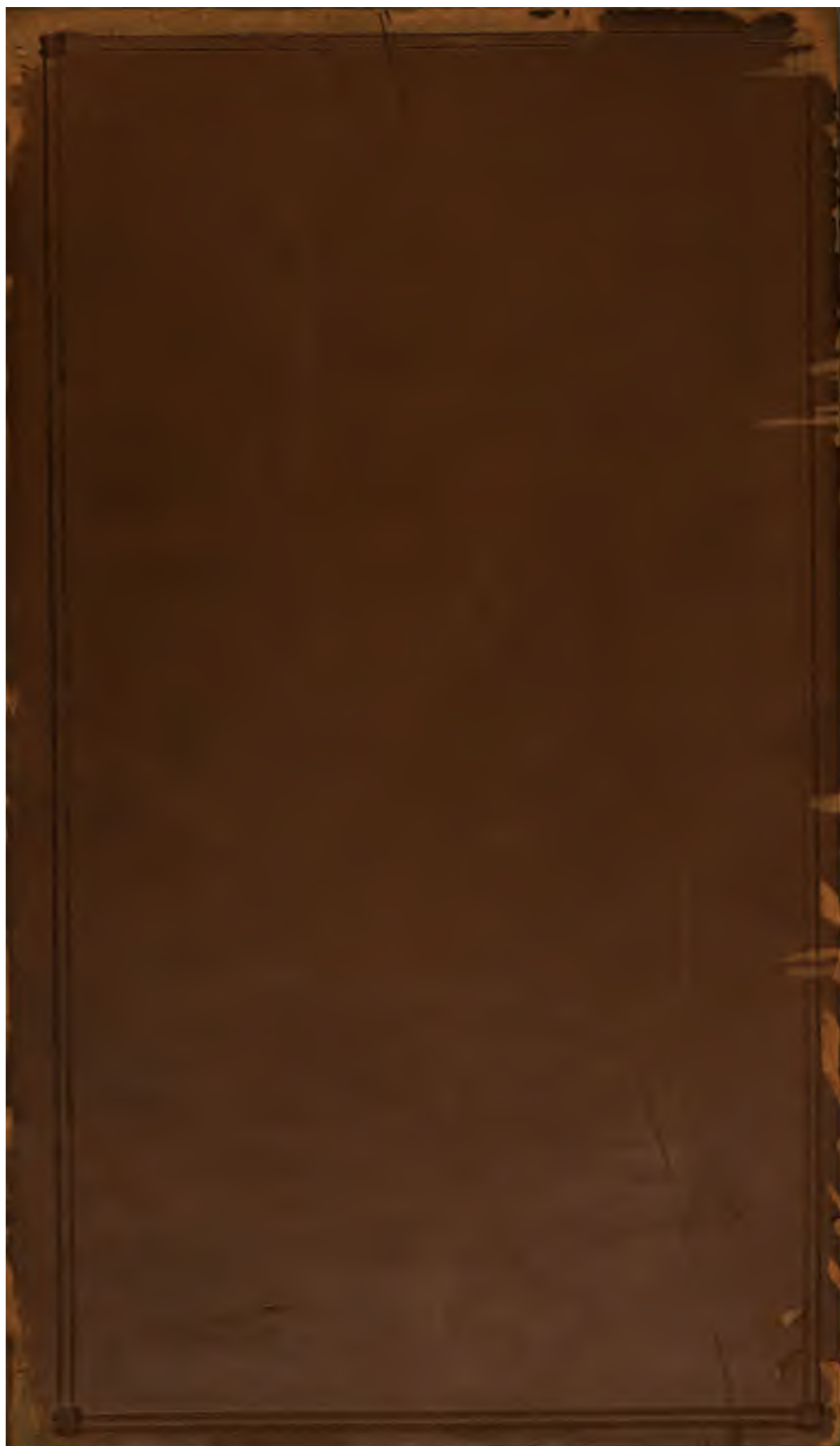
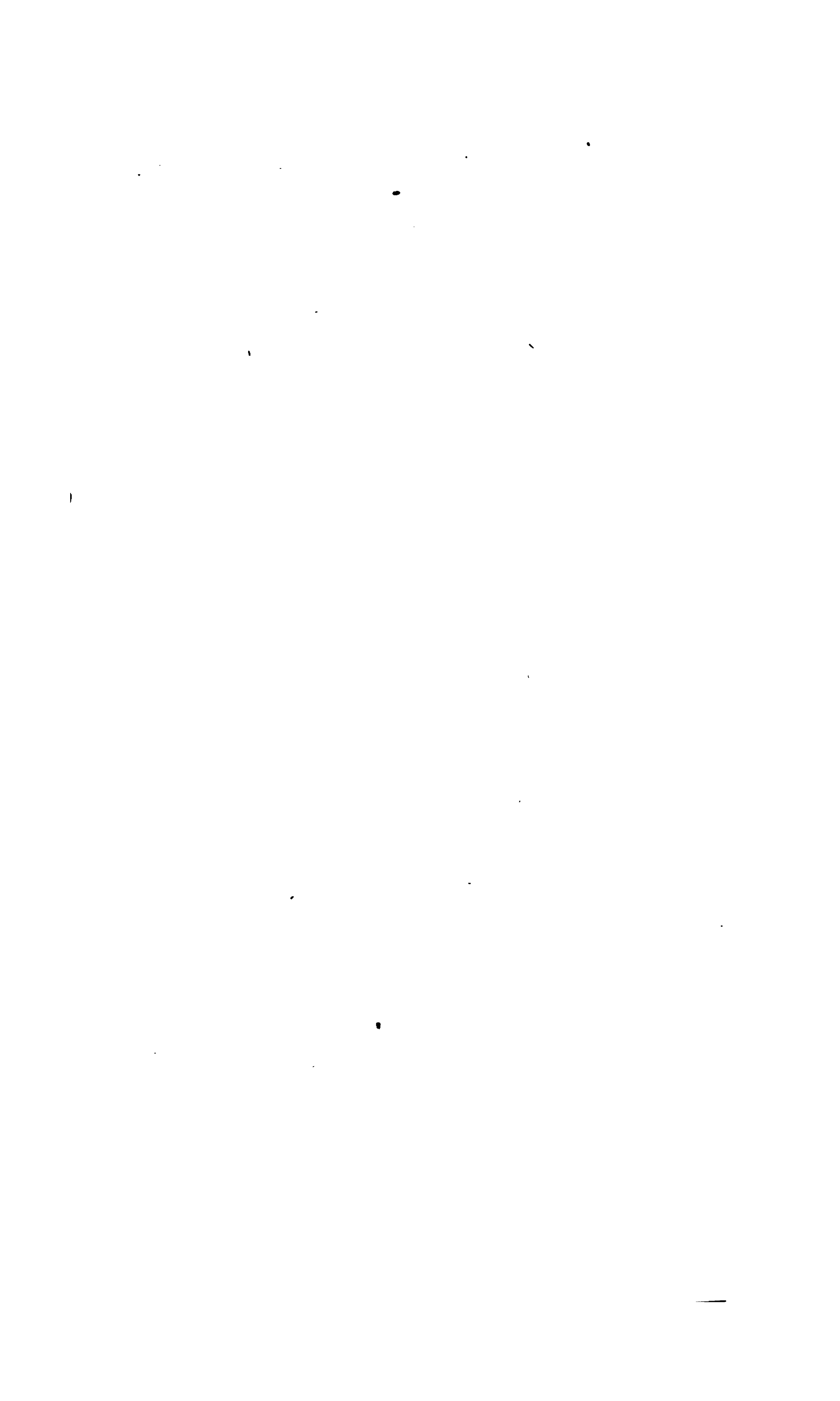







DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Karl Friedrich Becker's
Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte der alten Welt.

Siebente,

verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

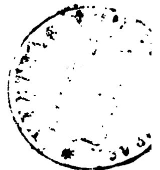
von

Johann Wilhelm Loebell.

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.



Alte Geschichte.

Viertes Buch.

Die Römer bis zur Alleinherrschaft des Augustus.

(Fortsetzung.)

29. Krieg gegen Philipp von Macedonien; die Römer in Griechenland.

(200—194 vor Chr.)
(554—560 d. St.)

Der siegreiche Ausgang des zweiten Punischen Krieges befriedigte den Ehrgeiz der Römer so wenig, daß er vielmehr ihre Begierde, Einfluß und Herrschaft immer weiter auszudehnen, in einem höhern Grade als je anfachte. Da sie sich die Rolle der Schiedsrichter über fremde Völker anmaßten und die Schwächeren unter dem täuschenden Namen von Bundesgenossen gegen die Stärkeren in Schutz nahmen, fanden sie auch stets Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Macht, und an Stoff zu immer neuen Kriegen fehlte es niemals mehr. Jetzt konnte sich in keinem ihnen erreichbaren Lande ein Streit erheben, in den sie nicht als Beschützer und Verbündete sich zu mischen einen Vorwand gehabt hätten. So reihte sich denn auch an den zweiten Punischen Krieg unmittelbar ein neuer gegen den König Philipp von Macedonien an. Ehe wir zu diesem übergehen, ist es nöthig, vorher einen Blick auf die Verhältnisse der östlichen Welt zu werfen.

Philipp trat in jenem Kriege, wie oben erzählt ist, als Verbündeter Hannibal's gegen Rom auf; da er aber eine schimpfliche Niederlage erlitt, verlor er die Lust an diesem Kriege, und suchte sich statt dessen, nach seinen und seiner Vorgänger alten Plänen, mit Gewalt und List in Griechenland auszubreiten. Darüber wandte sich Aratus, bisher sein Freund und Rathgeber, ganz von ihm ab, worauf Philipp, in dem Ehrgeiz und Ländersucht jede bessere Regung erstickt hatten, ihn durch langsames Gift aus dem Wege räumen ließ (213). Indeß blieb der Achäische Bund nicht verwais't, denn an des Aratus Stelle trat in der Leitung desselben Philopömen aus Megalopolis, von dem Pausanias sagt,

er sey wie Miltiades der erste, so der letzte gewesen, welcher sich um das ganze Griechenland verdient machte.

Ganz verschieden von Aratus, der die Gemüther der Menschen durch Rede und Unterhandlung zu lenken, aber nicht im Waffenkampfe zu siegen wußte, war Philopömen ein unermüdlicher Krieger und ausgezeichneter Feldherr, und legte fast nur auf den Krieg Gewicht. Meister in der Taktik, erschuf er eigentlich erst das Heer der Achäer, führte sie in ihren Kriegsunternehmungen zum Siege, und gab ihnen das Gefühl von Selbständigkeit wieder, welches Aratus durch seine Verbindungen mit den Macedonischen Königen geschwächt hatte. Er war so uneigennützig, daß man es kaum wagte, ihm Geschenke anzubieten, und in seinem Aeußern im höchsten Grade anspruchlos und einfach. Einstmals kündigte er einem Gastfreunde in Megara seine Ankunft an, dieser war zufällig abwesend, aber seine Frau that Alles, um den Feldherrn der Achäer nach Würden zu empfangen. Als nun Philopömen ins Haus trat, allein und im schlechten Kleide, hielt sie ihn für einen voraufgesandten Diener, und bat ihn, ihr in der Küche zu helfen. Der Feldherr legte sogleich seinen Mantel ab, und fing an, Holz zu spalten. Indem kam der Wirth des Hauses dazu und fragte verwundert: Was soll das bedeuten, Philopömen? „Was sonst, antwortete dieser, als daß ich die Schuld meines schlechten Anzugs trage." In allen diesen Dingen glich er dem Epaminondas, den er sich zum Vorbilde genommen hatte; die leidenschaftslose Besonnenheit dieses großen Mannes aber fehlte ihm. Seine erste bedeutende That war die Besiegung des Machanidas, der sich in Sparta, wo jetzt der Heraklidische Königsstamm gänzlich erloschen war, zum Tyrannen aufgeworfen hatte, und den Peloponnes beunruhigte und verheerte. Bei Mantinea kam es zur Schlacht (207), wo die Achäer unter der Führung des Philopömen, der selbst den Tyrannen tödtete, Sieger blieben. In Sparta riß darauf Nabis, einer der ruchlosesten Menschen, die Herrschaft an sich. Die meisten noch übrigen angesehnen und ehrenhaften Spartaner tödtete oder verbannte er, und ließ ihnen selbst in der Fremde noch nachstellen. Ihre Güter und Weiber gab er seinen Anhängern und Söldnern, welche aus Verbrechern und dem ärgsten Gesindel, dem Auswurf aller Länder bestanden. Wer noch Geld besaß, und es nicht gutwillig hergab, wurde martervoll hingerichtet. Solche Gräuel wurden damals in diesem alten Sitze der Freiheit und glühenden Tyrannenhasses verübt. Philopömen vertrieb den Tyrannen aus

Messene, welches er überrumpelt hatte, dann ging er auf einige Zeit nach Kreta.

Philipp hatte damals Friede mit den Römern geschlossen (Th. II. S. 361), trachtete aber nach anderen Seiten hin theils seine Macht zu vergrößern, theils Verbündete der Römer zu schwächen und unschädlich zu machen. An Rom's furchtbare Macht und einen künftigen Kampf mit derselben zu denken, war kluge Voraussicht, aber er hätte weit zweckmäßiger gehandelt, in diesen letzten Jahren des zweiten Punischen Krieges die Römer offen und mit aller seiner Macht zu bekämpfen. Ueberall sehen wir in den Plänen dieses Königs Schwanken, Haltungslosigkeit und Mangel an Einheit. Statt seine Kräfte zusammenzuhalten, zersplitterte er sie. An treulosen und verrätherischen Mitteln, zu welchen ihn ruchlose Rathgeber beredeten, nahm er keinen Anstoß. Mit Antiochus dem Großen wollte er damals das Aegyptische Reich theilen (Th. II. S. 228), und zugleich die Seeherrschaft auf dem Aegaeischen Meere erringen *). Dadurch gerieth er in Krieg mit Attalus von Pergamum und den Rhodiern. Diese und die Aegyptische Regierung wandten sich um Unterstützung nach Rom. Dasselbe geschah von den Athenern, welche Philipp gleichfalls bekriegte, da seine Bundesgenossen, die Akarnanier, eine ihnen von Athen widerfahrne Beleidigung rächen wollten. Der Römische Senat war seinen Grundsätzen zufolge ganz entschieden, die von ihm geforderte Hülfe thätig zu gewähren, da er dem Philipp ohnehin seiner Verbindung mit Karthago wegen, welches dieser auch zuletzt noch heimlich unterstützte, eine harte Züchtigung zugedacht hatte. Aber hier ereignete sich ein merkwürdiger Umstand. Als der Consul P. Sulpicius Galba (200) dem versammelten Volke den Beschluß des Senats zur Genehmigung vortrug, weigerten sich beinah alle Centurien demselben beizutreten. Die Besorgniß wegen eines Aufruhrs der Bojer in Oberitalien, die, einen Karthagischen Feldherrn, der aus eigner Macht den Kampf fortführte, an ihrer Spitze, die Römische Colonie Placentia zerstört hatten, und die Ermüdung von dem schweren, eben geendeten Punischen Kriege flößten dem Volke diese Stimmung ein; der Volkstribun Bäbius beschuldigte den Senat geradezu, er verwickele den Staat geflissentlich in neue Kriege, damit das Volk niemals des Friedens genösse. Indeß

*) Schorn Geschichte Griechenland's von der Entstehung des Aetolischen und Achäischen Bundes. S. 216.

stellte der Consul in einer abermaligen Versammlung vor, daß man zwischen Krieg und Frieden eigentlich nicht mehr zu wählen habe, sondern daß nur gefragt werden müsse, ob man diesen neuen Feind, der nicht wie Hannibal fünf Monate, sondern nur fünf Tage brauche, um in Italien zu erscheinen, erwarten, oder ihm lieber, durch Versetzung des Krieges in sein Land, zuvorkommen wolle. Diese Darstellung bewog das Volk, den Entschluß des Senats zu bestätigen.

Nun betrieb man alle nöthige Rüstungen aufs eifrigste. Soldaten wurden ausgehoben, Masinissa ward um ein Hülfsheer von Numidischen Reitern angesprochen, und eben sowol wie Karthago zu großen Kornlieferungen für Rom und das Heer aufgefordert. Der Consul Sulpicius ging im Spätherbste mit seinen Legionen nach Griechenland hinüber, und schlug sein Lager zwischen Apollonia und Dyrrhachium auf, vor den engen Gebirgspässen, welche Illyrien und Epirus mit Macedonien verbinden. Einen Theil seiner Flotte sandte er nach der Attischen Küste, um die Macedonischen Schiffe von derselben zu vertreiben. Philipp hatte unterdeß die der Aegyptischen Herrschaft unterworfenen Städte an der Thracischen Küste eingenommen. Dann wandte er sich zur Belagerung von Abydus. Hier erschien ein Römischer Gesandter vor ihm, und begehrte Einstellung der Feindseligkeiten gegen Rom's Verbündete. Philipp erwiederte: er wünsche, daß die Römer den Frieden nicht brächen, wollten sie es aber thun, so würde er sich zu vertheidigen wissen. Gleich darauf kam Abydus in seine Hände. Als die Macedonier eindrangen, hatten die unglücklichen Einwohner, an jeder Rettung verzweifelnd, schon angefangen, sich selbst den Tod zu geben, und nur Wenige geriethen in die Gefangenschaft der Sieger. Hierauf zog Philipp durch Böotien gegen Athen. Er verwüstete die Gegend umher mit barbarischer Wuth, so daß er selbst die prächtigen Tempel, die sich auch außerhalb der Mauern Athen's befanden, mit ihren unzähligen Götterstatuen zerstören ließ, und ging dann nach Böotien zurück. Als sich nun Attalus mit seiner und einer Römischen Flotte dem Piräeus näherte, machten die Athener ihrem Zorne gegen den Verwüster ihres Landes und ihrer herrlichen Kunstschätze Luft. Ausschweifend im Hasse wie in der Liebe gab dies Volk, dem von der alten Größe seines Charakters nichts übrig geblieben war, als die leidenschaftliche Beweglichkeit, ein Decret, in welchem jedes Andenken an einen Macedonischen Namen zu vernichten befohlen ward. Kein Priester sollte je einen Segen über Athen und dessen Freunde

aussprechen, ohne einen Fluch über Philipp und sein ganzes Haus hinzuzufügen. Was künftig jemand zum Schimpf der Macedonier ersinnen würde, sollte auf der Stelle vom Volke genehmigt seyn, und jedes zu ihren Gunsten ausgesprochene Wort von dem Ersten, der es höre, mit dem Tode bestraft werden dürfen.

Der Consul Sulpicius gewann indeß durch Unterhandlungen Bundesgenossen wider Philipp, nämlich den König von Illyrien, Pleuratus, und den König der Athamaner, eines Epirotischen Völkchens, Amynander, der auch die anfangs noch schwankenden Aetolier auf die Römische Seite ziehen half. Auch im Sommer des folgenden Jahres (199) führte Sulpicius noch als Proconsul den Befehl, ohne jedoch etwas Entscheidendes zu wagen. Philipp hatte sich unweit Antigonea im südlichen Illyrien gelagert, da wo der Fluß Aous in einem sehr engen Thale zwischen zwei Gebirgen strömt, und dieser Paß war schwer zu durchbrechen. Als der Consul dieses Jahres, P. Villius, im Römischen Lager ankam, war die Jahreszeit für Kriegsunternehmungen schon zu weit vorgerückt. Ueberdies hatte er mit der Beschwichtigung eines Aufruhrs zu thun, indem zweitausend Soldaten, mit der Klage, daß sie wider ihren Willen von Africa gleich nach Macedonien geschleppt worden seyen, ihre Entlassung forderten. Auch sonst standen die Sachen nicht günstig für die Römer. Der König Attalus ward in Asien durch die Angriffe des Antiochus beschäftigt; in Oberitalien waren die Gallier noch in Aufruhr, und die Behauptung Spanien's machte fortdauernden Krieg nöthig. Wie viele Aussichten für Philipp, um einen glücklichen Ausgang des Kampfes zu hoffen!

Aber da trat ein Mann auf, T. Quinctius Flamininus, welcher den Dingen in Griechenland eine ganz andere Wendung gab. Erst dreißig Jahr alt, und ohne vorher, wie es Sitte war, Aedil und Prätor gewesen zu seyn, ward er Consul (198). Von seiner Klugheit, Bildung und Gewandtheit, konnte man hoffen, daß er Griechenland für Rom gewinnen werde. Allein um die Griechen günstig zu stimmen, mußten zuvor die Römischen Waffen wieder ihre Ueberlegenheit zeigen. Als Flamininus der festen Stellung des Philipp gegenüber wiederum einige Zeit vergeblich zugebracht hatte, ließ ihm ein Epirotischer Fürst durch einen des Landes kundigen Hirten einen Weg über den Gipfel des Gebirges zeigen, auf dem er dem Könige unvermerkt in den Rücken kommen konnte. Der Consul schickte sogleich einige Tausend Mann ab, um diesen Vortheil zu benutzen, und die Macedo-

nier, zugleich von vorn und im Rücken angegriffen, nahmen die Flucht und verließen ihre feste Stellung. Hierauf ergab sich Epirus den Römern. Philipp wandte sich nach Thessalien, wo er Alles zerstörte und verwüstete, und die Aetolier und Athamaner verfuhren nicht anders. Jetzt erschienen auch die Römer in Thessalien und zogen dann nach Phocis. In beiden Ländern wurden die Fortschritte ihrer Waffen durch den hartnäckigen Widerstand mehrerer Städte aufgehalten. Desto erfolgreicher aber wirkten ihre Unterhandlungskünste.

Denn im Achäischen Bunde, an dessen Entschlusse jetzt außerordentlich viel hing, hatten sie sich eine bedeutende Partei zu bilden gewußt. Auf einer außerordentlichen Tagsatzung desselben zu Sicyon setzte diese Partei nach langem und heftigem Wortwechsel durch Einschüchterung der Gegner den Beschluß durch, mit Attalus und den Rhodiern auf der Stelle in ein Bündniß zu treten, und nach Rom Gesandte zu schicken. Die Abgeordneten dreier Staaten, worunter zwei der bedeutendsten, Argos und Megalopolis, verließen noch vor der Abfassung dieses Beschlusses die Versammlung, denn sie konnten sich nicht entschließen, eine alte, durch so viele in Gemeinschaft vollbrachte ruhmvolle Thaten geheiligte Verbindung gegen eine neue mit gefürchteten Fremdlingen zu vertauschen. Argos empfing dafür aber einen schlechten Lohn. Denn da Philipp den Feind der Achäer, Nabis, gewinnen wollte, so vertraute er ihm Argos zum Pfande seiner Gesinnung an. Aber der Tyrann bemächtigte sich der Stadt als eines Eigenthums, behandelte die Bürger schmählich, und wurde an Philipp wortbrüchig, indem er sich mit Rom verband, und mit den Achäern Frieden schloß. Auch die Böotier, obgleich als Macht schon längst durch die Aetolier geschwächt, und seitdem in ihrer Gesinnung vollends jedem großen und gemeinsamen Zwecke abgestorben, doch durch ihre lange Treue dem Philipp nicht unwerth, fielen jetzt von ihm ab. Attalus von Pergamum suchte sie in die Römische Verbindung zu ziehen, und sprach auf ihrer Tagsatzung in Theben mit solcher Anstrengung dafür, daß ihn der Schlag auf der Stelle rührte. Allein die Hauptentscheidung gab Flamininus selbst, welcher mit einem Haufen Bewaffneter listig in Theben eingedrungen war, und den Böotiern keine Wahl ließ, als mit Rom gegen Philipp zu kämpfen.

Dieses war im Frühling des Jahres 197 geschehen, nachdem dem Flamininus das Commando in Macedonien verlängert worden war, und der Sommer desselben Jahres brachte des Kampfes Entscheidung. In

dem Treffen bei Kynoskephalä erlag der Macedonische Phalanx dem ungünstigen Boden, der Aetolischen Reiterei und den Römischen Legionen. Philipp litt eine entschiedene Niederlage, und von Tempe aus, wohin er geflohen war, bat er den Sieger um Waffenstillstand und eine Unterredung. Flamininus hatte seine Gründe, den Frieden zu beschleunigen; er hatte erfahren, daß Antiochus immer weiter in Asien vordringe, und fürchtete, Philipp möchte dadurch zu neuen Hoffnungen ermuntert werden. Vorher versammelte er die Häupter der Verbündeten, um ihre Meinungen über die Friedensbedingungen zu hören. Die Aetolier, bei denen sich schon Unzufriedenheit mit Rom regte, verlangten Philipp's gänzliche Vernichtung. Der Proconsul stellte ihnen hierauf vor, welch eine treffliche Vormauer Macedonien gegen die nördlichen Barbaren sey. „Aber Philipp, wandte Phäneas, der Feldherr der Aetolier, ein, wird bald wieder einen noch gefährlichern Krieg anfangen." — „Höre auf zu schwatzen, entgegnete Flamininus, denn die Bedingungen sollen von der Art seyn, daß sie Philipp unschädlich machen."

Am folgenden Tage erschien Philipp selbst, und führte eine sehr demüthige Sprache. Gesandte gingen nach Rom, um den Senat über das Weitere zu befragen, und dieser schickte zehn Abgeordnete, die in Gemeinschaft mit Flamininus den Frieden abschließen sollten. Die Bedingungen waren denen ähnlich, die Karthago sich hatte gefallen lassen müssen. Philipp ward auf sein eigentlich Macedonisches Gebiet beschränkt, mußte aus allen Griechischen Städten seine Besatzungen ziehen, tausend Talente Kriegskosten binnen zehn Jahren bezahlen, seinen Sohn als Geisel stellen, und alle seine Kriegsschiffe ausliefern. So war die mächtige Monarchie zu einem kleinen, von allen Seiten beschränkten Staate herabgedrückt, und ihr ehemals so großer Einfluß auf Griechenland gänzlich aufgehoben. Die Vernichtung der Seemacht war jetzt Grundsatz der Römischen Staatsklugheit geworden, denn nur dadurch konnte man ohne eigne große Flotten die so nöthige Herrschaft des Meeres behaupten.

Die Feier der Isthmischen Spiele nahte heran, und da die Griechen bei dieser Gelegenheit die Entscheidung ihres Schicksals zu vernehmen erwarteten, so strömten sie in ungewöhnlicher Menge herbei. Als sich Alles zum Schauspiele niedergesetzt hatte, und durch die Trompete Stille geboten war, trat ein Herold auf, und verkündete, daß die Römer alle Griechische Städte und Völker, die bisher unter Philipp gestanden hatten, für frei und unabhängig erklärten. Die Griechen

vermochten ihr Glück kaum zu fassen, sie glaubten, nicht recht gehört zu haben, und der Herold mußte die Nachricht noch einmal ausrufen. Nun entstand ein Jubelgeschrei und Beifallklatschen ohne Grenzen, Alles eilte auf den Flamininus los, um ihm zu danken, so ungestüm war der Andrang der freudetrunkenen Menge, daß es ihm fast das Leben gekostet hätte. Da sehe man, sagten die Griechen, daß es doch noch ein Volk gibt, welches mit eigner Beschwerde und Gefahr für die Freiheit Anderer kämpfe.

Aber die Staatskunst der Römer war nichts weniger als uneigennützig. Bald sah man, wie sie die Freiheitserklärung der Griechischen Städte in Asien und an der Thracischen Küste benutzten, um die Fortschritte des Antiochus zu hemmen. Besonders zweideutig war ihr Benehmen gegen den Tyrannen Nabis, durch dessen Vernichtung sie, nach der Meinung der Griechen, ihre Freiheitsschöpfung gekrönt haben würden. Flamininus begann zwar wirklich den Krieg gegen ihn, und Philopömen, der aus Kreta zurückgekehrt und sogleich von den Achäern zum Strategen erwählt war, nahm lebhaften Theil daran. Allein die Römer endeten den Kampf bald, begnügten sich, dem Tyrannen Argos und die Lakonischen Seestädte wegzunehmen, ließen ihn aber im Besitz von Sparta. Man legte ihnen dieses theils als Eifersucht gegen den siegenden Philopömen aus, theils aber als eine gehässige Maaßregel, durch die sie dem Achäischen Bunde einen Feind und sich ein unter anderen Umständen brauchbares Werkzeug erhalten wollten.

Ehe Flamininus Griechenland verließ, erschien er auf einer Versammlung zu Korinth, ermahnte die Griechen zur Eintracht und zur Treue gegen Rom, und erbat sich von ihnen noch als das letzte Geschenk, daß alle Römischen Bürger, welche durch Kriegsgefangenschaft in Sklaverei gestürzt sich in Griechenland befänden, und jetzt oft Söhne oder Brüder in dem siegreichen Heere wiedergefunden hatten, zurückgegeben würden, denn es gereiche ihnen selbst nicht zur Ehre, daß die Befreier in dem befreieten Lande Knechte wären. Die Griechen brachten auch dieses nicht unbedeutende Opfer, denn im zweiten Punischen Kriege waren viele Gefangene nach Griechenland verkauft worden, und der Achäische Bund allein kaufte in seinem Gebiete an zwölfhundert solcher Sklaven mit einem Aufwande von hundert Talenten los.

Diese Befreiten wurden nun der schönste Schmuck des dreitägigen von Flamininus in Rom gehaltenen Triumphs (194), welchen überdies die vielen erbeuteten Kunstschätze von Marmor, Gold, Silber und Erz

verherrlichten, so wie die erbeuteten Waffen, worunter zehn silberne Schilde und ein goldener waren. Und so wie dieser Sieg dem Staate einen reichen Gewinn gewährte, indem Flamininus, ohne das gemünzte Geld, allein 18,000 Pfund Silber und 3714 Pfund Gold in den Schatz legte, so verschaffte er dem triumphirenden Feldherrn selbst den großen Ruhm, einen Feind besiegt zu haben, dessen Name die Erinnerung an alle Thaten Alexander's des Großen auf das lebhafteste hervorrief.

---

30. Krieg gegen Antiochus.

(191—189 vor Chr.)
(563—565 d. St.)

Während so die Römer mit der absterbenden Kraft des Griechischen Geistes im Osten kämpften, führten sie daneben mit der frischen Naturkraft westlicher Völker, welche ihre Eigenthümlichkeit und Freiheit gegen die Herrschaft, die ihnen aufgedrungen werden sollte, vertheidigten, einen durch die Verschiedenheit des Feindes auch ganz anders gestalteten Kampf. Dahin gehören die Kriege in Oberitalien mit Gallischen Stämmen und den auf ihre Gebirge trotzenden Ligurern, besonders aber die mit den Spaniern.

Spanien wurde damals von den Römern, so weit sie es beschritten hatten, in das diesseitige am östlichen, und in das jenseitige am südlichen Meere gelegene getheilt, und in jede dieser Provinzen ein besonderer Prätor geschickt. Um die Zeit, wo Flamininus den Nabis bekriegte, hatten die Unternehmungen der tapfern Spanischen Völker zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit einen so glücklichen Erfolg, daß die Römer beschlossen, einen Consul, den M. Porcius Cato, in das diesseitige Spanien zu senden (195).

Dieser merkwürdige Mann hatte sich durch die eigenthümliche Kraft seines Geistes und seiner Gesinnung aus einem noch unbekannten Geschlechte zu den höchsten Staatswürden erhoben. In dem durch alterthümliche Strenge ausgezeichneten Sabinerlande war er geboren, in der Nähe des ungeschmückten Landsitzes, welchen einst der große Manius Curius bewohnt hatte, erzogen. Dieser, und unter den Zeitgenossen, der altgesinnte Fabius Maximus waren seine Vorbilder. Er besaß die ganze Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit der frühern Römischen

Zeit, aber auch alle ihre Herbe. Als Quästor *) des Scipio in Sicilien hatte er gegen dessen Liebe für Griechische Cultur und Sitte einen vorzüglichen Ankläger abgegeben, und war so erst der Schützling aller Anhänger des Alten, bald ihr Führer geworden. Da er überdies ein ausgezeichneter Redner war, und sich in der lehrreichen Schule des zweiten Punischen Krieges zu einem geschickten Feldherrn ausgebildet hatte, so besaß er in diesen beiden Eigenschaften alle Mittel, in Rom Einfluß und Wirksamkeit zu erhalten.

Als Feldherr bewährte er sich jetzt in dem Spanischen Kriege. Klug und kühn berechnete er den Angriff, und tapfer führte er ihn aus; er besiegte die abgefallenen Völker diesseits des Ebro und zog auch dem Prätor in der andern Spanischen Provinz zu Hülfe. Allein obgleich er durch Entwaffnung der Einwohner und durch Niederreißung der Mauern vieler festen Schlösser die Einwohner in Gehorsam zu halten suchte, so war doch im nächsten Jahre sein Nachfolger in vielen Gefechten so unglücklich, daß er fast die Hälfte des Heeres verlor, und ein allgemeiner Aufstand des Landes erfolgt wäre, wenn nicht die glücklichen Kämpfe des P. Cornelius Scipio Nasica **), welcher als Prätor in dem jenseitigen Spanien befehligte, die Furcht vor den Römischen Waffen wieder hergestellt hätten.

Indeß wurde das Verhältniß der Römer zu Antiochus dem Großen von Syrien immer gespannter. Seinem bisherigen Glück vertrauend wollte Antiochus jetzt die ganze Macht wieder herstellen, welche Seleukus Nikator besessen hatte. Er eroberte die Griechisch-Asiatischen Städte, welche zu Aegypten gehört hatten, oder die von Philipp nicht mehr behauptet werden konnten; ging über den Hellespont (196), eignete sich den Thracischen Chersonnes zu und stellte Lysimachia wieder her, welches sein Sohn als Hauptstadt eines eignen Reiches bewohnen sollte. Die Römer, die sich jetzt in alle Griechischen Angelegenheiten mischten, mahnten ihn davon ab; er berief sich dagegen auf die Rechte, welche sein Ahnherr Seleukus durch die Besiegung des Lysimachus auf diese Gegenden erworben. Es vergingen hierauf zwar noch mehrere Jahre mit Unterhandlungen; da aber vorauszusehen war, daß die Ent-

*) Außer den Quästoren in der Stadt Rom, welche die Aufsicht über die öffentlichen Gelder führten, gab es auch Quästoren für die Provinzen, welche den Proconsuln und Proprätoren als Gehülfen beigegeben waren, und die Auszahlung des Soldes, die Vertheilung des Mundvorraths und Aehnliches zu besorgen hatten.

**) Er war ein Sohn des in Spanien gefallenen Cn. Scipio (Th. II. S. 352).

scheidung zuletzt durch die Waffen erfolgen würde, so konnte dem Antiochus nichts Günstigeres begegnen, als daß jetzt der größte Feldherr, den Rom je gegen sich aufstehen gesehen, Hannibal, die großen Streitkräfte des Syrischen Reichs zu lenken bereit war. Dieser außerordentliche Mann hatte sich auch im Frieden in der Führung der öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes so vorzüglich bewährt, und namentlich den Karthagischen Staatshaushalt, obschon der Tribut für Rom eine höchst drückende Last war, so trefflich geordnet, daß die Römer zu besorgen anfingen, dieser Geist könne auch das so geschwächte Karthago noch einmal gefährlich machen. Von dieser Furcht sich zu befreien, beschlossen sie, ihren großen Feind zu verderben, ehe seine möglichen Pläne zur Reife gedeihen könnten. Vergebens stellte der edle Scipio Africanus vor, ein solches Verfahren sey der Römer höchst unwürdig; seine Stimme ward nicht gehört, und im Senate ging der Beschluß durch, die Auslieferung Hannibal's durch Gesandte fordern zu lassen. Obschon diese bei ihrer Ankunft in Karthago anfangs vorgaben, in einer andern Angelegenheit gekommen zu seyn, so errieth doch Hannibal sogleich ihre wahre Absicht und entzog sich durch die Flucht dem Untergange. Nachdem er Tyrus, die Gründerin seiner Vaterstadt, begrüßt, begab er sich zu dem Könige von Syrien (195). Er rieth ihm, den Krieg nach Italien zu versetzen, weil die Römer nur dort zu besiegen wären; der König möge ihm zu diesem Ende ein Heer anvertrauen. Antiochus war dem großen Werke, dem er sich unterzog, auf keine Weise gewachsen, und viel zu mißtrauisch, unentschlossen und zaghaft, um es in die Hände des großen Geistes zu legen, den ihm ein günstiges Geschick zugeführt hatte. Er zauderte, und ließ die beste Zeit, den Kampf zu beginnen, ungenutzt vorübergehen. Die Aetolier, deren Abneigung gegen Rom jetzt in einen heftigen Haß übergegangen war, thaten indeß Alles, um ihn dazu aufzureizen, und versprachen nicht nur, ihm mit eignen Kräften beizustehen, sondern auch, ihm Hülfe von dem Könige Philipp und dem Tyrannen Nabis zu verschaffen.

In der That begann Nabis im Jahre 193 einen Krieg, um die Lakonischen Seestädte wiederzugewinnen, und brach also dadurch mit den Römern. Diese sandten den Flamininus nach Griechenland (192), um ihre Partei zu ermuthigen, und die Treue ihrer Verbündeten zu befestigen. Bei den Achäern hatte dies auch keine Schwierigkeit; in Thessalien aber, Böotien und anderen Orten versuchten die

Aetolier, die Bemühungen der Römer zu vereiteln. Sie rühmten des Syrischen Königes Reichthum, der so groß sey, daß man den ganzen Römischen Staat damit kaufen könne, sie erinnerten an seine Indischen Elephanten, vor deren Anblick Alles in Schrecken gerathen werde, und an die Menge der Soldaten und Flotten, welche er aufstellen könne. Zugleich bemüheten sie sich, feste Punkte in Griechenland zu gewinnen. Der Stadt Demetrias bemächtigten sie sich durch List; Sparta hofften sie durch Verrath an Nabis zu gewinnen. Dieser, der, von ihnen angereizt, den Krieg begonnen hatte, wurde damals von den Waffen Philopömen's aufs äußerste bedrängt, und bat sie dringend um Hülfe. Sie sandten Truppen, aber mit dem Auftrage, den Nabis zu ermorden, und die Stadt zu behaupten. Der Führer derselben vermochte indeß nur den Mord zu vollbringen, dann fielen die Spartaner über die Aetolier her, und tödteten die meisten. Jetzt entstand Streit in Sparta zwischen den Anhängern des Tyrannen und den übrigen Bürgern. Da erschien Philopömen, stellte die Ruhe wieder her, und brachte die Stadt zum Achäischen Bunde. Bald nachher kam Antiochus selbst nach Griechenland, und die Aetolier ernannten ihn auf einer Tagsatzung zu ihrem Oberfeldherrn. In Chalcis, dessen sich die Aetolier vorher vergebens zu bemächtigen gesucht hatten, öffnete ihm seine Partei die Thore. Die Einnahme dieser Stadt gewährte ihm den sichern Besitz der wichtigen Insel Euböa, und verstärkte seinen Einfluß auf die den Römern ohnehin schon abgeneigten Böotier, welche nun gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen beschlossen.

Als die Consuln des nächsten Jahres (191) ihr Amt antraten, beschlossen Senat und Volk Krieg gegen den König von Syrien. Der Segen der Götter ward erfleht, und die Auguren und Haruspices verkündeten dem Volke, daß dieser neue Kampf Sieg und Erweiterung der Grenzen gewähren würde. Auf der andern Seite aber war die Besorgniß so groß, daß der in Italien zur Führung des Gallischen Krieges zurückbleibende Consul, Scipio Nasica, befehlen ließ, daß kein Senator sich weiter als auf eine Tagereise von Rom entfernen sollte, und überhaupt nie mehr als fünf auf einmal. Nach Unterstützung von außen sah man sich gleichfalls um, Masinissa und Karthago wurden um Kornlieferungen ersucht, der Erstere stellte zugleich für das Heer eine Schaar Numidischer Reiter und zwanzig Elephanten. Karthago wollte auch seine noch übrigen zu leistenden jährlichen Zahlungen auf einmal berichtigen, und auf eigne Kosten eine Flotte ausrüsten, aber

beides ward von den Römern ausgeschlagen, vielleicht um selbst nicht erschöpft zu scheinen, die Karthager aber nicht gerüstet zu sehen. Auch Ptolemäus Epiphanes bot Geld und Soldaten an, wovon man eben so wenig Gebrauch machte. Desto willkommner war die Unterstützung, welche Philipp von Macedonien anbot, da dessen Macht und Lage der Partei, zu welcher er übertrat, ein bedeutendes Uebergewicht gab. Die Römer hatten ihn durch unbestimmte Hoffnungen auf Ländererwerb in Thessalien und Aetolien zu gewinnen gesucht; mehr noch bestimmten seinen Entschluß Furcht vor Rom, und Erbitterung gegen Antiochus, der ihn in seinem ersten Kriege verlassen hatte, und jetzt von neuem beleidigte.

Hannibal, welcher die Bedeutung Macedonien's anders beurtheilte, rieth dem Antiochus dringend, Philipp für sich zu gewinnen; wäre dies aber nicht mehr möglich, seinen Sohn über Thracien in Macedonien einfallen zu lassen, damit Philipp's Macht nicht sofort die Römer verstärken könne. Allein dieser Rath ward eben so wenig befolgt, als was Hannibal sonst noch zur bessern Abwehrung der Römer vorschlug, z. B. ihn selbst mit einer Flotte nach der Küste von Africa und Italien zu senden, ferner Korcyra zu besetzen, und mit dem Landheere bis nach Illyrien vorzudringen, welches den Römern die Ueberfahrt und die Landung in Griechenland erschwert haben würde, indem Epirus für diesen Fall beizutreten versprach. Statt dessen feierte der funfzigjährige Antiochus zu Chalcis seine Hochzeit mit einer jungen Griechin, in die er sich verliebt hatte, wie mitten im Frieden; eben mit den *größten* Dingen, der Befreiung Griechenland's und dem Kriege gegen *Rom* beschäftigt, ergab er sich den Wollüsten, und brachte den ganzen Winter mit Festen und Schwelgereien zu. Auch das Heer überließ sich bald einer ähnlichen Lebensart, wie denn Untergebene stets nur allzu geneigt sind, das böse Beispiel des Führers nachzuahmen. Desto thätiger waren unterdeß die Römer in Griechenland, die Gemüther für sich zu gewinnen, und desto ungehinderter konnte der Consul Acilius Glabrio, dem die Führung des Krieges durch das Loos zugefallen war, nach Griechenland übersetzen. Hinter dem durch Graben und Mauern befestigten Passe von Thermopylä stand Antiochus, ohne große Aussichten auf einen glücklichen Erfolg. Der wider sein Erwarten geringe Antheil der Griechischen Staaten, und die beginnende Lauigkeit der Aetolier, welche allerlei Ausflüchte zu suchen anfingen ließen es ihn jetzt bereuen, so rasch in Griechenland vorgedrungen zu seyn, wäh-

rend seine eigne Rüstung noch unvollendet war, und seine Hauptmacht noch entfernt in Asien stand. Noch glaubte er, in dieser Stellung einer entscheidenden Schlacht ausweichen zu können. Allein diese Hoffnung ward ihm schnell vereitelt. Cato, der als Legat bei dem Heere des Consuls diente, überstieg auf nicht beachteten oder schlecht besetzten Wegen das Gebirge, kam dem Könige, der mit seinem Heere die engen Pässe gegen die Angriffe von vorn glücklich vertheidigte, in den Rücken, und bereitete ihm eine ähnliche Lage, wie einst Xerxes den Spartanern. Aber Antiochus und sein Heer hatten nichts von dem Heldenmuthe des Leonidas und seiner Schaaren, sondern suchten ihr Heil in der Flucht. In den engen Wegen erlitt das Heer großen Verlust, der König selbst rettete sich mit Mühe über Elatea und Chalcis, und da die Sieger seiner Spur unermüdet nacheilten, ging er nach Asien. Als er in Ephesus angelangt war, ließ er sich erst von Hannibal daran erinnern, daß die Römer ihm auch nach Asien folgen könnten, und traf zur Abwehrung eines solchen Ueberganges Anstalten, zunächst mit seiner Seemacht.

Indem die Römer den Entschluß faßten, auch hieher ihren Sieges-lauf fortzusetzen, beobachteten sie zugleich durch den Flamininus die Entwickelung der Griechischen Angelegenheiten, damit nicht Philipp oder die Achäer aus dem Verluste der Feinde einen gefährlichen Zuwachs an Macht gewönnen. Den Letzteren ward die von ihnen dringend begehrte Insel Cephallenia vorenthalten; Flamininus stellte ihnen vor, sie würden am besten thun, wenn sie, wie eine unter ihrer Schale versteckte Schildkröte, ihre Glieder nicht hervorstreckten. Den Aetoliern nahm Acilius die wichtige Stadt Heraklea, worauf sie, die den Römern vorher mit großem Uebermuthe begegnet waren, sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben wollten. Der Consul verlangte auf diese Erklärung ihrer Gesandten die Auslieferung Derjenigen, die den Abfall von Rom bewirkt hatten, und als die Gesandten dies verweigerten, befahl er Fesseln herbeizubringen, weil ihm dies durch den Ausdruck ihrer Unterwerfung zustehe. Darüber gerieth das Aetolische Volk in eine solche Wuth, daß es sich zur Fortsetzung des Krieges entschloß. Um Philipp an sich zu fesseln, verstatteten ihm die Römer einige Eroberungen in Griechenland zu machen, und sandten ihm seinen Sohn zurück.

Unterdeß trug die Römische, durch Rhodische, Pergamenische und Karthagische Schiffe verstärkte Flotte bei Chios über die Seemacht des Antiochus einen Sieg davon, und der Weg nach Asien war nun-

mehr eröffnet. Je sicherer die Römer auch hier Sieg, Ruhm und Gewinn erwarteten, desto größer war unter den neuen Consuln, C. Lälius und L. Cornelius Scipio, Bruder des Africanus, der Wetteifer, den Kriegsschauplatz zur Provinz angewiesen zu erhalten (190). Da sie endlich übereinkamen, die Entscheidung nicht dem Loose, sondern dem Urtheil des Senats zu überlassen, erhielt der Letztere alle Stimmen, da der große Scipio Africanus erklärte, er wolle seinen Bruder als Legat begleiten. Als der Consul nach Griechenland gekommen war, gewährte er den Aetoliern einen Waffenstillstand auf sechs Monate, und zog nach Thessalien, um zu Lande bis an den Hellespont zu gehen. Weil aber die Sicherheit dieses Weges von der guten Gesinnung Philipp's abhing, sollte diese vorher erforscht werden. Tib. Sempronius Gracchus erhielt diesen Auftrag, und reis'te mit außerordentlicher Schnelligkeit von Amphissa nach Pella, um den König desto unerwarteter zu überraschen. Er fand ihn unbefangen und offen, und im Lande durch geschlagene Brücken, geebnete Wege und aufgehäufte Vorräthe so bereitwillig für das Römische Heer gesorgt, daß die Scipionen kein weiteres Mißtrauen hegten. Noch mehr verschwand es bei einer persönlichen Zusammenkunft derselben mit dem Könige. Ohne alles Hinderniß vollendete das Römische Heer seinen Zug durch Macedonien und Thracien zum Hellespont.

Unterdeß hatte Antiochus (es war jetzt schon weit im Sommer) auch Alles versucht, um sich in Asien zu sichern, aber ohne glücklichen Erfolg. Er hatte den Hannibal zu dessen Stamm- und Sprachgenossen, den Phöniciern, geschickt, und durch ihn daselbst eine Seemacht rüsten lassen, welche zu seiner an den Küsten des Hellespont liegenden Flotte stoßen sollte. Allein die Römer hatten mit Hülfe der Rhodier und Pergamener die Vereinigung zu vereiteln gewußt, beide abgesonderte Syrische Flotten geschlagen, und dadurch das Haupthinderniß für den Fortgang ihrer Waffen aus dem Wege geräumt. Ein Angriff der Syrischen Macht auf Pergamum war mit Hülfe einer Achäischen Besatzung ebenfalls zurückgeschlagen worden. Auch die Bemühungen des Antiochus, sich Verbündete zu verschaffen, schlugen fehl. Dem Könige Prusias von Bithynien ließ er vorstellen, daß die Römer nur kämen, um jede königliche Herrschaft zu zerstören, und daß auch ihn das Loos treffen werde, sobald nur erst Syrien vernichtet sey. Aber das lockende Beispiel des Masinissa, welches ihm Scipio dagegen vor-

hielt, mehr noch der lähmende Schrecken, der vor Rom herzugehn begann, hielt Prusias von jeder Verbindung mit Syrien zurück.

Bei Myonnesus verloren die Syrer abermals eine Seeschlacht, und mußten den Römern das Meer nun völlig räumen. Ungehindert betraten diese den Asiatischen Boden, und Antiochus, der um den Ausgang immer besorgter wurde, sandte ihnen Friedensvorschläge entgegen. Allein Alles, was er, als große Opfer wie er meinte, anbieten ließ, Lysimachia, Smyrna, Alexandria und andere Griechische Städte abzutreten und die Hälfte der Kriegskosten zu zahlen, genügte nun den Römern nicht mehr. Da sie die Räumung des ganzen vordern Asien's diesseits des Taurus, nebst der Erstattung sämmtlicher Kriegskosten verlangten, so beschloß Antiochus, doch lieber zuvor den Waffenkampf zu versuchen, dessen unglücklicher Ausgang ihm, wie es schien, kein größeres Opfer werde abnöthigen können. Seine zahlreichen Kriegsschaaren bestanden aus einem bunten Gemisch verschiedenartiger Völkerschaften, Syrern, Griechen, Kappadociern, Galatern, Medern, Dahern u. a. m. Er hatte Arabische Bogenschützen mit vier Ellen langen Schwertern, die auf Kamelen ritten, eine Anzahl vierspänniger Sichelwagen und sechs und funfzig Elephanten. Alles dieses konnte gegen Römische Kriegskunst und Tapferkeit keinen Ausschlag geben, und bei Magnesia am Sipylus erlitt Antiochus eine völlige Niederlage. Es ist bemerkenswerth, daß diese entscheidende Schlacht ohne die Theilnahme der beiden größten Feldherren der Zeit geliefert wurde, die man hier mit aller Kraft ihres Geistes einander entgegen wirken zu sehen erwarten durfte. Denn P. Scipio lag indeß krank zu Elea, und Hannibal war, wie wir oben gesehen, vom Antiochus, vielleicht aus Eifersucht, weggesandt worden.

Antiochus hatte nicht bloß die Schlacht verloren, sondern auch allen Muth zum fernern Kriege. Von Apamea aus, wo er auf der Flucht Halt gemacht, ließ er den Consul um Frieden bitten, dessen vorläufige Bedingungen ganz den ersten Römischen Forderungen entsprachen. Der König sollte nämlich Asien innerhalb des Taurus abtreten, in zwölf Jahren nach und nach funfzehntausend Talente Kriegskosten zahlen, und die Anstifter des Krieges, Hannibal, den Aetolier Thoas, und einige andere Griechische Flüchtlinge ausliefern. Mit diesen vorläufigen Bedingungen reis'ten Römische und Syrische Abgesandte nach Rom, damit Volk und Senat sie bestätigten. Zugleich strömten von allen Völkern und Staaten Asien's diesseits des Taurus

Gesandte herbei, um ihr Schicksal von Rom's Willen bestimmen zu lassen. Unter diesen traten besonders der König von Pergamum, Eumenes, welcher persönlich erschien, und die Rhodier hervor. Die Letztern verlangten, daß Rom, dem Zwecke, welchen es beim Beginn dieses Krieges angegeben, gemäß, allen Griechischen Städten in Asien die Freiheit schenken möchte, und waren dabei eben so wenig von Eigennutz frei, als Eumenes, welcher nach dem Besitz vieler derselben trachtete. Der Senat entschied sich dahin, daß er, mit scheinbarer Großmuth, auf allen (jetzt noch zu entlegnen) eignen Besitz in Asien Verzicht that, und ganz Phrygien, Mysien und Lydien an Eumenes abtrat; nur die Griechischen Städte, welche beim Anfang dieses Krieges frei gewesen, oder nur dem Antiochus Zins bezahlt hatten, sollten frei seyn. Rhodus erhielt ganz Lycien mit dem der Insel gegenüber liegenden Theil von Karien, mit ähnlicher Bestimmung über die darin liegenden Griechischen Städte. Zehn Gesandte, welche der Senat nach Asien schicken wollte, sollten das Einzelne noch genauer bestimmen und ausführen. L. Scipio hielt einen mit reichen Schätzen und Siegeszeichen geschmückten Triumph, und ward für seine Thaten mit dem Beinamen Asiaticus beehrt.

Die Angelegenheiten der Aetolier wurden von M. Fulvius Nobilior, einem der Consuln des folgenden Jahres (189), zur Entscheidung gebracht. Es hatten diese während des Krieges in Asien die Waffen wieder ergriffen, die Macedonier aus Athamanien vertrieben, und den König dieses Landes, ihren Freund, wieder eingesetzt; sie hatten *Amphilochia* eingenommen, und die Doloper von dem Macedonischen Bündnisse in das ihrige gezogen; allein die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Syrischen Königes zerstörte ihre neuen Hoffnungen, und sie sahen sich endlich genöthigt, sich dem Fulvius unter folgenden Bedingungen zu ergeben. Sie sollten fünfhundert Talente, zweihundert baar, dreihundert in sechs Jahren bezahlen, künftig mit Rom gleiche Freunde und Feinde haben, und alle Ueberläufer ausliefern. Noch stellten sie vierzig Geiseln zum Unterpfand ihrer Treue, die am besten gesichert ward durch eine aus selbstsüchtiger Rücksicht Römischgesinnte Partei, und durch ihre völlige Entkräftung. Als Fulvius nach zwei Jahren, während welcher ihm der Oberbefehl verlängert worden war, nach Rom zurückkehrte, führte er in seinem Triumphe bedeutende Summen in Gold und Silber auf, viel erbeutetes Geschütz, auch zweihundert fünf und achtzig eherne und zweihundert dreißig marmorne

Standbilder, welche man hauptsächlich aus Ambracia, der ehemaligen Hauptstadt des Königs Pyrrhus, genommen hatte. So ward Rom mit jedem Jahre immer mehr durch fremde Kunst verschönert, und mit fremden Schätzen bereichert.

Während dieser Zeit war auch der andere Consul des Jahres 189, Manlius Vulso, in Asien nicht müßig gewesen. Nicht zufrieden, das durch Scipio's Sieg Gewonnene mit den zehn Gesandten zu ordnen, deutete er (wie nachmals seine Gegner behaupteten, eigenmächtig, und bloß von der Begierde nach Beute und Ruhm gelockt) seinen Auftrag dahin, daß er Asien erst noch durch Bezwingung aller Feinde Rom's vollends beruhigen, und so des Scipio Werk vollenden müsse. Zu diesen Feinden rechnete er besonders die Galater, und gegen sie war sein Kriegszug eigentlich gerichtet. Von dem Eumenes begleitet, der ihn zu dieser gegen unruhige Feinde des Pergamenischen Reiches gerichteten Unternehmung vorzüglich aufgeregt hatte, zog der Consul von Karien nach Pisidien und Pamphylien, und von da nördlich nach Galatien. Auf dem Wege zwang er überall einzelne Völker, Herrscher und Städte zum Gehorsam, zu Geldzahlungen und Kornlieferungen. So nahete er sich den Galatern, deren wilde Tapferkeit allen Asiaten furchtbar war, während die Römer schon so viele Kämpfe mit ihren Stammgenossen in Oberitalien bestanden hatten. Manlius nöthigte sie nach einigen Treffen zur Unterwerfung. Ihre auf den vielen Kriegs- und Raubzügen zusammengebrachten Schätze wurden die Beute der Soldaten; sie mußten versprechen, sich solcher Züge über die Grenzen ihres Landes hinaus ins künftige zu enthalten, und besonders mit dem Eumenes in Frieden zu leben. Unter diesen Bedingungen gab ihnen Manlius, als er im folgenden Jahre in Asien noch als Proconsul waltete, den Frieden. Auch die übrigen Angelegenheiten jener Länder ordnete er in Verbindung mit den von Rom gekommenen zehn Commissarien. Der König von Kappadocien, welcher dem Antiochus in der Schlacht bei Magnesia Hülfe geleistet hatte, erhielt gegen eine Geldbuße Verzeihung, und wurde ein Bundesgenosse Rom's. Das Reich des Eumenes erhielt Vergrößerungen, und Antiochus mußte sich einen Vertrag gefallen lassen, der ihm einige noch härtere Bedingungen als die vorläufig verabredeten vorschrieb, unter andern die Auslieferung aller seiner Elephanten und Kriegsschiffe.

---

81. Scipio's, Hannibal's und Philopömen's Ausgang.

Auch dieser Kriegszug hatte den Staatsschatz eben so bereichert, wie das Heer. Manlius führte bei seinem Triumphe 220,000 Pfund Silber, 2103 Pfund Gold, nebst einer verhältnißmäßigen Summe an baarem Gelde auf. Aber mit solchen Schätzen wuchs auch das Sittenverderbniß in dem Staate. Die letzten Siege, die im Vergleich mit den hartnäckigen Karthagischen Kämpfen, welche die Kraft des Volks gestärkt hatten, mühelos zu nennen waren, führten zu Uebermuth und stolzer Härte, und die alte Einfalt und Sitte erstarb unter den vielen fremden Genüssen und Genußmitteln, welche die siegreichen Heere mit in die Heimath brachten. So wurde um diese Zeit (186) entdeckt, daß die geheime Feier der Bacchanalien (Bacchus-Feste), welche sich von dem verdorbenen Campanien aus, durch Etrurien, über Rom verbreitet hatte, der Sitz und die Schule der schändlichsten Laster war. Die Eingeweihten, Männer und Weiber, überließen sich in den zahlreich besuchten Versammlungen schnöder Wollust, aber die Frevel dieser lichtscheuen Zusammenrottungen beschränkten sich nicht auf die Befriedigung der vom vorübergehenden Sinnentaumel angeregten wilden Begierden; auch Betrug, Mord, Giftmischerei wurden hier gelehrt und angezeddelt. Viele Hinrichtungen folgten dieser schauderhaften Entdeckung, und die Feier der Bacchanalien wurde durch einen Senatsschluß auf das strengste untersagt. Wie sehr müssen die Sitten schon entartet gewesen seyn, da eine solche Verruchtheit um sich greifen konnte! Als Cato zwei Jahre darauf zum Censor gewählt wurde, verfolgte er jede Pracht und Ueppigkeit mit der äußersten Strenge und zog sich dadurch einen großen Haß zu. Er wurde, sagt Plinius, während seines Lebens vier und vierzig mal angeklagt, aber jedes mal losgesprochen. Dieser Eifer des Cato war weder von Leidenschaftlichkeit frei, noch frommte er dem Staate, da die Anwendung bloßer Strenge einreißende Sittenlosigkeit wol zum Heucheln zwingen, aber nicht heilen kann.

Neben dieser einreißenden Sittenverderbniß zeigte sich auch ein schlimmer Parteigeist. Die Scipionen wurden theils von Neidischen angefeindet, theils von Denen, welche in ihrer Hinneigung zu Griechischer Weise und Bildung Gefahr für die Erhaltung des alten Römischen Lebens sahen. Darum nahm Cato an dieser Verfolgung großen Antheil. Es kam dazu die gewöhnliche republicanische Furcht vor

hervorragenden Talenten. Zwei Tribunen klagten im Jahre 187, vorzüglich auf Anstiften des Cato, den großen Scipio Africanus an, daß er öffentliche Gelder unterschlagen habe. Da sie keine Beweise hatten, und nur Vermuthungen vorbringen konnten, suchten sie Neid und Unwillen gegen ihn zu erwecken. Ihm, der die königlichen Belohnungen eines begeisterten Volkes verschmähet hatte, warfen sie ein fürstliches und herrisches Benehmen vor. Er sey bloß deswegen nach Asien mitgegangen, um, wie er es in Spanien, Sicilien und Africa schon gethan habe, auch hier sich als das Haupt des Römischen Volkes und als Gebieter des Senats zu zeigen. Aber Scipio beschämte und verwirrte seine Gegner durch eine unerwartete Wendung. Als der erste Tag mit Reden vor Gericht, wo er bloß seine ruhmwürdigen Thaten in Erinnerung brachte, hingegangen war; erschien er am folgenden mit einem Siegerkranze geschmückt, und sprach: „An diesem Tage, ihr Tribunen und Quiriten, habe ich über Hannibal in Africa einen herrlichen Sieg erfochten; heute sey kein Streit! Ich eile nach dem Capitol, um den Göttern zu danken, daß sie mir Geist und Kraft gegeben haben, an diesem Tage sowol als auch sonst oft die Sache der Republik würdig zu führen. Wem unter euch dies gefällt, ihr Quiriten, der folge mir, und bitte die Götter, daß sie euch Männer zu Führern geben, die mir gleichen."

Und so ging er, von allem Volke begleitet, auf das Capitol und in alle Tempel der Stadt, und ließ die Tribunen allein und verlassen zurück. Darauf zog er nach seinem Landgute bei Liternum, und wich durch das Vorgeben einer Krankheit, mit Hülfe des Tribuns Gracchus, allem weitern Erscheinen vor Gericht aus. Dieser, obgleich nicht sein Freund, aber doch Cato's Gegner, schonte Scipio's und des Vaterlandes Ruhm, und erklärte, daß er keine weitere Anklage zugeben würde, bis Scipio nicht selbst sein Landgut verließe. Hier wurde er auch nicht weiter angetastet und starb daselbst wenige Jahre nachher, es ist nicht gewiß, in welchem *). Aber nun ward L. Scipio angeklagt, sich von der Beute des Syrischen Krieges bereichert zu haben,

*) Es herrschen hier Dunkelheiten und Widersprüche, die vielleicht aus den gehässigen oder verheimlichenden Familiennachrichten entstanden sind. Livius führt eine Rede des Gracchus an, über deren Aechtheit er jedoch nicht entschieden ist, nach welcher der Angriff erst nur gegen den L. Scipio gerichtet war; Publius habe sich den Tribunen widersetzt, und deswegen sey er angeklagt worden. Derselbe Geschichtschreiber sagt auch, daß nach einigen Nachrichten Scipio nicht zu Liternum, sondern zu Rom gestorben sey.

und zur Zahlung einer großen Geldsumme verurtheilt. Und obschon seine Unschuld daraus hervorging, daß sein ganzes Vermögen dazu nicht hinreichte, würde er doch ins Gefängniß gebracht worden seyn, wenn nicht derselbe Gracchus durch seinen Einspruch diese Schande von ihm und von Rom abgewendet hätte. Die Entlassung des Scipio erregte große und allgemeine Freude. Seine Freunde schossen große Summen für ihn zusammen; er nahm aber nur das Nöthigste von seinen nächsten Verwandten.

Wenn übrigens das Jahr 183, wie es Polybius angiebt, wirklich das Todesjahr des großen Scipio ist: so starb er in einem Jahre mit Hannibal und Philopömen. Der Erstere war nach der Besiegung des Antiochus zum Könige Prusias von Bithynien geflohen. Als der unversöhnliche Haß der Römer ihn auch dorthin verfolgte und Gesandte erschienen, welche vom Prusias seine Auslieferung oder Hinrichtung begehrten, nahm Hannibal Gift, um, wie er sagte, die Römer von der Furcht zu befreien, welche ihnen das Leben eines Greises einflößte.

Auch Philopömen fand ein Ende, welches seiner Thaten nicht würdig war. Die oligarchische Partei in Messene, einen gewissen Dinokrates an der Spitze, brachte ihre Vaterstadt zum Abfall vom Achäischen Bunde. Der siebzigjährige Philopömen lag eben zu Argos krank, dennoch raffte er sich bei dieser Nachricht auf, eilte nach Megalopolis und versammelte eine kleine Anzahl Reiter, mit welchen er in Messenien eindrang, bald aber von überlegner feindlicher Macht gedrängt, sich zurückziehn mußte. Um seine Begleiter zu retten, ritt er zuletzt im Zuge. So wurde er umstellt und abgeschnitten, auf einem felsigen Wege stolperte sein Pferd, und er fiel so gefährlich, daß die Feinde ihn für todt hielten. Als sie ihn aber das Haupt wieder aufrichten sahen, eilten sie auf ihn zu, banden ihn, und führten ihn im Triumphe nach Messene. Hier ward er in ein finstres unterirdisches Gefängniß geworfen, und Dinokrates eilte, ehe die Achäer seinetwegen etwas thun konnten, ihn durch Gift zu tödten. Unerschrocken leerte der alte Mann den dargebrachten Becher, legte sich still nieder und starb. Der Achäische Strateg Lykortas rächte den Tod des greisen Helden. Er erschien mit einem Heere vor Messene und zwang die Stadt sich zu ergeben, und die Urheber der Empörung auszuliefern. Dinokrates hatte sich schon selbst den Tod gegeben, Andere wurden hingerichtet oder verbannt.

---

82. Perseus, König von Macedonien.

Außer jenen großen Kämpfen in Griechenland und Asien, welche Rom der Weltherrschaft immer näher brachten, hatten seine Heere in den Kriegen mit Galliern, Ligurern und Spaniern immer Beschäftigung und eine treffliche Kriegsschule, da die Ueppigkeit des Ostens sie schon zu erschlaffen und weichlich zu machen begann. Die Gallier in Oberitalien und die Ligurer wurden damals fast gänzlich bezwungen. In Spanien wurde die Römische Herrschaft sehr langsam und nur unter den hartnäckigsten Kämpfen gegründet.

So wuchs denn Rom's Wirkungskreis von Jahre zu Jahre, und die östlichen Staaten verlor es gleichfalls nicht aus den Augen. Philipp von Macedonien trug mit Unwillen den Druck, der seit Syrien's Besiegung stärker auf ihm lastete. Das Mißtrauen der Römer wuchs in dem Maaße, als Philipp sich stärkte, um sich gegen so unsichre Freunde in eine wehrhafte Stellung zu setzen. Er suchte seine Bergwerke besser zu benutzen, vermehrte die Zölle an den Küsten, und führte viele Thracier nach Macedonien, um die Bevölkerung zu vermehren. Die Römer suchten ihn in diesen Bestrebungen zu hindern, und nährten in den Landstrichen, welche er in dem letzten Aetolischen Kriege gewonnen hatte, die Unzufriedenheit der Bewohner mit seiner Herrschaft. Sie benutzten einen zweideutigen Ausdruck des Acilius, welcher ihm diese Eroberungen damals überlassen hatte, um ihn zur Wiedergabe vieler derselben zu nöthigen. Da er auch in Thracien einige Erwerbungen gemacht hatte, nach welchen Eumenes lüstern war, so verlangten die Römer, daß er die Küste dieses Landes räumen sollte.

So tief Philipp dies auch empfand, und seine Stimmung durch eine ihm einst entfallene Drohung verrieth, es sey noch nicht aller Tage Abend gekommen, so glaubte er doch, um Zeit zu gewinnen, die Römer jetzt noch besänftigen zu müssen. Er schickte deshalb seinen Sohn Demetrius, der mehrere Jahre als Geisel in Rom zugebracht, und dort persönliche Bekanntschaften hatte, an den Senat, um seine Sache gegen die Menge von Anklägern zu vertheidigen, von denen es in Rom wimmelte, da man daselbst Anschwärzungen und Verläumdungen ein williges Ohr lieh. Demetrius ward freundlich aufgenommen, und der Senat erklärte: er wolle um seinetwillen, da er ein aufrichtiger Freund des Römischen Volks sey, Alles vergessen, und dem Könige,

seinem Vater, verzeihen. Eine Antwort, in welcher die boshafte Absicht lag, die Glieder des königlichen Hauses unter einander zu entzweien, in Demetrius Hoffnungen zu erregen, seinen Vater und seinen zum Thron bestimmten Bruder Perseus mit Argwohn zu erfüllen. Die böse Frucht der bösen Saat blieb nicht aus. Zwischen Demetrius und Perseus, welcher mit dem Vater den glühenden Haß gegen Rom theilte, entstand Mißtrauen, welches zu offener Feindschaft erwuchs. Perseus klagte den Bruder an, daß er ihm nach dem Leben trachte, und sich mit Hülfe der Römer auf den Thron von Macedonien schwingen wolle. Die Beweise, die er darüber vorlegte, sollen nach dem Berichte der Römischen Geschichtschreiber untergeschoben gewesen seyn. Philipp glaubte an die wahre oder erdichtete Schuld des Demetrius, und da er Aufsehn vermeiden wollte, befahl er, ihn heimlich zu tödten. Er bekam Gift, und da dieses nicht schnell genug zu wirken schien, wurde er unter Decken erstickt.

Ehe Philipp seine Rüstungen vollendet hatte, ehe sich eine Gelegenheit zeigte, den Kampf mit guten Hoffnungen zu beginnen, starb er (179). Ob er in den letzten Augenblicken seines Lebens seine That gegen Demetrius bereuete, und statt des Perseus einen entfernten Anverwandten des Hauses auf den Thron habe setzen wollen, ist ungewiß, da wir es bloß aus der Erzählung seiner Feinde, der Römer, wissen. Der Grieche Polybius rühmt den König Perseus als einen Mann, dessen Körper tüchtig zu allen Werken des Krieges gewesen, der viel Würde und Anstand gehabt, und sich entfernt gehalten habe von den Ausschweifungen im Trinken, denen sein Vater sich oft ergeben. Daß er indeß die Mannhaftigkeit und Entschlossenheit nicht besaß, ein großes Unternehmen zu Ende zu führen, wird die Folge zeigen.

Philipp hatte durch den Uebermuth, den er im Glück bewiesen, das Vertrauen der Griechen verloren; es war das erste Bestreben des neuen Königs, es wieder zu gewinnen. Der bedeutendste Staat Griechenland's, der Achäische Bund, hatte, so lange Philopömen wirkte, auch noch den meisten vaterländischen Sinn gezeigt, und was ihm von Selbständigkeit noch übrig geblieben war, in dem Verkehr mit Rom würdig behauptet. Aber Rom, dem nur gehorsame Unterwerfung gefiel, war mit diesem edlen Stolze unzufrieden, und suchte daher eifrigst, den Bund äußerlich immer mehr zu entkräften. Messenien und Sparta, welche nur mit großem Widerwillen Mitglieder des Bundes waren, fanden in ihren Versuchen, sich davon loszureißen, bei den Römern

heimlichen und öffentlichen Beistand. Ja als die Achäer, beim förmlichen Abfall der Messenier (S. 23.), die Römer zur Hülfe aufforderten oder doch zur Erlassung eines Verbots, die Messenier von Italien aus mit Waffen und Korn zu unterstützen, gab der Senat die hinterlistige Antwort: Rom kümmere sich nicht darum, und wenn Korinth, Argos, oder Lacedämon noch dazu abfielen. Diese Sprache mußte nothwendig immer mehr Glieder zum Abfall reizen, und wenn der Erfolg nicht so schlimm war, so rührte es von dem oben erzählten Erfolge des Lykortas gegen die Messenier her. Auch Sparta mußte bei dem Bunde bleiben, doch unter Bedingungen, die Rom's feindlichen Absichten sehr nützlich werden konnten. Die von den Achäern Verbannten sollten zurückkommen; in peinlichen Fällen sollte Berufung an den Römischen Senat statt finden. An Haß gegen Rom, und an Bereitwilligkeit, mit Perseus Hülfe das Joch desselben abzuschütteln, konnte es also in Griechenland nicht fehlen; auch der durch Rom nicht weniger bedrängte Illyrische König Gentius war mit Perseus in Verbindung und konnte, wenn er zu dem Bunde trat, durch die Lage seines Staats in der Nähe Italien's und seine bedeutende Seemacht Rom sehr gefährlich werden.

Auch in Asien war vielfacher Anlaß zu gerechtem Unwillen gegen Rom. Als die Lycier sich in Rom über die üble Behandlung von Seiten ihrer neuen Herren, der Rhodier, beschwerten, antwortete der Senat unverhohlen: die Lycier ständen nur so unter der Herrschaft der Rhodier, daß beide als verbündete Staaten unter der Hoheit Rom's zu betrachten seyen*). Deutlicher konnte der Welt nicht gezeigt werden, in welchem Sinne Rom Gaben vertheile. Die Könige von Syrien, Pontus, Kappadocien und Bithynien, sahen sich in allen ihren Schritten gegen die Vergrößerungssucht des Eumenes durch Rom's gebieterische Befehle gehemmt. Von diesen Fürsten glaubte daher Perseus bedeutende Unterstützung erwarten zu dürfen, und er unterließ nicht, sich mit zweien derselben zu verschwägern. Selbst von Karthago, welches durch die Unterstützung, die Rom auch den ungerechtesten Angriffen des Masinissa gewährte, zu gerechtem Zorn gereizt war, hoffte er eine nicht verächtliche Mitwirkung.

Aber der Kraft zum Widerstande, welcher aus diesem Hasse hervorgehen zu müssen schien, wirkte die lähmende Furcht entgegen, die

*) Ut in ditione Populi Romani civitates sociae sint. Liv. XLI, 6

Rom's Macht und Glück erzeugten. Und da seine treulose Staatskunst von willigem Gehorsam immer Vortheile erwarten ließ, so bemächtigten sich Schwanken und Unentschlossenheit aller Gemüther. In den Freistaaten bildeten sich zwei Parteien. Die Edleren vertheidigten die Selbständigkeit des Staats; die Feigen und Selbstsüchtigen verriethen ihn an die Römer; in der Hoffnung, unter ihrem Einflusse Gewinn und Macht zu erlangen.

So wirkte hauptsächlich im Achäischen Bunde Kallikrates nach Philopömen's Tode. Er wurde einst nach Rom geschickt, um in den Lacedämonischen Händeln für seinen Bund etwas zu bewirken, erklärte aber statt dessen laut im Senate, es sey nur Schuld der Römer, daß die Griechen nicht genug gehorchten, indem sie seine Partei in den Staaten nicht kräftig genug unterstützten. Er und seines Gleichen waren daher auch bemühet, jede Annäherung mit Perseus zu verhindern, und den alten Haß, der bei den Athenern und Achäern so weit ging, daß sie den Macedoniern die Betretung ihrer Grenzen untersagt hatten, in allen Griechischen Gemüthern vielmehr recht zu entflammen. In Thessalien gelang dies sehr leicht, in dem jetzt ganz erschöpften und zerstörten Aetolien kämpfte die Wuth innrer Parteien, nur Böotien wandte sich dem Perseus zu.

Im Eumenes hatten die Römer einen Verbündeten, wie sie ihn geschäftiger und thätiger gar nicht wünschen konnten. Er wiegelte die Thracier, wo Perseus mit dem wackern Könige der Odrysier, Kotys, eine enge Verbindung geschlossen hatte, auf, und brachte eine Verbindung zwischen einigen Stämmen derselben und den Römern zu Stande. Endlich, um das Feuer mit allen Kräften zu schüren, erschien er selbst in Rom (172), und versicherte, daß neben dem Wunsche, die Götter und Menschen zu sehen, welche ihn gegen Andere so überglücklich gemacht hätten, er auch gekommen sey, um die Römer zur Bekriegung des Perseus aufzumuntern. In einer Rede, welche er vor dem versammelten Senate hielt, zählte er alle als feindselig auslegbaren Schritte des Perseus und die Kriegsmittel desselben auf. Er habe dreißigtausend Mann Fußvolk, fünftausend Reiter, Geld für mehr als zehntausend Söldner, in seinen Zeughäusern Waffen für ein drei mal so starkes Heer, und Kornvorräthe auf zehn Jahre. An den mit ihm verbundenen Thracischen Völkern habe er sich eine unerschöpfliche Quelle von Menschen eröffnet. Zuletzt wies er auf solche Aeußerungen des

Perseus hin, die nicht zweifelhaft ließen, welchen Gebrauch dieser von seinen Rüstungen und Hülfsquellen zu machen vorhabe.

Diese Rede ward von dem Senate mit Wohlgefallen angehört, und der Macedonische Gesandte, der gekommen war, seinen Herrn zu rechtfertigen, fand die Gemüther schon gänzlich gegen ihn eingenommen. Er erklärte daher zuletzt, daß, wenn Rom die Gelegenheit zu einem Kriege so eifrig suche, auch sein König sich zu vertheidigen wissen werde. Die Gelegenheit zum Ausbruche fand sich bald. Eumenes wurde auf seiner Rückreise in einem Hohlwege bei Delphi durch herabgerollte Steine fast tödtlich verwundet, und ein von den Römern willig geglaubtes Gerücht machte den Perseus zum Urheber dieser That. Bald darauf wollte man auch wissen, daß derselbe einen Einwohner von Brundusium, bei dem die nach Griechenland gehenden Römischen Gesandten und Befehlshaber einzukehren pflegten, zur Vergiftung gewisser Personen aufgefordert habe. Der Senat schickte nun Gesandte an den König, welche ihm alle von Eumenes angegebene Klagepunkte vorlegen, und ihn an sein beschwornes Bündniß erinnern mußten, welches er in mancher Rücksicht verletzt habe. Perseus schalt in seiner Antwort die Habsucht und den Stolz der Römer, beschwerte sich bitter über das Aufseherwesen, welches sie durch unaufhörliche Gesandtschaften übten, und erklärte endlich, daß, wenn sie ein Bündniß mit ihm schließen wollten, man erst über billige Bedingungen übereinkommen müsse, indem das alte mit seinem Vater geschlossene ihn nichts angehe. Auf diese Antwort kündigten ihm die Römischen Gesandten die Freundschaft und Bundesgenossenschaft auf.

---

83. Krieg wider Perseus.

(171—168 vor Chr.)
(583—586 d. St.)

So war denn der Krieg beschlossen. Der Senat ordnete (171) eine Verstärkung des Heeres an, und die Ausrüstung einer Flotte, deren Bemannung wenigstens zu zwei Dritteln aus Römern bestehen sollte; die Führung dieses Krieges fiel dem Consul P. Licinius Crassus zu. Es gehörte nun schon lange zur Politik der Römer, beim Ausbruch eines Kampfes nicht bei bloßen Rüstungen stehen zu bleiben, sondern andere Staaten zu bearbeiten, zu locken, zu schrecken. So gingen

auch diesmal Abgeordnete nach Africa, Asien und besonders nach Griechenland. Sie erreichten ihren Zweck fast überall, die Furcht vor Rom trieb Alles in ihre Schlingen. Einer dieser Gesandten, Q. Marcius Philippus, wußte den Böotischen Bund aufzulösen, worauf die einzelnen Städte desselben sich von dem Macedonischen Bündnisse lossagten, und zu Rom übertraten. Den Perseus selbst, der wie die meisten seiner Zeitgenossen zwischen Haß und Furcht schwankte, bewog er zu einer nochmaligen Beschickung des Senats und zur Anknüpfung neuer Unterhandlungen, und zwar, wie er sich nachmals selbst in dem Senate rühmte*), in der listigen Absicht, den schon gerüsteten König in seinen Unternehmungen aufzuhalten, den Römern aber zur Vollendung ihrer Rüstungen Zeit zu verschaffen. Denn die Gesandten richteten, wie er vorhergesehen, nichts aus, sondern mußten, so wie alle Macedonier, in dreißig Tagen Italien räumen.

Jetzt erst, nachdem er vergeblich eine kostbare Zeit verloren, zog Perseus sein Heer zusammen, und ging mit demselben über die Kambunischen Gebirge nach Thessalien, wo er bis Gonni vordrang, und durch Befestigung dieses Orts sich des Eingangs zum Paß von Tempe versicherte. Aber zu gleicher Zeit waren die Römer in Griechenland gelandet, und nach Thessalien gekommen. Zuerst traf die Reiterei beider Heere zusammen, und die Macedonier erhielten einen glänzenden Vortheil. Aber hier zeigte sich deutlich, daß Perseus der Mann nicht war, die Römer mit Erfolg zu bekriegen. Schon rückte der Phalanx an, den Sieg zu vollenden, da gab der unentschlossene König einem feigen oder verrätherischen Rathe Gehör, die Römer jetzt ziehen zu lassen, um sie einem ehrenvollen Frieden geneigter zu machen. Wirklich schlug er jetzt einen Vergleich vor, aber die Römer, bei denen es fester Grundsatz war, gerade im Unglück stolzer und kecker zu erscheinen, machten es sogar jetzt zur ersten Bedingung, daß der König sich und sein Reich der willkürlichen Entscheidung des Senats überlasse.

Der Krieg wurde also fortgesetzt, doch fiel in diesem Jahre nichts Entscheidendes mehr vor. Perseus ging nach Macedonien, der Consul nach Böotien in die Winterrastungen, wo das Heer sich solche Erpressungen erlaubte, daß der Senat die Erklärung erließ, Niemand

---

*) Die älteren Senatoren tadelten diese neue Weisheit als der alten Römischen Geradheit zuwider. Aber, sagt Livius (XLII, 47.), die Partei im Senat, welche das Nützliche höher hielt als das Würdige, behielt die Oberhand.

solle ohne seine ausdrückliche Verordnung den Römischen Feldherren etwas liefern *). Diese Behandlung mußte nothwendig dem Hasse gegen Rom neue Stärke geben; ja die Furcht minderte sich, da der Feldzug des zweiten Jahres (170) für Rom noch nachtheiliger war als der erste. Denn während des Winters, wo der Consul Hostilius Mancinus in Thessalien stand, und, durch die beschneieten Berge gehindert, Macedonien gar nicht angreifen konnte, bezwang Perseus die Dardaner und knüpfte mit Gentius Unterhandlungen an. Der Consul suchte indeß durch allerlei Künste zu wirken. Seine Gesandten reis'ten in den Griechischen Staaten umher, priesen die Milde des Senats, gaben aber zu verstehen, daß man genau wisse, wer eifrig und warm und wer saumselig und lau gegen Rom sey, um so Alle in eine besorgliche und unschlüssige Stimmung zu versetzen. Sie suchten einflußreiche Leute, die sich nicht unterwürfig genug zeigten, wie den Lykortas in Achaja, durch erdichtete Anklagen zu stürzen, und schleppten Verdächtige ohne weiteres nach Rom; Maaßregeln, welche freilich an vielen Orten den beabsichtigten Zweck erreichten, aber an anderen, wie z. B. in Epirus, die Bedrängten bewogen, förmlich zu dem Perseus überzugehen, überall wenigstens die heimlich für diesen gestimmte Partei vergrößerten, um so mehr, da auch im dritten Jahre des Krieges die Römer keine Fortschritte machten.

Der oben schon erwähnte Q. Marcius Philippus, in diesem Jahre (169) und zwar zum zweiten male Consul, ein mit jugendlichem Geiste ausgerüsteter Greis, machte einen sehr beschwerlichen Zug, selbst mit Elephanten, über das Thessalische Gebirge. Dieser Zug hätte ihm theuer zu stehen kommen können, ja es stand in des Perseus Gewalt, ihn hier zu vernichten; statt dessen aber wurde der König bei der Nachricht von dem Anmarsch des Feindes vom Schrecken so übermannt, daß er zurückwich und alle Vortheile seiner Stellung aufgab. Durch diese fast unglaubliche Thorheit und Feigheit ward es dem Consul möglich, wenigstens zunächst vorwärts in die Ebne zu dringen und sich mit der Römischen Flotte in Verbindung zu setzen, und, was noch wichtiger war, durch Eroberung der befestigten Plätze im Thal Tempe sich die Gemeinschaft mit dem fruchtbaren Thessalien zu

*) Aehnliche, vom Senat für gegründet erkannte, Klagen kamen aus Spanien, wo die Römischen Beamten die Bewohner zwangen, einen Theil ihrer Kornernte um einen willkürlich gesetzten Preis zu verkaufen.

eröffnen. Ohne dieses würde das Römische Heer bald dem drückendsten Mangel haben unterliegen müssen, da es vor den Augen des Feindes denselben Weg nicht wieder hätte zurückmachen können. Doch auch unter diesen Umständen konnte der Consul sich hier nicht behaupten, sondern mußte sich hinter den Enipeus zurückziehen, an dessen jenseitigem Ufer der König in einer fast unangreifbaren Stellung ihm gegenüber stand.

Noch immer war also für Perseus nichts verloren, wie selbst die Meinung der mit gespannter Erwartung harrenden übrigen Staaten zu erkennen gab; Rhodus, dessen Seehandel durch diesen Krieg freilich sehr litt, ward so keck, daß es die Römer in einem fast gebieterischen Tone zum Frieden aufforderte, welcher allerdings die beiden Mächte in einem für alle kleinere Staaten wünschenswerthen Gleichgewicht erhalten zu können schien. Ja selbst Eumenes, dieser so sehr erbitterte Feind des Perseus, fing an, einige Lauigkeit gegen Rom zu zeigen. Seine Flotte hatte, wie die Römer meinten, nichts geleistet, und unter dem Schein, die Gefangenen auswechseln zu wollen, unterhandelten beide Könige mit einander. Nur unverzeihlicher Geiz hinderte den Perseus, der seine Schätze doch nicht besser anwenden konnte als in dem Kampfe für seine Selbständigkeit, Eumenes gänzlich für sich zu gewinnen. Dieser Geiz raubte ihm noch andere Bundesgenossen. Die Bastarnen, ein wahrscheinlich Germanischer Volksstamm, welcher jenseits der Donau hausete, sandten ihm auf sein Ansuchen zehntausend Reiter und eben so viel Fußvolk; als er diesen aber den ersten Sold auszahlen sollte, erklärte er, daß er nur fünftausend gebrauchen könne, und auch diese wollte er nicht gleich befriedigen. Hierüber aufgebracht, zogen sie Alle wieder fort und verheerten auf ihrem Rückmarsche Thracien. Nicht anders behandelte er den Gentius. Dieser König hatte sich nach langem, zweideutigem Schwanken, gegen Hülfsgelder zu einem förmlichen Kriege gegen Rom anheischig gemacht; allein sobald er nun die beiden bei ihm befindlichen Römischen Gesandten ins Gefängniß geworfen hatte, ließ Perseus die mit dem Gelde beladenen Wagen, denen er absichtlich befohlen hatte, langsam zu fahren, wieder umkehren, da Jener nun doch wol gezwungen sey, sich zu vertheidigen. Er sah in seiner Verblendung nicht, daß er durch dieses Verfahren wenigstens die Kraft und den Eifer des Gentius lähmte.

Die Römer zeigten unter diesen Umständen eben so viel Ruhe als Klugheit. Sie schienen die Lauigkeit ihrer Bundesgenossen nicht

zu bemerken, damit sie desto mehr in jener Zweideutigkeit verharrten, welche ihnen nichts schadete, dem Perseus nichts nützte. Eben so wenig zeigten sie irgend ein geringeres Vertrauen zu ihrer Macht und ihrem vorigen Glück. Dieses trat denn auch in dem neuen Feldzuge (168) wieder in seinem alten Glanze hervor. Zuerst vernichtete der Prätor Anicius in dreißig Tagen das Bollwerk, welches Perseus sich durch den Gentius zu bilden gesucht hatte. Ein längst für einen solchen Fall bei Dyrrhachium und Appollonia versammeltes Römisches Heer trieb die Illyrischen Schaaren in die Flucht und nöthigte den in seiner Hauptstadt Skodra eingeschlossenen König zur Uebergabe.

Nicht so schnell, aber nicht minder glücklich, entwickelte sich der Kampf des Perseus selbst durch L. Aemilius Paulus. Dieser treffliche Mann hatte dreizehn Jahre vorher durch Siege über die Ligurier Ruhm erworben, dann sich in eine ehrenvolle Muße zurückgezogen, die er mit einer sorgfältigen Erziehung seiner Kinder ausfüllte. Jetzt, wo das Volk sehr unzufrieden war, daß ein so zaghafter Feind wie Perseus, den Römischen Waffen schon Jahre lang widerstehe, während durch die Unfähigkeit der Feldherren auch die Zucht bei den Untergebenen erschlaffte, richtete es seine Blicke auf ihn, der schon fast sechzig Jahre zählte, und wählte ihn zum Consul; der Erfolg zeigte, daß es sich nicht geirrt hatte. Aemilius, dem der Krieg in Macedonien zufiel, trat gleich mit aller der Würde und Festigkeit auf, welche der Retter des Nationalruhms zeigen mußte. Zuerst gingen Abgeordnete zum Heere, um eine genaue Kunde von dem Zustande desselben zu erhalten. Nachdem sie in Rom Rechenschaft abgelegt hatten, rüstete sich Aemilius zum Aufbruche. Bevor er die Stadt verließ, hielt er folgende Rede an das Volk, welche deutlich zeigt, wie sehr der alte Ernst und die Bedächtigkeit in Rom schon abgenommen hatten.

„Ich glaube bemerkt zu haben, Quiriten, daß ihr der Meinung seyd, der so sehr in die Länge gezogene Macedonische Krieg werde durch mich ein Ende, würdig des Römischen Namens, gewinnen. Allerdings sind die Vorbedeutungen günstig, und von mir kann ich versichern, daß ich mich mit aller Kraft bestreben werde, eure Erwartungen nicht zu täuschen. Nun glaubet aber auch künftig dem, was ich schreiben werde, und gebet keinen fliegenden Gerüchten Raum, welche die Gemüther beunruhigen und verwirren. Es giebt hier Leute in den Trinkgesellschaften, die Heere nach Macedonien führen und aufs genaueste wissen, wo die Lager, wo Verschanzungen anzubringen sind, durch

welche Pässe man hätte eindringen müssen, wo Magazine angelegt, wie die Zufuhr geleitet, wann geschlagen und wann ausgeruht werden müsse. Da wird über den Feldherrn abgeurtheilt, als ob er schon vor Gericht stände, und Jeder will ihn meistern. Das ist ein großes Hinderniß für einen Befehlshaber, und Wenige ertragen wol Spott und Tadel so gleichgültig, wie einst Fabius. Wol wünschte ich mir Belehrung und Rath, aber die ihn geben wollten, müßten bei mir seyn, meine Lage sehen, meine Gefahren theilen. Und ist nun Jemand unter euch, der sich zutraut, mir in dem Kriege, den ich führen soll, zu rathen, der mache sich auf mit mir nach Macedonien; er soll ein Schiff, Pferde, Zelt und Zehrung erhalten. Wer aber diese Mühe scheut, der befehle auch nicht von der Stadt aus, sondern schweige und bedenke, daß wir uns im Lager genügend berathen werden."

Auf ähnliche Weise erklärte er, als er nun bei dem Heere angelangt war, den Soldaten, sie möchten sich um nichts als um ihre Körper und Waffen bekümmern, für alles Uebrige aber den Feldherrn sorgen lassen. Zur Abstellung der eingerissenen Mißbräuche erließ er die gemessensten Anordnungen, und die Soldaten, die seinen ernsten und kräftigen Willen sahen, gehorchten pünktlich. Nun begann er den Krieg und vereitelte den Plan des Perseus, der sich auf seine Vertheidigungslinien stützte. Indem er nämlich einen Scheinangriff darauf machte, schickte er den Scipio Nasica über einige schwach vertheidigte, ihm durch Kaufleute angegebene Gebirgspässe in den Rücken des Macedonischen Heeres, so daß Perseus sich gezwungen sah, sein verschanztes Lager aufzuheben und sich zurückzuziehen. Schwankend zwischen den beiden Entschlüssen, entweder sein ganzes Land vor sich her zu verwüsten und sein Heer in die festen Städte zu vertheilen, oder den Römern zu einer Schlacht Stand zu halten, entschied sich Perseus endlich für das letzte. Vor den Wällen von Pydna wollte er für sein Reich und seine Ehre kämpfen, aber er that es nicht mit der festen Entschlossenheit, zu siegen oder zu sterben. Als es zur Schlacht kam, erfüllte der Anblick des dichtgeschlossenen Phalanx selbst den Aemilius, wie er nachher gestand, mit Staunen und Schrecken; er faßte sich aber, und wußte den Soldaten seine Gemüthsbewegung zu verbergen. Nachdem ein Angriff auf die Stirn des Phalanx zurückgeschlagen worden war, befahl der Consul den Seinen, wo sich Lücken in der feindlichen Schlachtordnung zeigen würden, einzudringen. Dies gelang. Der Phalanx, unwiderstehlich, wenn es darauf ankam, mit der zusammen-

geschlossenen Kraft der ganzen Masse vorwärts zu bringen, war verloren, wenn er sich theilen mußte, um einzelnen Seitenangriffen zu begegnen. Wie die Schlachtordnung aufgelöst war, hieben die Römer die Phalangiten, die sich nicht durch die Flucht retteten, allenthalben nieder. Perseus selbst war auf der Flucht voran; nach einer andern Nachricht hatte er gleich im Anfange des Treffens, einer erhaltenen Wunde wegen, das Schlachtfeld verlassen müssen. Die Folgen dieser schweren Niederlage waren vollkommen entscheidend. Ganz Macedonien verließ den König; zurückgewiesen von seinen eignen, eine Belagerung fürchtenden Städten, floh er mit seinem zur Unzeit gesparten Schatz von zweitausend Talenten, nach der Insel Samothrace in das dortige Heiligthum. Ein treuloser Kreter versprach ihm, ihn mit einem Theile seiner Schätze zu Schiffe an die Thracische Küste zu bringen; als aber das Geld eingeschifft war, segelte er davon, und ließ dem Perseus keine Wahl, als sich dem die Insel belagernden Römischen Befehlshaber zu ergeben, der ihn dem Consul zusandte.

Mit seiner Freiheit hatte Perseus für sich und sein Geschlecht den Thron von Macedonien verloren. Ueber das Schicksal des Landes bestimmte der Römische Senat. Im Eingange des Decrets heißt es: „Die Macedonier und Illyrier sollen frei seyn, um allen Völkern zu zeigen, daß die Römischen Waffen den Freien keine Knechtschaft, sondern den Knechten Freiheit brächten, und daß, wenn Rom mit Königen Krieg führe, der Ausgang den Römern Sieg, den Völkern Unabhängigkeit gewähre. Damit aber die schlechtgesinnte Menge die ihr zum Heil geschenkte Freiheit nicht in verderbliche Zügellosigkeit verkehre," solle Macedonien nicht eine Volksversammlung haben, sondern in vier Bezirke getheilt seyn, jeder mit einer besondern Versammlung.

Schon hieraus ging die wahre Absicht der Römer, die Macedonier ohnmächtig und unschädlich zu machen, hervor, und noch deutlicher zeigte sich dieses, als, nach der Ankunft von zehn Bevollmächtigten des Senats, Aemilius die vornehmsten Macedonier nach Amphipolis zu einer Versammlung beschied (167). Hier, umgeben von dem ganzen, den Besiegten schrecklichen Glanze der Römischen Hoheit, verlas er, von einem hohen Tribunal herab, den Beschluß des Senats. Er begann mit der Freiheitserklärung für Macedonien, dann folgte die Eintheilung in Kreise, weiter, daß sich Niemand außer dem Bezirke seines Kreises eine Frau nehmen, oder Grundstücke erwerben dürfe, daß die Gold- und Silberbergwerke nicht benutzt, und kein Salz einge-

führt werden sollte, endlich daß die Macedonier weder für sich noch für andere in ihrem Lande einen Baum zum Schiffbau fällen sollten. In einer zweiten Versammlung wurde ein Verzeichniß der Großen von Perseus' Hofe, der höheren Offiziere, Räthe und Beamten vorgelesen, welchen befohlen ward, Macedonien zu verlassen und nach Italien zu ziehen, bei Lebensstrafe, unter dem Vorwande, daß ihr höfischer und übermüthiger Sinn der neuen Freiheit gefährlich werden würde.

Von Amphipolis begab sich Aemilius nach Epirus, wo er einen empörenden Befehl des Senats auszuführen hatte, dies Land nämlich für seinen Uebertritt zum Perseus durch eine systematische Plünderung zu züchtigen. Er befahl in jeder Stadt zehn der angesehensten Bürger dafür zu sorgen, daß alles Gold und Silber auf öffentliche Plätze gebracht werde. Sobald dieses geschehen war, wurde den Soldaten das Zeichen zur Plünderung gegeben, worauf diese hervorbrachen, und sich aller übrigen Güter bemächtigten. Ungefähr siebzig Städte wurden auf diese Weise rein ausgeplündert, dann die Mauern niedergerissen, endlich hundert und funfzig tausend Einwohner als Sklaven weggeführt. An diesem fürchterlichen Beispiele sollten die Völker lernen, wie die Römische Regierung den Abfall bestrafe.

So bedeutend auch der Antheil war, der den Soldaten von dieser Plünderung zufiel, war doch ihre Habsucht noch nicht befriedigt. Sie verlangten auch einen Theil von der außerordentlich reichen Macedonischen Beute, und diese Stimmung des Heeres ward von den Feinden des Aemilius Paulus benutzt, sich seinem Triumphe zu widersetzen. Im schneidenden Gegensatz zu der altrömischen Gesinnung, klagten sie ihn an: er sey gegen die Truppen im Dienst zu streng, in der Belohnung zu karg gewesen. Allein die gerechte Sache siegte, und Aemilius hielt seinen Triumph mit einem Glanze, der alles in dieser Art bisher Gesehene übertraf. Eine nähere, aus dem Plutarch entlehnte Beschreibung desselben, mag hier zur Veranschaulichung dieser Festzüge eine Stelle finden.

Das Volk, heißt es dort, hatte auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt eine Menge von Schaugerüsten erbaut, um von denselben den Zug bequem ansehen zu können. Alle Zuschauer waren in festlichen Kleidern; alle Tempel waren geöffnet und mit Kränzen geschmückt, und strömten Düfte köstlichen Weihrauchs aus. Drei Tage dauerte das Fest. Der erste reichte kaum hin, um die in Griechenland weggenommenen Gemälde, Bildsäulen und andere treffliche Kunstwerke,

die auf zweihundert und funfzig Wagen prangten, durch die Straßen zu fahren. Am zweiten Tage kam die Reihe an die erbeuteten Waffen und Rüstungen, die im hellsten Glanze blitzten und strahlten. Man hatte Helme, Schilde, Harnische, Köcher, Pferdezäume u. s. w. sehr künstlich, doch scheinbar verworren über einander gepackt, und so, daß die dazwischen gestellten Schwerter und Lanzen überall hervorragten und grauenvoll an einander klirrten. Hinter diesen Wagen folgten dreitausend Männer, welche das gemünzte Silber in siebenhundert funfzig offenen Gefäßen trugen, und nach Diesen kamen andere Träger, beladen mit dem verarbeiteten Silber, mit Tischgeräthen, silbernen Bechern, Kannen und Schalen.

Der dritte Tag war der glänzendste von allen. Schon früh ließen sich die Trompeter mit kriegerischer Musik in den Straßen hören. Der Aufzug begann mit hundert und zwanzig fetten Opferthieren, denen man die Hörner vergoldet, und Nacken und Rücken mit Bändern und Kränzen verziert hatte. Jünglinge mit schön gestickten Binden, und Knaben mit goldenen und silbernen Opfergefäßen, begleiteten sie zum Altar. Hierauf folgten die Träger des gemünzten Goldes, das man erbeutet hatte, und welches in sieben und siebzig Gefäßen zur Schau getragen ward. Hinter diesen sah man eine große Opferschale, welche Aemilius von zehn Talenten Goldes hatte verfertigen und mit vielen Edelsteinen besetzen lassen, und eine große Menge goldner Becher und Gefäße aus dem Schatze des Perseus.

Hierauf ward der Wagen des Perseus vorbeigefahren, auf welchem seine Waffen und sein Diadem lagen. Dann kamen die gefangenen Kinder des Königs, die in ihrem zarten Alter die Größe ihrer Schmach noch nicht fühlten, und von ihren weinenden Erziehern angehalten wurden, ihre Hände flehentlich zu dem Volke emporzustrecken. Nun folgte Perseus selbst, mit niedergeschlagenen Augen, ganz verstört und verzweifelnd. Hinter ihm gingen seine mitgefangenen Freunde und Verwandten, traurig und beschämt, wie er selbst. Dann wurden wieder vierhundert goldene Kronen getragen, welche die Griechischen Städte als Geschenke dem Sieger durch Abgeordnete hatten reichen lassen. Nun endlich erschien auch Aemilius, gehüllt in ein prächtiges, golbgesticktes purpurnes Gewand und in der Hand einen Lorbeerzweig haltend. Er saß auf einem herrlichen Triumphwagen, und hinter ihm folgte zum Schlusse sein ganzes Heer mit Lorbeerreisern geschmückt. Den Soldaten sah man bei den Triumphen einige Ausgelassenheit nach, die

sich im Absingen von Spottliedern auf den siegenden Feldherrn zu äußern pflegte, der dadurch an die Schattenseite seines Glückes und Glanzes gemahnt wurde. Der unglückliche Perseus starb nicht lange nachher im Gefängnisse; seine Kinder fristeten ihr Leben kümmerlich. In einem zweiten Triumphe, den der Prätor L. Anicius über die Illyrier hielt, ward der König Gentius mit seiner Familie aufgeführt.

So unermeßlich bereichert hatten diese Siege Rom, daß von da an hundert vier und zwanzig Jahre von den Bürgern keine Vermögenssteuer gefordert wurde, durch welche sonst die Kriegskosten bestritten wurden. Mit diesem Reichthum griff auch die Sittenverderbniß schnell um sich; Geld war nun die Losung, und der schändlichste Geiz unterdrückte jede wahre Tugend. So viele Consuln, Prätoren, Unterbefehlshaber, Gesandte Rom in die Provinzen und fremden Länder schickte, so viele Völkergeißeln sandte es aus, und da die meisten dieser Aemter alljährlich neu besetzt wurden, so suchte Jeder seine Zeit so gut er konnte zu benutzen, und die Aussaugungen der bedrückten Provinzen erneuerten sich von Jahre zu Jahre. Enthaltsamkeit und Gerechtigkeit hatten längst aufgehört, Charakterzüge der Römer zu seyn, und seit der nähern Bekanntschaft mit den ganz entarteten Griechen hatten auch die bisher so bindenden religiösen Gefühle sehr viel von ihrer Stärke verloren. Von Zeit zu Zeit faßte der Senat Beschlüsse, um dem einreißenden Verderben zu steuern, aber sie wurden immer kraftloser und unwirksamer.

---

84. Mißhandlung Syrien's, Aegypten's und Griechenland's.

Es war den Römern sehr erwünscht, daß, während ihres Kampfes mit dem Perseus, der Syrische König Antiochus Epiphanes, statt Macedonien zu unterstützen, einen Krieg gegen Aegypten begonnen hatte. Da er sich dort erobernd ausbreitete, und Aegyptische Gesandte in Rom hülfeflehend erschienen, fertigte der Senat zwar eine Gesandtschaft ab, die den Antiochus vom Kriege abmahnen sollte, aber diese wartete auf dem Wege so lange, bis Perseus besiegt war, um alsdann eine desto entschiedenere Sprache führen zu können. Jetzt vollendeten die Gesandten, an deren Spitze C. Popillius Länas, ein strenger und harter Mann, stand, ihre Reise und trafen den Antiochus in der Nähe von Alexandria. Der König wollte dem Popillius die Hand reichen,

allein der stolze Römer übergab ihm erst den Senatsbeschluß. Antiochus las ihn und erwiederte, er wolle die Sache mit seinen Räthen in Ueberlegung ziehn. Mit gebieterischer Miene zog hierauf der Gesandte mit seinem Stabe einen Kreis in den Sand um den König her, und sagte: „Noch ehe du aus diesem Kreise trittst, muß ich deine Entschließung wissen.“ — „Ich werde thun was der Senat verlangt,“ antwortete der bestürzte König nach einigem Besinnen, und nun erst reichte ihm Popillius die Hand. Antiochus zog seine Truppen aus Aegypten, und gab alle Eroberungen zurück. Seine Gesandten in Rom, die wegen des Sieges über Perseus Glück zu wünschen kamen, mußten dem Senat sagen, der Friede, den die Römer dem Könige auferlegt hätten, sey ihm vorzüglicher, als alle Siege, und den Befehlen der Römischen Gesandten habe er wie denen der Götter selbst gehorcht. So beugte sich seit dem Sturze des Perseus Alles zu williger Dienstbarkeit.

Eumenes würde für seine Hinneigung zu Perseus mit dem Verluste der Hälfte seines Reiches bestraft worden seyn, wenn sein Bruder Attalus, den er nach Rom gesandt hatte, unedel genug gewesen wäre, die geheimen Anerbietungen, die ihm dort gemacht wurden, zu benutzen. Indeß wurde Jener durch allerlei Anordnungen in Asien beeinträchtigt und gekränkt. Mit offenbarem Zorne wurden die Rhodier behandelt. Diese waren bei der Nachricht von der Schlacht bei Pydna von der größten Bestürzung ergriffen worden. Als Popillius auf seiner Reise nach Alexandria zu ihnen kam, und ihnen mit seiner rauhen Strenge ihr Betragen vorhielt, verurtheilten sie alle ihre Mitbürger, die etwas zu Gunsten des Perseus gethan oder auch nur geredet hatten, zum Tode. Jetzt gingen ihre Gesandten nach Rom, fanden aber dort die Gemüther höchst erbittert gegen ihre Republik. Der Prätor Thalna trug sogar beim Volke auf Krieg gegen sie an. Nur nach langem Bitten und Flehen erlangten sie es, vor den Senat gelassen zu werden. Beim Eintritt warfen sie sich weinend zur Erde nieder, und erst auf den Ruf des Consuls erhoben sie sich, um ihre Vertheidigungsrede zu beginnen. Als nun abgestimmt wurde, zeigten sich Viele noch immer durchaus feindlich gegen sie, bis Cato das Wort für sie ergriff. Diese Rede stand in Cato's für uns verlornen Büchern von den Urgeschichten, doch haben sich noch einige Bruchstücke daraus erhalten *). „Ich glaube wol, sagte er unter Anderm, daß den

*) Bei Gellius, VII, 3.

Rhodiern ein solcher Lauf des Krieges und die Besiegung des Perseus nicht erwünscht waren. Aber so dachten nicht bloß sie, sondern auch viele andere Staaten und Völker. Und diesen Wunsch haben sie wol nicht aus Freude an unserer Schmach gehegt, sondern sie fürchteten, daß, wenn Niemand mehr sey, den wir scheuten, und wir Alles nach unserm Belieben einrichten könnten, sie in unsere Knechtschaft fallen würden. Auch haben sie ja dem Perseus niemals offnen Beistand geleistet. Das Stärkste, was gegen sie gesagt werden kann, ist, daß sie ihm Beistand leisten wollten. Wer unter uns würde es für billig halten, bestraft zu werden für das, was er thun gewollt? Welches Gesetz ist so streng, daß es eine Geldstrafe auf den Willen, dies oder jenes zu thun, legte?" Diese Beredsamkeit wandte den Untergang von den Rhodiern ab. Es wurde ihnen indeß befohlen, Lycien, Karien und noch zwei andere Städte, die sie schon früher besessen hatten, wieder zu räumen. Ein so herber Verlust dies auch war, so hatte man in Rhodus so Schlimmes erwartet, daß die Nachricht des Senatsbeschlusses große Freude erregte. Die Rhodier bemühten sich jetzt um das, was sie früher, um sich nicht die Hände zu binden, sorgfältig vermieden hatten, um einen förmlichen Bundesvertrag mit Rom, aber die Annahme dieser Anerkenntniß ihrer Abhängigkeit wurde nun als eine Gunst betrachtet, die ihnen erst nach langem Bitten, und als sich der Senat von ihrer völligen Unterwürfigkeit überzeugt hatte, gewährt ward.

Tiefere Erniedrigung und herberes Leid erfuhren die beiden Griechischen Bünde. Empörend wüthete die Römische Partei gegen die Bessergesinnten, gegen Alle, welche nur leise Wünsche für Perseus gehegt, und nicht minder empörend wurden sie von den Römern unterstützt. Als Aemilius Paulus durch Griechenland reis'te, erschienen Aetolische Gesandte vor ihm mit der Klage, daß jene Partei mit Hülfe Römischer Soldaten fünf hundert und funfzig der Vornehmsten hingerichtet, Andere aus dem Lande getrieben habe. Als die Sache vor die Römischen Bevollmächtigten kam, billigten diese schamlos den Frevel, denn sie sahen, wie Livius selbst sagt, auf die Partei, nicht auf Recht oder Unrecht *). Dieser Spruch erfüllte die Schlechtgesinnten in den anderen Städten mit maaßloser Frechheit. Sie gaben dem

*) In qua cognitione magis, utra pars Romanis, utra regi favisset, quaesitum est, quam utri fecissent injuriam, utri accepissent. XLV, 31.

Römischen Feldherrn die Namen derer an, welche heimliche Freunde des Perseus gewesen seyn sollten, und auf diese Angabe hin wurden die besten Männer in Aetolien, Akarnanien, Epirus und Böotien nach Italien geführt.

Unter den Achäern machte Kallikrates, einer der verrätherischesten Buben, die Griechenland je erzeugt, den Angeber. Aber man war in Verlegenheit, einen Vorwand zu finden. Die Achäer hatten alle übernommene Verpflichtungen treulich erfüllt, und es fand sich nicht der geringste Beweis gegen sie. Es gingen daher zwei besondere Bevollmächtigte nach Achaja, um ohne Weiteres einen vernichtenden Gewaltstreich auszuführen. Sie erschienen in der Bundesversammlung und verlangten von ihr ein Todesurtheil gegen alle die, welche dem Perseus irgend beigestanden, ohne ihre Namen zu nennen. Als man hierauf drang, sagte einer der beiden Römer es sind alle, welche die Strategie geführt haben. Hierauf erhob sich Xenon, einer der angesehensten und würdigsten Achäer, und sagte: „Ich bin auch Strateg gewesen, war aber nie den Römern feindselig noch dem Perseus zugethan. Darüber will ich mich jeder Untersuchung unterwerfen hier oder in Rom." — Wohlan, sagte der Römer, dieses Wort sogleich ergreifend, die Angeklagten sollen nach Rom. Und hierauf wurden alle, die auf der Liste des Kallikrates standen, die edelsten Männer der Bundesstädte, mehr als tausend an der Zahl, nach Rom gebracht. Unter ihnen war der berühmte Geschichtschreiber Polybius. Kallikrates wurde ein solcher Gegenstand allgemeinen Abscheus, daß selbst die Kinder, wenn sie aus der Schule kamen und ihm begegneten, laut riefen: Verräther! Verräther!

Ohne irgend Gehör zu erlangen, wurden die Angeklagten nach Etrurien geschickt, und dort in verschiedne Städte vertheilt. Einer Gesandtschaft des Achäischen Bundes, die um Untersuchung bat, antwortete der Senat, verlegen und höhnisch zugleich, er wundere sich über dieses Begehren, da sie ja selbst diese Männer schon gerichtet hätten. Indeß ließ der Bund nicht ab, von Zeit zu Zeit neue Gesandtschaften zu schicken, aber lange ohne Erfolg. Erst nach siebzehn Jahren, als wiederum im Senat darüber verhandelt wurde, erhob sich Cato und sagte: Als ob wir sonst nichts zu thun hätten, sitzen wir den ganzen Tag da, zu untersuchen, ob einige Griechische Greise von unsern Todtengräbern beerdigt werden sollen, oder von Achäischen. Die-

ser rechtzeitige Scherz bewirkte, daß die Rückkehr endlich gestattet ward, aber von den Tausend waren nur noch dreihundert am Leben.

Als Perseus gefallen war, wetteiferten die Könige in knechtischer Unterwürfigkeit. Der König Prusias von Bithynien, der an Leib und Seele gleich häßlich war, ging in der Tracht der Sklaven, denen die Freiheit geschenkt wird, den Römischen Gesandten entgegen, und nannte sich einen Freigelassenen des Römischen Volkes. Als er späterhin selbst nach Rom kam, küßte er beim Eintritt in den Senat die Schwelle, und nannte die Senatoren seine rettenden Götter. Masinissa blieb in diesen kriechenden Schmeicheleien nicht zurück. Er schickte seinen Sohn nach Rom, welcher erklären mußte, sein Vater sey durch zweierlei beschämt; daß ihn der Senat um Beihülfe zum Kriege gebeten, und es nicht befohlen habe, und daß er ihm für das gelieferte Korn Geld geschickt, da doch sein ganzes Reich der Römer Eigenthum sey, und ihm genüge, was der Senat ihm übrig lasse.

Diese und ähnliche Aeußerungen der von allen Seiten nach Rom zusammenströmenden Gesandten der Fürsten und Völker zeigen deutlich, in welchem Grade jetzt Rom's Uebermacht anerkannt wurde, und daß es völlig unangreifbar und unerschütterlich erschien. Kein Feind war mehr zu fürchten, und es bedurfte für den Senat nur einer gewandten und die Leidenschaften der Gegner arglistig benutzenden Staatskunst, um die noch vorhandenen Kräfte der übrigen Staaten vollends zu brechen. Er theilte (162) das Aegyptische Reich unter die beiden Brüder Ptolemäus Philometor und Physkon (Th. II. S. 224), um desto sicherer über das Ganze zu herrschen. Nachdem Antiochus Epiphanes von Syrien gestorben war (164), hielt der Senat dessen Neffen, den Demetrius, der als Geisel zu Rom lebte und das nächste Recht auf den Thron hatte, zurück, damit der unmündige Sohn des Epiphanes, Antiochus Eupator, König wurde, und das unter einem Kinde stehende Syrische Reich leichter in Ohnmacht zu erhalten sey. Dies noch sichrer zu erreichen, ordnete der Senat Gesandte ab zur Mitverwaltung Syrien's während der Minderjährigkeit des Königs. Sie hatten den Auftrag, die Syrischen Kriegsschiffe verbrennen und den Elephanten die Sehnen durchschneiden zu lassen, überhaupt die Machtmittel des Hofes so viel als möglich zu schwächen. Dies erregte eine solche Erbitterung, daß einer der Gesandten, Cn. Octavius, erschlagen ward. Demetrius entfloh bald nachher aus Rom, dem Senate wol nicht ungelegen, weil nun in Syrien ein Bürgerkrieg entstand. Er gewann die Oberhand

ließ den Eupator hinrichten, bestieg den Thron, und wurde von den Römern endlich auch anerkannt. Nach seinen Zeiten begann im Syrischen Reiche eine solche Verwirrung (Th. II. S. 228.), daß die Römer keine Erhebung desselben mehr fürchten konnten.

---

85. Der dritte Punische Krieg; Zerstörung von Karthago.

(149—146 vor Chr.)
(605—608 d. St.)

Bisher hatte Rom die Pläne seiner unersättlichen Herrschsucht noch mit dem, in seiner Nichtigkeit freilich leicht erkennbaren, Scheine von Großmuth und Uneigennützigkeit zu verhüllen gesucht. Jetzt warf es diese lästige Larve ab, und zeigte, besonders in der Behandlung Karthago's, die unedelste und kleinlichste Eifersucht.

Seit dem zweiten Punischen Kriege waren die Karthager unaufhörlichen Beeinträchtigungen von Seiten des Masinissa ausgesetzt. Er entriß ihnen einen wichtigen Landstrich nach dem andern, und wenn die Karthager, da sie dem Friedensschluß zufolge keinen Krieg anfangen konnten, bei den Römern Klage führten, so entschieden diese unversöhnlichen Feinde Karthago's stets für Masinissa, den sie auf alle Weise begünstigten. Bei einer solchen Gelegenheit kam auch Cato als Gesandter nach Karthago, und erstaunte, als er sah, wie die Stadt sich wieder gehoben, und in welchem blühenden, ja streitbaren Zustande sie war. Dies schärfte seinen, Römischen Gemüthern ohnehin tief eingewurzelten Haß gegen die alte Nationalfeindin aufs höchste. Er schilderte im Senate die Gefahr, die von der wiederauflebenden Macht Karthago's drohe. Am Ende der Rede ließ er, wie erzählt wird, einige Feigen aus seiner Toga fallen, und rief, als man die Schönheit und Größe derselben bewunderte: „wisset, daß sie erst vor drei Tagen in Karthago gepflückt sind. So klein ist der Zwischenraum, der uns von diesem Feinde trennt.“ Ja er schloß, von dieser Zeit an, jede seiner Reden im Senate, wovon sie auch immer handeln mochten, mit den Worten: „und endlich sage ich noch, Karthago muß zerstört werden.“ Ihm widersprach stets Scipio Nasica, ein Sohn des (oben S. 12.) genannten, weil es ihm sehr gefährlich schien, das verderbliche Gefühl der Sicherheit Rom's durch den Untergang dieser Stadt noch höher zu steigern; wie es denn auch eine Bemerkung mehrerer einsichtsvoller Ge-

schichtschreiber ist, daß in Rom, als es nach der Zerstörung Karthago's von jeder Besorgniß frei war, Uebermuth, Zügellosigkeit und alle Laster schnell und unaufhaltsam überhand genommen haben.

Im Karthagischen Staate hatte die Lage der Dinge drei verschiedene Parteien erzeugt. Einige glaubten, nur in der völligen Hingebung an Rom Heil und Sicherheit zu finden; Andere schlossen sich dem Masinissa an; noch Andere haßten beide Dränger, hatten noch Glauben an eigne Kraft und hofften sich selbständig wieder zu erheben. Von diesen drei Parteien siegte endlich die letzte. Das Volk vertrieb die Anhänger des Masinissa aus der Stadt, und als dieser ihre Zurückberufung verlangte, kam es zum Kriege (151). Allein der Kampf entschied sich bald zum Nachtheile der Karthager. Der neunzigjährige Masinissa schloß ihr auf acht und funfzigtausend Mann angegebenes Heer ein, und brachte es in solche Noth, daß Karthago alle seine Forderungen bewilligen, sich zu einer Zahlung von fünftausend Talenten verpflichten, und die Vertriebenen wieder aufnehmen mußte.

Man sollte glauben, daß dieser Ausgang die Römer über die Gefährlichkeit Karthago's vollends hätte beruhigen müssen, allein er entband gerade allen Haß, und Cato drang jetzt mit seinem Vorschlage zu einem Vernichtungskriege durch, der zugleich alle Ehrgeizigen und Beutelustigen lockte. Utika, welches sich den Römern zu ergeben eilte, beschleunigte diesen Entschluß, indem es den Krieg erleichterte. Die Karthager, im höchsten Grade erschreckt, schickten Gesandte nach Rom, welche den letzten Krieg mit Masinissa als das Werk einer Partei darstellten, und alle Schuld auf die Feldherren schoben. Da sie keine andere Antwort erhielten, als die, die Karthager möchten selbst zusehen, welche Genugthuung sie den Römern schuldig wären: so schickten sie (149) abermals Abgeordnete, die ihren Staat dem Römischen Volke mit einer Formel übergaben, welche dieses zum unumschränkten Herrn desselben machte *). Unterdeß waren die beiden Consuln dieses Jahres Man. Manilius und L. Marcius Censorinus schon mit einer Flotte und einem Heere von vier und achtzigtausend Mann nach Sicilien abgegangen. Der Senat erklärte den Gesandten, die Karthager hätten nun den rechten Weg ergriffen, versicherte sie ihrer Freiheit, ihrer Gesetze und ihres ganzen Landes, erwähnte aber mit absichtlicher Zweideutigkeit der Stadt nicht. Nur forderte er dreihundert Kinder der Vornehmsten

*) Se suaque omnia populi Romani potestati permittere.

als Geiseln. Die Karthager erfüllten diese Bedingung und überlieferten die Kinder, aber die Consuln, anstatt nun mit ihren Heeren zurückzugehen, erklärten: das Uebrige, was die Beendigung des Krieges beträfe, sollten sie in Utika hören.

Mit steigender, durch die Qualen der Ungewißheit vergrößerter Unruhe, sah man in Karthago der furchtbaren Landung entgegen. Auf der alten Lagerstelle des Scipio, umgeben von dem zur Schau aufgestellten Heere, auf einem Throne sitzend, empfing Censorinus die Karthagischen Gesandten. Er lobte sie für die schnelle Uebergabe der Geiseln, fügte aber sogleich eine neue harte Forderung hinzu, sie sollten ihre Waffen ausliefern, da sie ja bei aufrichtiger Friedensliebe keiner bedürften. Auch zu dieser Aufopferung, die sie unbedenklich für die letzte hielten, verstanden sich die Bedrängten und übergaben dem dazu befehligten Scipio Nasica 200,000 volle Rüstungen, an zweitausend Wurfmaschinen und eine zahllose Menge von Wurfspießen und Pfeilen, auch die Flotte, welche die Consuln vor den Augen der Stadt verbrannten. Aber dem furchtbaren Hasse der Römer war noch immer kein Genüge geschehen. Nur entwaffnet sollten die Karthager erst seyn, um auch das Schrecklichste dulden zu müssen. Mit finsterm Blick ermahnte sie Censorinus, nun noch die letzte Forderung zu erfüllen. Sie sollten ihre Stadt Karthago, welche die Römer zu zerstören beschlossen, verlassen, und sich achtzig Stadien tiefer in das Land, wo sie wollten, ansiedeln. Das Meer, fügte Censorinus mit tief verletzendem Hohne hinzu, verführe wegen der Leichtigkeit des Erwerbes nur zu Ungerechtigkeiten, das Land gewähre dagegen wenn gleich geringern, doch sicherern Gewinn. Auch werde ihnen fern von dem Meere und mit der Vernichtung ihrer städtischen Denkmäler die stachelnde Erinnerung ihrer vorigen Größe verschwinden, in welcher Vergessenheit allein das Heilmittel ihres Unglücks und die Möglichkeit einer dauernden Freundschaft mit Rom liege.

Die letzten Worte des Consuls wurden von dem Jammergeschrei der Karthager unterbrochen. Mit den Gebehrden der Verzweiflung fluchten sie den Römern, und riefen die Götter an, Rächer des schrecklichen Betruges zu werden. Als die Trauerbotschaft nach Karthago kam, beseelte Alle nur e i n e Empfindung und e i n Wille, der Rache und der Vertheidigung bis zum Tode. Obgleich entwaffnet und von dem mächtigen Feinde an ihren Thoren bedroht, wollten sie doch für ihre alte, heißgeliebte Vaterstadt und für die theuren Denkmäler ihrer Vorfahren die letzte Kraft aufbieten. Die empörende Forderung ward

einmüthig verweigert; entschlossen sahen alle Bewohner dem heißen Kampfe und der Belagerung entgegen. Mit außerordentlicher Anstrengung suchten sie den Mangel der Waffen zu ersetzen, die auch nicht alle ausgeliefert waren *). Männer und Weiber, Jung und Alt, waren unablässig, ohne sich selbst in der Nacht Ruhe zu gönnen, bei der Bereitung neuer Vertheidigungsmittel geschäftig. Die Tempel und öffentlichen Gebäude wurden in Werkstätten verwandelt; alles Metall ward zusammengetragen, um Waffen daraus zu schmieden; die Weiber gaben ihr Haar zu Seilen her. Der früherhin wegen des Krieges gegen Masinissa, aus Furcht vor den Römern, verbannte Hasdrubal ward wieder zurückgerufen; mit einem Heere von zwanzigtausend Mann, das er um sich gesammelt hatte, sollte er außerhalb der Stadt die Vertheidigung lenken, während ein anderer Hasdrubal, ein Verwandter des Masinissa, in der Stadt befehligte. Blieben gleich alle diese Anstrengungen zuletzt fruchtlos, so haben die Karthager doch den unsterblichen Ruhm davon getragen, nach der außerordentlichsten Gegenwehr als Helden gefallen zu seyn.

Die Römischen Consuln, die von der Ohnmacht Karthago's nichts mehr fürchteten, oder wähnten, daß bald Furcht an die Stelle der Verzweiflung treten werde, zauderten lange Zeit unthätig. Endlich schritten sie zum Angriff von zwei Punkten, von der See- und Landseite. Allein sie fanden an beiden Stellen tapfern Widerstand, ja das Landheer erlitt durch einen Ausfall aus der Stadt, und ein anderes mal bei einem Angriff auf Hasdrubal, der mit seinem in der Nähe befindlichen Heere den Römern die Zufuhr abschnitt, bedeutenden Verlust, und würde vielleicht aufgerieben worden seyn, wenn nicht P. Cornelius Scipio Aemilianus, der als Tribun in dem Heere diente, dasselbe durch Klugheit und Tapferkeit vom Verderben gerettet hätte **). Um diese Zeit starb Masinissa. Vor seinem Tode hatte er dem Scipio die Verfügung über die Theilung seines Erbes unter seine Söhne übertragen.

---

*) Zonaras sagt dies ausdrücklich.

**) Der alte Cato wandte bei dieser Gelegenheit auf den Scipio einen Homerischen Vers an, wo Circe dem Odysseus den in der Unterwelt hausenden Seher Tiresias schildert (Od. X, 495):

Er allein hat Verstand, die Andern sind irrende Schatten.

Dieser Scipio war ein Sohn des berühmten Aemilius Paulus, und von einem Sohne des großen Scipio Africanus adoptirt worden. Daher man ihm nach Römischer Sitte den Namen Scipio Aemilianus beigelegt hat.

Das Reich blieb ein Ganzes; Scipio gab dem ältesten Sohne, Micipsa, den Königstitel und die innere Regierung, dem zweiten, Gulussa, die Kriegsmacht und die Entscheidung über Krieg und Frieden, dem dritten, Mastanabal, die höchste Aufsicht über die Gerechtigkeitspflege. Gulussa führte den Römern sogleich die unentbehrlich gewordenen Numidischen Reiter zu.

Als im folgenden Jahre (148) der mit dem Kriege in Africa beauftragte Consul, L. Calpurnius Piso, weder gegen die Stadt noch gegen Hasdrubal etwas ausrichtete, und die mit Hoffnungen erfüllten Karthager schon Mauritanien aufwiegelten, ward man in Rom wegen dieses Krieges besorgter, und erwartete bald nur von Scipio's Führung einen schnellen und glücklichen Ausgang. Als dieser nach Rom gekommen war, sich um die Würde eines Aedils zu bewerben, wählte ihn das Volk einmüthig zum Consul für das folgende Jahr, trotz des Gesetzes, kraft dessen Keiner Consul werden konnte, der nicht erst Aedil und Prätor gewesen und das vierzigste Jahr erreicht hatte. Auch wurde ihm, ohne daß er loosen durfte, der Krieg in Africa übertragen. Bevollmächtiget, so viele Freiwillige als ihm gut dünke, mitzunehmen, von den verbündeten Fürsten so viel zu fordern als er wolle, und eine neue Aushebung zu veranstalten, brachte Scipio eine große Verstärkung nach Africa hinüber (147), und stellte unter dem Heere, welches er vorfand, die Kriegszucht wieder her, denn die Soldaten desselben hatten den Kampfruhm der alten Zeit in Raub- und Plünderungssucht untergehen lassen. Hierauf schritt er zum Angriffe.

Karthago lag auf einer Halbinsel, welche nur auf der Westseite mit dem festen Lande zusammenhängt. Hier ließ Scipio ein großes Bollwerk erbauen, und schnitt der Stadt dadurch alle Gemeinschaft mit dem Lande ab. Eben so wollte er ihr nun durch einen mühsam aufgeführten Damm den Hafen und somit den Zugang zum Meere verschließen; doch die Karthager gruben mit rastloser Anstrengung einen neuen Hafenausgang. Nun eroberte Scipio aber alle festen Oerter, welche die Karthager noch außerhalb der Stadt besetzt hielten, und unterwarf sich das ganze Landgebiet, so daß die Zufuhr nur noch aus entfernten Gegenden übers Meer hergebracht werden konnte. Hasdrubal's Unverstand kam ihm dabei zu Hülfe, denn den bisherigen Befehlshaber in der Stadt, der wegen seiner Verwandtschaft mit Gulussa verdächtig war, hatte er verdrängt, und sich mit dem besten Theile seines Heeres in die Stadt gezogen, wodurch das Landgebiet Preis gegeben

und in der Stadt der schon fühlbare Mangel durch die Truppen vermehrt wurde.

Im Frühling des folgenden Jahres (146) machte nun Scipio zur Eroberung der Stadt die ernstlichsten Anstalten. Der Hafen, Kothon genannt, wurde erstürmt, und nun drangen die Römer in die durch keine Befestigung von diesem getrennte Stadt. Den Karthagern blieb nichts mehr übrig, als die innerhalb der Stadt liegende feste Burg Byrsa. Drei mit hohen Häusern besetzte Straßen, welche nach dieser Burg führten, wurden von ihnen mit der ganzen Kraft *eines* verzweifelnden Volkes vertheidigt. Da befahl Scipio die Häuser in Brand zu stecken, und bahnte sich so den Weg durch die rauchenden Trümmer, über Haufen von zertretenen, verschütteten, verstümmelten und verbrannten Leichnamen.

Sechs Tage und sechs Nächte hatte dieser fürchterliche Kampf gedauert, als endlich die Burg erreicht war. Da baten funfzigtausend Männer und Weiber, welche sich dorthin geflüchtet hatten, um Gnade, und erhielten sie. Nur Neunhundert, meist Römische Ueberläufer, und Hasdrubal mit seiner Familie, vertheidigten sich noch in einem auf der höchsten Spitze stehenden Tempel, und endeten zuletzt in den Flammen des von ihnen selbst angezündeten Gebäudes ihr Leben, Hasdrubal ausgenommen, welcher selbst durch seiner Gattin Beispiel zu einem solchen Muthe nicht hatte vermocht werden können, sondern es ertrug, von Scipio begnadigt, sein Vaterland zu überleben. Von 700,000 Einwohnern, welche Karthago früher gezählt hatte, waren bei weitem die *meisten* in der Belagerung umgekommen. Mehrere Tage ward den Soldaten erlaubt zu plündern, nachdem vorher die kostbarste Beute, besonders die heiligen Weihgeschenke, ausgesucht war, welche auf einem besondern Schiffe nach Rom gesandt wurde. Als Scipio die dunkelrothe, himmelanfliegende Lohe der untergehenden Stadt sah, die länger als ein halbes Jahrtausend das Meer beherrscht hatte, und nun in einer vierzehntägigen Feuersbrunst in Asche sank, sprach er, mit einem ahnenden Blick auf das künftige Schicksal Rom's, zu dem ihn begleitenden Polybius die Homerischen Verse (Il. IV, 164.):

> Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
> Priamos selbst, und das Volk des lanzenkundigen Königs!

Rom dagegen empfing die Siegesnachricht mit unendlicher Freude, deren der nur kurz vorher gestorbene Cato nicht mehr theilhaftig ward, und frohlockte über den Untergang eines Staats, „mit welchem durch

hundert und achtzehn Jahre ununterbrochen, entweder Krieg oder Vorbereitung zum Kriege, oder ein unsicherer Friede gewesen war, und gegen den der Haß auch über die Furcht hinausgedauert hatte;" daher denn auch der Platz der gänzlich vernichteten Stadt geebnet, und durch eine feierliche Verwünschung zu einer ewigen Wüste bestimmt ward. Das Gebiet der Karthager, mit Ausnahme einiger an Utika und Numidien abgetretener Striche, ward zu einer Römischen Provinz gemacht.

---

36. Krieg wider den Achäischen Bund; Zerstörung Korinth's.

(147—146 vor Chr.)
(607—608 d. St.)

In derselben Zeit, wo Rom seine vordem gefährlichste Nebenbuhlerin vernichtete, kämpften andere Feldherren desselben gegen Macedonien und Achaja. In dem erstern Lande stand ein Abenteurer, Namens Andriskus, ein Mysier von niedrer Herkunft, unter dem Namen Philipp auf, und gab sich für einen Bastard des Perseus aus. Mit Hülfe einer Schaar tapferer Thracier unterwarf er sich ganz Macedonien, und wurde von einem großen Theile der Einwohner freudig aufgenommen. Der Prätor P. Juventius Thalna, den die Römer gegen ihn sandten (149), wurde geschlagen, und kam selbst im Treffen um. Erst dessen Nachfolger, der Prätor Q. Cäcilius Metellus, überwand den Andriskus in zwei Schlachten, bekam ihn selbst in seine Gewalt (148), und machte Macedonien zur Provinz. Zwei andere Betrüger versuchten es noch, eine ähnliche Rolle zu spielen, aber mit noch schlechterem Glücke als Andriskus.

Die Behandlung, welche das dem Scheine nach noch unabhängige Griechenland erfuhr, war ganz im Sinne jener arglistigen und treulosen Staatskunst, welche Rom zur Befriedigung seiner unersättlichen Habgier jetzt übte. Hier aber traten ihr nicht, wie in Karthago, eine großartige Verzweiflung, sondern Leidenschaft und verwegner Ungestüm ohne Kraft und Tüchtigkeit, entgegen. Die Römer gaben den inneren Zwistigkeiten, welche leider durch die ganze Geschichte der Griechen gehen, Nahrung; es entstand wieder ein Krieg zwischen Sparta und dem Achäischen Bunde. Von beiden Theilen ward in Rom geklagt, wodurch dieses wieder Gelegenheit bekam, Abgeordnete als Schiedsrichter nach Griechenland zu schicken (148). Diese verkündeten auf einer Versammlung

zu Korinth den Befehl des Senats, daß Sparta, Korinth, Argos und noch zwei andere Städte von dem Bunde abgesondert werden sollten. So wollte man abermals durch schlaue Trennung ein Volk zur völligen Ohnmacht führen! Als dies die zu Korinth versammelte Menge hörte, fiel sie über die dort befindlichen Spartaner her, und schleppte sie ins Gefängniß; einige wurden sogar auf der Stelle getödtet. Kaum entgingen die Römischen Abgeordneten der Wuth der Gereizten.

Der Senat blieb bei dieser Nachricht ungewöhnlich ruhig und versöhnlich, und schickte neue Abgeordnete, welche zwar die ausgesprochne Auflösung des Bundes nicht widerriefen, aber doch auch keine harte Sprache führten. Man konnte glauben, daß diese seltne Milde ihren Grund in den drei Kriegen hatte, die Rom damals gegen Karthago, Spanien und Macedonien zugleich führte, und die der Senat wol nicht gern durch einen vierten vermehren mochte. Wenigstens hatten Diäus und Kritolaus, die leidenschaftlichen Häupter aller Römerfeinde unter den Achäern, diese Ansicht, und bewogen daher die Bundesversammlung, dem Worte nach den Spartanern, in der That aber den Römern, den Krieg anzukündigen. Die Thebaner und Chalcidier schlossen sich dem Bunde an. Kritolaus, in diesem Jahre Strateg, wandte sich zuerst gegen das widerspenstige Heraklea am Oeta (146). Aber Metellus, der indeß Macedonien beruhigt hatte, und diesen Krieg gern vor der Ankunft des Consuls Mummius entscheiden wollte, rückte ihm mit seinem Heere entgegen. Kritolaus hob sogleich die Belagerung auf, und wich furchtsam zurück, Metellus aber ereilte ihn in Lokris*), und zwang ihn zu einer Schlacht, in welcher die Griechen eine gänzliche Niederlage erlitten. Von Kritolaus ist es ungewiß, ob er auf der Flucht umgekommen, oder sich selbst durch Gift getödtet hat. An seine Stelle trat, nach einem Herkommen der Achäer, der vorjährige Strateg Diäus, welcher mit gleicher Heftigkeit den Kampf fortzusetzen beschloß. Er ließ zwölftausend der kräftigsten Sklaven ausheben, und zwang die Reichen zu starken Geldbeiträgen, auch mußte alle freie junge Mannschaft bei Korinth sich sammeln. Da aber der Kampf nicht aus der Begeisterung des ganzen Volks für Selbständigkeit und Freiheit hervorging, so brachten diese gewaltsamen Schritte bei Vielen eine wahre Verzweiflung hervor. Im Peloponnes war die Furcht, von einer Römischen Flotte heimgesucht zu werden, so groß, daß Viele die

*) Schorn, a. a. O. S. 396.

Heimath verließen, und hülflos umherschweiften, Andere sich selbst den Tod gaben.

Metellus, der siegreich vordrang, behandelte Theben, welches die meisten Einwohner verlassen hatten, und das von der Achäischen Besatzung aufgegebene Megara mit großer Milde, und ließ nochmals Friedensvorschläge thun. Wenn aber früher die verrätherischen Römerfreunde die Oberhand hatten, so waren jetzt die Besonnenen und die besseren Bürger, welche den Frieden wünschten, den heftigen Demagogen und dem Haufen, der ihnen blind folgte, nicht gewachsen. Diäus ließ einen der angesehensten Friedensfreunde grausam hinrichten, und die Vorschläge wurden zurückgewiesen. Nun erschien der Consul L. Mummius, und Diäus bot ihm in der Nähe von Korinth die Schlacht an. Obgleich das Griechische Fußvolk mit vielem Muthe stritt, erfochten die doppelt so starken Römer dennoch einen vollständigen Sieg. Anstatt sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres in die Stadt zu werfen, und durch Behauptung dieses festen und wichtigen Punktes den Römern wenigstens einen mildern Vergleich abzunöthigen, entfloh Diäus nach seiner Vaterstadt, Megalopolis, und vergiftete sich dort. Das von seinen Vertheidigern verlassene Korinth stand dem siegreichen Heere offen.

Diese unglückliche Stadt mußte nun den Römern für die Schuld aller Achäer büßen. So wie wenige Monate früher Karthago schrecklich geendet hatte, sank auch jetzt Korinth, die reichste und bevölkertste Stadt Griechenland's. Die Männer wurden getödtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, und nachdem die beste Beute in Sicherheit gebracht war, machte ein ungeheurer Brand von mehreren Tagen der Herrlichkeit Korinth's ein Ende. Mummius selbst war kein Scipio, und von dem damals in Rom auflebenden Sinne für Griechische Bildung war in seine Seele nichts gedrungen. Als ein Beauftragter des Königs Attalus von Pergamum bei dem öffentlichen Verkaufe eines Theiles der Beute auf ein den Bacchus darstellendes Bild des Malers Aristides 600,000 Sestertien *) bot, befahl der Consul schnell, dasselbe zurückzuhalten, in der Meinung, nur eine geheime Zauberkraft könne einer bemalten Tafel einen solchen Werth geben. Gleich lächerlich drohete er Denen, welche die Bildsäulen und Gemälde, unersetzliche Kunstwerke längst verstorbener Meister, nach Rom brach-

*) Der Sestertius ist eine Römische Münze, die etwa 1⅕ Silbergroschen beträgt. Obige Summe kommt daher, dem Geldwerthe nach, 32,000 Thalern Preußischen Geldes gleich.

ten, wer etwas zerbreche oder verdürbe, müsse es neu machen lassen. Zu seinem Ruhme muß indeß erwähnt werden, daß er von den Reichthümern Korinth's sich selbst nichts zueignete.

Zunächst wurden Theben und Chalcis zerstört, andere Städte geplündert und ihre Mauern niedergerissen. Hierauf erschienen zehn Bevollmächtigte von Rom, die Angelegenheiten des Landes zu ordnen. Die demokratischen Verfassungen wurden aufgehoben, alle Bundesversammlungen verboten, Griechenland unter dem Namen Achaja zur zinspflichtigen Römischen Provinz gemacht. Die Geldstrafen, welche Mummius einigen Städten auferlegt hatte, wurden jedoch späterhin erlassen, und in der Behandlung des ganzen Volkes trat etwas mehr Milde ein.

Die Triumphe des Metellus, welcher Macedonicus, und des Mummius, welcher Achaicus genannt wurde, bereicherten Rom mit einer Menge der herrlichsten Kunstwerke. Vor dem Prachtwagen des Erstern ging der gefangene Andriskus, und unter der einhergetragenen Beute bewunderte man vor Allem jene fünfundzwanzig Roßbildsäulen, welche Alexander einst von Lysippus seinen am Granikus gefallenen Kampfgenossen hatte setzen lassen.

---

37. Kriege in Spanien; Numantia's Fall.

(151—133 vor Chr.)
(603—621 d. St.)

Während dieser Zeit und bald nachher wurden auch in Spanien immer mehr Stämme unterworfen, aber unter sehr harten Kämpfen, weil die kriegerischen Völker der Halbinsel ihre Unabhängigkeit auf das tapferste vertheidigten, und die Beschaffenheit des gebirgigen Landes ihnen dabei sehr zu Statten kam. Die Römischen Befehlshaber kämpften hier mehr mit den Waffen der Treulosigkeit und des Verraths als sonst irgendwo, wodurch die Erbitterung der Einwohner natürlich immer höher stieg. Die tapferen Lusitanier machten unaufhörlich Einfälle in die jenseitige Provinz, und wenn sie geschlagen waren, standen sie bald wieder unter den Waffen, und bedrängten die Römer in ihrem Gebiet. Lange stritten diese auch nur für Erhaltung des bereits eroberten Landes; erst gegen die Zeit des dritten Punischen Krieges fingen sie an den lästigen Feind in seinen eignen Grenzen aufzusuchen. Aber der Prätor Servius Sulpicius Galba erlag bei einem solchen

Versuche den Lusitaniern. Sein ganzes Heer ging zu Grunde. Er selbst entkam mit Wenigen (151). Im nächsten Jahre rächten sich die Römer und trieben die Lusitanier so in die Enge, daß sie um Frieden baten. Dies wollte Galba benutzen, die Kraft des Volkes zu brechen, und führte seinen Vorsatz mit empörender Treulosigkeit aus. Er heuchelte Bedauern mit ihrem unglücklichen Loose, weil die Unfruchtbarkeit ihres Bodens sie zu Raubzügen zwänge. Darum wolle er ihnen drei von einander getrennte, aber sehr fruchtbare Gegenden anweisen. Es kam hierauf wirklich eine Schaar von vielen Tausend Menschen, die sich in drei Theile sondern ließ, und dann, nachdem sie auf Galba's Begehr die Waffen, als unter Freunden unnütz, abgeliefert hatten, ein Haufe nach dem andern, umzingelt und niedergehauen wurde. Galba wurde dieser Schandthat wegen in Rom von Cato, dem eifrigen Vertheidiger der bedrückten Spanier, zwar angeklagt, kam aber ohne Strafe davon.

Da erstand unter dem schwer verletzten Volke ein Rächer, Viriathus mit Namen. Dieser, der erst Hirt, dann Anführer beutelustiger Schaaren gewesen war, ein kühner, kluger, hochherziger Mann, war dem Blutbade entronnen, und entwickelte nun an der Spitze der Lusitanier alle Eigenschaften, die den Volksführer in schwerer Bedrängniß so wie den großen Feldherrn ausmachen*). Die Römischen Anführer vermochten nichts wider ihn auszurichten. Er lockte sie durch verstellte Flucht und brachte ihnen schimpfliche Niederlagen bei. So groß war schon die Ueberlegenheit der Lusitanischen Waffen, daß, als einst in einem Walde tausend Römer auf drei hundert Lusitanier stießen, und der Kampf begann, die Römer geschlagen wurden, und drei hundert

*) „Bei seinem Auftreten hat er schon Herrschergewalt, und als wenn lange seine Kraft geprüft, lange seine Einsicht und Weisheit bewährt wären, als wenn ein wohlbegründeter Glaube und die Zuversicht, der Sieg könne nur kommen durch ihn, das schirmlose Volk an ihn fesselte; so folgt der Lusitanier ihm nach, ohne daß ein Volksbeschluß ihn zum Anführer ernannt hätte.... An Kraft, Schnelligkeit und Gewandtheit übertraf er bei weitem alle Hispanier; die Natur hatte ihn stark gebildet, und Uebung seine Stärke gestählt.... Anstrengung und Arbeit waren ihm Bedürfniß, aber unter freiem Himmel, unter dem er den größten Theil seines Lebens zugebracht hat.... Noch höher ragte er empor durch Tugenden der Seele. Eine Schnellkraft des Geistes besaß er, wie wenige. Alsobald wußte er jedesmal auszusinnen und auszurichten, was Noth that, Gefahren auszuweichen, und im voraus vor Unheil sich zu schützen, die Fehler des Gegners zu benutzen, und auch die eignen Nachtheile zum Besten wieder zu lenken, verstand er, und darum war er unüberwindlich. Seine Plane errieth keiner; die Seinigen vertrauten ihm blind, und den Feind hatte er gelehrt, noch mehr zu fürchten, als er kund that.“ U. J. H. Becker, Viriath und die Lusitanier S. 18 fg.

siebzig Römer fielen gegen siebzig Lusitanier. Weit über die Grenzen Lusitanien's hinaus schaltete Viriath, es war nahe daran, daß ganz Spanien verloren ging. Der Consul Q. Fabius Maximus Aemilianus schlug ihn zwar (145 und 144), aber an Hülfsmitteln unerschöpflich reizte er nun andere Völker wider die Römer auf, und während diese Bundesgenossen einen Theil der feindlichen Streitkräfte beschäftigten, wurde er der wider ihn abgesandten Truppen Meister. Im zehnten Jahre dieses blutigen Krieges (141) schloß er den Proconsul Q. Fabius Maximus Servilianus mit seinem ganzen Heere in einer wilden Gebirgsgegend so ein, daß die Römer verloren waren, wenn die Großmuth der Feinde sie nicht schonte. Dies geschah. Viriath gewährte freien Abzug unter der Bedingung, daß Friede seyn, und beide Völker sich in dem gegenwärtigen Besitzstand anerkennen sollten; ein Vertrag, freilich gar nicht im Sinne der bisher von den Besiegern mächtiger Könige geschlossen, aber doch von dem Volke (so furchtbar schien dieser Feind) genehmiget. Viriath wurde ein Freund des Römischen Volkes genannt. Allein der Bruder des Fabius Servilianus, Q. Servilius Cäpio, im Jahre 140 Consul und nach Spanien gesandt, hielt bei dem Senate so lange darum an, den Frieden, der dem Römischen Volke zur Unehre gereiche, brechen zu dürfen, bis er es endlich durchsetzte. Unfähig, im offnen Kampfe seinem Gegner etwas anhaben zu können, und wie alle seine Vorgänger geschlagen und besiegt, benutzte er zuletzt eine neue Unterhandlung, welche Viriathus antrug, dazu, die Unterhändler zu gewinnen, daß sie ihren Anführer ermordeten. Diese vollführten die Schandthat, und befreiten so die Römer von einem Feinde, den ihre Kraft nicht zu besiegen vermocht hatte, ihre unersättliche Eroberungsgier nicht friedlich neben sich dulden wollte.

In der diesseitigen Provinz hatte Q. Cäcilius Metellus, der Besieger des Andriskus, als Consul siegreiche Fortschritte gemacht und die meisten Völkerstämme zur Unterwerfung gezwungen (143). Allein der Consul Q. Pompejus, der im Jahre 141 hier den Oberbefehl führte, erregte, um nicht müßig zu seyn, durch eine ungerechte Behandlung der Stadt Numantia (im heutigen Altcastilien am Duero) einen neuen und schweren Krieg. Diese Stadt zählte nur achttausend Mann streitbarer Mannschaft, aber sie widerstand mit wunderbarem Muthe den zahlreichen wider sie ausgesandten Römischen Heeren, bei denen jetzt Streitbegierde, Zucht und Ehre schon sehr im Sinken waren. Die Numantiner schlossen im Jahre 137 den Consul C. Hostilius

Mancinus mit seinem ganzen Heere so ein, daß er um Frieden bat. Die Sieger erklärten, daß sie keinem Römer trauen würden, als dem Tib. Sempronius Gracchus, der als Quästor bei dem Heere stand, den sie seiner eigenen Tugenden willen ehrten, und dessen Vater sie ehemals als einen sehr redlichen Mann kennen gelernt hatten. Durch diesen kam denn ein Vergleich zu Stande, der zwanzigtausend Römischen Bürgern das Leben rettete. Aber der Senat war weit entfernt, den Frieden zu bestätigen. Man wiederholte das Spiel der Caudinischen Pässe, und erklärte, daß man auf Die, welche den Frieden beschworen, alle Schuld des Meineids und Friedenbruchs werfe, indem man sie den Feinden zur Bestrafung ausliefere. Gracchus brachte es aber durch die Gunst des Volkes dahin, daß nur den Consul dieses Schicksal traf. Aber die Numantiner dachten nicht weniger edelmüthig, als einst die Samniter, und wiesen den durch einen Priester nackt und gefesselt vor ihre Thore gebrachten Mancinus zurück. Die nächsten Feldherren hatten nicht einmal den Muth, Numantia anzugreifen, bis endlich die Römer diese Schmach ernstlich zu rächen beschlossen, und den ersten Feldherrn seiner Zeit, den Besieger von Karthago, Scipio Aemilianus, zum Consul wählten (134). Ohne loosen zu dürfen, erhielt er Spanien zu seiner Provinz und entsprach auch dieses mal den Erwartungen des Volkes, denn er endete den Krieg nach funfzehn Monaten. Zuerst mußte er das Heer aus der ärgsten Unzucht und Verderbtheit reißen; zweitausend liederliche Weiber wies er aus dem Lager und ließ die Packpferde verkaufen, damit die Soldaten es sich nicht zu leicht machten. Aber auch dann schien es ihm so mißlich, sich auf den Muth der Soldaten zu verlassen, daß er mit sechzig tausend Mann nicht einmal ein Treffen wagte, als die Numantiner aus der Stadt zogen, und es ihm anboten. Statt dessen schloß er die Stadt durch Gräben und Wälle so vollkommen ein, daß er sie ohne Schwertstreich in seine Gewalt zu bekommen hoffte. Aber er überwand hierdurch endlich doch nur die Mauern, nicht die Einwohner. Denn als der wüthende Hunger die Numantiner schon gezwungen hatte, sich von Menschenfleisch zu nähren, und alle Aussicht zur Rettung verloren war, tödteten sie sich selbst durch Feuer und Schwert*), und überließen dem Sieger nur eine menschenleere und verwüstete Stadt (133).

*) So erzählen die meisten Geschichtschreiber. Nach Appian endeten nur Einige so, die Uebrigen ergaben sich den Römern.

In eben diesem Jahre machten die Römer noch eine andere höchst wichtige Erwerbung. Der zweite Nachfolger des uns aus der frühern Geschichte wohl bekannten Königs Eumenes von Pergamum, der blödsinnige Attalus III., starb, nachdem er sein Reich und seine Schätze dem Römischen Volke vermacht hatte. Umsonst suchte ein angeblicher Sohn des Eumenes, Aristonikus, den Römern in einem sechsjährigen Kampfe (130—124) diese Erbschaft streitig zu machen. Das Pergamenische Reich, welches den größten und schönsten Theil von Kleinasien umfaßt hatte, wurde unter dem Namen Asien zur Provinz gemacht, und die Römische Herrschaft erreichte eine unübersehbare Ausdehnung. Schon mehrere Jahre vorher hatte Scipio, als er Censor war, das gewöhnliche Gebet, die Götter möchten Rom's Macht vergrößern, in das um die Bewahrung und Erhaltung derselben verwandeln lassen. Scipio sah ein, welche Gefahr Rom drohe, wenn eine immer größere Last eroberter Provinzen sich wie ein todter Stoff um den kleinen lebendigen Mittelpunkt anhäufte. Daher auch jene berühmten auf den Trümmern von Karthago von ihm gesprochenen Worte wol nicht bloß aus der unbestimmten Empfindung hervorgingen, welche der Wechsel aller menschlichen Dinge einflößt.

Aber kaum mochte der Held damals ahnen, wie nahe dieser Zeitpunkt war, wo Rom, von jeder Furcht von einem äußern Feinde befreiet, unter seiner eignen Schwere erlag, an seinem eignen Verderbniß erkrankte, und in eine innere Gährung gerieth, welche die jeder äußerlichen Gewalt unbezwingliche Kraft durch sich selbst vernichtete. Denn schon in der Zeit, wo er mit Numantia's Verzweiflung kämpfte, zeigten sich die ersten fieberhaften Erscheinungen als Vorboten der tödtlichen Krankheit.

---

88. Kriegswesen der Römer.

Ehe wir jedoch zur Erzählung dieser Begebenheiten übergehen, mit welchen ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Römer beginnt, wollen wir einen Seitenblick auf die kriegerische Verfassung dieses Volkes werfen, auf deren Vorzüglichkeit man schon daraus schließen kann, daß die Römer mit einem angebornen Talente zum Kriege eine so ununterbrochene Uebung desselben verbanden.

Vor der Erfindung des Schießpulvers und dem Gebrauche desselben

ben im Kriege kam es weit mehr auf die persönliche Tapferkeit der Streiter an, und bei den Belagerungen fester Städte mußte man durch künstliche Maschinen und vielfache Zusammensetzung einzelner Kräfte das bewirken, was die fürchterliche Gewalt des Pulvers weit schneller zu Stande bringt. Daher dauerten in alten Zeiten die Belagerungen weit länger, und die Schlachten, in denen Mann auf Mann einhieb, waren weit blutiger. Darauf waren denn auch die Schirm- und Angriffswaffen der Römischen Soldaten berechnet. Den Kopf des schwerbewaffneten Legionssoldaten deckte ein eherner oder eiserner Helm, die Brust schützte ein Harnisch von demselben Stoffe, auch um die Beine wurden eiserne Schienen gelegt. Um aber die feindlichen Würfe und Hiebe noch leichter auffangen zu können, trug der Soldat an einem Riemen, durch den er den linken Arm steckte, einen vier Fuß langen und drittehalb Fuß breiten Schild, aus zwei Brettern zusammengeleimt, mit Leder überzogen und am Rande mit Eisen beschlagen. Bei den Reitern war der Schild kleiner und rund. Sattel und Steigbügel kannten die Alten nicht, dafür übte man sich, sich mittelst des Spießes aufs Pferd zu schwingen, und zur Unterlage diente eine Decke aus Wolle oder Leder.

Als Waffen zum Angriff trug der Römische Soldat ein spitzes, zweischneidiges Schwert, und entweder zwei Wurfspieße, oder eine längere und schwerere Lanze. Auf dem Marsche mußte jeder Soldat außer diesen schweren Waffen noch seinen ganzen Proviant auf mehrere Tage tragen, ferner eine Säge, einen Korb, Stricke, eine Handmühle, eine Kette, einen Topf, ein Beil und drei bis vier Schanzpfähle, womit jeden Augenblick ein verschanztes Lager aufgeschlagen werden konnte. Mit dieser ungeheuren Last, die gewöhnlich bunt zusammengeflochten auf den Schultern getragen wurde, mußten sie doch in einer gewissen Ordnung marschiren. Wenn es auf einen langen und schnellen Marsch angesehen war, wurde dieses Gepäck zuweilen unter einer Bedeckung zurückgelassen, oder Lastthiere und Sklaven, die in einer gewissen Entfernung folgten, mußten es tragen.

Das schwer bewaffnete Fußvolk war in drei Classen getheilt, Hastaten, Principes und Triarier. Die Letzteren, welche aus den ältesten und geübtesten Soldaten bestanden, bildeten das Hintertreffen. Den Anfang des Gefechts machten die leichten Truppen, dann kamen die Hastaten, dann die Principes zum Angriff. Diese beiden Truppenarten bedienten sich besonders des Wurfspießes (pilum), zuletzt griffen sie

auch zum Schwerte. Erst, wenn diesen Angriffen der Feind nicht gewichen war, rückten die Triarier vor. Durch sie ward manche sehr zweifelhafte Schlacht zum Vortheil der Römer entschieden. Die Abtheilungen dieser Classen hießen Manipel, deren bei jeder Legion von jeder Truppenart zehn waren. Jedes Manipel war in zwei Centurien getheilt. Zu der Legion gehörten außerdem noch leichte Truppen und Reiterei. Die Stärke der Legion war in verschiedenen Zeiten verschieden, im Durchschnitt fünf bis sechstausend Mann. Da ihr aber immer eben so viel Truppen von Bundesgenossen zugegeben waren, so hat man in der Regel ihre Größe auf das doppelte dieser Zahl zu schätzen. Unter einer Cohorte versteht man gewöhnlich den zehnten Theil einer Legion.

Die Hauptleute der einzelnen Centurien hießen Centurionen. Die sechs Centurionen der drei ersten Manipel von jeder Gattung des schweren Fußvolks hatten die angesehensten und ausgezeichnetsten Stellen, und wurden von den Feldherren jedesmal mit in den Kriegsrath gezogen. Der Erste von Allen war der Centurio der ersten Centurie des ersten Manipels der Triarier. Die obersten Officiere der Legionen, die zunächst unter dem Consul oder dessen Legaten standen, waren die Kriegstribunen. Ihrer waren sechs, die theils von den Consuln, theils vom Volke ernannt wurden.

In der Belagerung fester Städte waren die Römer lange Zeit sehr zurück. Erst von den Griechen lernten sie den Gebrauch der künstlichen Belagerungsmaschinen. Es gehörten dazu besonders die Ballisten und Katapulten, aus denen man vermittelst scharf angespannter, elastischer Seile, bald Steine im Bogen warf, bald lange, spitze Balken mit solcher Kraft abschnellte, daß sie in einer Weite von zwei bis dreihundert Schritten die stärksten Pallisaden zersprengten. Zuweilen bediente man sich der Ballisten, um brennende Materialien in die Städte oder Verschanzungen der Feinde zu werfen, ja man schleuderte damit sogar Koth, Leichname und todte Pferde hinein.

Wollte man Mauern untergraben, oder nicht weit von denselben Wälle aufwerfen, und fürchtete sich doch vor den Feuertöpfen, Steinen und Pfeilen der Belagerer, so stellte entweder jeder arbeitende Soldat einen Schanzkorb vor sich hin, oder man errichtete hölzerne bewegliche Brustwehren, die mit nassen Häuten und Flechtwerk bedeckt waren, und hinter welchen ganze Reihen von Soldaten ungestört arbeiten konnten. Sollte ein Angriff dicht unter der Mauer geschehen,

so hielten die Soldaten ihre großen Schilde über den Häuptern dicht zusammen, so daß sie darunter wie unter einem Dache fortschritten. Von den Griechen nahmen die Römer auch den Gebrauch der beweglichen Thürme an, und bauten dieselben von einer Höhe, welche die Mauern der Stadt, ja sogar die Thürme auf denselben, überragten; ungeheure Maschinen, von denen kaum zu begreifen ist, wo man die Kräfte hergenommen hat, sie auf den Rädern, auf denen sie ruhten, mit Allem, was sie enthielten, an die Mauern zu schieben. Denn während sich in den unteren Stockwerken Ballisten, Katapulten und Mauerbrecher befanden, waren die oberen voll von Schleuderern und Bogenschützen.

Die Mauerbrecher hatten verschiedene Gestalten und Namen, doch kamen sie im Wesentlichen darin überein, daß sie aus einem langen, wagerecht liegenden Balken bestanden, der entweder in Ketten hing, oder auf Rollen hin und her geschoben werden konnte. An dem vordern Ende war er mit einem ehernen Knaufe versehen, dem man die Gestalt eines Widderkopfes zu geben pflegte, von welchem die ganze Maschine den Namen des Widders erhielt. Konnte man mit diesem schrecklichen Zerstörungswerkzeuge der Mauer ungehindert nahe kommen, so war es um sie geschehen; denn hatte man den schweren Balken einmal in Schwung gesetzt, wozu es einer großen Anzahl von Menschen bedurfte, so durchbohrte er zuletzt unwiderstehlich den härtesten Stein. Die Belagerten schützten sich gegen ihn dadurch, daß sie Säcke mit Erde von der Mauer herabließen, gegen welche die wiederholten Stöße ihre Kraft verloren, oder man suchte auch die ganze Maschine umzustürzen oder seitwärts zu drehen, oder den Widderkopf mit langen Zangen einzuklemmen, oder endlich die Arbeiter zu tödten, die jedoch durch ein übergebautes und mit nassen Häuten bedecktes Dach ziemlich gesichert waren.

Die Läger der Römer, besonders die Winterläger, wo man statt der Zelte Hütten errichtete, sahen befestigten Städten ähnlich. Die pünktlichste Ordnung herrschte in ihnen; man sah regelmäßige Straßen, Thore, Plätze, Wälle und Graben darin; jede Cohorte hatte ihren angewiesenen Platz. Das Ganze ward vor der Ankunft des Heeres von bestimmten Feldmessern abgetheilt und genau vermessen, und sobald das Heer erschien, ging die Schanzarbeit an. Die Zelte bestanden aus zusammengenähten und mit Stricken ausgespannten Thierhäuten. Ein Haupttheil des Lagers war das Prätorium, wo die Zelte des Feldherrn und der vornehmsten Unterbefehlshaber standen. Rechts von diesem Bezirke war das Quästorium, wo der Quästor oder Kriegszahlmeister sein Zelt hatte.

Der Sold eines Legionssoldaten betrug täglich fünf Asse (etwa zwei Silbergroschen). Außer dem Solde und der Kleidung bekam er noch ein bestimmtes Maaß Getreide. Wer sich auszeichnete, erhielt allerlei Schmuck, Halsketten u. s. w. Wer zuerst einen feindlichen Wall, eine Stadt erstiegen hatte, bekam zur Belohnung eine goldne Krone, die er bei Feierlichkeiten öffentlich tragen durfte. Höher noch galt die Belagerungskrone, welche für die Befreiung einer eingeschlossenen Stadt ertheilt wurde, obschon sie nur von Gras gemacht wurde, wo möglich von dem, welches an dem befreiten Orte selber wuchs.

Die gelinderen Strafen, besonders für Diejenigen, die einen höhern Rang bekleideten, waren Herabsetzung und Entziehung des Soldes; Gemeine wurden geprügelt, oft bis zum Tode, auch fand Enthauptung mit dem Beile Statt. Hatten ganze Cohorten oder gar Legionen ihren Platz verlassen, oder sonst ihre Schuldigkeit nicht gethan, so ward zuweilen durchs Loos der zehnte Mann herausgerissen und hingerichtet. Dies strenge Verfahren hieß Decimation.

Die Kriegsmusik der Römer bestand aus Blase-Instrumenten verschiedener Art. Die gewöhnliche Standarte einer Legion war ein silberner Adler, der, auf einer Stange befestiget, vorauf getragen wurde.

39. Die Gracchischen Unruhen.

(133—121 vor Chr.)
(621—633 d. St.)

Während die Römer alle bisher erzählten ungeheuren Eroberungen gemacht hatten, waren in den inneren Verhältnissen des Staats sehr wesentliche und höchst gefährliche Veränderungen vorgegangen. Das schöne durch die Licinische Gesetzgebung begründete Gleichgewicht war verschwunden. Aber nicht an die Demokratie war die Uebermacht gekommen, wie man es nach dem Hortensischen Gesetze des Jahres 286 (Th. II. S. 315.) vermuthen sollte, sondern um die Zeit des dritten Punischen Krieges herrschte wieder eine starre Oligarchie, und ihr Druck führte das Volk zur Zügellosigkeit und Verachtung der Gesetze. Von beiden Parteien verletzt und zerrissen, stürzte die Republik zusammen *).

*) Coepere nobilitas dignitatem, populus libertatem in lubidinem vertere: sibi quisque ducere, trahere, rapere. Ita omnia in duas partis abstracta sunt, respublica, quae media fuerat, dilacerata. Sallust. Jugurth. c. 41.

Nachdem durch die lange genossene Gleichheit der Rechte der Standesunterschied der Patricier und Plebejer alle Bedeutung verloren hatte, und fast erloschen war*), erhob sich ein neuer Adel, theils patricischer, theils plebejischer Abkunft, von Denjenigen gebildet, deren Vorfahren hohe Staatswürden bekleidet hatten. Sie wurden Edle (nobiles) genannt und hatten sich allmählig in den fast ausschließlichen Besitz aller hohen Staatsämter und der Senatorstellen gesetzt. Es war dieses schon so zur Regel geworden, daß Jeder, der ohne Ahnen die Laufbahn der großen republicanischen Staatswürden betrat, ihnen ein Neuling (novus homo) hieß. In den wichtigsten Angelegenheiten gab freilich die Entscheidung der Volksversammlung den Ausschlag, da aber viele ärmere Bürger von dem Adel abhängig waren, so war dadurch auch hier sein Einfluß überwiegend. Diesem entgegenzuwirken gab im Jahre 139 der Volkstribun Gabinius ein Gesetz, vermöge dessen bei den Wahlen der Magistrate nicht mehr mündlich gestimmt werden sollte, sondern geheim, vermittelst Täfelchen. Dieses Verfahren wurde durch spätere Gesetze nachher auch auf andere Fälle ausgedehnt. Die Stimmenden wurden dadurch allerdings unabhängiger von den Mächtigen, aber andrerseits schwanden dadurch beim Volke Scheu und Ehrliebe dermaßen, daß man bald sah, es sey noch etwas Schlimmeres eingetauscht worden**).

Mit der Macht hatten die Adeligen zugleich fast allen Grundbesitz an sich gebracht. Die meisten der ärmeren Bürger, denen bei Vertheilungen von Gemeinland kleine bäuerliche Grundstücke zugefallen waren, wurden im Verlaufe der Zeit von der mächtigen Nobilität auf mancherlei Weise, auch wol gewaltsam, daraus verdrängt. Zugleich fanden die Reichen es ihrem Vortheil angemessener, ihre weitläufigen Ländereien durch Sklaven als durch freie Bürger bebauen zu lassen. Dadurch ward Italien mit vaterlandslosen und ewig aufrührerischen Knechten so übermäßig angefüllt, daß selbst die Sicherheit des Landes dadurch bedrohet ward. Sicilien gab um diese Zeit davon ein schreckliches Beispiel. Siebzig tausend unzufriedene Sklaven empörten sich unter einem entschlossenen Anführer, Eunus, und riefen ihn zum Könige aus. Ein

*) Im Jahre 172 waren zuerst beide Consuln aus den Plebejern, und dies geschah nachher häufig.

**) So hat in unsern Tagen wiederum in England die Frage über die Vortheile oder Nachtheile des geheimen Abstimmens große Wichtigkeit erlangt, und ist Gegenstand eines eifrig geführten Streits unter den Parteien geworden.

anderer Führer solcher Banden war Kleon; man rechnet, daß zusammen gegen 200,000 Sklaven aufstanden, die das schöne Sicilien um die Wette verwüsteten. Vier Jahre (134—131) machten sie Römischen Heeren und Consuln zu schaffen, bis es endlich dem Consul Rupilius gelang, diesem furchtbaren Aufstande ein gänzliches Ende zu machen. Dagegen ward Italien immer ärmer an Freien, die nicht in Armuth schmachteten. Die Freigelassenen, durch welche die Zahl der Bürger jetzt häufig vermehrt wurde, konnten kein großes Vertrauen einflößen, und Tib. Sempronius Gracchus (der den großen Scipio gegen die Anklage in Schutz genommen) hatte es während seiner Censur (169) schon für nöthig gehalten, diese Fremdlinge auf eine städtische Tribus einzuschränken, um ihren allgemeinern, als schädlich erkannten Einfluß zu hemmen.

Diesem Mangel an Bürgern der mittlern Classe abzuhelfen, boten sich zwei Wege dar. Zuerst konnten sie durch Verleihung des Römischen Bürgerrechts an die Latiner und die übrigen Italischen Völkerschaften ergänzt werden. Es wurde damit zugleich eine sehr billige und natürliche Anforderung dieser Völker befriediget, da sie durch Sitte und Sprache den Römern so nahe standen, und ihnen durch ihr Blut die Weltherrschaft hatten erringen helfen. Auch waren sie von der Gerechtigkeit ihres Begehrens so erfüllt, daß sie auf mannichfaltigen Wegen nach der Erfüllung desselben trachteten, und die Klugheit forderte, daß man ihnen entgegenkam, um gewaltsamere Ausbrüche zu verhüten. Durch diesen Schritt würde sich die Römische Bürgerschaft mit vielen unverdorbenen, wohlhabenden, gebildeten *) Männern vermehrt haben, aber ihr Stolz setzte sich demselben entgegen. Ja seit dem Kriege mit Perseus hatte die Nobilität angefangen, die Italiker mit Härte und auffallendem Uebermuth zu behandeln.

Der zweite Weg bestand darin, unter den alten Römischen Bürgern eine hinlängliche Zahl bemittelter Grundeigenthümer dadurch zu erschaffen, daß man den Reicheren einen Theil des Gemeinlandes zur Vertheilung unter Aermere wieder abforderte. Dieses war auf keine Weise ungesetzlich, oder revolutionär, da jene Ländereien noch immerdar dem Staate gehörten, und sogar noch das alte, freilich nicht beachtete Gesetz des Licinius bestand, kraft dessen Keiner mehr als fünf-

---

*) Im Brutus des Cicero (c. 46) werden mehrere bedeutende Redner unter ihnen aufgeführt, bei denen der stolze Römer nur die *urbanitas* vermißt.

hundert Jugern davon besitzen sollte (Th. II. S. 301.). Aber auch hier waren außer dem eigennützigen Widerstande der Reichen, die Schwierigkeiten groß und mannichfaltig. Da man sich seit langer Zeit gewöhnt hatte, jene Güter als Privateigenthum zu behandeln, so waren sie dadurch in neue, schwer zu beseitigende Rechtsverhältnisse getreten. Sie waren bei Erbschaftstheilungen als Ausgleichung mit angewiesen, oder Gläubigern verpfändet und verfallen, oder mit Wirthschaftsgebäuden und anderen Anlagen auf Kosten der Besitzer versehen; vor allem aber mochte es jetzt schwer seyn, sie von dem besondern Eigenthum auszuscheiden.

Dennoch ließ sich ein durch Geist, Beredsamkeit und Bildung ausgezeichneter Mann nicht abschrecken, diesen letztern Weg zu betreten. Es war Tib. Sempronius Gracchus, den wir schon bei dem Numantinischen Kriege kennen gelernt haben, Sohn des oben als Censor genannten Gracchus, und Enkel des ältern Scipio Africanus durch seine Mutter Cornelia, die als Wittwe die Hand eines Aegyptischen Königs ausgeschlagen hatte, um, als eine Frau von trefflichem, durch Griechische Litteratur und Philosophie hochgebildetem Geiste, die Erziehung ihrer beiden Söhne selbst zu leiten.

Der Anblick des auf die oben beschriebene Weise entvölkerten, einst so blühenden Etrurien's, hatte diesen Tib. Gracchus, nach der Aussage seines jüngeren Bruders, zuerst tief erschüttert. Er fühlte inniges Mitleid mit dem armen Volke, welches jetzt die Heere bildete. „Diese braven Römer — heißt es in einem Bruchstücke einer seiner Reden, welches Plutarch aufbehalten — besitzen nichts, als Luft und Licht, denn diese kann man ihnen nicht rauben. Sie fechten nur, um Anderen Pracht und Aufwand zu verschaffen, und deren Reichthümer zu vermehren, und indem sie Herren der Welt genannt werden, besitzen sie keinen Fuß breit Erde."

Um die Zeit, wo Scipio den Numantinischen Krieg völlig beendete, der Consul Piso gegen die Sklaven in Sicilien kriegte, und Rom sich rüsten mußte, in Asien das Vermächtniß des Attalus gegen Aristonikus (oben S. 55.) durch Krieg zu behaupten (133), trat Gracchus als Tribun mit der Erneuerung des Licinischen Gesetzes, daß Niemand vom Gemeinland mehr als fünfhundert Jugern besitzen solle, auf, doch mit den begünstigenden Milderungen, daß für jeden noch unter väterlicher Gewalt stehenden Sohn noch die Hälfte dieses Maaßes, also noch drittehalb hundert Jugern, behalten werden durften,

und daß für das Abzutretende eine billige Entschädigung aus dem öffentlichen Schatze gezahlt werden solle. Nichts desto weniger war der Senat, der Alles von sich wies, was ihm den Genuß seiner angemaßten Rechte schmälern sollte, mit diesem Gesetze im hohen Grade unzufrieden. Er gewann einen der übrigen Tribunen, M. Octavius, daß er dem Vorschlage widersprach, und dadurch die erforderliche Einmüthigkeit der Tribunen verhinderte. Das Volk, welches, wie man leicht denken kann, die Vorschläge des Gracchus mit wahrer Begeisterung aufgenommen hatte, war äußerst erbittert, und Gracchus ergriff das ihm gesetzlich zustehende Mittel, durch ein Edict allen Magistraten zu untersagen, ihre Amtsgeschäfte zu verrichten bis über sein Gesetz gestimmt, und es vom Volke genehmigt, oder verworfen sey. Aber auch dieses konnte die Hartnäckigkeit des Senats nicht beugen. Da ließ sich Gracchus, in der Verzweiflung mit seinen guten Absichten nicht durchdringen zu können, verleiten, die Verfassung in ihren Grundlagen durch einen widergesetzlichen Eingriff in die Unverletzlichkeit des Tribunats anzugreifen. Er trug beim Volke auf Entsetzung des Octavius an. Doch scheint er selbst gefühlt zu haben wie höchst gefährlich ein solcher Schritt war. Denn da von den fünf und dreißig Tribus siebzehn gegen den Octavius gestimmt hatten, bat er diesen nochmals flehentlich seine Einsprache zurückzunehmen, damit die Entsetzung nicht vor sich gehen möchte. Da aber Octavius beharrlich blieb, so verlor er sein Amt, und rettete vor dem erbitterten Volke kaum das Leben.

Nun ging das Gesetz durch, und dem Herkommen gemäß wurden drei Männer, Gracchus selbst, sein jüngerer Bruder Cajus, und sein Schwiegervater Appius Claudius, mit der Vollstreckung beauftragt. Aber der Senat bemühte sich, der Ausführung alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen, und kränkte den Tiberius auf unedle, kleinliche Weise. Dieser brachte indeß ein neues Gesetz in Vorschlag, vermöge dessen das baare Geld aus der Verlassenschaft des Königs von Pergamum an das ärmere Volk vertheilt*), und über das Land desselben nicht der Senat sondern das Volk verfügen solle. Dadurch ward der Senat noch aufgebrachter, und schon ließen die Optimaten sich verlauten, sie würden an ihrem Feinde Rache zu nehmen wissen, sobald

*) Nach Plutarch, um die neuen Besitzer in ihrer ersten Einrichtung zu unterstützen; nach Livius (Epit. LVIII.), weil nicht genug Ländereien vorhanden gewesen seyen, um die einmal aufgeregten Hoffnungen des Volkes zu befriedigen.

sein Amtsjahr vorüber seyn würde. Um ihn verhaßt zu machen, verbreitete man die Beschuldigung, er strebe nur nach der Volksgunst, um die Republik zu stürzen und Alleinherr zu werden.

Seine eigne und seines Gesetzes Sicherheit schienen es also zugleich zu erfordern, daß er die tribunicische Würde auch für das folgende Jahr bekleide. Der dazu anberaumte Wahltag verging ohne Ergebniß, und die Versammlung wurde auf den folgenden Tag wieder beschieden. Gracchus wußte, daß er von der Wuth seiner Feinde das Schlimmste zu befürchten habe, daher beschwor er das Volk ihn zu schützen. Zum Unglück aber waren viele seiner Anhänger auf dem Lande, denn es war die Zeit der Erndte. Am andern Morgen kam der Senat, um dieselbe Zeit, wo das Volk sich auf dem Capitol versammelte, in der Nähe zusammen. Die Heftigen drangen in den Consul, Gewalt zu brauchen. Da aber dieser, Mucius Scävola, der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit, sich weigerte, Bürgerblut zu vergießen, trat der Pontifex Maximus, Scipio Nasica, ein Sohn des oben (S. 42.) genannten, auf, und sagte: „der Consul verräth den Staat; wer ihn retten will, folge mir.“ Damit erhob er sich von seinem Sitze, und eilte, begleitet von vielen Senatoren, nach dem Capitol. Ein blutiger Bürgerkampf erhob sich, in welchem Gracchus sein Leben einbüßte; mit ihm fielen noch dreihundert Andere. Sein Leichnam ward, wie der eines Verbrechers, von einem curulischen Aedil eigenhändig in die Tiber geworfen. Der Senat verfolgte seinen Sieg, indem er mehrere Anhänger des Gefallenen verwies, andere, zum Theil auf grausame Weise, hinrichten ließ. Das Volk, welches bei solchen Händeln auch seine angebeteten Günstlinge in der Stunde der Gefahr selten verficht, wandte, da es aus seiner Betäubung erwachte, allen seinen Haß gegen den Scipio Nasica. Bedenkliche Drohungen wurden laut, und der Senat hielt es für gerathen, seinen Führer durch eine Sendung nach Asien in Sicherheit zu bringen, wo er aus Verdruß bald nachher starb.

Aber mit dem Urheber des Ackergesetzes war das Gesetz selbst nicht vernichtet. Seit dem Jahre 129 waren Fulvius Flaccus, Papirius Carbo und C. Gracchus, lauter Gegner des Senats, Bevollmächtigte für die Ausführung und arbeiteten mit allem Eifer daran. Aber es zeigten sich dabei außerordentliche Schwierigkeiten. Es war nicht immer mit Sicherheit auszumitteln, welche Grundstücke Gemeinland und welche Eigenthum seyen. Auch die Empfangenden waren oft

nicht zufrieden. Sie beklagten sich, entweder nicht genug Land, oder kein gutes empfangen zu haben. Diese Stimmung benutzte Scipio Aemilianus, der aus Spanien zurückgekommen war, und als eifriger Optimat die Ermordung des Gracchus öffentlich gebilligt hatte. Er setzte es durch, daß die Entscheidung über die Frage, was Gemeinland sey, nicht den Dreimännern, sondern dem Consul, C. Sempronius Tuditanus, zustehen solle. Da aber dieser, aus Abneigung gegen das Gesetz selbst oder gegen diese verwickelten Untersuchungen, sich zu einem Kriege nach Illyrien entfernte, so gerieth das ganze Geschäft in Stillstand, was wol von Scipio bezweckt war. Nicht lange nachher ward dieser große Mann eines Morgens in seinem Bette todt gefunden. Allgemein schrieb man diese Blutthat dem Hasse der Gracchischen Partei zu. Ja einige Schriftsteller nennen sogar seine Gemahlin Sempronia, die Schwester der Gracchen, als seine Mörderin.

Als es dem leidenschaftlichen Demokraten Fulvius Flaccus gelungen war, Consul zu werden (125), schlug er vor, die schwierige Landvertheilung zu unterlassen, statt dessen aber den Italikern das Bürgerrecht zu ertheilen. Indeß verwarf das Volk den Antrag, und der Senat entfernte den Consul nach Gallien, wo er als Schützer der Stadt Massilia in einem glücklichen Kriege gegen die Salyer, Allobroger und Arverner den Grund zu einer Gallischen Provinz jenseits der Alpen legte. Die Stadt Fregellä aber, welche im Vertrauen auf jene Vorschläge eine Verschwörung zur Erzwingung des Bürgerrechts angestiftet hatte, ward zum abschreckenden Beispiel durch den Prätor *Opimius* gänzlich zerstört.

Doch jetzt trat der den Optimaten gefährlichste Freund des ermordeten Tiberius Gracchus und der kühnste Verfechter seines Gesetzes auf. Dies war der jüngere Bruder desselben, Cajus. Er war mit noch ausgezeichneteren Talenten ausgerüstet, besonders mit einer hinreißenden Gewalt der Rede, aber zugleich leidenschaftlicher und heftiger, weil ihn der Schatten seines Bruders zur Rache zu treiben schien. Der Senat, der ihn längst gefürchtet hatte, versuchte es, ihn durch eine Verlängerung seiner Quästur in Sardinien vom Rom fern zu halten. Allein Gracchus zerriß dies Netz. Er verließ Sardinien, eilte nach Rom, rechtfertigte diesen Schritt, und bewarb sich, was der Senat eben fürchtete, um das Tribunat. Er erhielt es, und ragte an Einfluß, Thätigkeit und Volksgunst über alle seine Amtsgenossen hervor. In jeder Rede erinnerte er das Volk an sein Unglück, einen

solchen Bruder verloren zu haben. Seine Beredsamkeit war unwiderstehlich. Cicero, ein entschiedener Gegner der Gracchen, erzählt, er habe seine Worte mit einem solchen Ausdrucke in Stimme, Augen und Geberden begleitet, daß selbst seine Feinde sich der Thränen nicht hätten enthalten können *).

Zwei Jahre hintereinander (123 — 122) war er Tribun, und erneuerte während derselben nicht nur die Gesetze seines Bruders, sondern fügte auch noch eine Reihe neuer Anordnungen hinzu, welche von einer weit entschiedneren demokratischen Tendenz, und zum Theil verderblich waren. Zu den letzteren gehört das Korngesetz (lex frumentaria), vermöge dessen den ärmeren Bürgern durch Zuschuß aus dem Staatsschatze Korn zu geringem Preise geliefert werden sollte. Aber diese Erleichterung war schlimm gewählt, da sie den Zweck des Ackergesetzes, in dem Volke durch Thätigkeit und freies Eigenthum ächten Bürgersinn und Vaterlandsliebe zu erzeugen, gerade störte, und höchstens einzelnen Ehrgeizigen die Gelegenheit zu Volksbestechungen auf diesem Wege raubte.

Ein unmittelbarer Angriff auf die Macht des Senats war ein anderes vom Cajus vorgeschlagenes Gesetz, das Richteramt bei der Entscheidung über Staatsverbrechen von den Senatoren auf die Ritter zu übertragen. Denn bis dahin hatten es die ersteren allein geübt, und in diesen Zeiten, wo Anklagen gegen räuberische Statthalter wegen Bedrückung der Provinzen sehr häufig waren, zur Rettung ihrer verbrecherischen Standesgenossen auffallend gemißbraucht. Da ein hoher Ansatz im Census dazu gehörte, Ritter zu seyn, die Ritter folglich sämmtlich ein bedeutendes Vermögen besaßen, so glaubte Gracchus diesen Stand für sich gewinnen zu müssen. Von der Zeit an wurden die Ritter ihrer ursprünglichen Bestimmung, dem Reiterdienst in den Legionen, entfremdet, und von Cicero's Consulate an machten sie einen eignen Stand (ordo) zwischen Senat und Volk aus. Es wurde gewöhnlich, daß die Pachtungen der Staatseinkünfte von ihnen übernommen wurden; diese warfen einen außerordentlichen Gewinn ab; fast aller Geldreichthum sammelte sich dadurch in den Händen der Ritter und gab ihnen einen außerordentlichen Einfluß im Staate.

Diesen gefährlichen Angriffen des Cajus suchte der Senat durch eine eigne List entgegen zu wirken. Er gewann einen andern Tribun,

*) De oratore III, 56.

den M. Livius Drusus, daß er noch weiter als Cajus ging, um diesem dadurch die Liebe des Volkes zu entziehen. Livius machte zu mehreren Gesetzvorschlägen des Cajus Zusätze, die noch freigebiger gegen das Volk waren, und der Senat bestätigte sie. Das Volk sollte glauben, daß die bisherigen Weigerungen des Senats nur einen Widerwillen gegen die persönlichen Urheber zur Ursache hätten. Als die Gunst des Volkes für Gracchus auf diese Weise schon erschüttert war, fiel ihm durch das Loos der Auftrag zu, auf dem Boden des zerstörten Karthago eine Römische Colonie anzulegen, und diese Abwesenheit benutzten seine Gegner auf alle Weise. Einer seiner ärgsten Feinde, L. Opimius, der Fregellä zerstört hatte, wurde zum Consul für das nächste Jahr erwählt. Gracchus eilte nach Rom zurück, aber er konnte seine abermalige Wahl zum Volkstribun nicht mehr durchsetzen. Nun trat Opimius sein Amt an (121) und Gracchus war nur eine Privatperson. Der Consul trug sogleich darauf an, daß der Beschluß wegen Karthago's Wiederaufbau, worauf bei der Zerstörung jener Stadt Verwünschungen gelegt waren, zurückgenommen werde. Den Cajus klagte er an, die üblen Vorbedeutungen, die sich dabei gezeigt, nicht berücksichtiget zu haben. Eine Volksversammlung sollte entscheiden; die Gemüther erhitzten sich, man sah dem dazu anberaumten Tage mit bangen Erwartungen entgegen. Er erschien, der Consul opferte; einer seiner Lictoren erlaubte sich Beleidigungen gegen die Anhänger des Gracchus. Er ward niedergestoßen, Alles gerieth in Bewegung, doch trennte ein starker Regen die Versammlung. Am folgenden Tage zog *Fulvius mit* einem Haufen nach dem Aventinischen Berge. Auch Cajus folgte, mit einer Anzahl seiner Anhänger. Indeß hatte sich der Senat versammelt, und dem Opimius durch die in solchen Fällen gewöhnliche Formel: er möge sorgen, daß die Republik keinen Schaden leide, dictatorische Gewalt übertragen. Gracchus und Fulvius ließen Anträge zu einer friedlichen Ausgleichung machen, aber Opimius verwarf sie, und sandte Truppen gegen den Aventinischen Berg. Fulvius ward mit Vielen seiner Partei niedergehauen, Cajus ließ sich auf der Flucht von einem Sklaven tödten. Die Anzahl der Umgekommenen wird auf dreitausend angegeben.

Dies war der Ausgang der Gracchen. Ihre Geschichte steht als *ein großes*, warnendes Beispiel da, daß Willkür auch von der edelsten *Gesinnung*, von der besten Absicht nicht geheiligt werden kann. Gerechtigkeit ist die Grundlage aller wahren Freiheit; Verletzung bestehen-

der Rechte durch gewaltsame Veränderung der Verfassung kann nimmermehr zum Heile führen. Aber auch die hochmüthigen und habsüchtigen Optimaten vermochten durch ihren frevelhaft errungenen Sieg die Ruhe nicht zu erhalten, da sie, von Eigennutz und Selbstsucht verblendet, jede wohlthätige Aenderung des verderbten Zustandes verschmäheten. Das Ackergesetz ward in Folge ihres Sieges vernichtet, aber andere Gesetze der Gracchen blieben in Kraft, und erhielten die Spannung zwischen Adel und Volk. Der Uebermuth der herrschenden Geschlechter wuchs durch das Gefühl vermeinter Sicherheit, und das Volk, welches billige Forderungen zur Verbesserung seines Zustandes unbefriedigt sah, fing an Gesetze und Verfassung zu verachten. So trug der Staat die gefährlichsten Keime zu Unruhen in sich, und als der Consul Opimius der Eintracht einen Tempel erbauen ließ, hielt das Volk dies nur für einen grausamen Hohn.

---

40. Der Jugurthinische Krieg.

(111—106 vor Chr.)
(643—648 d. St.)

Dieser Krieg ist weniger merkwürdig als äußerer Kampf, als weil er die Verderbniß der herrschenden Geschlechter auf schreckliche Weise enthüllt. Der Held dieses Krieges, Jugurtha, wagte auch nur im Vertrauen auf diese Ausartung des Senats mit der Frechheit aufzutreten, die zuletzt seinen Untergang herbeiführte.

Er war ein Enkel des Masinissa und Neffe des Königs Micipsa (oben S. 46.), und verrieth früh einen zu allen Geschäften tüchtigen Geist, aber auch einen jedes Verbrechens fähigen Ehrgeiz. Micipsa vertraute ihm die Anführung eines Hülfsheeres an, welches er den Römern im Numantinischen Kriege zusandte. Jugurtha zeichnete sich hier so aus, daß er große Achtung erwarb, und viele vornehme Römer im Lager enge Verbindungen mit ihm anknüpften. Micipsa erkannte, welche Gefahr seinen Söhnen, Hiempsal und Adherbal, einst von diesem Vetter drohen würde. Er wollte ihn daher durch Güte gewinnen, nahm ihn an Kindes Statt an, und ernannte ihn zum Miterben. Aber diese Hoffnung ging nach Micipsa's Tode (118) nicht in Erfüllung. Jugurtha's Ehrgeiz und der Unwille seiner Vettern gegen ihn führten bald Zwistigkeiten herbei, in deren Folge Jener

den Hiempsal in seinem Palast ermorden ließ. Diese That entzweiete das ganze Reich, man theilte sich zwischen dem schwachen Adherbal, der Alles fürchtete, und dem kühnen Jugurtha, der Alles wagte. Es konnte nicht fehlen, daß in einem solchen Kampfe der Letztere den vollständigsten Sieg davon trug.

Adherbal sah keine andere Rettung, als nach Rom zu flüchten und die Republik um Schutz anzuflehen. Jugurtha schickte sogleich Gesandte nach, seine Sache so viel als möglich in ein günstiges Licht zu stellen. Es gelang ihm dies auch durch Geld, womit er sich in der Gunst seiner alten Freunde im Senate befestigte und neue erkaufte, so gut, daß die Römer zehn Gesandte, an ihrer Spitze den uns durch die Gracchischen Unruhen bekannten Opimius, nach Numidien schickten, und ohne den Mord des Hiempsal zu strafen, eine neue Theilung des Reichs zwischen Jugurtha und Adherbal anordneten, bei welcher Jener am besten bedacht ward. Nach einiger Zeit überzog aber der kühner gewordene Jugurtha den Adherbal mit Krieg, und nöthigte den hülflosen Fürsten, sich in Cirta einzuschließen (112). Vergebens rief dieser zwei mal den Römischen Senat um Schutz an, vergebens erschienen auch zwei mal Römische Gesandtschaften; Jugurtha wußte diese Schritte zu vereiteln, und dem unglücklichen Adherbal blieb zuletzt nichts übrig, als sich seinem Feinde zu ergeben, der ihn, gegen sein gegebenes Wort, unter Martern hinrichten ließ.

Vielleicht würden auch jetzt noch die bestochenen Freunde des Jugurtha im Senat zu seinem Vortheile das Uebergewicht erlangt haben, wenn der Tribun Memmius diese Schändlichkeiten nicht gerügt hätte. Furcht vor dem Volke und eigne Schaam bewog nun den Senat, den Consul L. Calpurnius Bestia mit einem Heere nach Africa zu senden (111) und den Gesandten, welche Jugurtha auf die Nachricht davon nach Rom geschickt, zu erklären, daß, wenn sie nicht kämen, die unbedingte Unterwerfung des Jugurtha anzukündigen, sie Italien sogleich wieder verlassen müßten. Aber auch dieses anscheinend drohendere Ungewitter wußte Jugurtha abzulenken. Er erkaufte sich von dem geldgierigen Consul und dem im Senat viel geltenden Scaurus, den Calpurnius zu größerer Straflosigkeit mit sich genommen hatte, einen Frieden, kraft dessen er nicht, wie der erste Senatsbeschluß lautete, sein Reich verlor, sondern nur um dreißig Elephanten, eine Anzahl von Pferden und Schlachtvieh und eine nicht bedeutende Geldsumme gebüßt ward. Aber auch diese Elephanten und Pferde nebst seinen

Ueberläufern erhielt er durch einen schmählichen Handel von dem Befehlshaber zurück, den der Consul bei seiner Abreise nach Rom im Lager gelassen hatte.

Dieses Verfahren erregte zu Rom den Unwillen des Volkes im hohen Grade; der Tribun Memmius schalt den frechen Trotz des Adels heftig, und trug darauf an, den Jugurtha, unter Versprechen eines sichern Geleits, nach Rom zu fordern, damit er selbst Diejenigen angeben möge, durch deren Unterstützung er eine so freche Verspottung der Römischen Majestät gewagt habe. Jugurtha erschien, seine königliche Würde und seinen Uebermuth unter dem demüthigsten Aufzug verbergend, obgleich durch sein Geld und durch die Sorge seiner bestochenen Gönner für ihre eigne Sicherheit schon zum Voraus seiner Rettung gewiß. Als er nun auch in der öffentlichen Versammlung erschien, und Memmius ihn aufforderte, die Schuldigen zu nennen, trat ein anderer von der Jugurthinischen Partei gewonnener Tribun, Bäbius, auf, und verbot ihm, zu antworten. So aus dem schlimmen Handel gezogen, wagte er sogleich eine neue Schandthat. Er ließ nämlich durch seinen Begleiter Bomilcar einen seiner Verwandten, Missiva, in Rom aus dem Wege räumen, weil dieser beim Römischen Senat um das Numidische Reich für sich angehalten hatte. Bomilcar entzog sich durch die Flucht der gerechten Strafe, Jugurtha aber verließ unter dem Schutze des sichern Geleites ungestört Italien (110), selbst erstaunt über das Verderbniß der feilen Stadt, die, wie er sich ausdrückte, schnell untergehen würde, wenn sie nur einen Käufer fände.

Zwar folgte ihm bald ein Römisches Heer, aber die Vertheidigung gegen dasselbe ward ihm nicht schwer. Der Anführer desselben, der Consul Sp. Postumius Albinus, ließ sich, entweder getäuscht durch Jugurtha's listige Wendungen im Felde und in der Unterhandlung, oder wie Einige meinten, förmlich gewonnen, von allen entscheidenden Schritten abhalten, und sein Bruder Aulus, dem er bei seiner Abreise nach Rom die Führung des Heeres überließ, unternahm aus Eitelkeit und Beutegier einen Zug, auf welchem ihn Jugurtha durch List und Tapferkeit so in die Enge trieb, daß er vermöge eines schimpflichen Vertrages Numidien räumen mußte. Diese Schmach war zu groß, um in Rom nicht allgemeine Bestürzung zu erregen. Man verwarf den Vertrag, als ohne des Senats und Volkes Zustimmung gemacht, und bestimmte den Consul des folgenden Jahres (109), Q. Cäcilius Metellus, diese Schande zu rächen. Metellus gehörte zwar

zu den herrschenden Geschlechtern, und war vielleicht eines der stolzesten Glieder derselben, aber er war unbestechlich und voll Gefühl für die Würde seines Vaterlandes. Doch wegen des Geschehenen konnte er die Ehre seines Standes nicht retten. Der Tribun C. Mamilius Limetanus trug auf eine genaue gerichtliche Untersuchung gegen Diejenigen an, welche das Vaterland den Feinden verkauft hatten. Diese Untersuchung ward vor den durch das Gracchische Gesetz bestimmten Richtern aus dem Ritterstande mit einer Strenge geführt, welche die Verbannung von vier gewesenen Consuln zur Folge hatte, unter denen auch Opimius und, was bis jetzt unerhört, ein Oberpriester, Sulpicius Galba, waren, so daß sie ein vollständiger Sieg des Volkes über die dadurch tief gedemüthigten edlen Geschlechter wurde.

Der Einfluß dieses Schlages zeigte sich auch in dem Schicksale des Metellus, der indeß seinen Krieg in Africa mit Erfolg begonnen hatte, und glücklich zu enden hoffte. An seiner Festigkeit und Umsicht waren alle Künste des Jugurtha im Felde und in den Unterhandlungen gescheitert. Metellus eroberte viele seiner besten Städte und verwüstete die vorzüglichsten Gegenden seines Reiches, so daß Jugurtha endlich bewogen ward, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Metellus forderte vorläufig eine starke Summe Geldes, die Kriegselephanten, eine große Anzahl von Pferden und Waffen, und erhielt Alles. Nachdem er ihn so entwaffnet, verlangte er seine persönliche Erscheinung im Römischen Lager. Nun fürchtete Jugurtha die äußerste Gefahr, und beschloß, lieber unter ungünstigen Umständen den Krieg von neuem anzufangen. Seine Kräfte waren aber beim Wiederanfang des Feldzuges bald erschöpft; er floh daher in die südlicheren und wüsteren Gegenden seines Landes, bewaffnete und regelte die wilden Gätulier für sich, und gewann seinen Schwiegersohn Bocchus, König von Mauritanien. Durch dessen Heer verstärkt, trat er dem Metellus wieder entgegen.

Aber eben als dieser auf Mittel sann, den neuen Kräften des Feindes auf die schicklichste Weise zu begegnen, erfuhr er, daß ein Anderer ihn abzulösen komme. Dieses war Marius, der aus Arpinum, einer Stadt, die das Römische Bürgerrecht besaß, oder aus der Gegend derselben, gebürtig war und von einem armen, unbekannten Geschlechte stammte. Er besaß nichts von jener feinen Griechischen Bildung der damaligen vornehmen Römer, sondern war rauh und derb, aber voll unverwüstlicher Kraft, und hatte ein wunderbares Talent für den Krieg,

in welchem er auch nachmals als Schöpfer neuer Einrichtungen auftrat. Was er auf dieser Laufbahn leistete, mußte ihm Anerkennung verschaffen*). So war er denn, wiewol nicht ohne große Mühe, bis zur Würde eines Prätors gestiegen, und nichts fehlte ihm noch als das Consulat, das aber, nach dem Ausdrucke des Sallust, unter den herrschenden Geschlechtern von Hand zu Hand ging. Indeß ließ die Stimmung des Volks jetzt auch hier einen günstigen Erfolg erwarten, und so beschloß er, aus Africa, wo er bei dem Heere als Legat diente, zur Bewerbung um das Consulat nach Rom zu gehen. Metellus, den er um die Erlaubniß dazu bat, war im stolzen Geiste seines Standes erstaunt über dieses Beginnen, und rieth ihm wie ein Freund, doch nicht über sein Verhältniß hinauszugehen; als Marius nicht nachließ, sagte er ihm mit höhnendem Spott: er möge wenigstens nicht so eilen, er werde noch immer zeitig genug sich mit seinem (des Metellus) Sohne um das Consulat bewerben können. Dieser war damals erst zwanzig Jahr alt, und das gesetzliche Alter zum Consulate das vierzigste. Dadurch erbittert verfolgte Marius seinen Zweck nun mit leidenschaftlichem Eifer. Er hatte die Soldaten durch gute Behandlung gewonnen; den Römischen Kaufleuten, die nach Frieden seufzten, versprach er ein schnelleres Ende des Krieges, den Metellus aus Ehrgeiz verlängere; und die Ritter, die sich sämmtlich in seiner Person verhöhnt sahen, waren ihm gleichfalls günstig. Alle diese arbeiteten ihm durch Briefe in Rom vor, und als Metellus den Dringenden nicht länger zurückhalten konnte und wollte, ward Marius in Rom von dem Volke, das in diesem Augenblick Einen aus seiner Mitte mit Freuden erhob, zum Consul gewählt, und gegen den Willen des Senats, der dem Metellus den Oberbefehl für das dritte Jahr verlängert hatte, mit der Führung des Krieges in Africa beauftragt. Dorthin kam er (107), von frischen Truppen begleitet, die er, was vorher nie geschehen war, unter der niedrigsten, ganz unbesteuerten Classe der Bürger (capite censi) ausgehoben hatte**), und begann sein Werk mit rastloser

---

*) Der große Scipio Aemilianus hatte ihm das schmeichelhafteste Zeugniß gegeben. Als vor Numantia einmal die Rede darauf kam, wie ihn nach seinem Tode Keiner würde ersetzen können, schlug Scipio den Marius auf die Schulter und sagte: Dieser!

**) Denn seitdem die städtischen Tribus die vom Kriegsdienst ausgeschlossnen Stände, die Kaufleute, Handwerker und Freigelassnen in sich aufgenommen hatten, lag die Last des Dienstes allein auf den Landtribus, und war um so drückender, da die Legionen nicht mehr am Ende jedes Feldzugs aufgelöst wurden, sondern in den Provinzen beisammen blieben

Thätigkeit. Er schlug und verfolgte den Jugurtha, und als dieser ihm nirgends mehr Stand hielt, so suchte er ihm eine Stadt nach der andern zu entreißen. Er wagte sich dabei sogar in die ganz südlichen, wasserlosen und mit giftigen Schlangen angefüllten Gegenden, mit einer Verwegenheit, die, weil Alles glückte, als eine übermenschliche, von den Göttern selbst begünstigte Tapferkeit erschien. Die Soldaten ertrugen willig diese Beschwerden, da ihr Feldherr jede Gefahr und jedes Ungemach mit ihnen theilte.

Im Heere des Marius diente während dieses Feldzuges als Quästor sein nachmals so berühmt gewordener Feind L. Cornelius Sulla. Dieser stammte aus einem alten patricischen Geschlechte, und wie hierin war er fast in allen Dingen das Gegentheil von Marius. Folgendes ist die Charakterschilderung, welche Sallust, der treffliche Geschichtschreiber des Jugurthinischen Krieges, von ihm entwirft. „Sulla war in Griechischer und Römischer Wissenschaft gleich gründlich unterrichtet, groß an Geist, gierig nach Wollust, gieriger nach Ruhm. In der Muße war er ausschweifend, aber nie hielt ihn der Genuß von Geschäften zurück. Er war beredt, verschlagen, in der Freundschaft gefällig, einen Anschlag zu verbergen wunderbar geschickt, verschwenderisch in vielem, am meisten im Gelde, im hohen Grade glücklich, aber vor dem Bürgerkriege niemals über Verdienst, so daß bezweifelt werden kann, ob seine Kraft oder sein Glück größer gewesen ist." — Als er nach Africa kam, war er im Kriege noch gänzlich unerfahren, in kurzer Zeit hatte er es außerordentlich weit darin gebracht. Dabei befleißigte er sich eines möglichst gefälligen und zuvorkommenden Betragens, und gewann dadurch alle Herzen.

Die Fortschritte der Römer machten den Bocchus für seine Sicherheit und für sein Reich zittern. Er fing Unterhandlungen mit den Römern an, und bat den Marius, ihm einen Vertrauten zu senden, mit dem er die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathen könne. Marius wählte den Sulla zu diesem Geschäfte, und dieser wußte zuletzt den schwankenden Bocchus dahinzubringen, daß er ihm den Jugurtha, den er zu sich gelockt hatte, auslieferte (106). So war denn der Krieg beendet, und Jugurtha erhielt endlich den Lohn seiner Schandthaten. Schon halb wahnsinnig ging er vor dem Wagen des

---

Marius ergriff daher das oben angegebne Mittel ihnen einige Erleichterung von dieser Bürde zu verschaffen. Vergl. Walter Geschichte des Römischen Rechts bis auf Justinian S 123 u. 246.

triumphirenden Marius her; wie der Zug vorüber war, ward er in ein unterirdisches Gefängniß geworfen. Auf dem bittern Wege dahin zog ihm der Pöbel die Kleider vom Leibe, und riß ihm, der goldnen Ohrringe wegen, die Ohrläppchen ab. Sechs Tage nachdem er hinabgestürzt war, starb er in dem feuchten Kerker den Hungertod.

---

41. Die Cimbern und Teutonen.

(113—101 vor Chr.)
(641—653 d. St.)

Schon während des Jugurthinischen Krieges hatte sich von Norden her ein ganz neuer höchst furchtbarer Feind gezeigt. Völker, welche durch ihre riesenmäßige Höhe und Stärke, ihren wilden Muth, ihre ungewöhnlichen Waffen, allgemeines Schrecken einflößten, drangen gegen Süden vor. Sie werden Cimbern und Teutonen genannt, und waren Deutschen Stammes, doch wußten die Römer nicht, von wannen sie eigentlich kamen. Zuerst erschienen die Cimbern an den Pässen der östlichen Alpenkette. Der Consul Cn. Papirius Carbo zog ihnen mit einem Heere von Aquileja aus über die Kärnthischen Alpen entgegen, erlitt aber bei Noreja *) eine fürchterliche Niederlage (113).

Dennoch hört man nicht eher wieder von den Cimbern als 109, wo sie in Gallien erschienen und Wohnsitze forderten. Jetzt zog der Consul M. Junius Silanus wider sie und ward geschlagen. Zwei Jahre darauf (107) bekam es der Consul L. Cassius Longinus mit den Tigurinern, einem Helvetischen Stamme, der sich mit den Cimbern verbunden hatte, zu thun, ward gleichfalls geschlagen und selbst getödtet, ja sein Legat mußte das Leben der Entronnenen mit der Schmach des Durchkriechens unter dem Joche erkaufen. Die allerschrecklichste Niederlage aber erlitten die Römer 105 unter dem Consul Cn. Mallius, einem geistlosen Menschen ohne alles Verdienst, und dem Proconsul Cäpio, der durch schändliche Plünderung reicher Tempelschätze zu Tolosa (Toulouse) allgemeinen Haß auf sich geladen hatte **). Beide Heere, deren Führer noch dazu uneinig waren, an achtzigtau-

*) Mannert sucht diesen Ort an der Stelle des heutigen Neumarkt in Steiermark.

**) Bei seiner Rückkunft ward er mit Einziehung seiner Güter bestraft, was, wie es in der Epitome des Livius LXVII. heißt, seit der Vertreibung der Könige nicht geschehen war.

send Mann, wurden von den Deutschen, in der Nähe des Rhodanus, bis auf wenige Flüchtlinge in Stücke gehauen und die Läger erobert. Was war jetzt mehr zu fürchten, als diese schrecklichen Feinde geraden Weges auf Rom losgehen zu sehen? Aber die Zeit war noch nicht gekommen, wo das Römische Reich eine Beute der Germanen werden sollte.

In dieser Gefahr richteten sich die Blicke des Volkes auf den Marius, der eben noch in Africa mit den Anordnungen des Numidischen Reiches beschäftigt war. Gegen zwei Gesetze, daß kein Abwesender zum Consul erwählt werden sollte, und Niemand innerhalb zehn Jahren zum zweiten mal, ward ihm das Consulat übertragen. Ja da sich dieser Krieg in die Länge zog, geschah es, theils durch den Volksanhang des Marius, theils, weil ein solcher Feldherr unentbehrlich war, daß er — ein unerhörter Fall bisher — vier Jahre hintereinander Consul blieb (104—101).

Uebrigens war er in der That der Mann, der wilden Völkern Scheu und einem entmuthigten Heere Vertrauen einflößen konnte. Seine Körperstärke, sein wildes Gesicht, seine unermüdete Thätigkeit und selbst die Derbheit seiner Sitten, nahmen die rohen Soldaten bis zur Begeisterung für ihn ein. Und an der Spitze des Heeres, wo sein unermeßlicher Ehrgeiz ihn nicht in Frevel stürzte, zeigte er sich als einen geraden und Gerechtigkeit liebenden Mann.

Die Feinde hatten sich unterdeß nicht nach Italien, sondern nach Spanien gewandt, und Marius benutzte diese Zeit trefflich zur *Abhärtung* seiner Truppen durch strenge Kriegszucht. Erst im dritten Jahre (102) traf er mit den Teutonen im südlichen Gallien zusammen; die Cimbern hatten sich von ihnen getrennt, um durch Deutschland gegen Italien zu ziehen. Marius verschanzte sich in einem festen Lager an der Rhone, welches er so lange unthätig hütete, daß die Römischen Soldaten selbst unwillig auf ihn wurden. Aber weislich hielt der Feldherr ihre noch unzeitige Begierde zur Schlacht zurück, und begnügte sich, die Legionen in den Verschanzungen an den schrecklichen Anblick der Barbaren zu gewöhnen, die das Lager umgaben und die Römer höhnend zum Kampfe herausforderten. Endlich wurden es die Teutonen müde, sie zogen vor dem Lager vorbei, um in Italien einzubrechen. Marius folgte ihnen auf dem Fuße von Raste zu Raste. Endlich bei Aquä Sextiä (dem heutigen Aix in der Provence) entschloß er sich zum Schlagen. Am ersten Tage erlitten die Ambronen,

ein mit den Teutonen verbundenes Volk, eine gänzliche Niederlage. Die verfolgenden Römer, die das Lager der Feinde stürmten, sahen jetzt ein neues Schauspiel; die Weiber der Ambronen mit Beilen und Schwertern bewaffnet, fielen hier die Feinde, dort die Fliehenden an, griffen den Römern in die Schwerter und fielen, bis zum Tode unbezwungen. Aber an diesem Tage war noch nicht Alles geschehen. Die Teutonen selbst hatten an dem Kampfe keinen Theil genommen und das entsetzliche Kriegsgeheul, welches sie die Nacht über hören ließen, klang schauerlich in das Römische Lager hinüber. Doch gab auch der folgende Tag dem überlegenen Kriegsverstande der Römer einen vollständigen Sieg über die streitbaren und muthvollen, aber rohen Barbaren. Der Erschlagenen sollen so viele gewesen seyn, daß die Massilier mit den Gebeinen ihre Weinberge einzäunten, und die Felder umher, von den zahllosen Leichen gedüngt, im folgenden Sommer eine erstaunliche Menge von Früchten trugen.

Im folgenden Jahre (101) wurde der Proconsul Q. Lutatius Catulus in Oberitalien von den über die Alpen gekommenen Cimbern zurückgedrängt. In dieser Noth kam ihm Marius mit seinem Heere zu Hülfe; vereint zählten die Römer fünf und funfzigtausend Mann. In den heißen Augusttagen geschah die Schlacht, nicht weit von Verona, gegen unermeßliche Schaaren der Barbaren. Lange schwankte die Entscheidung, endlich wurde den Römern, denen Staub und Sonne zu Hülfe kamen, der entscheidendste Sieg zu Theil; die ganze Nation der Cimbern soll an diesem Tage vertilgt worden seyn. Auch hier nahmen zuletzt die Weiber am Gefechte Antheil, und ermordeten, als jede Hoffnung wich, sich und die ihrigen. Die Römer hatten in dieser Schlacht, wie ein großer Geschichtschreiber*) sich ausdrückt, nicht bloß für ihren Ruhm und für ihr Land gestritten, sondern für die Gesetze, Sitten, Künste und Wissenschaften der südlichen Welt, und für alles Große und Gute, was aus Rom auf uns gekommen. Als die Kunde des großen Sieges nach Rom erscholl, wurden dem Marius, wie einem Unsterblichen, beim Mahle Trankopfer gespendet, das Volk nannte ihn den dritten Stifter Rom's, und selbst seine stolzen Feinde mußten eingestehen, daß er die Republik gerettet habe.

Zur Zeit dieses Krieges war auch ein zweiter höchst gefährlicher Sklavenaufstand in Sicilien ausgebrochen. Die Empörer riefen einen

---

*) Johann von Müller.

gewissen Salvius zum Könige aus, der den Namen Tryphon annahm, sich mit allen Zeichen der königlichen Würde schmückte und alle Einrichtungen einer geregelten Herrschaft machte. Erst im vierten Jahre dieser Empörung (101) gelang es dem Consul M'. Aquilius sie völlig zu unterdrücken.

---

42. Neue Gährungen in Rom.

(100—92 vor Chr.)
(654—662 d. St.)

Kaum war die Republik von so gefährlichen äußeren Feinden, wie die tapferen und kräftigen Deutschen waren, gerettet, so traten die inneren Parteien, die während jener Gefahren geruhet hatten, mit neuer Heftigkeit wieder hervor, und es entwickelte sich ein Kampf, bei welchem Marius als leidenschaftliches Parteihaupt und unversöhnlicher Feind des Adels auftrat. Er war nämlich durch Geld, welches er reichlich gespendet, und durch das Volk, welches ihm ergeben war, weil er die Barbaren besiegt hatte, und Schutz von ihm gegen die Optimaten hoffte, auch zum sechsten mal Consul geworden (100). Denn die Gefahr, welche der Verfassung aus der Gewöhnung an die Herrschaft Eines Mannes erwuchs, ward in der Hitze der Leidenschaftlichkeit vergessen; Jeder wollte nur seine Gegner stürzen. Aus Haß gegen den Adel verband sich Marius mit dem Prätor Glaucia und dem Tribun Saturninus. Den Letztern hatte Metellus als Censor schon wegen seines schlechten Benehmens aus dem Senat stoßen wollen. Als er sich für das Jahr 100 zum zweiten male um das Tribunat bewarb, und nur der zehnte Platz noch offen war, ließ er den Aulus Nonius, der ihm denselben streitig machte, ermorden. Mit einem solchen Menschen machte Marius gemeinschaftliche Sache. Kaum hatte Saturninus sein Amt angetreten, als er, um dem Volke zu schmeicheln, neue Ackergesetze in Vorschlag brachte. Sie wurden unter den gewaltthätigsten Auftritten durchgesetzt, und der Senat sollte sich durch einen Eid verpflichten, sie zu beobachten. Marius erklärte anfangs, daß ein solcher Eid wider die Würde dieser Körperschaft sey, doch nach einigen Tagen leistete er selbst den Schwur, und alle Senatoren folgten seinem Beispiele bis auf den einzigen Metellus, der standhaft bei seiner Weigerung verharrte. Dies hatten Marius und Saturninus nur erwartet.

Der Letztere setzte beim Volke die Verbannung des Metellus durch, der sich nach Rhodus begab, wo er den Wissenschaften lebte.

Aufgeblasen durch diesen Sieg ließ sich Saturninus zu neuen Freveln hinreißen, so daß selbst Marius sich genöthigt sah, ihn zu verlassen. Er wollte nämlich den Glaucia zum Consul für das folgende Jahr machen, und ließ deshalb den Mitbewerber desselben, Memmius auf dem Forum erschlagen. Aber eine solche That empörte Alle, und Saturninus, der Gefahr fürchtete, flüchtete mit seinem Anhange auf das Capitol. Die ganze Stadt war in Bewegung; alle Senatoren und Ritter, unter ihnen selbst der greise Q. Mucius Scävola auf einen Stock gestützt, erschienen bewaffnet, geführt von dem Consul Marius, den das Schicksal gleichsam nöthigte, noch einmal, und an der Spitze eines so edlen Heeres, der Retter des Staats zu werden. Entweder konnte er Jene nicht retten, oder er wollte es nicht, kurz er umlagerte das Capitol, und nöthigte die Eingeschlossenen zur Uebergabe. Da er hierauf die Gefangenen in die Curie einschließen ließ, um sie, wie er sagte, gerichtlich verurtheilen zu lassen, stürmte die Menge, voll Mißtrauen, daß er sie unter diesem Vorwande nur retten wolle, das Gebäude, erschlug die Schuldigen, unter ihnen viele öffentliche Beamte, und gab dadurch ein neues böses Beispiel eines willkürlich und gesetzlos geübten Strafgerichts. Der Senat schöpfte wieder Muth, und die Rückkehr des Metellus kam in Anregung. Der Tribun P. Furius widersprach zwar, wurde aber dafür, als er sein Amt niedergelegt hatte, vom Volke getödtet. Metellus kehrte zurück (99), und ward mit der allgemeinsten Freude empfangen. Marius, der sich dadurch gekränkt fühlte, und, wie es scheint, keiner Partei sicher war, entfernte sich auf einige Zeit, unter dem Vorwande, ein Gelübde zu lösen, nach Asien. Als er zurückkehrte, fand er die Stimmung nicht günstiger, und seine Gegner noch immer im Besitz der Macht und des Einflusses. Er wagte es daher auch nicht, sich um die Censur zu bewerben, und mußte vielmehr sehen, daß die Adelspartei gegen ihn den Sulla begünstigte, und auf Kosten seines Ruhms erhob. Als der König Bocchus von Mauritanien unter anderen Standbildern auch eine Gruppe auf das Capitol schenkte, welche die Uebergabe des Jugurtha an Sulla darstellte, kränkte dies den ehrgeizigen und neidischen Mann so tief, daß es zwischen ihm und Sulla fast zu Thätlichkeiten gekommen wäre, wenn ein eben im Ausbruche begriffener gefährlicher Krieg vor den Thoren Rom's diese Bewegungen nicht zurückgedrängt hätte.

---

43. Der Bundesgenossenkrieg.
(91—89 vor Chr.)
(663—665 d. St.)

Die Gerichte über Staatsvergehen, welche die Senatoren, der dabei geübten Parteilichkeit und Ungerechtigkeit wegen, verloren hatten, waren in keine besseren Hände gekommen; das Uebel wandte sich nur nach einer andern Seite hin und wurde noch verderblicher. Waren vormals räuberische Statthalter losgesprochen worden, so wurden jetzt die gerechten und wohlwollenden verurtheilt. Wer in seiner Provinz den Plünderungen der habsüchtigen Finanzpächter mit Ernst steuerte, wurde am Ende seiner Verwaltung in Rom durch bestochene Kläger vor Gericht gezogen, und von den Rittern aus Rache, weil er ihren Genossen Eintrag gethan, verurtheilt. Als ein schreiendes Beispiel einer solchen Rachsucht wurde die um diese Zeit (92) erfolgte Anklage und Verurtheilung des Rutilius Rufus, bei der auch Marius sehr thätig war, angesehen. Er war einer der redlichsten Männer seiner Zeit; aber der muthige Eifer, mit dem er sich in Asien den Erpressungen der Pächter widersetzte, hatte ihm den Haß der Ritter zugezogen. Dieser Mißbrauch der richterlichen Gewalt erregte großen Unwillen, und M. Livius Drusus, der Sohn Dessen, der dem C. Gracchus entgegen gewesen war (oben S. 67.), ein junger Mann von Geist und Muth, beschloß, als er im Jahre 91 Volkstribun war, dem Senate wenigstens einen Theil dieser Gewalt wieder zu verschaffen. Ueberhaupt wollte er einen mittlern Weg einschlagen, und allen Parteien Vortheile verschaffen. Darum fing er damit an, das Volk durch Acker- und Korngesetze, die Italischen Bundesgenossen durch das Versprechen des Bürgerrechts zu gewinnen, welches C. Gracchus schon den Latinern hatte zuwenden wollen. Diese Vorschläge fanden natürlich Widersacher; besonders traten der Consul Philippus, und ein ehemaliger Freund des Drusus, Servilius Cäpio, leidenschaftlich wider ihn auf. Aber Drusus gab seinen Gegnern an Heftigkeit nichts nach. Er ließ den Consul, als er das Abstimmen hindern wollte, ins Gefängniß werfen, und ihn so gewaltsam greifen, daß ihm das Blut aus der Nase stürzte. Nun gingen die Gesetze zu Gunsten des Volkes durch, und Drusus schritt zur Ausführung seines Hauptplans. Er bewirkte ein Gesetz, kraft dessen die Gerichte künftig aus Senatoren und Rittern zu gleicher Anzahl bestehen sollten. Aber dadurch machte er sich alle

Ritter zu Feinden, und der Senat war auch nicht befriedigt. Die Bundesgenossen drängten ihn, sein Versprechen zu erfüllen, und da er es nicht vermochte, weil in Rom Senat und Volk dagegen waren, begannen sie Zusammenrottungen. Dadurch wuchs der Haß gegen Drusus, den man als die Ursache dieser Bewegungen ansah. Seine Feinde verschworen sich endlich wider sein Leben, und eines Tages erhielt er in dem Vorhofe seines Hauses einen Messerstich, an dem er nach wenigen Stunden starb. Sein Tod gab seinen Gegnern völlig das Uebergewicht. Alle seine Anordnungen wurden wieder aufgehoben, und durch ein Gesetz des Tribuns Varius eine gerichtliche Untersuchung besonders gegen Die eingeleitet, die auf irgend eine Weise an der Begünstigung und Aufregung der Italischen Bundesgenossen Theil genommen. Viele angesehene Männer wurden kraft dieses Beschlusses verurtheilt.

Aber wenn die Feinde des Drusus gehofft hatten, durch seine Ermordung die Bewegungen der Italiker zu stillen, so sahen sie sich betrogen. Vielmehr wurden diese durch die abermalige Täuschung ihrer Erwartungen auf das heftigste erbittert. Die Völker Sabellischer Abkunft, die Samniter, Lucaner, Marser, Marruciner, Vestiner und Picenter standen jetzt gegen Rom auf, und bezweckten nicht mehr Theilnahme an dem Bürgerrechte dieses Staats, sondern die Gründung eines neuen. Zum Mittelpunkte desselben machten sie Corfinium (nicht weit vom heutigen Popoli), eine Stadt der Peligner, an einer wichtigen Stelle gelegen, und gaben ihr den bedeutenden Namen Italica; sie ordneten einen allgemeinen Senat an, und übertrugen zweien Consuln, dem Pompädius Silo, einem Marser, und dem Aponius, einem Samniter, nebst zwölf Prätoren, die Leitung und Führung des Krieges. Die übrigen Italischen Völkerschaften blieben den Römern treu, vorzüglich die Latiner.

Der eigentliche Kampf begann mit einer blutigen That zu Asculum (90). Diese Stadt sandte Geiseln ihrer Treue nach Corfinium, der Römische Proconsul Q. Servilius eilte herbei, stimmte aber sehr zur Unzeit gegen die Asculaner den gewohnten herrischen Ton an, und ward nebst allen in der Stadt befindlichen Römern erschlagen. Dies war die Losung zum allgemeinen Aufstande. Die Erbitterung steigerte sich bis zur Wuth. Die Picenter mißhandelten Alle, die nicht Theil nahmen, grausam; den Weibern rissen sie Haare und Haut von den Köpfen. In Rom schien die Gefahr so dringend, daß alle Tribunäle

geschlossen wurden, und die Bürger statt der Toga das Kriegskleid anlegten. Die Italiker, besonders die tapfern Marser (nach denen dieser Krieg auch der Marsische genannt wird), von tüchtigen Feldherren angeführt, durch das Oertliche ihres Landes unterstützt, und begeistert für einen Kampf der Gerechtigkeit und Freiheit, waren anfangs überall glücklich. Der Consul P. Rutilius Lupus, der aus Eifersucht den Rath des Marius verachtete (denn auch in dieser Gefahr schwieg der Parteihaß nicht), verlor gegen sie Sieg und Leben; sein Legat Cäpio ließ sich von Pompädius in einen Hinterhalt locken, und ward mit dem größten Theil seines Heeres getödtet.

Doch Rom ermannte sich, es war vom Schicksal bestimmt, nur durch sich selbst unterzugehen. Der Consul L. Julius Cäsar erfocht bei Acerra einen so entscheidenden Sieg gegen die Samniter, daß man in Rom das Friedenskleid wieder anlegte, und eben so bedeutend war ein Sieg des Cn. Pompejus Strabo über die Picenter, nach welchem die Magistrate die Zeichen ihrer Würde wieder annahmen. Marius focht gegen die Marser, von denen man sprichwörtlich zu sagen pflegte, man könne nicht über sie und nicht ohne sie triumphiren, nur mit der äußersten Behutsamkeit. Als jetzt auch Umbrer und Etrusker zu den Feinden übergingen, ward durch den Consul Julius ein Gesetz gegeben, vermöge dessen den treugebliebenen Völkern das Bürgerrecht zugestanden ward. Im nächsten Jahre (89) zeichnete sich Sulla durch eine Reihe glänzender Siege aus, und Pompejus Strabo, jetzt Consul, eroberte Asculum, und ließ es, zur *Vergeltung* für die dort erschlagenen Römer, zerstören, die vornehmsten Bürger enthaupten. So näherte sich dieser furchtbare Krieg, der viele blühende Städte und Fluren verwüstet und Italien 300,000 kräftige Männer gekostet hatte, nun seinem Ende. Die Italischen Völker, so weit sie nicht ausgerottet waren, hatten nach und nach, so wie sie die Waffen niederlegten, das Bürgerrecht erhalten. Aber man vertheilte sie nicht in die alten fünf und dreißig Tribus, weil sie sonst durch ihre große Zahl Alles entschieden und die wahren Herren und Meister des Staats geworden wären, sondern errichtete für sie acht neue Tribus, die zuletzt stimmten, wenn die alten gewöhnlich schon entschieden hatten. Die Samniter und Lucaner blieben allein noch in den Waffen, so daß der Krieg gegen sie in den Bürgerkrieg überging, der sich jetzt in Rom selbst entzündete.

44. Der erste förmliche Bürgerkrieg.

(88. 87. vor Chr.)
(666. 667. d. St.)

Dieser neue Kampf erzeugte sich weniger aus der Reibung der beiden Parteien im Staate, als aus dem Ehrgeiz ihrer Führer, des Marius und des Sulla *). Der Letztere, geschmückt mit den Trophäen des Bundesgenossenkrieges, erwartete als Consul (88) in dem gegen den König Mithridates von Pontus beginnenden Kriege eine neue Laufbahn des Ruhmes, als der greise Marius, noch immer gequält von Ehrgeiz und von der heftigsten Eifersucht gegen seinen alten Nebenbuhler, ihm diese Führung zu entreißen suchte. Jeder stützte sich auf seine Partei. Die Stellung der Bundesgenossen war nach dem Kriege ein Hauptgegenstand des Haders, und wurde daher auch für und wider Marius und Sulla benutzt. Die Volkspartei unterstützte das Begehren der neuen Bürger in die alten Tribus aufgenommen zu werden, der Senat war dagegen. Denn der letztere fürchtete von dieser Maaßregel stürmischere Volksversammlungen, bei welchen dagegen demagogische Tribunen zu gewinnen hofften. Marius verband sich mit einem solchen, dem P. Sulpicius Rufus, einem geist- und talentvollen Manne**), der aber, nach Plutarch's Ausdruck, jedes Bubenstücks fähig war. Sulpicius unterhielt dreitausend Bewaffnete, und hatte stets eine Anzahl junger Leute aus dem Ritterstande um sich, die er den Gegensenat nannte. Er trat mit den Gesetzvorschlägen auf, die Verbannten zurückzurufen, und die neuen Bürger so wie die Freigelassenen in die alten Tribus zu vertheilen. Die Consuln, Sulla und Q. Pompejus Rufus, der Senat, und ein großer Theil der alten Bürger widersetzten sich diesen Gesetzen mit Heftigkeit. Allein Sulpicius erregte einen Aufstand, in welchem viele Bürger erschlagen wurden, unter Anderen der Sohn des Consuls Pompejus. Die Consuln flohen, und Sulpicius trieb jetzt nicht nur

*) „Die Parteien hatten sich nun schon so weit als solche entwickelt, daß ihr Führer nicht mehr so sehr der Verfechter der Interessen der Partei, als vielmehr die Partei Verfechter der Interessen des Führers wurde." Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, Bd. I. S. 510. Doch war in den Grundsätzen der Parteien noch immer Leben und Inhalt genug, um auch andern Persönlichkeiten als eine breite Grundlage für ihre Bestrebungen dienen zu können.

) Seiner Beredsamkeit giebt Cicero, wiewol ein Gegner aller Feinde der Nobilität, ein rühmliches Zeugniß. Er nennt ihn (im Brutus K. 55) einen **orator grandis et tragicus.

jene Gesetze durch, sondern auch einen Volksbeschluß, wonach Marius mit der Führung des Mithridatischen Krieges beauftragt ward. Sogleich schickte dieser zwei Legionstribunen ab, um das Heer, welches die in Nola eingeschlossenen Samniter belagerte, für ihn zu übernehmen. Sulla aber, zum Aeußersten entschlossen, kam ihnen zuvor, stellte dem Heere die ihm als Consul von Sulpicius und Marius angethane Schmach vor, und forderte es auf, ihm zu helfen. Diese Soldaten, deren Sitte, Zucht und Vaterlandsliebe in der Armuth und dem allgemeinen Verderben längst untergegangen waren, und die sich jetzt von jedem Mächtigen willig zu Allem gebrauchen ließen, was Beute und Lohn versprach, bedachten sich nicht lange, und antworteten mit dem Rufe, Sulla möge sie nur nach Rom führen. Die Gesandten des Marius wurden gesteinigt. Zum ersten male führte ein Römischer Consul ein Römisches Heer gegen Rom.

Dort war Alles in großer Bewegung, und Marius in nicht geringer Verlegenheit, da sich Sulla an der Spitze von sechs Legionen näherte. Als er in die Stadt eindrang, suchten Marius und Sulpicius durch einige in der Eil zusammengebrachte Truppen zu widerstehen, und das Volk warf von den Dächern herab mit Steinen und Ziegeln, so daß die Soldaten schon zu weichen begannen. Aber nun erschien Sulla selbst mit der Fackel in der Hand, und drohete die Stadt in Brand zu stecken, wenn man Widerstand leisten würde. Marius wurde nun zurückgeschlagen und mußte mit dem Sulpicius fliehen. Sulla verhinderte die Plünderung der besiegten Stadt. Am folgenden Tage berief er nebst seinem Amtsgenossen, der mit ihm zurückgekehrt war, das Volk, beklagte das durch einzelne Ehrgeizige herbeigeführte Verderbniß des Staats, welches solche Schritte nothwendig gemacht habe, und traf Anordnungen gegen das Uebergewicht des großen Haufens. Sulpicius und Marius nebst zehn anderen Senatoren wurden für Feinde des Vaterlandes erklärt. Der erstere, von einem seiner Sklaven verrathen, ward ergriffen und getödtet, Marius aber entging unter tausend Abenteuern und Gefahren seinen Verfolgern. Einmal mußte er auf einem beladenen Wagen versteckt werden, ein andermal sich in einem Sumpf verbergen, endlich ward er durch einen Privatfeind aus Terracina gefaßt, und der Obrigkeit zu Minturnä ausgeliefert. Diese aber, wiewol Marius schon von Rom aus für vogelfrei erklärt worden war, beförderte seine Rettung und Flucht *). Anfangs, erzählt Plutarch, wollten

*) S. Cicero pro Plancio, c. 10.

ihn die Minturner tödten lassen, und schickten deshalb, da sich kein Anderer dazu bereit fand, einen Gallischen oder Cimbrischen Reiter zu ihm. „Du wagst es, Mensch, rief ihm der greise Kriegsheld entgegen, den Cajus Marius zu tödten?“ Erschreckt vor den funkelnden Augen und der donnernden Stimme floh der Soldat, und bekannte sich unfähig, die That zu vollziehen. Marius rettete sich von da auf eine kleine Insel an der Africanischen Küste, wo sich auch die übrigen Geächteten bei ihm einfanden, Alle den Augenblick erwartend, wo ihnen Rückkehr und Rache gewährt würde.

Dieser Augenblick blieb nicht lange aus. Sulla gab zu, daß, neben dem ihm ergebenen Cn. Octavius, einer seiner Gegner, L. Cornelius Cinna, zum Consul für das nächste Jahr bestimmt wurde. Er verließ sich auf einen Eidschwur desselben, daß er nichts gegen ihn unternehmen werde. Kaum aber waren Sulla's Soldaten wieder aus der Stadt gerückt, so erhob die Gegenpartei schon ihr Haupt kühner; Sulla's Amtsgenosse, Q. Pompejus Rufus, ward, wahrscheinlich auf Anstiften des Pompejus Strabo, von seinen Soldaten ermordet, das erste mal daß ein Römisches Heer sich mit dem Blute eines Consuls befleckte. Sulla ward nun selbst für seine Sicherheit besorgt, und verließ Rom. Sogleich erneuerte Cinna den Gesetzvorschlag des Sulpicius über die Vertheilung der neuen Bürger in die alten Tribus (87). Der andere Consul und die Mehrzahl der Volkstribunen widersetzten sich, und darüber kam es zu einem Kampfe in der Stadt, der so blutig war, daß auf Cinna's Seite allein zehntausend Menschen umgekommen seyn sollen. Cinna wurde besiegt und mußte fliehen. Indeß hatte Sulla gezeigt, daß man auch in einer solchen Lage nicht zu verzweifeln brauche. Cinna folgte seinem Beispiel; er eilte mit seinen Freunden zu dem Römischen Heere, das in Campanien gegen die Samniter, die noch immer unter den Waffen waren, im Felde stand, und stellte den Soldaten seine Vertreibung als eine schreiende Verletzung des dem Volke gehörenden Wahlrechts dar. Alle riefen, er sey der wahre Consul, und leisteten ihm den Eid, als ihrem Feldherrn. Dann durchzog er die Städte Italien's, brachte die neuen Bürger auf seine Seite, und verstärkte durch zahlreiche Haufen derselben das gewonnene Heer. So setzte er sich gegen Rom in Bewegung. Hier waren die Consuln in großer Rathlosigkeit. Schon zog auch Marius, von Cinna herbeigerufen, heran; sein Rach schnaubender Sinn schien so gefährlich, daß der Edelste und Tüchtigste unter Cinna's Partei, Sertorius, sich seiner

Herbeiholung widersetzt hatte, aber vergeblich. Marius durchzog im Traueraufzug Etrurien, erinnerte an seine sechs Consulate und seine Cimbrischen Siege und gewann sechstausend Etrusker, die ihm folgten. Er stieß zu Cinna und Sertorius; vereint zogen sie gegen Rom. Pompejus Strabo, der das Heer des ermordeten Pompejus Rufus führte, zeigte anfangs eine sehr zweideutige Gesinnung für die Republik; als er endlich zu fechten begann, war er den Gegnern nicht gewachsen. Octavius, obgleich ansehnliche Verstärkungen zu ihm gestoßen waren, war zu bedenklich, Rom's Schicksal von einer Schlacht abhängig zu machen, und leitete daher lieber eine Unterhandlung ein. Cinna machte zur ersten Bedingung, daß er wieder als Consul anerkannt werde, und als dies zugestanden war, versprach er zwar das Leben der Bürger zu verschonen, da er sich aber weigerte, diese Zusage zu beschwören, so ließ sich wol voraussehen, daß er und Marius nicht unterlassen würden, die wildeste Rache an ihren Feinden zu sättigen.

Auch waren sie kaum in Rom eingezogen, als Raub und Mord entsetzlich zu wüthen begannen. Den Marius begleitete eine bewaffnete Leibwache von Sklaven, Bösewichter, die er aufgerafft und sich unter dem Versprechen der Freiheit verbunden hatte. Auf wen er zeigte, den hieben sie nieder. Jeder Wink von ihm kostete einem seiner Feinde das Leben. Der Consul Octavius ward gleich zuerst von seinem Amtsstuhle heruntergerissen, und ermordet, sein Haupt auf die Rednerbühne gesteckt. Dasselbe Schicksal hatten viele angesehene Senatoren und Ritter, unter andern M. Antonius, der erste Redner seiner Zeit, dessen Beredsamkeit sogar in diesem Augenblicke die Wuth der Soldaten noch einige Zeit aufhielt. Als man dem Marius den Kopf des Antonius brachte, bezeugte er eine kindische Freude, legte ihn vor sich auf den Tisch hin, und weidete sich an dem blutigen Anblick. Als Q. Catulus, der Genosse des Marius im Cimbrischen Siege, erfuhr, daß Banditen gegen ihn ausgesandt seyen, erstickte er sich selbst im Kohlendampfe. Alle Bitten für diesen trefflichen Mann waren vergebens gewesen. Erstorben schien in dem grauen Krieger jedes Gefühl der Menschlichkeit, und Cinna selbst erschrack über ihn. Auch ohne seinen Befehl begingen die wilden Sklaven zahllose Frevel. Sie brachen in die Häuser, plünderten, tödteten die Männer, entehrten die Weiber. Fünf Tage und Nächte hindurch wütheten sie in der Stadt; die Leichname häuften sich in den Straßen, denn es war verboten, sie zu beerdigen. Kein Befehl konnte den frechen Mördern Einhalt thun, bis sich endlich Cinna und

Sertorius in einer Nacht an der Spitze ihrer Truppen aufmachten, sie in ihrem Lager überfielen, und sie sämmtlich, viertausend an der Zahl, niedermachten. Und nicht bloß in Rom hatten sie ihre Gräuel verübt, alle Landstraßen waren von ihnen bedeckt, um die Schlachtopfer zu verfolgen. Nur Wenige entkamen, unter diesen Sulla's Gemahlin mit ihren Kindern; sie eilte in das Lager ihres Gemahls, der zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt ward, in demselben Augenblick, wo er in Griechenland und Asien den gefährlichsten Feind Rom's besiegte. Auch unsere Erzählung mag von diesen blutigen Auftritten in das Lager des Sulla flüchten, um den erquicklicheren Kampf Römischer Tapferkeit mit auswärtigen Feinden zu schauen.

---

45. Der erste Mithridatische Krieg.

(88—84 vor Chr.)
(666—670 d. St.)

Mithridates, der Große genannt, König von Pontus, welcher es wagte, mit Rom in die Schranken zu treten und ihm Asien streitig zu machen, war nicht weniger durch seine Persönlichkeit als durch die Zeit, in welcher er auftrat, furchtbar. Sein kräftiger Körper, der fähig war, die größten Anstrengungen mit Leichtigkeit zu ertragen, verschloß eine Seele, welche das Schwerste ergriff und keinem Unglück unterlag. Die Nachstellungen seiner Vormünder hatten ihn in seiner Jugend gezwungen, sich in Wäldern und Einöden umherzutreiben, dadurch ward er ungemein abgehärtet, und bekam großes Geschick und Fügsamkeit, aber auch einen wilden, argwöhnischen, grausamen Sinn. Achtung vor Recht und Sitte, und Menschlichkeit blieben ihm fremd; nichts erkannte er an und ehrte er, als seine Kraft und die Pläne der Herrschsucht, die er vermittelst derselben ausführen wollte, Bestrebungen, die nur darum in einem bessern Lichte erscheinen als andere Eroberungsversuche ehrgeiziger und kräftiger Barbaren, weil sie zugleich Abwehr waren gegen das heillose Unterjochungssystem eines nie ruhenden, nie befriedigten Volkes.

Als er in seinem zwanzigsten Jahre die Regierung antrat, ließ er seine Mutter ins Gefängniß werfen, und dann, so wie einen jüngern Bruder, ermorden. Jetzt dachte er nur auf Vergrößerung seines Reiches, und richtete seine Blicke zuerst auf den Norden und Osten. Er

unterwarf alle die verschiedenen kleinen Völkerschaften, welche von Heraklea an ringsum an den Küsten des schwarzen Meeres bis zur Taurischen Halbinsel wohnten, und soll, zwei und zwanzig verschiedener Sprachen kundig, zu jeder derselben in der ihrigen haben reden können. Sodann bemächtigte er sich als Ersatz für Großphrygien, welches die Römer während seiner Minderjährigkeit dem Pontischen Reiche entzogen hatten, eines Theiles von Paphlagonien; ließ hinterlistig den jungen König von Kappadocien, seinen nahen Anverwandten, ermorden, um das ihm wohlgelegne Land mit seinen Besitzungen zu vereinigen; und fachte in Bithynien innerlichen Krieg an, indem er bei einer Thronerledigung den jüngern Bruder gegen den ältern unterstützte. Aber die Römer setzten die rechtmäßigen Fürsten der beiden letzteren Länder wieder in ihre Besitzungen ein (90), und reizten sie zugleich den Mithridates anzugreifen. Dieser, obgleich im Besitz zahlreicher Heere, deren Vermehrung und Ergänzung ihm durch seine Bündnisse mit kriegslustigen Scythischen und Thracischen Völkerschaften sehr erleichtert wurde, und einer dreihundert Segel starken Flotte, setzte diesem Angriffe anfangs nicht Widerstand, sondern nur Klagen bei der Römischen Behörde entgegen. Da die Antwort aber ungünstig ausfiel, brach er (89), im Verein mit dem Könige von Armenien, in Kappadocien ein, und bemächtigte sich des Landes, dann wandte er sich gegen Westen. Er schlug die Bithynier so wie die Römer, die ihnen zu Hülfe kamen, und suchte durch Milde die Gemüther für sich zu gewinnen. Mit großer Schnelle eroberte er Phrygien, Mysien, Lycien, Pamphylien, in kurzem war er Herr von ganz Kleinasien. Die Lesbier lieferten ihm den Römischen Anführer M'. Aquillius aus, einen tapfern, aber sehr habsüchtigen Mann, der bisher besonders gegen ihn thätig gewesen war, und nun seine Grausamkeit im vollsten Maaße empfand. Er wurde gefesselt, gepeitscht, und auf einem Esel sitzend durch die Städte geführt, wobei er von Zeit zu Zeit selbst rufen mußte, er sey Aquillius; zuletzt goß man ihm, mit einem unmenschlichen Spotte gegen die Römische Habgier, geschmolzenes Gold in den Hals.

Unterdeß hatte der Römische Senat eine Kriegserklärung gegen Mithridates erlassen. Dieser schickte dagegen (88) in alle ihm unterworfenen kleinasiatischen Städte den Befehl, an einem bestimmten Tage alle Römischen Familien zu überfallen und zu ermorden; die Güter der Erschlagenen sollten sie mit ihm theilen. Hier zeigte sich der außerordentliche Haß, den sich die Römer zugezogen hatten, im vollsten Maaße.

Mit der größten Bereitwilligkeit vollzogen die Städte den unmenschlichen Befehl; nach der geringsten Angabe waren es achtzigtausend Römer, welche auf diese Weise umkamen. Nur die Stadt Magnesia und besonders die Insel Rhodus blieben Rom treu. Die letztere bot den wenigen Römern, die sich durch die Flucht dem allgemeinen Blutbade hatten entziehen können, einen Zufluchtsort dar, und vertheidigte sich, als Mithridates sie mit großer Macht belagerte, auf das tapferste. Dieser ging hierauf nach Pergamum, um von dort aus die ferneren Unternehmungen zu leiten, und schickte seinen Feldherrn Archelaus, der an den bisherigen Siegen den größten Antheil hatte, nach Griechenland, wo er auf einen eben so großen Haß gegen Rom, wie in Asien, rechnete. Die Athener, durch einen unverschämten Sophisten, Namens Aristion, bethört, warfen sich mit ihrem alten Leichtsinn dem Mithridates in die Arme. Aristion wurde zum Oberherrn in der Stadt ernannt und übte eine furchtbare Tyrannei, Archelaus machte aus Athen seinen Waffenplatz, und zog von da aus Sparta, Achaja, Böotien und andere Griechische Staaten in das Bündniß. Zugleich sollte ein Sohn des Königs über Macedonien und Thracien vordringen. Griechenland schien für Rom verloren, und würde es auch gewiß gewesen seyn, wenn Mithridates diesen wohlberechneten Plan nur um ein Jahr früher ausgeführt hätte, wo Rom noch mit den Bundesgenossen im unentschiedenen Kampfe war. Aber nun erschien Sulla in Griechenland (87), und begann den Kampf mit sichrer und starker Hand. Er ging unmittelbar auf Athen los. In der Stadt befehligte Aristion, der Piräeus ward von Archelaus vertheidigt. Sulla bot Alles auf, beide Plätze rasch zu nehmen. Um Belagerungswerkzeuge zu bauen, ließ er den unter dem Namen der Akademie berühmten schönen Lustwald fällen, und um Geld zu bekommen, griff er die Tempelschätze zu Olympia, Epidaurus und Delphi an. Diese Maaßregeln beschleunigten den Fall von Athen. Es ward, nachdem es schon den höchsten Mangel ausgestanden, zuerst an einer schwachen Stelle erstiegen, und einem grausen Untergange geweiht (86). Mordlust und Raubsucht wütheten durch die Stadt und überströmten die Straßen und die Häuser mit Blut; die Menschenmenge war schon halb vernichtet durch das Schwert, als endlich Sulla sich erbitten ließ, Vieler um Weniger, und der Lebendigen um der Todten willen zu schonen, wie er, auf die ruhmvolle Vorzeit Athen's anspielend, sagte. Der elende Aristion, der während der entsetzlichen Hungersnoth um ihn her geschwelgt hatte, ward gefangen und hinge-

richtet. Den Piräeus ließ Sulla anzünden, nachdem Archelaus, der sich nicht länger darin halten konnte, ihn verlassen hatte. Dieser ging auf seiner Flotte, mit der er das Meer beherrschte, nach Thermopylä, und vereinigte sich dort mit den Mithridatischen Schaaren, die aus Thracien und Macedonien gekommen waren. An Zahl war dies vereinigte Heer dem Römischen, welches gleichfalls nach Böotien rückte, weit überlegen, aber es fehlten Ordnung, Zucht und Einheit der Führung. Dies erleichterte Sulla den Kampf, er erfocht bei Chäronea einen glänzenden Sieg. In sehr verringerter Zahl flüchtete das Mithridatische Heer nach Chalcis. Hier aber erhielt Archelaus von Asien aus eine neue ansehnliche Verstärkung, mit der er nach Böotien vordrang, und die große Ebene bei Orchomenos besetzte, ohne daran gehindert zu werden, weil Sulla in Thessalien eingedrungen war, um einem andern Feinde entgegen zu gehen, dem Consul Flaccus, welchen die siegreiche Gegenpartei in Rom abgeschickt hatte, in ihrem Namen den Krieg gegen Mithridates, und zugleich gegen Sulla zu führen. Auf die Nachricht von dem Vordringen der Feinde in Böotien aber kehrte Sulla sogleich wieder um, und griff sie bei Orchomenos an. Diesmal schwankte das Glück. Schon flohen die Römer, von der Reiterei der Barbaren gedrängt, da sprang Sulla vom Pferde, riß einem Adlerträger das Feldzeichen aus der Hand, und schrie: „Hier, ihr Römer, ist es rühmlich für mich, zu sterben. Wird man euch aber fragen, wo ihr euern Feldherrn verrathen habt, so sagt: bei Orchomenos!" Mit diesen Worten stürzte er sich in die Feinde, seine Soldaten, beschämt durch diese Anrede, eilten ihm nach, und gewannen den Sieg. Das feindliche Heer ward fast gänzlich aufgerieben. Archelaus rettete sich nur, indem er sich anfangs in einem Sumpf versteckte, und dann auf einem kleinen Schiffe nach Chalcis flüchtete, jetzt allein noch auf seine Seemacht eingeschränkt.

Zur weiteren Verfolgung seiner Vortheile bedurfte also auch Sulla einer Flotte. Sich eine solche zu verschaffen hatte er schon während er Athen belagerte seinen Legaten L. Licinius Lucullus nach Aegypten und Cyrene gesandt. Dort hatte dieser zwar seine Absicht nicht erreicht, wol aber versahen ihn mehrere Asiatische Küstenstädte und besonders die Rhodier mit einer hinreichenden Anzahl von Kriegsschiffen. Indeß ging der Consul Flaccus, ein zum Kriege durchaus untüchtiger Mann, mit dem Marianischen Heere nach Asien hinüber, gerieth aber dort in Streit mit seinem frechen Legaten Fimbria, der die Soldaten wider ihn aufhetzte,

und ihn ermorden ließ (85). Den Krieg wider Mithridates betrieb Fimbria mit Eifer, er zwang den König Pergamum zu verlassen, und sich in Pitane (einem kleinen Orte an der Küste von Mysien) einzuschließen. Hier belagerte er ihn von der Landseite, und forderte den Lucullus auf, mit seiner Flotte den Hafen von Pitane zu sperren, wodurch sie denn Beide, ohne Sulla, den Preis des mit einem Hauptschlage geendeten Krieges davon tragen würden. Lucullus aber wollte mit einem Marianer nichts zu thun haben und ließ den Mithridates nach Lesbos entkommen.

Schon vor diesen Begebenheiten hatte Mithridates durch Archelaus Friedensunterhandlungen mit Sulla angeknüpft. Archelaus wollte die Verlegenheit, in der sich Sulla durch die Herrschaft seiner Feinde in Italien befand, benutzen und trug ihm im Namen des Königs eine Unterstützung an Geld, Schiffen und Truppen an, wenn er nach Rom gehn und den Krieg in Asien fahren lassen wollte. Aber Sulla gedachte hier nur der Ehre und Größe der Republik, und verlangte die Räumung Paphlagonien's, Kappadocien's, Bithynien's und der Römischen Provinz, ferner zweitausend Talente und siebzig bewaffnete Schiffe. Mithridates fand diese Forderungen übermäßig, er wollte Paphlagonien behalten und die Schiffe nicht ausliefern. „Wie? sagte Sulla, Mithridates dankt es mir nicht fußfällig, daß ich ihm die rechte Hand lasse, mit welcher er so viele Römer getödtet hat?“ Durch Fimbria's Fortschritte gedrängt, gab Mithridates nach, und in einer persönlichen Unterredung mit Sulla zu Dardanus bewilligte er alle Forderungen desselben (84). Hierauf wandte sich Sulla gegen Fimbria, der sich selbst den Tod gab, da seine Soldaten ihm den Gehorsam versagten. Diese gingen nun zum Sulla über.

Nun blieb noch die Bestrafung des abgefallenen Asien's zu vollziehen. Aber weil Sulla begierig war, an seinen heimathlichen Feinden blutige Rache zu nehmen, verlangte er nicht das Blut, sondern die Schätze der Asiaten, durch welche er das Werkzeug seiner Rache, sein Heer, an sich fesseln konnte. Die Provinz Asien mußte also eine Geldstrafe von zwanzigtausend Talenten, den Vorschuß einer fünfjährigen Steuer, baar bezahlen, und das ganze Heer mit einer höchst kostspieligen Bewirthung verpflegen. Denn jeder Wirth mußte dem bei ihm eingelegten Soldaten, außer der gewöhnlichen Mahlzeit, täglich sechzehn Drachmen (zu 7¼ Silbergr.) und jedem Hauptmann täglich funfzig Drachmen, ein Haus- und ein Prachtkleid geben, Lei-

stungen, welche, besonders da die Asiaten bei Aufbringung der großen baaren Geldsumme in die Hände der Römischen Wucherer fielen, diese Provinz gänzlich zu Grunde richteten.

---

46. Sulla's Schreckensherrschaft, Dictatur und Tod.

(84—78 vor Chr.)
(670—676 d. St.)

Nach einer vierjährigen Entfernung wandte sich Sulla endlich nach Rom zurück. In einem Brief an den Senat, worin er seiner Verdienste um die Republik und des ihm von seinen Gegnern angethanen Unrechts gedachte, hatte er seine Ankunft angekündigt und den Entschluß, seine und des Vaterlandes Schmach zu rächen. Das siegreiche, ihm ganz ergebene Heer, die Schätze und Schiffe, über die er zu gebieten hatte, und das Sicherheitsgefühl, mit welchem er, unbekümmert um der Gegner Wüthen, des Vaterlandes stolzen Feind erst ruhig gedemüthigt hatte, gaben dieser Drohung den größten Nachdruck.

Seine Hauptgegner waren nicht mehr; Marius, von Alter, Anstrengung und Besorgnissen aufgerieben, war in den ersten Tagen seines siebenten Consulats gestorben (86), belastet mit dem Vorwurf, den Staat, welchen er als Feldherr gerettet, als Bürger durch ungemessenen Ehrgeiz und blinden, sich kaum noch eines Zweckes bewußten rachedurstenden Haß an den Rand des Verderbens gebracht zu haben. Cinna, von dem Vellejus Paterculus sagt, er habe gewagt, was kein Guter würde gewagt haben, und durchgeführt, was nur der Tüchtigste hätte durchführen können, war auch nicht mehr. Drei Jahre hindurch hatte er sich eigenmächtig im Consulat erhalten, und sich gegen Sulla's Rückkehr durch Rüstungen aller Art zu sichern gesucht; als er aber zu diesem Behufe auch nach Illyrien übersetzen wollte, wurde er von seinen eignen Soldaten zu Ancona erschlagen (84). Jetzt standen an der Spitze der Partei: Marius der Sohn, seinem Vater an Grausamkeit und Wildheit, nicht an Thatkraft und Geschick gleich, Papirius Carbo, die beiden Consuln des Jahres 83 Norbanus und L. Scipio, endlich der Tüchtigste, aber nicht der Einflußreichste von Allen, Sertorius. Sie konnten über eine Heeresmacht von beinahe 200,000 Mann gebieten, es waren aber untüchtige, zuchtlose und verrätherische Schaaren. Sulla hatte ihnen nicht mehr als vierzigtausend Mann entgegenzustellen, aber kriegsgeübte und ihrem Führer treuergebne

Truppen. Umgeben von einer großen Anzahl zu ihm geflüchteter Senatoren *), konnte er auch in Italien, das von ihm Befreiung hoffte, auf großen Anhang rechnen. Als er daher bei Brundusium ungehindert gelandet war (83), mehrte sich sein Heer durch schnellen Zulauf, und unter vielen anderen Männern erschienen zu seiner großen Freude der geachtete Metellus Pius, und der junge, nachmals so berühmt gewordene Sohn des Pompejus Strabo, Cn. Pompejus, mit einer selbst geworbenen Schaar. Den Consul Norbanus, der sich ihm zuerst entgegenstellte, schlug er bei Canusium entscheidend, den andern Consul, L. Scipio, der bei Teanum gelagert war, entwaffnete er ohne Schwertschlag durch List. Unterrichtet von der Abneigung dieses Heeres gegen einen Bürgerkrieg, ging er dem Scheine nach einen Waffenstillstand ein, um mit Scipio über den Frieden zu unterhandeln, in der That aber um das Heer zum Uebertritt zu bereden. Dies gelang auch so gut, daß Scipio, der nach Abbrechung der erfolglosen Unterhandlung wieder zum Schwert greifen wollte, sich, von seinem Heere verrathen, in der Gewalt des Sulla befand, der ihn entließ, da er ihn nicht für sich gewinnen konnte. In Sulla, sagte Carbo bei dieser Gelegenheit, sey zugleich ein Löwe und ein Fuchs zu bekämpfen, aber den Fuchs fürchte er am meisten. Auch das war ein Glück für Sulla, daß Sertorius, unzufrieden mit den Maaßregeln seiner Partei, Italien verließ und nach Spanien ging.

Mehrere Italische Völkerschaften gewann Sulla, indem er ihnen durch förmlichen Vertrag das Bürgerrecht bestätigte. Der ganze südliche Theil der Halbinsel, ausgenommen die Punkte, welche die aufrührerischen Samniter behaupteten, war jetzt in seiner Gewalt. Rom mit seinem Gebiet und die nördlichen Landschaften wurden nicht ohne Hoffnung von der Marianischen Partei vertheidigt, die den jüngern Marius und Carbo zu Consuln des folgenden Jahres (82) ernannte, und in der Stadt noch gegen Alle, welche der Anhänglichkeit an Sulla verdächtig waren, mit Mord wüthete. Carbo behauptete Etrurien und Umbrien, Marius Latium und Rom. Gegen den erstern zogen Metellus und Pompejus, Sulla rückte gegen Marius vor, der sich zwischen Signia und Präneste aufgestellt hatte, um ihm den Weg auf Rom zu verlegen. Aber Sulla schlug ihn so, daß er kaum noch Zeit hatte, sich in das stark befestigte Präneste zu werfen, überließ dann

*) Cicero (Philipp. XII, 11) nennt die Umgebung des Sulla die Blüthe des Adels (nobilitatis florem).

dem Ofella *) die Einschließung dieser Stadt, und eilte nach Rom, wo er ohne Hinderniß einrückte, es aber dann wieder verließ, um den Bemühungen der Feinde zum Entsatz von Präneste entgegenzuwirken. Dies gelang ihm und seinen Unterfeldherren auch so gut, daß Norbanus den Kampf aufgeben und Italien verlassen mußte. Indeß drang ein starkes und tapferes Heer von Samnitern und Lucanern, geführt von zwei tüchtigen Feldherren, Pontius Telesinus und Lamponius, nach Rom vor, in der Hoffnung, die in diesem Augenblick ohne Vertheidigung gelassne Stadt zu nehmen. Wenig fehlte, so wäre der Anschlag gelungen. Doch kam Sulla noch zur rechten Zeit herbei, und vor den Thoren der Stadt entspann sich ein erbittertes und höchst blutiges Treffen. Schon hatten die Feinde große Vortheile erkämpft, und nur mit großer Mühe gelang es Sulla die Schlacht zu wenden. Zuletzt blieb ihm ein vollständiger Sieg, welcher der Marianischen Partei den Todesstoß versetzte und das Schicksal des zitternden Italien ganz in die Hände des Ueberwinders legte.

Dieses Schicksal war furchtbar. Wenn Sulla vorher, wo er die Gemüther zu gewinnen suchte, gütig und freundlich geschienen, so traten jetzt nach dem Siege seine ganze Härte und Grausamkeit hervor, da er Alles, was ihm und seinen Absichten hinderlich schien, ohne Schonung niederzutreten beschlossen hatte, wobei denn der Raubsucht und Mordlust seiner Genossen viele Opfer gebracht werden mußten. An den der letzten blutigen Niederlage entronnenen und in seine Hände gefallenen Samnitern ward das erste gräßliche Beispiel gegeben. Da Sulla sich überzeugt hielt, daß Italien nicht eher Ruhe haben werde, als bis alle Samniter vernichtet wären, ließ er Jene, sechstausend an der Zahl, an einen Ort zusammenbringen und ohne Unterschied niedermetzeln. Diese Gräuelscene ging in der Nähe des Orts vor, wo er den Senat zusammenberufen hatte, und ihm mit strengen Worten über sein bisheriges Verfahren Vorwürfe machte. Als nun das Wehklagen, Winseln und Angstgeschrei der Hingewürgten in der Versammlung gehört ward, ergriff alle Senatoren banges und furchtbares Entsetzen. Aber ohne eine Miene zu verändern, ermahnte sie Sulla, ihm

*) Dio Cassius bemerkt, Sulla habe weit tüchtigere Männer, die ihm stets treu gewesen, um sich gehabt, als den ruhm- und thatenlosen Ofella, er habe aber von dieser Zeit an den geringen und mittelmäßigen Geistern weit mehr getraut, weil er willige Werkzeuge für jede Ungerechtigkeit gewollt. Als dieser Ofella sich nachmals wider seinen Willen um das Consulat bewarb, ließ er ihn auf dem Forum niederstoßen.

aufmerksam zuzuhören, und sich um das, was draußen vorginge, nicht zu kümmern. Es sind, fügte er hinzu, einige Elende, die auf meinen Befehl gezüchtigt werden.

Hierauf erfolgte die Aechtung aller irgend bedeutenden Männer von der Gegenpartei. Sulla entwarf Proscriptionslisten, die einige tausend Namen umfaßten *). Wessen Name sich auf diesen schrecklichen Verzeichnissen befand, war dem Tode geweiht, sein Vermögen wurde eingezogen, seine Söhne und Enkel aller öffentlichen Aemter für verlustig erklärt. Damit die Proscribirten aber auch wirklich ihre Mörder fänden, wurde ein Preis von zwei Talenten auf eines Jeden Kopf gesetzt, und hätte ein Sklave seinen Herrn, ein Sohn seinen Vater getödtet. Bei Todesstrafe sollte Niemand einen Geächteten herbergen oder ihm auf der Flucht durchhelfen.

Nun begann das Morden auf den Straßen, in den Häusern, in den Tempeln, oder wo sonst nur der Zufall den Schlächter und das Schlachtopfer zusammenführte. Unter den Mördern zeichnete sich der nachher so berüchtigt gewordene Catilina durch Gräuelthaten aus. Er hatte seinen Bruder schon vorher getödtet, und bat den Sulla jetzt, ihn auf die Proscriptionsliste zu setzen **). Und nicht bloß in der Herrscherstadt wüthete das blutige Racheschwert, sondern das Strafgericht umfaßte ganz Italien und verurtheilte, wo sich nur die leiseste Spur einer Gemeinschaft mit den Feinden zeigte, nicht nur Einzelne, sondern auch ganze Städte. Präneste hatte sich nach dem letzten Siege Sulla's ergeben, der jüngere Marius sich von einem Sklaven tödten lassen. Als Sulla selbst hinkam, ließ er noch zwölftausend Menschen umbringen.

---

*) Die Angaben der Zahlen weichen sehr von einander ab, und sind sämmtlich unzuverläßig. S. Drumann Geschichte Rom's in seinem Uebergange von der republicanischen zur monarchischen Verfassung, Th. II. S. 473.

**) „Andere beweinen war verpönt, und erkünstelte Freude über den Untergang der Verbrecher rettete nicht.... Der galt für beneidenswerth, den nicht die Gattin preis gab, der Blutsfreund, der Bruder erschlug, oder der vom Schicksal ereilt wurde, ohne es zu ahnen. Auch im Bewußtseyn der Unschuld im Sinne der Herrschenden lag keine Bürgschaft. Mit und ohne Absicht wurden die Namen verwechselt, und Privatfeinde oder Reiche, oder solche, die Sulla nicht haßte, nicht einmal kannte, im Verzeichnisse aufführen zu lassen, fand keine Schwierigkeit. Und auch dies wurde überflüssig; die Proscription hatte der gerichtlichen Klage überhoben, und bald überhob man sich der Proscription; es war vorauszusehen; wo die Menge die Urtheile vollzieht, da wirft sie sich zur Richterin auf. Selbst Sullaner wurden erwürgt." Drumann, a. a. O. S. 472.

Noch waren einige Häupter der Marianischen Partei in den Provinzen, Carbo und Domitius in Africa, und Sertorius in Spanien. Gegen die Ersteren sandte Sulla den jungen Pompejus, welcher den Carbo gefangen nahm und hinrichten ließ, und den Domitius in einer Schlacht besiegte, in welcher dieser das Leben verlor. Von dem Schicksale des Sertorius wird weiter unten die Rede seyn.

Die Consuln waren todt; hauptlos war die Republik in den Händen des Siegers. Dieser ließ sich jetzt zum Dictator ernennen, welche Würde in Rom seit hundert und zwanzig Jahren nicht mehr üblich gewesen war. Aber eine ganz andere Machtvollkommenheit ließ er sich geben als die alten Dictatoren sie gehabt: im Amte zu bleiben, so lange er es für nöthig halten würde, die Staatsgewalt ohne Beschränkung zu üben, über Leben und Gut der Bürger nach Belieben zu schalten*). An den unbesiegbaren Beistand der Götter zu erinnern, nahm er den Beinamen des Glücklichen (felix) an. Ueberhaupt wollte er für einen besondern Günstling der Götter angesehen seyn, und er selbst maß seine Erfolge mehr dem Glücke als der Ueberlegenheit seines Geistes bei. In den Denkwürdigkeiten über sein Leben, die er verfaßte, und die Plutarch noch las, sagte er: nicht was er nach reiflicher Ueberlegung, sondern was er nach der Eingebung des Augenblicks gethan, sey ihm immer am besten gelungen.

Den Bürgern vieler Städte, besonders in Samnium, Lucanien und Etrurien nahm Sulla Alles, Häuser und Aecker, um seine Krieger zu belohnen, deren er 120,000 auf diese Weise ansiedelte, wodurch die Bevölkerung eines großen Theils der Halbinsel ganz verändert ward. Zehntausend Sklaven gab er Freiheit und Bürgerrecht, und ließ sie nach seinem Namen Cornelier nennen.

Mit unwiderstehlicher Gewalt hatte er seine Feinde niedergeschmettert, aber nicht bloß zur Vollendung dieses Sieges wollte er seine unumschränkte Macht anwenden, sondern der Partei, aus welcher er hervorgegangen und mit deren Beistand er gesiegt hatte, auch die Herrschaft für die Zukunft sichern. Zu diesem Zwecke gab er eine Reihe von Gesetzen, welche alle in den letzten Zeiten eingeführte Neuerungen,

*) Unus adhuc fuit post Romam conditam cui res publica se totam traderet, temporibus coacta et malis domesticis, L. Sulla. Hic tantum potuit, ut nemo, illo invito, nec bona, nec patriam, nec vitam retinere posset: tantum animi habuit ad audaciam, ut dicere in concione non dubitaret, bona civium Romanorum cum venderet, se praedam suam vendere. Cicero in Verrem II, 3, 35.

wodurch der demokratische Bestandtheil der Verfassung überwiegend geworden war, wieder vernichteten. Vorzüglich galt dies der tribunicischen Gewalt, welche damals allerdings zu einer für die Republik verderblichen Höhe gesteigert war. Sulla ging indeß in der Verminderung ihrer Befugnisse über die rechte Gränze hinaus. Die Tribunen sollten künftig gar keine Gesetze mehr beantragen können, ja ihr ursprüngliches Recht des Einspruchs wurde sehr beschränkt, und um die Kühnen und Ehrgeizigen vom Tribunate zurückzuhalten, sollte Keiner, der es bekleidet, zu den höheren Staatsämtern gelangen. Die Bekleidung dieser Aemter ward an ein regelmäßiges stufenweises Aufsteigen von der Quästur bis zum Consulat geknüpft, von dem kein Machtspruch des Volkes zu Gunsten aufstrebender Lieblinge hinfort entbinden könne, und die priesterlichen Würden sollten nicht mehr durch die Volksversammlungen, sondern wie sonst durch die Priestercollegien vergeben werden. Was dem Volke entzogen ward, gewann der Senat, der durch dreihundert Ritter, über welche einzeln in den Tribus gestimmt ward, ergänzt wurde. Er trat als vorberathende Behörde in sein altes Verhältniß zu den Volksversammlungen, erhielt wieder größern Einfluß auf die Staatsverwaltung, besonders in Beziehung auf die Provinzen, und die richterliche Gewalt, die ihm C. Gracchus entzogen hatte.

Durch die Kraft des Schreckens hatte Sulla in kurzer Zeit die Anarchie und wilde Zügellosigkeit gebändigt. Wollte er die wiederhergestellte Ordnung und Ruhe befestigen, so mußte er der entstandenen Gewohnheit der Gesetzwidrigkeiten und Verbrechen durch verstärkte und erweiterte Macht der Strafgerichte entgegenwirken*). Dieses that er durch eine Reihe neuer sehr zweckmäßiger Criminalgesetze und durch eine bessere Form, die er den Criminalgerichten gab. Von jenen kennen wir besonders drei: ein Gesetz gegen das Verbrechen der beleidigten Volksmajestät, namentlich gegen die, welche an der Spitze eines Heeres die Gränzen ihrer Provinz überschreiten, und eigenwillig fremde Völker bekriegen würden; ein anderes gegen Mörder, Brandstifter und Giftmischer; ein drittes gegen falsche Zeugnisse, Betrügereien und Fälschungen aller Art, aus deren Anführung wir recht deutlich sehen,

*) Zachariä, Sulla als Ordner des Römischen Freistaates, Abth. II. S. 128. Sulla, sagt dieser Gelehrte, verdient den Namen des Begründers des Römischen Criminalrechts. Seine Gesetze waren und blieben die Grundlage desselben bis zur Auflösung des Römischen Reiches. Das. S. 18. 21.

wie groß das während der Bürgerkriege eingerissne sittliche Verderben war *). Auch suchte er durch Aufwandsgesetze der eingerissnen Ueppigkeit zu steuern.

Sulla lebte in der Täuschung, durch seine Verfassungsgesetze Ordnung und Frieden wiederhergestellt und befestigt zu haben, während sie doch nur die Wiederherstellung von Einrichtungen waren, die auf ganz andere, längst verschwundene Verhältnisse paßten, nunmehr aber die ganz aus den Fugen gekommne Republik und die nach allen Seiten hin fehlerhaft gewordene Verfassung einer ganz andern Entwicklung bedurften. Aber so befangen war er von dem Wahne, etwas Dauerndes geschaffen zu haben, daß er das neue Werk sich selbst überließ, und zum Erstaunen Aller von der Höhe seiner Macht und Größe, wie gesättigt, herabstieg, indem er die Dictatur niederlegte (79), und sich auf sein Landgut an der Campanischen Küste begab. Immer hatte er der Wollust und Schwelgerei gefröhnt, hier überließ er sich ihnen um so freier, ungestört von Geschäften, nur umgeben von liederlichen Weibern, Tänzern, Sängern und Schauspielern, denen er Vieles von den eingezogenen Gütern geschenkt hatte. Doch beschäftigte ihn auch die Abfassung seiner Denkwürdigkeiten. Als er eben das zwei und zwanzigste Buch derselben geendet hatte, ein Jahr nach der Niederlegung seiner Würde, starb er an einer ekelhaften Krankheit, einer Folge seines ausschweifenden Lebens (78).

---

17. Pompejus und Crassus; Sertorius, Spartacus und die Seeräuber.

(77—67 vor Chr.)
(677—687 d. St.)

Kaum war Sulla gestorben, so zeigte sich, daß die Furcht vor ihm wol auf einige Zeit Ruhe hatte erhalten können, daß aber seine Gesetze dazu sehr unwirksam waren. Parteihaß und Leidenschaft riefen gleich wieder neue Erschütterungen hervor. Einer der damaligen Consuln, M. Aemilius Lepidus, hatte den Plan, alle Einrichtungen Sulla's wieder umzustoßen. Er versuchte es, wiewol vergeblich, die Leichenfeier desselben zu stören, verließ die Stadt, versammelte alle Geächteten, die sich gerettet hatten, und bildete aus ihnen, so wie aus den

*) Daselbst, S. 134.

Resten der Marianischen Partei, in Etrurien ein Heer. Der Senat ließ sich in einen Vergleich mit ihm ein, und bewilligte ihm Truppen, um mit ihnen nach seiner Provinz, dem jenseitigen Gallien, zu gehen. Aber Lepidus erregte statt dessen einen Bürgerkrieg, in welchem er jedoch unterlag (77), und nach Sardinien fliehen mußte, wo er umkam.

So wurde es denn immer klarer, daß es nicht der Kampf der aristokratischen und demokratischen Partei war, von dem Rom's Schicksal abhing, sondern daß einzelne Ehrgeizige unaufhörlich danach trachteten, diesen Zustand der Republik zu benutzen, um sich selbst zu einem unwiderstehlichen Einfluß zu erheben. Dieses Ziel wurde denn auch besonders von dem geist- und talentvollen Anhänger Sulla's, dem Cn. Pompejus, verfolgt, der es nur gern zugleich mit der Anerkennung einer gewissen Macht des Senats und des Ansehens der Gesetze verbunden hätte. Kriegerischen Ruhm, das vorzüglichste Mittel ein solches Ziel zu erreichen, hatte er, wie oben erzählt ist, schon unter dem Sulla erlangt. Dieser gab ihm, als er von seinem Siege über den Domitius zurückkam, den Beinamen des Großen (Magnus) und bewilligte, wiewol erst nach einigem Widerstreben, dem vier und zwanzigjährigen Jünglinge auf sein Andringen sogar die Ehre des Triumphs, obschon er weder Consul noch Prätor gewesen war, was sonst durchaus dazu erfordert wurde. Auch nach dem Tode des Sulla konnte es dem Pompejus nicht an Gelegenheit fehlen, seine Lorbeeren zu vermehren; das Glück verschwendete seine Gunst an ihm, um ihm das Wichtigste fast ohne Mühe zuzuwenden.

Die erste Stufe seines neuen Ruhmes ward der Krieg gegen Sertorius. Dieser treffliche Mann hatte, wie wir schon erwähnten (S. 95.), in Spanien mit einer Anzahl geflüchteter Römer Sicherheit gesucht. Sulla hatte den C. Annius gegen ihn gesandt, und Sertorius vor dessen Kriegsmacht nach Africa flüchten müssen. Hier verfiel er auf den Gedanken, sich nach den glückseligen, d. i. nach den Canarischen Inseln zu begeben, von deren herrlicher Natur man damals übertriebne Vorstellungen hatte, um dort für immer von Rom's Unruhen und Gefahren geschieden zu seyn; als die Lusitanier ihn durch eine Gesandtschaft einladen ließen, sich an ihre Spitze zu stellen. Er nahm den Antrag an, und machte sich in Spanien bald so beliebt, daß die meisten dortigen Völkerschaften sich zu ihm schlugen. Sertorius war zum Feldherrn geboren, mit einer ungemeinen Körperkraft und Ausdauer in allen Beschwerden verband er große Unerschrockenheit,

Gewandtheit und Einsicht. Die Spanier nannten ihn einen zweiten Hannibal, und wie sie seinen großen Eigenschaften Bewunderung zollten, so waren auch ihre Herzen durch seine Milde völlig gewonnen. Er gewöhnte sie an Römische Kriegsweise und Mannszucht, die Kinder der Vornehmsten ließ er zu Osca in Griechischer und Römischer Wissenschaft unterrichten. Begeistert folgten die Spanier seinen Fahnen, und mit ihrer Hülfe gelang es ihm, alle Anstrengungen der von Sulla gegen ihn abgesandten Feldherren zu vereiteln, wiewol sie ihm an Truppenzahl bei weitem überlegen waren. Aber Sertorius wollte nicht Spanier seyn, sondern Römer; er erklärte die von Sulla geleitete Regierung zu Rom für eine unrechtmäßige, und wählte unter den ihn umgebenden geächteten Römern eine Anzahl von dreihundert, die er für den wahren Römischen Senat erklärte. Perperna, ein Anhänger des gestürzten Consuls Lepidus, führte ein aus den Trümmern der Macht desselben gebildetes Heer nach Spanien, um dort vom Senate unabhängig zu seyn, aber seine Soldaten zwangen ihn, sich mit Sertorius zu verbinden, und dessen Oberbefehl anzuerkennen. In Rom war man mit dem langsamen und vergnügungssüchtigen Metellus Pius, dem Sulla den Oberbefehl in diesem Kriege anvertraut hatte, sehr unzufrieden, und gesellte ihm daher den Pompejus zu (77). Aber auch der vereinten Kraft dieser Feldherren widerstand der unermüdliche Sertorius. Mithridates, der jetzt zum dritten male wider Rom aufstand, suchte sogar ein Bündniß mit ihm, und hier zeigte Sertorius eine so viel größere und edlere Gesinnung, als die meisten seiner Zeitgenossen, daß er, selbst in der Lage, in der er sich befand, der Republik nichts vergeben wollte, und es durchaus abschlug, dem Könige das Römische Kleinasien zuzuerkennen. Der Krieg gegen ihn dauerte von der Theilnahme des Pompejus noch bis ins sechste Jahr, und Sertorius würde sich ohne Zweifel noch länger vertheidigt haben, wenn er nicht zuletzt durch Verrätherei der Seinen gefallen wäre. Der ränkesüchtige Perperna regte die Gemüther wider ihn auf, und als Sertorius bemerkte, daß seine Umgebungen sich ihm entfremdeten, ward er mißtrauisch, und ließ sich sogar zu Grausamkeiten verleiten. Nun bildete sich eine förmliche Verschwörung, an deren Spitze sich Perperna stellte, und Sertorius ward bei einem Gastmahle ermordet (72). Perperna maßte sich jetzt den Oberbefehl an, aber sein leerer Hochmuth ward bald gezüchtiget. Er erlitt gegen Pompejus eine Niederlage, ward

gefangen und hingerichtet. Die Reste des Aufstandes in Spanien wurden nun bald gedämpft.

So hatte das Glück dem Pompejus statt eines unbezwinglichen Gegners einen untüchtigen in die Hände geliefert, und bald gab es ihm Gelegenheit, sich mit dem Scheine zu schmücken, als ob auch ein anderer Kampf, der noch bedenklicher geschienen hatte, durch ihn geendet worden sey. Es war dieses der Sklaven- und Fechterkrieg, der durch den seltenen Geist eines Mannes, des Spartacus, sich von einem unscheinbaren Anfange zu großer Gefahr für Rom steigerte, während zugleich die Waffen des Sertorius noch drohten und ein neuer Krieg mit Mithridates angefangen hatte. Spartacus, von Geburt ein Thracier, war im Kriege gefangen und nach Capua zum Gladiator verkauft worden, d. i. zu einem jener unglücklichen Fechter, welche in den unmenschlichen, von den Römern mit leidenschaftlicher Wuth geliebten Spielen, auf Tod und Leben kämpfen mußten. Der edle Sinn des Spartacus fand das empörende Handwerk unerträglich, mit noch siebzig Unglücksgefährten entfloh er von Capua (73). Die Sklaven aus dem südlichen Italien sammelten sich häufig um ihn; Raub und Beute setzten die Schaaren in den Stand, sich regelmäßig zu bewaffnen. Die wehrlosen Städte Campanien's und Bruttium's fühlten zuerst die schrecklichen Wirkungen dieser losgelassenen Wuth, aber auch ihre wohlgeleitete Tapferkeit lernte der Prätor P. Varinius fürchten, indem er mehrere Treffen verlor. Seine Amtszeichen wurden der Ehrenschmuck des Spartacus, der sie erbeutete. Dieser wollte die Seinen jetzt über die Alpen führen, denn da sie größtentheils aus Thraciern und Galliern bestanden, so konnten sie dann leicht in ihr Vaterland gelangen. Aber der Haufe, durstig nach Rache und Plünderung, zog es vor in Italien zu bleiben. Da die Schaaren jetzt außerordentlich angewachsen waren, theilten sie sich (72). Spartacus rückte gegen Oberitalien vor, Crixus, ein anderer Anführer, blieb in Unteritalien. Aber ungeschickt oder zu sorglos in seinem Glück, ward dieser von dem Consul Gellius und dem Prätor Arrius angegriffen, und mit seinem Heere von zwanzigtausend Mann geschlagen; er selbst verlor das Leben. Nun gerieth Spartacus zwischen zwei Heere, aber glücklicher und fähiger als Crixus, schlug er beide Consuln und den Prätor Arrius gänzlich, dann in Oberitalien den Proconsul C. Cassius und den Prätor Manlius. Jetzt wagte er es gegen Rom vorzurücken.

Im höchsten Grade aufgebracht wider Feldherren und Heere, die

den Senat gegen Sklavenbanden nicht zu schützen vermochten, übertrug jetzt der Senat dem Prätor M. Licinius Crassus, der in den bürgerlichen Kriegen Geschick und Muth bewiesen hatte, den Befehl (71). Um die gänzlich verfallne Kriegszucht durch Schrecken wiederherzustellen, ließ Crassus einen Theil der geschlagenen Truppen deciminiren. Durch Besetzung der Apenninischen Pässe beschützte er die bedrohete Hauptstadt, und folgte dem Spartacus, der nach der Südspitze Italien's zog. Von dort wollte dieser, mit Hülfe von Raubschiffen, die er in der Meerenge antraf, nach Sicilien übersetzen, um den dort schon zweimal (S. 60 u. 76.) versuchten Sklavenkrieg von neuem anzufachen. Aber die Seeräuber betrogen ihn und segelten davon. Crassus suchte ihn nun in Bruttium durch eine Reihe mühsamer, fast sieben Meilen langer Werke einzuschließen. Aber nach wiederholten Gefechten gelang es dem Spartacus, dies Bollwerk zu durchbrechen, und Rom in neues Schrecken zu versetzen. Doch jetzt benutzte Crassus eine entstandene Uneinigkeit unter den Sklaven, griff einen abgesonderten aus Galliern bestehenden Haufen an, und brachte ihm eine große Niederlage bei. Voll Eifer den Krieg zu enden, ehe Pompejus, der schon auf dem Rückmarsche aus Spanien begriffen war, herbeikäme, ging er jetzt auch auf den Spartacus los, und griff ihn an. Spartacus fiel im Treffen, die Seinen flohen. Nur fünftausend derselben, welche den Alpen zueilten, fielen, fast am Ziele, dem aus Spanien kommenden Pompejus in die Hände, der sich nun rühmte, durch ihre Niederlage erst die Wurzel des Sklavenkrieges ausgerissen zu haben, und dadurch dem Crassus den ihm gebührenden Ruhm zu entreißen suchte.

So erhielt die schon bestehende Eifersucht zwischen Pompejus und Crassus neue Nahrung. Crassus war noch mehr als durch seinen Kriegsruhm durch seinen außerordentlichen Reichthum bedeutend, den er sich nicht durch die edelsten Mittel verschafft hatte. Ein nie befriedigter Geiz beherrschte alle seine Neigungen und Gedanken. Bei Sulla's Proscriptionen gewann er große Summen, indem er viele beträchtliche Ländereien für unbedeutende Preise an sich brachte. Alte eingefallene und abgebrannte Häuser kaufte er für eine Kleinigkeit, und ließ sie dann von seinen Sklaven, unter denen er mehr als fünfhundert Bau- und Zimmerleute hatte, wieder aufbauen, so daß er der Eigenthümer eines großen Theiles der Grundstücke in Rom wurde. Man schätzte das Vermögen, welches er zuletzt zusammengebracht hatte, auf

mehr als siebentausend Talente. Dabei war er gegen Jedermann freundlich und höchst dienstfertig, während Pompejus sehr unzugänglich war, und stets besorgt, seiner Würde nichts zu vergeben.

Diese beiden Nebenbuhler, jeder an der Spitze seines noch nicht entlassenen Heeres, bewarben sich jetzt um das Consulat für das nächste Jahr (70), und Beide erlangten es, wiewol Pompejus nur immer noch Ritter war*), keine der von Sulla verordneten Mittelstufen durchschritten, und das gesetzlich erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte. Sich der Gunst des Volkes in vollem Maaße zu versichern, gab Pompejus eine der wesentlichsten Verfassungsänderungen Sulla's wieder auf. Das Volk sehnte sich nämlich ganz besonders nach der Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt in ihrem alten Umfang, Pompejus gewährte sie ihm. Von da an konnten die Tribunen wieder Gesetzvorschläge an die Comitien der Tribus bringen, auch über Gegenstände der höheren Verwaltung Beschlüsse fassen lassen, und die emporstrebenden Parteihäupter bedienten sich dieses Weges, um gegen den Willen des Senats die Verleihung wichtiger Provinzen oder außerordentlicher militärischer Aufträge zu erwirken **). Auch begünstigte Pompejus das vom Prätor Cotta vorgeschlagne Gesetz, vermöge dessen nicht mehr bloß der Senat, sondern auch die Ritter und die zum Volke gehörigen Schatztribunen an den Gerichten Antheil haben sollten. Das Gesetz ging durch, und blieb bis zur Dictatur des Cäsar in Kraft. Crassus dagegen speisete das Volk an zehntausend Tischen, und schenkte ihm Korn auf drei Monate. Während ihrer ganzen Magistratur waren Beide in einer bedenklichen Spannung, bis ganz am Ende derselben in einer Volksversammlung Alles in sie drang, sich auszusöhnen. Ein Römischer Ritter glaubte sogar, das Ansehen der Götter wirken lassen zu müssen, indem er erzählte, daß ihm Jupiter im Traume erschienen sey, und durch ihn beide Consuln aufforderе, Freunde zu wer-

---

*) Daher ergötzte auch die ehrgeizige Bescheidenheit des Pompejus das Volk durch einen sonderbaren Auftritt. Denn bei der von dem Censor gehaltenen Heerschau der Ritter, führte Pompejus, als Consul, wie die Uebrigen, sein Pferd vor, und konnte auf die herkömmliche Frage des Censors, ob er seine Feldzüge gethan, antworten, daß er sie alle, und zwar unter seiner eignen Anführung gemacht habe. Das Volk jauchzte, vergaß aber, daß es nur durch den krankhaften Zustand des Staats zu diesem Schauspiel gelangte. Auch mußte Varro dem Pompejus, der noch nicht Senator gewesen war, als er Consul ward, eine Schrift über die Einrichtung und das ganze Verfahren im Senate aufsetzen.

**) Walter Geschichte des Römischen Rechts, S. 254.

den. Pompejus blieb noch immer unbeweglich, bis endlich Crassus von seinem Sitze herabstieg, und ihm die Hand reichte. Nun versöhnten sich Beide unter dem Zujauchzen des Volkes, und verordneten zur Freude desselben die Auflösung ihrer Heere. So verzog sich das drohende Ungewitter. Crassus war übrigens der Aufgabe, dem Pompejus gegenüber zu treten, keinesweges gewachsen, und Pompejus' Ehrgeiz, der nur keinen Gleichen neben sich dulden konnte, ward noch befriedigt durch die Gunst des Glücks und des Volks, das ihn immer höher und weit über Alle seines Gleichen hob *).

Auf dem Mittelländischen Meere herrschten damals zum Nachtheil alles Verkehrs furchtbare Seeräuber. Die durch das Römische Verfahren gegen andere Staaten erzeugte Vernichtung aller Seemacht, die Verarmung vieler, vorzüglich der Asiatischen Provinzen, die Aussicht auf großen Gewinn, welchen dieses Handwerk besonders durch den einträglichen Sklavenhandel darbot, hatten die Seeräuber entstehen und wachsen lassen, der Krieg gegen Mithridates, welcher sie begünstigte, das Uebel noch höher gesteigert. Die vereinte Macht dieser Piraten (denn sie stellten an tausend Schiffe auf, und bildeten eine Art von Gemeinwesen), und die gebirgigen Küsten von Vorderasien, wo sie schwer zugängliche Schlupfwinkel besaßen, hatten die etwas verspäteten Versuche, sie zu unterdrücken, bis jetzt vereitelt. Aber die Gefahr ward immer dringender. Rom war schon durch die gehinderte Zufuhr aus Aegypten und dem nördlichen Africa einige mal mit Mangel bedrohet. Die Küsten von Italien waren vor Verheerungen nicht sicher, ja selbst in die Tiber waren die Seeräuber bei Ostia eingelaufen. Endlich trat im Jahre 67 der Tribun Gabinius auf und that, kraft des von Pompejus hergestellten Rechtes, den Vorschlag, unter den gewesenen Consuln einen Mann zu wählen, der auf drei Jahre, innerhalb des ganzen Mittelländischen Meeres und an allen Küsten bis funfzig Millien in das Land, den Oberbefehl führe; daß man diesem eine Flotte von zweihundert Schiffen anvertraue, und ihm das Recht ertheile, so viel Geld zu erheben, und so viel Soldaten und Matrosen aufzubieten, als ihm erforderlich scheinen würde. Er zweifelte nicht, daß das Volk, wie es auch geschah, den Pompejus dazu wählen würde. Der Senat widerstrebte vergebens der Anwendung eines Mittels, das noch gefährlicher schien als das Uebel selbst;

*) Civis in toga, nisi ubi vereretur ne quem haberet parem, modestissimus. Vellej. Paterc. II, 29.

auch Pompejus that bedenklich, eine Gewalt, welche die Hülfsquellen der Hälfte fast des Römischen Reichs in seine Hände legte, anzunehmen; er wollte das Ansehn haben, sie nicht ehrgeiziger Bewerbung, sondern dem Drange der Umstände zu verdanken, wie er sich überhaupt am meisten verstellte, wo er am heftigsten begehrte *). Das Gesetz ging durch, und so groß war das Zutrauen zu Pompejus und zu den unermeßlichen ihm gegebenen Hülfsmitteln, daß von Stund an die wegen der verhinderten Zufuhr gestiegenen Preise der Lebensmittel fielen. Pompejus rechtfertigte dieses Zutrauen, er rottete in der That, durch eine sehr weise Anordnung und mit großer Thätigkeit, binnen drei Monaten, das Uebel bis auf den Grund aus. Er theilte das ganze Mittelländische Meer in dreizehn Abtheilungen, und bestimmte für jede ein besonderes Geschwader; dadurch wurden die Seeräuber von allen Punkten zugleich verdrängt. Die Tüchtigsten wandten sich nach Cilicien, wo sie ihre stärksten und sichersten Schlupfwinkel hatten, aber Pompejus verfolgte sie auch dorthin, besiegte sie in einem Seetreffen bei Koracesium, und nachdem sie sich in diese Stadt geworfen hatten, zwang er sie zur Uebergabe. Sie überlieferten ihm ihre Städte und Inseln mit den reichsten Vorräthen von allen Kriegs- und Seebedürfnissen, neunzig große Kriegsschiffe und viele kleinere. Außerdem fielen dem Sieger zwanzigtausend Gefangene in die Hände, die er mit Milde behandelte. Er versetzte sie alle nach verschiedenen verwüsteten Gegenden und Städten Griechenland's und Asien's, und hoffte, sie durch Entfernung von der Meeresküste und durch Anweisung von Landeigenthum von ihrem bisherigen Leben zu einer bürgerlichen und gesetzmäßigen Thätigkeit zurückzuführen. So war die Herrschaft über das Meer den Römern zurückgegeben.

---

48. Der letzte Mithridatische Krieg; Pompejus, Ordner von Asien.

(75—62 vor Chr.)
(679—692 d. St.)

Die Dankbarkeit des Volkes für diese Wohlthat sprach sich dadurch aus, daß es eilte, dem unerschöpflichen Glück des gefeierten Helden zu

*) Dio Cassius XXXVI, 7.

neuem Ruhme Stoff zu geben. Während Pompejus noch mit Anordnung der Ergebnisse des letzten Krieges beschäftigt war, machte schon der Tribun Manilius den von Cicero durch seine glänzende Beredsamkeit unterstützten Vorschlag, daß die außerordentliche Vollmacht, die dem Pompejus zum Behufe des Seeräuberkrieges übertragen war, verlängert und auch über den Orient ausgedehnt werden möchte, wo der oben (S. 89.) erwähnte Lucullus seit einiger Zeit schon im hartnäckigen Kriege mit Mithridates begriffen war, und nun, fast am Ziele, den Preis des Sieges einem Andern lassen sollte. Um zu sehen, was Pompejus hier zu thun fand und that, müssen wir vorher betrachten, was Lucullus schon gethan hatte.

Mithridates hatte in jenem Frieden, den er mit Sulla geschlossen (oben S. 90.), zwar seine damals errungenen Vortheile, aber, da ihn Sulla im Besitz seiner ursprünglichen Macht gelassen, nicht seine Entwürfe aufgegeben. Auch ein zweiter Krieg mit Rom, welcher wieder ausgebrochen war, nachdem Sulla Asien verlassen hatte, und bald beendet wurde (82—80), konnte ihm diese Hoffnungen nicht rauben, denn der Römische Befehlshaber Murena, durch dessen Ehrgeiz er hauptsächlich entflammt war, hatte in demselben keine sonderlichen Lorbeeren geerntet. Durch das in seinem ersten Versuche, die Herrschaft über Asien zu erringen, erfahrne Unglück glaubte Mithridat belehrt zu seyn, wie er bei einem neuen glücklicher seyn könne, und dem gemäß betrieb er die Verbesserung seiner Heere und Kriegsmittel nach Römischem Muster *) aufs eifrigste. Der Augenblick mit diesen Hülfsmitteln zum neuen Kampfe aufzutreten schien gekommen zu seyn, als der König von Bithynien starb, und sein Reich den Römern vermachte (75). Sich diese gefährliche Nachbarschaft abzuwehren, stellte Mithridat einen Bewerber um den Bithynischen Thron auf, und fiel in Paphlagonien ein, womit er Rom den Krieg erklärte.

Hier bewarben sich die beiden Consuln des Jahres 74, Cotta und Lucullus, um die Anführung in diesem Kriege. Lucullus erhielt sie mit der Provinz Cilicien. Doch ließ sich sein Amtsgenosse Cotta das eben erst zur Provinz gemachte Bithynien ertheilen, um auch einigen Antheil an dem Kampfe zu haben. Lucullus, ausgezeichnet durch Griechische Bildung, Gelehrsamkeit und mannichfaltige Kenntnisse,

*) Als das Fimbrianische Heer sich dem Sulla ergeben mußte, waren viele Hauptleute zu Mithridates geflohen. Auch Sertorius hatte ihm einen Römischen Anführer gesandt.

entwickelte hier nun auch die Eigenschaften eines großen Feldherrn. Mithridates belagerte nach einem Siege über Cotta, mit großer Macht und Anstrengung das wichtige Cyzikus zu Wasser und zu Lande, aber Lucullus, unterstützt durch die heldenmüthige Ausdauer der Belagerten, rettete die Stadt. Nachdem der König einen außerordentlichen Verlust an Menschen und Schiffen erlitten, mußte er die Flucht ergreifen. Nicht weniger entscheidend war ein Sieg des Lucullus über die feindliche Flotte bei Tenedos (73), die nach Italien bestimmt war, wo ihre Ankunft durch den damals eben ausgebrochenen Sklavenkrieg äußerst gefährlich hätte werden können. Sie wurde jetzt völlig vernichtet. Da Mithridat nun aus Bithynien ganz vertrieben war, griff ihn Lucullus in seinem eignen Lande an. Der König bot neue Heerschaaren auf, aber auch diese wurden von den Römern in einigen glücklichen Treffen zerstreut und niedergemacht (72). Ganz Pontus unterwarf sich den Siegern, die Schlösser des Mithridat gingen sämmtlich über, und die Römer fanden hier große Schätze aufgehäuft. Der König selbst flüchtete nach Armenien, nachdem er vorher seine Gemahlinnen und Schwestern hatte ermorden lassen, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen.

Nachdem Lucullus Pontus und ganz Kappadocien erobert hatte, nahm er sich der Provinz Asien an, die seit dem ersten Mithridatischen Kriege in großem Elend schmachtete. Die ihr von Sulla damals aufgelegte Strafsumme von zwanzigtausend Talenten war jetzt durch Zins und Wucher auf 125,000 gestiegen. Dabei mißhandelten die Gläubiger ihre Schuldner auf die empörendste Weise. Die Städte mußten ihre Tempelschätze ausliefern. Vornehme Bürger wurden gefoltert, gefesselt und in Kerker geworfen; man ließ sie im Sommer nackt in glühender Mittagshitze brennen, und im Winter mit bloßen Füßen im Kothe und auf dem Eise stehen, und verkaufte sie am Ende mit Weibern und Kindern in die Sklaverei.

In dieser unglücklichen, ärger als von Tigern und Wölfen geängsteten Gegend trat Lucull wie ein hülfreicher Schutzgott auf. Er setzte den Zinsfuß auf das gewöhnliche Maaß von zwölf vom Hundert herab, verbot, die Zinsen zum Kapital zu schlagen und Zins von Zins zu fordern, verordnete, daß jedem Schuldner ein Theil seiner Einkünfte zum Lebensunterhalte gelassen werden mußte, und traf Anstalten, daß die Abzahlung auf eine billige Weise in einer bestimmten Frist möglich ward. Durch diese Wohlthat, die er den Völkern erzeigte, lud er den

haß aller jener habsüchtigen Wucherer auf sich, deren böser Einfluß nachmals dazu beitrug, ihn auf der Siegeslaufbahn zu hemmen, auf der er jetzt weiter fortschritt.

Ein neuer Feind hatte sich gegen ihn erhoben, Tigranes, Mithridat's Schwiegersohn, der sein angestammtes Reich Armenien von der Parthischen Abhängigkeit frei gemacht und durch Eroberung der benachbarten Länder erweitert hatte, worunter sich der von Parthern und Römern schon vielfach geschmälerte Ueberrest des Syrischen Reiches befand. Deswegen nannte er sich einen König der Könige, und trotzte mit Unverstand auf seine Macht. Denn statt gleich anfangs mit Mithridates gemeinschaftliche Sache zu machen, und die Römer von seinen Gränzen abzuwehren, wollte er jetzt die durch Siege Gestärkten in ihrem Laufe hemmen. Lucullus fürchtete ihn nicht; er drang über den Euphrat und über den Tigris nach Armenien vor (69). Der erste Heerhaufe, den der durch diesen kühnen Zug überraschte Tigranes ihm entgegenschickte, ward von ihm zurückgeschlagen, das Hauptheer, an Menge mehr als zwanzigfach der Römischen Schaar überlegen, litt bei Tigranocerta *), der Hauptstadt des Königs, eine völlige, fast unglaubliche Niederlage, welche sich nur durch das Uebergewicht des Römischen Geistes und der Europäischen Kriegskunst über die Asiatischen zucht- und kunstlosen Massen erklärt. Die Hauptstadt mit allen ihren Schätzen war der Preis für die Soldaten und ihren tapfern Feldherrn. Ohne Waffengewalt, nur durch große Milde und Klugheit, gewann dieser die nahen, der Herrschaft des Tigranes unterworfenen Fürsten und Völkerstämme. Mithridates und Tigranes suchten jetzt den König der Parther in ihr Bündniß zu ziehen. Der erstere schilderte ihm in einem Briefe die Lage der Dinge, er fragte ihn, ob er glaube, daß die Römer, dieses zum Verderben des ganzen Erdkreises erwachsene Volk, bei seinen Gränzen Halt machen würden, oder er sich nach dem Untergange des Pontischen und Armenischen Reiches besser zu vertheidigen hoffe. Dagegen bemühte sich auch Lucullus um seine Freundschaft, als Jener aber neutral bleiben wollte, entschloß er sich, ihn zu bekriegen. Doch an der Ausführung dieses Vorsatzes hinderten ihn das laute Murren und der Ungehorsam seiner durch die reiche Beute übermüthig gewordenen Soldaten. Er mußte

*) Diese Stadt hatte Tigranes erst angelegt, und nach orientalischer Weise durch Herbeischleppung von Menschen aller Art und erzwungene Bauten schnell bevölkert und ausgeschmückt. Lucullus schickte die Einwohner wieder heim.

nachgeben, und führte das Heer wieder nach Armenien (68), wo er bei Artaxata einen abermaligen entscheidenden Sieg erfocht. Als er aber diese wichtige Festung belagern wollte, brach unter den Truppen eine abermalige Meuterei aus. Sie wollten in diesem rauhen Klima nicht länger bleiben, und Lucullus sah sich genöthigt, sie nach dem warmen Mesopotamien zu führen, wo er Nisibis eroberte.

Die Soldaten waren theils über die beschwerlichen Winterfeldzüge erbittert, wo sie häufig trotz der Kälte unter Zelten lagern mußten, theils wegen Lucull's allzustrenger Mannszucht und Unerbittlichkeit im Strafen, welche die Gemüther um so entschiedner von ihm abwandten, weil er die Gabe nicht hatte, dieser Strenge durch Leutseligkeit und freundliches Benehmen ein Gegengewicht zu geben. Dazu kamen Aufhetzungen persönlicher Feinde des Feldherrn, besonders seines eignen Schwagers, des Clodius, eines frechen und schändlichen Menschen. Dieser wiegelte besonders jene meuterischen Fimbrianischen Soldaten (oben S. 90.) auf, die sich noch im Heere des Lucullus befanden, indem er ihnen das Glück der Soldaten des Pompejus pries. Auch in Rom begannen jetzt Umtriebe gegen Lucullus. Man benutzte den allerdings nicht ungegründeten Vorwurf, den man ihm machen konnte — daß er sich selbst übermäßig bereichere, ihn beim Volke auf alle Weise zu verkleinern.

Diese Umstände und die Entfernung des bei Nisibis weilenden Lucullus benutzte der unermüdliche Mithridates. Er brachte neue Heere zusammen, und eroberte sein Königreich und einen Theil von Kappadocien wieder, nachdem er die dort befindlichen Römischen Schaaren besiegt und fast vernichtet hatte. Um diese Zeit wurde in Rom der Proconsul Glabrio mit der fernern Führung des Krieges beauftragt, und als die Nachricht davon ins Lager des Lucullus kam, wollten die Soldaten durchaus nicht gegen den Feind aufbrechen, dem Lucull jetzt, wo er vom Schauplatz abtreten sollte, den errungenen Vortheil vorher so gern wieder entwunden hätte. Glabrio aber, der die Früchte schon erfochtener Siege zu ernten, nicht aber neue Gefahren erwartet hatte, blieb unthätig, und nun ward Pompejus, wie (oben S. 105.) schon erwähnt ist, mit der Fortsetzung dieses Krieges beauftragt, wobei sein Anhang an den einflußreichen Abgabenpächtern und Wuchrern, die den Lucullus haßten, kräftige Unterstützung fand. Im folgenden Jahre (66) erschien Pompejus in Asien. Beide Feldherren hatten eine Zusammenkunft in Galatien, wo es zu einem heftigen Wortwechsel kam.

in welchem Pompejus dem Lucullus seine unersättliche Geldgier, Dieser Jenem seinen ungemessnen Ehrgeiz vorwarf, und Keiner, fügt der Geschichtschreiber Vellejus hinzu, konnte den Andern der Unwahrheit zeihen. Vergebens suchte Lucullus zu beweisen, daß der Krieg geendigt sey, und es keines neuen Feldherrn bedürfe, das ganze Gespräch hatte keinen andern Erfolg, als daß Pompejus den Befehl ergehen ließ, dem Lucullus nicht mehr zu gehorchen, und alle von diesem getroffenen Anordnungen aufhob.

Obschon Lucullus in Asien diese Demüthigungen erfuhr, hielt er doch in der Folge in Rom einen prächtigen Triumph. Den Geschäften entsagte er aber von dieser Zeit an völlig, aus Unmuth und Ueberdruß, oder aus einem unüberwindlichen Hang nach schwelgerischer Ruhe. Er brachte den Rest seines Lebens theils mit wissenschaftlichen Beschäftigungen, theils in dem Genuß aller der sinnlichen Freuden hin, die sein unermeßliches Vermögen gewähren konnte. Die Pracht seiner Gärten und Landhäuser, die Fülle von Kunstwerken und kostbaren Geräthen, mit denen sie geschmückt waren, und die verschwenderische Ueppigkeit seiner Tafel, haben seinen Namen zur Bezeichnung des verfeinertesten Sinnengenusses sprichwörtlich gemacht.

Indeß betrat Pompejus begierig die Laufbahn der Mühen, aber auch des Ruhmes, die sich in Asien vor ihm ausbreitete. Mit seiner gewohnten Thätigkeit und Schnelligkeit wandte er theils die Waffen, theils Unterhandlungskünste gegen den Feind. So hielt er den König von Parthien ab, ein Bündniß mit Mithridates zu schließen. Dieser war jetzt aller fremden Hülfe beraubt, da Tigranes durch eine Empörung seines Sohnes beschäftigt wurde. Unter diesen Umständen suchte er sorgfältig eine Schlacht zu vermeiden, und wich zurück. Allein Pompejus ereilte ihn noch diesseits des Euphrats, und griff in einer Nacht sein Heer an, welches, die Nähe der Römer nicht ahnend, durch ein enges Thal zog. Der Nachtheil des Ortes, der keine Anordnung erlaubte, die Verwirrung, die durch den unvorhergesehenen Anfall entstand, endlich die Nacht, die erst durch ihre Dunkelheit, dann durch das falsche Licht des Mondes täuschte, beschleunigten das Verderben der Barbaren; was nicht durch das Schwert der Römer fiel oder gefangen wurde, stürzte sich in eine wilde Flucht. Mithridates wollte sich nach Armenien werfen, aber Tigranes der ihn in Verdacht hatte, mit seinem Sohne in Einverständniß zu stehen, verschloß ihm seine Gränzen. Hier abgewiesen ging er, noch immer ungebeugt

und voll kühner Pläne und Hoffnungen, durch die Pässe des Kaukasus nach der Taurischen Halbinsel, entschlossen, von dem nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres her, mit Hülfe der Scythischen Völkerschaften, über die Donau gegen Italien vorzubringen.

Diesem starkmuthigen Geiste unähnlich, suchte indeß Tigranes allein Rettung und Heil in der Gnade des Pompejus, der, begleitet von dem aufrührerischen Sohne des Königs, in sein Land einrückte. Demüthig und sich selbst seines königlichen Schmuckes beraubend, warf Tigranes, der König der Könige, sich vor dem Römischen Feldherrn nieder, der, gerührt von dem Falle menschlicher Größe, und stets nach dem Ruhme der Milde trachtend, ihn aufhob, neben sich setzte, und ihm sagte, daß er durch Lucullus Phönicien, Syrien und andere Landschaften verloren habe, durch ihn aber Armenien behalte, und die Bundesgenossenschaft der Römer gewinne, die er sich dann mit einer Summe von sechstausend Talenten erkaufen mußte. Absichtlich mochte Pompejus den alten Tigranes erhalten, und den Sohn, als Schwiegersohn und Schützling des Parthischen Königs, nur mit Abtretung der Landschaft Sophene belohnen. Im Schmerz getäuschter Hoffnungen benahm sich der junge Fürst so heftig und unüberlegt gegen den Römischen Feldherrn, daß dieser ihn in Fesseln legen ließ.

Nun wollte Pompejus den Mithridates in seinem nördlichen Zufluchtsorte aufsuchen, drang auch unter Kämpfen gegen die dortigen kriegerischen Völkerstämme der Kolcher und Albaner bis in die Nähe des Kaspischen Meeres vor (65), da er aber inne ward, daß die Schwierigkeiten immer größer wurden, beschloß er, den Mithridates seinem eignen bösen Geschick zu überlassen, und kehrte nach Armenien zurück. Von da wandte er sich nach Amisus (64), um im Namen des weltgebietenden Rom's die Verhältnisse der Asiatischen Staaten und Fürsten zu ordnen. Hier erschienen zwölf Könige und noch viele andere Fürsten vor ihm. Er zog einige der eroberten Landstriche für Rom's unmittelbaren Besitz ein, andere vertheilte er an die Fürsten, welche sich während des Krieges als Anhänger der Republik bewiesen hatten. Dann ging er nach Syrien, machte der Herrschaft des Seleucidischen Stammes ein völliges Ende, und das Land zur Provinz. Dadurch wurden die Parther unmittelbare Nachbaren des Römischen Staates. Im nächsten Jahre (63) brachte Pompejus auch die Juden in ein abhängiges Verhältniß zu demselben.

Ein Streit über die hohepriesterliche Würde und das Königthum

der unter diesem Volke zwischen zweien Brüdern aus dem Stamm der Makkabäer ausgebrochen war, gab ihm Veranlassung dazu. Hyrcanus, der ältere, aber an Geist und Kraft unbedeutendere, war von dem jüngeren, kräftigeren und kühneren Aristobulus aus dem Besitz jener Würden gewaltsam verdrängt worden. Nachdem Beide schon den König des Peträischen Arabien's und zwei Römische Unterbefehlshaber, Gabinius und Scaurus, zu Hülfe gerufen hatten, wandten sie sich jetzt an den Pompejus. Dieser erklärte sich für Hyrcanus, der von dem schlauen Idumäer Antipater, dem Stammvater des nachmaligen Herodischen Geschlechts, geleitet wurde. Die Partei des Aristobulus flüchtete in den festen Tempel Jerusalem's, Pompejus ließ stürmen, und eroberte den Tempel, wobei Ströme von Blut flossen *). Aristobulus wurde mit zwei Söhnen und zwei Töchtern gefangen fortgeführt. Hyrcanus erhielt nun das hohepriesterliche Amt, aber ohne die königliche Würde. Jerusalem wurde seiner Mauern beraubt, das jüdische Reich verlor alle von Cölesyrien an dasselbe gekommenen Städte, dem Volke ward eine ungeheure Summe abgepreßt, und ein fortwährender Tribut auferlegt.

Während Pompejus auf diese Weise die Schicksale der Reiche bestimmte, that das ihm noch immer getreue Glück das Schwerere für ihn, indem es dem unermüdeten Mithridates durch eine andere Hand den Untergang bereitete. Die großen und kühnen Gedanken desselben hatten keinen Anklang in den Gemüthern seiner Umgebungen gefunden. Die Furcht vor der Macht Rom's, die Scheu vor der Kühnheit des Unternehmens, verstärkt in den abergläubischen Gemüthern durch das Schrecken eines furchtbaren Erdbebens, erzeugten Verrätherei und Aufruhr. Mithridates wurde bei dieser wachsenden Abneigung gegen ihn immer mißtrauischer und grausamer, so daß endlich sein eigner Sohn, Pharnaces, um die Gunst der Römer zu verdienen, sich gegen ihn empörte, und den Vater, der von Allen verlassen, sich eben selbst den

*) Zwölftausend Juden verloren ihr Leben, unter ihnen viele Priester, die während der Erstürmung an einem Sabbath mit dem Opferdienst fortfuhren. Die strenge Sabbathsfeier hatte dem Pompejus erlaubt, an diesen Tagen ungestört seine Belagerungswerkzeuge aufzuführen. — Nichts war bei diesem ganzen Unglück den Juden so empfindlich als die Entheiligung ihres Tempels, indem Pompejus mit einer großen Begleitung in das Allerheiligste ging, wo die Römer mit Erstaunen und mit einer Art von Abscheu über der Juden Gottlosigkeit keine Götterbilder sahen. Inde vulgatum, sagt Tacitus, nulla intus deum effigie vacuam sedem et inania arcana. Von dem reichen Tempelschatz rührte Pompejus nichts an.

Tod geben wollte, ermorden ließ. In Judäa erhielt Pompejus die Nachricht von diesem Ende eines der unversöhnlichsten und kühnsten Feinde, die je wider Rom aufgestanden. Ehe er Asien gänzlich verließ, ging er nach Pontus, und bestätigte den Pharnaces in der Herrschaft über die Besitzungen seines Vaters im Osten und Norden des Schwarzen Meeres.

Bei der Abreise aus Asien vertheilte der siegreiche Feldherr unter sein Heer reiche Geschenke; gleiche Freigebigkeit zeigte er auf seinem ganzen Rückwege nach Rom, besonders gegen die Gelehrten in Mitylene, Rhodus, Athen. Er entzückte durch die Mäßigung, womit Er, vor dem ganz Asien gezittert hatte, seinen Kriegsruhm dem Ruhme dieser Männer unterzuordnen schien. In noch weit höherm Grade zeigte er diese Mäßigung, als er nach Italien kam. Denn da viele Römer mit Bangigkeit einen Feldherrn erwarteten, den erstaunenswürdige Erfolge und der Genuß einer mehr als königlichen Macht nach einer dauernden Herrschaft im Vaterlande lüstern machen konnten, und dem zur Ausführung eines solchen Vorhabens ein sieggewohntes und ergebenes Heer zu Gebote stand, so entließ Pompejus dies ganze Heer, sobald er bei Brundusium gelandet war. Nur begleitet von seinen Freunden und Angehörigen, durchzog er, wie ein gewöhnlicher Reisender, Italien unter dem Zulaufe und Zujauchzen der Einwohner, die jetzt mit leichterem Herzen seine Thaten bewunderten, deren Fülle kaum ein zweitägiger Triumph im Abbilde fassen und darstellen konnte.

Dieser von Pompejus im Herbste des Jahres 61 gefeierte Triumph war wol der reichste und glänzendste, den Rom je gesehen. Auf vorangetragenen Tafeln waren die Namen der überwundenen Völker zu lesen: daß er tausend feste Schlösser bezwungen, neunhundert Städte erobert, den Seeräubern achthundert Schiffe abgenommen, neun und dreißig Städte gestiftet oder neu bevölkert, mit wie vielen Millionen er durch seine Siege die jährlichen Einkünfte des Staats vermehrt habe. Man schauete das Gemälde der furchtbaren nächtlichen Siegesschlacht (S. 109.) und erblickte auf zahllosen Wagen die erbeuteten Waffen, Schiffsschnäbel und die Millionen an baarem, gemünztem und ungemünztem, Gelde, die in die Schatzkammer niedergelegt wurden. Sichtbar endlich schienen auch die besiegten Völker selbst einherzuschreiten in den dreihundert vier und zwanzig Personen ihrer Fürsten und Vornehmsten, dem Sohne des Tigranes, vier Söhnen des Mithridates, dem Jüdischen Könige Aristobulus den Fürsten der Albaner, Kol

chen u. s. w. Alle in ihrer vaterländischen Tracht und ungefesselt zogen dem mit Edelsteinen reich verzierten Triumphwagen vorauf. In diesem selbst prangte Pompejus, geschmückt mit der vorgeblich unter Mithridates Schätzen erbeuteten Rüstung Alexander's des Großen, dem er selbst von den Schmeichlern gleich gestellt wurde, aber nicht vom Schicksal. Denn den Alexander riß der Tod aus der Mitte glänzender Siege, in der höchsten Fülle des Ruhms und Glanzes, hinweg, aber den Pompejus erwartete in den Stürmen bürgerlicher Unruhen ein bejammernswerthes Ende.

---

49. Die Catilinarische Verschwörung.

(63. 62. v. Chr.)
(691. 692. d. St.)

Der glänzende Purpurmantel, mit welchem der siegreiche Feldherr den Römischen Staat vor den Augen der Welt schmückte, deckte einen krankhaften und seiner Auflösung entgegen-gehenden Körper. Während die Römischen Heere gegen die äußeren Feinde siegreich kämpften, befeindeten sich im Innern die Parteien der Vornehmen und des Volkes mit großer Wuth *). Die Tribunen suchten dem Senat seine Macht, die er oft zu eigennützigen Zwecken mißbrauchte, zu entreißen, und der Senat widersetzte sich einem Feinde, dessen Sieg nur Verwilderung und Auflösung der Verfassung herbeiführte. Unerhörte Begierde nach Pracht und Genüssen, welche Reichthümer suchte und vergeudete, drückende Armuth, und lastende Schulden, von denen nur Verbrechen befreien konnten, führten den Kämpfenden stets neue Genossen zu. Aus den Volksversammlungen waren Ordnung und Freiheit geschieden, unter den Kämpfen aufrührerischer Haufen wurden Gesetze gegeben oder vernichtet; Bestechlichkeit und Gewaltthätigkeit öffneten oder verschlossen den Weg zu Aemtern, Verurtheilung und Lossprechung gingen von Haß oder Zuneigung der Richter aus, oder waren ihrer

*) So wie Gabinius wegen seines Vorschlages zu Gunsten des Pompejus (oben S. 103.) beinahe im Senat ermordet worden wäre, so klagte jetzt der Tribun Licinius den greisen Senator Rabirius als Mörder des vor sechs und dreißig Jahren erschlagenen Saturninus an, in der Absicht, durch die erneuerte Untersuchung alter Senatsbeschlüsse und vergangener Begebenheiten, solchen Leuten, wie Saturninus gewesen, Sicherheit zu verschaffen.

Gewinnsucht feil. Eine scheußliche Verschwörung, in welcher sich alle diese bösen und verpesteten Dünste zu einem drohenden Wetter vereinigten, enthüllte, während Pompejus noch in Asien war, die ganze Tiefe dieses innern Verderbens, und würde, wenn sie zum vollständigen Ausbruch gekommen wäre, schon jetzt den Staat in Trümmer zersprengt haben.

Der Urheber dieser Verschwörung war der oben (S. 94.) als Anhänger des Sulla erwähnte L. Sergius Catilina, der aus einem sehr vornehmen Geschlechte stammte. Wir haben ihn schon als Brudermörder kennen gelernt, aber dieser Frevel war nicht der einzige, der auf ihm lastete, vielmehr scheint sein ganzes Leben eine Kette von Freveln gewesen zu seyn. Er hatte sein eignes und fremdes Vermögen schwelgerisch vergeudet, und trachtete nun gierig nach neuen Schätzen; seine Lüste zu befriedigen, bebte er vor keinem Frevel zurück. Mit dieser schändlichen Gesinnung wäre er unter dem Haufen gemeiner Bösewichter verborgen geblieben, wenn ihn die Vorzüge des Körpers und Geistes, die er mit der größten Verruchtheit verband, nicht zu einem höchst gefährlichen Verbrecher gemacht hätten. Er war beredt, listig, kühn, tapfer und zu allen Anstrengungen tüchtig. „Ich glaube nicht, sagt Cicero in einer seiner Reden, daß jemals ein aus so widersprechenden und unverträglichen Trieben und Begierden zusammengesetztes Ungeheuer auf der Erde gelebt hat, als Catilina. Wer war zu gewissen Zeiten bei berühmten Männern beliebter? Wer mit schändlicheren vertrauter? Welcher Römer hielt sich einst zu einer bessern Partei? Wer war je ein scheußlicherer Feind dieses Staates? Wer war durch Wollüste besudelter? Wer ausdauernder in der Arbeit? Wer im Rauben unersättlicher? Wer in der Freigebigkeit verschwenderischer? Eine bewundernswürdige Geschicklichkeit besaß dieser Mann, sich eine Menge Freunde zu machen, ihnen durch Geld, Gunst, Anstrengung, ja durch Verbrechen zu dienen; seine Natur zu wandeln, und sich nach den Umständen zu drehen und zu verändern; mit den Strengen ernst zu seyn, mit den Heiteren fröhlich, mit den Alten gesetzt, mit der Jugend gefällig, mit Liederlichen liederlich zu leben." Diese ausgezeichneten Fähigkeiten machten ihn zum Führer einer ganzen Schaar junger Leute, die ihm an Lastern, Genußliebe und Ehrgeiz glichen, und sich wie er durch ein ausschweifendes Leben tief in Schulden gestürzt hatten. Selbst kühne und verderbte Weiber mischten sich wie heillose Furien unter diese Rotte. Im Gefühl der Kraft, welche ihm ein solcher

Anhang darbot, und zu einer Zeit, wo Pompejus mit vielen Legionen fern war, und die herrschenden Geschlechter in sorgloser Ruhe ihrer Uebermacht genossen, beschloß Catilina, sich des Staates zu bemeistern, alles Bestehende umzustürzen und auf den Trümmern desselben sich und seinem Anhange Befreiung von einer unermeßlichen Schuldenlast, Reichthümer, Aemter, Priesterwürden und willkürliche Herrschaft zu verschaffen. Er konnte auch außer dem Kreise seiner Genossen auf Mitwirkung rechnen. Die Sullanischen Soldaten, welche die geschenkten Güter vergeudet hatten, wünschten einen neuen Bürgerkrieg, um neue zu erwerben; der zügellose Haufe eine Umwälzung, um sich zu bereichern; die Abkömmlinge der von Sulla Geächteten, um Vermögen und Ehre wiederzuerlangen. Ja selbst einige der bedeutendsten Männer (wie man denn selbst Crassus *) und Cäsar in Verdacht hatte), schienen diese verbrecherischen Bestrebungen zwar nicht eigentlich zu theilen, aber sich derselben für ihre ehrgeizigen Pläne bedienen zu wollen.

Catilina wollte zur Ausführung seines Unternehmens das Consulat benutzen, und bewarb sich daher darum. Aber Gerüchte von seinem abscheulichen Vorhaben bewogen alle Gutgesinnten, ihn davon auszuschließen, und einem tüchtigen Verfechter des bedroheten Vaterlandes zu dieser Würde zu verhelfen, nämlich dem M. Tullius Cicero. Dieser größte Redner seiner Zeit und seines Volkes (geb. 107) stammte aus Arpinum, der Vaterstadt des Marius. Von seinem Vater dazu bestimmt, dem bis dahin unbekannten Namen der Familie Glanz und Ansehen zu verschaffen, wurde der junge Cicero früh nach Rom gebracht, und genoß einer sehr sorgfältigen Erziehung. Er legte sich dort unter Griechischen Lehrern, die sich damals in großer Zahl zu Rom aufhielten, auf das Studium der Redekunst, Philosophie und Griechischen Litteratur, und that sich darin bei einem feurig emporstrebenden Geiste und großen Anlagen außerordentlich hervor. Auch die Kunde des bürgerlichen Rechts, die einem jungen Römer, der zu Ehrenämtern gelangen wollte, unentbehrlich war, versäumte er nicht. So früh sich sein Talent zum Reden entwickelte, so eifrig lag er demselben auch ob, keinen Tag ließ er vorbeigehen ohne Uebungen in der Kunst aus dem

*) Crassus wurde von einem Angeber im Senate wirklich als Theilnehmer genannt. Aber Viele wollten es nicht glauben, und hielten es für eine List der Verschwornen oder für eine Erfindung seiner Feinde; die es glaubten, wollten es nicht zur Sprache kommen lassen, um ihn nicht erst zum Schlimmsten zu reizen. Der Senat erklärte also die ganze Anzeige für erdichtet.

Stegreif zu sprechen. In seinem sieben und zwanzigsten Jahre erschien er zuerst in einem Criminalprocesse als Sachwalter und Vertheidiger des Angeklagten vor Gericht. In dieser heillosen Periode der Republik, wo Verbrechen aller Art zu dergleichen Processen immer häufigern Anlaß gaben, wo so viele Römische Große und Reiche in solche üble Händel verwickelt waren, hatte ein geschickter Redner Gelegenheit genug, sich unter den Vornehmen wichtige Freunde zu erwerben, und beim Volke durch Vertheidigung unschuldig Unterdrückter, oder durch muthigen Angriff mächtiger Verbrecher, sich in Gunst und Ansehen zu setzen. Ein gewisser Sextus Roscius war der erste, den Cicero in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte, und mit so außerordentlichem Erfolge, daß Roscius unter dem lautesten Beifall aller Zuhörer losgesprochen wurde, und sein Vertheidiger in den Ruf kam, daß keine Sache für sein Talent zu schwierig seyn könne. Nachdem er hierauf zu seiner weitern Ausbildung noch eine Reise durch Griechenland gemacht hatte, ward er im dreißigsten Jahre, welches er nach dem Gesetze zurückgelegt haben mußte, um wahlfähig zu seyn, Quästor, und als solcher dem Statthalter von Sicilien an die Seite gesetzt. Dort zeigte er so viel Klugheit, Geschicklichkeit und Uneigennützigkeit, daß die Liebe der Bewohner zu ihm sich bei seinem Abzuge in Ehrenbezeigungen kund gab, wie sie vor ihm nie einem Römischen Statthalter zu Theil geworden waren. Nachdem Cicero darauf die Zwischenstufen der Aedilität und Prätur durchgemacht, und sich, durch seine schon erwähnte Vertheidigung des Manilischen Gesetzvorschlages, als einen warmen Freund des Pompejus bekundet hatte, trug er in seiner Bewerbung um das Consulat für das Jahr 63 über seine Mitbewerber mit einhälligen Stimmen aller Centurien den Sieg davon.

Es war diesmal ein gefährlicher Posten, auf den er gestellt war. Denn da Catilina seinen Zweck, Consul zu werden, nicht erreicht hatte, wurde er nur noch heftiger, und suchte seine Partei auf alle Weise zu verstärken, während er sich um das Consulat für das folgende Jahr bewarb. Cicero beobachtete alle seine Schritte mit der größten Wachsamkeit und Thätigkeit, und forderte ihn im Senate, wo er noch immer erschien, auf, sich zu reinigen. „Es giebt, antwortete Catilina mit großer Frechheit, zwei Parteien in der Republik, die eine ist schwach, und hat ein kraftloses Haupt, die andere ist stark, und ihr soll, so lange ich lebe, ein Haupt nicht fehlen." Und doch wagte der Senat noch keinen entscheidenden Schritt. Catilina wollte jetzt den Cicero

auf dem Marsfelde ermorden lassen, aber dieser war auf seiner Hut, und seinem Verfolger entging das Consulat. Aber die Gefahr ward immer dringender, Mallius, ein Vertrauter Catilina's, auch ein Mann aus Sulla's Schule, hatte in Etrurien ein Heer geworben, und begann schon Feindseligkeiten; die Consuln wurden durch die gewöhnliche Formel mit außerordentlicher Gewalt bekleidet. Dennoch hatte Catilina noch die Unverschämtheit, sich im Senate zu zeigen, wo Cicero eine sehr heftige Rede, die erste unter den noch vorhandenen Catilinarischen, gegen ihn hielt. Nun hielt es Catilina doch für nöthig, die Stadt zu verlassen. Er begab sich ins Lager des Mallius, und nahm hier die Ehrenzeichen des Consulats an. Mit gewaffneter Hand wollte er von außen die Unternehmungen unterstützen, welche seine in der Stadt zurückgelassenen Anhänger, Cethegus, der Prätor Lentulus u. A., betrieben, und die nichts Geringeres bezweckten, als Rom an zwölf Orten anzuzünden, Cicero und den größten Theil des Senats, nebst mehreren Andern, in der entstandenen Verwirrung umzubringen, und sich dann mit Catilina zu vereinigen. Cicero war in steter Bemühung, ihren Absichten, so viel er davon wußte, zuvorzukommen, denn bei der Spannung und Eifersucht der Parteien gegen einander durfte er ohne die unbezweifeltesten Beweise nichts gegen sie unternehmen. Nur Catilina und Mallius wurden, bei ihrer offenbaren Empörung, für Staatsfeinde erklärt.

Doch ein Zufall spielte dem Consul auch gegen die Häupter der Partei in der Stadt untrügliche Beweismittel in die Hände. Die Verschwornen hatten nämlich gesucht, die Gesandten der Allobroger, eines Gallischen Stammes, die damals in Rom waren, zu gewinnen, und dieses tapfre Volk, dessen Gemeinwesen gleichfalls unter dem weit verbreiteten Uebel einer allgemeinen Verschuldung litt, in die Verschwörung hineinzuziehen. Da sich ihnen hier die Aussicht darbot, sich von jenem Uebel frei zu machen, schwankten sie anfangs, entdeckten aber doch zuletzt dem Cicero die ganze Sache. Auf sein Geheiß stellten sie sich nun, als gingen sie in die Verschwörung ein, und verschafften ihm dadurch schriftliche Beweise. Mit diesen in der Hand versicherte sich Cicero sogleich aller der darin angegebenen Häupter, fünf an der Zahl, und überzeugte den Senat von ihren sträflichen Absichten so klar, daß Keiner mehr zu zweifeln wagte, und nur die Frage war, welcher Strafe sie unterliegen sollten. Der im Senat zuerst gefragte, zum Consul für das nächste Jahr bestimmte Silanus, trug auf die Todes-

strafe an. Seiner Meinung traten alle folgenden Senatoren bei, bis die Reihe an C. Julius Cäsar kam, der im folgenden Jahre Prätor werden sollte. Dieser trug nur auf lebenslängliche Verwahrung der Verbrecher und Einziehung ihrer Güter an, und stützte sich dabei auf die Gesetzwidrigkeit der noch dazu bloß vom Senate ausgesprochenen Todesstrafen bei Bürgern und auf die Gefährlichkeit eines solchen Beispiels*). Sein Ansehn und seine Beredsamkeit bestimmten schon die Meinung Vieler, als sich M. Porcius Cato erhob. Es war dies ein Urenkel des uns aus der frühern Geschichte wohlbekannten Cato's des Censor's. In diesen Zeiten tiefen Verderbens hatte Cato eine seltne Reinheit der Gesinnung, die größte Strenge der Sitten und unerschütterliche Rechtschaffenheit bewahrt. Sein Geist war mit den Grundsätzen der stoischen Philosophie genährt und ganz erfüllt von Liebe und Sorge für des Vaterlandes Freiheit, Recht und Gesetz. Er besaß alle Festigkeit und Charakterstärke altrömischer Seelen, und bildete den schneidendsten Gegensatz mit seiner Zeit, in die er sich gar nicht zu schicken verstand, der einzige Vorwurf, den man ihm machen konnte**). Dieser Mann stand jetzt im Senate auf, stellte die Gefahr vor, in welcher Alle schwebten, zeigte, daß die Freiheit, ja das Leben auf dem Spiele stehe, und daß es unmöglich sey, die Verbrecher gefangen zu halten, daß aber mit ihrer strengen Bestrafung über Catilina's Heer und die ganze Verschwörung der Stab gebrochen werde; er verlangte, daß an ihnen als offenbaren Verbrechern nach alter Sitte (more majorum) das Todesurtheil vollzogen werde. Als er geendet hatte, stimmte ihm Alles unter lautem Beifall zu, und seine Meinung ward zum Senatsbeschluß. Cicero ließ sogleich das Urtheil an den Verschwornen im Kerker vollziehen, damit weder Gewalt noch neue Ränke ihre Rettung herbeiführten.

Das Volk nahm an diesen Vorgängen den lebhaftesten Antheil. Es war Nacht geworden, als Cicero, begleitet von den ersten Männern Rom's, die seine That als eine größere und heilsamere denn alle ihre kriegerischen Triumphe priesen, nach Hause zurückkehrte. Ein zahlloser Haufe jubelnder Menschen drängte sich um ihn, und begrüßte ihn mit

*) Cäsar war bei der Anklage des Rabirius (S. 113 Anm.) vorzüglich thätig gewesen. Man kann daher ahnen, was er hierbei bezweckte.

**) Cicero sagt in einem Briefe von ihm: er schadet oft der Republik, denn er sagt seine Meinung so, als lebte er in Platon's Staate und nicht in der Hefe des Romulus.

den ehrenvollsten Ausrufungen. Die Straßen glänzten vom Schein unzähliger Lichter, die Weiber leuchteten mit Fackeln von den Dächern herab, die ganze Stadt war in freudiger Bewegung, daß man einer so großen Gefahr entgangen sey. Allgemein ward Cicero als Retter der Republik gepriesen, er ward mit dem schönen Namen „Vater des Vaterlandes" geehrt, das einzige mal, daß das freie Rom diesen Beinamen ertheilte. Cicero war auf dem Gipfel seines Lebens, er schwelgte in den Genüssen, die seiner Ehrliebe zu Theil wurden.

Gegen Catilina selbst zogen zwei Heere ins Feld, das eine geführt von Cicero's Amtsgenossen, dem Consul C. Antonius Hybrida, einem zweideutigen, kraftlosen Menschen, der früher wenigstens Freund des Catilina gewesen. Dieser sah sich im Anfange des nächsten Jahres (62) in den Engpässen der Apenninen bei Pistoja eingeschlossen und von der Flucht nach Gallien abgeschnitten. Antonius wollte gegen seinen alten Verbündeten nicht in Person fechten, schützte daher einen Gichtanfall vor, und überließ den Befehl seinem Legaten M. Petrejus. Catilina's Geist belebte auch sein Heer, der Geist der Rache und Verzweiflung. Der Sieg kostete den Truppen der Republik große Anstrengung. Catilina fiel mit dem größten Theile der Seinen. Sie lagen alle in geschlossenen Gliedern, keiner hatte im Rücken eine Wunde.

Aber obgleich nun alle Häupter der Verschwörung aus dem Wege geräumt waren, so waren doch die noch übrigen Anhänger Catilina's in ihrer Wirksamkeit keineswegs gänzlich gehemmt, wiewol sie jetzt viel leiser auftreten mußten. Ihr Haß richtete sich gegen Alle, die bei der Entdeckung und Verfolgung der Verschwörung thätig gewesen waren, besonders gegen Cicero. Der Volkstribun Metellus Nepos wollte ihn beim Volke der ungesetzmäßigen Gewaltthätigkeit gegen Bürger anklagen, und machte sogar einen Gesetzvorschlag, den Pompejus aus Asien mit seinem Heere zurückzurufen, um die Freiheit des Gemeinwesens gegen die Gewaltthaten des Cicero zu sichern. Aber Cato, damals gleichfalls Tribun, der die Gefahr dieses gegen den ganzen Senat gerichteten Planes sah, kämpfte, selbst mit großer Lebensgefahr (denn Metellus bediente sich bewaffneter Rotten), gegen seinen Amtsgenossen, und errang auch durch seine große Beharrlichkeit und Furchtlosigkeit den Sieg.

50. Pompejus, Cäsar und Crassus im Bunde.

(60. 59. vor Chr.)
(694. 695. d St.)

Die Unterdrückung dieser scheußlichen Empörung und die strenge Bestrafung ihrer Theilnehmer hob die Macht des Senats wieder auf einige Zeit, aber unter diesem Anschein von Ruhe gährten dennoch in der Tiefe die bösen Geister der Zeit, und die Heimkehr des Pompejus entband ihre Kräfte wieder. Indem Pompejus sein Heer entlassen hatte, um nicht Herr des Staates zu scheinen, hatte er sich der Macht beraubt, es wirklich zu seyn, und davon mußte er bald die Erfahrung machen. Die wahren Freunde der Republik, vor Allen Cato (der wackere Catulus war eben gestorben), hielten es für Pflicht, seiner gefährlichen Größe entgegenzutreten, und ihn zu zwingen, auch zu seyn was er scheinen wollte. Lucullus, dem der beste Theil seines Ruhms durch Pompejus entrissen war, Metellus Creticus, der in seiner Bezwingung des seeräuberischen Creta durch seine Eifersucht gestört worden war, Crassus, der den Nebenbuhler seiner auf Reichthum gegründeten Macht haßte und fürchtete, der Consul des Jahres 60, Metellus Celer, von dessen Schwester sich Pompejus geschieden hatte, hielten es auch aus diesen persönlichen Gründen für nützlich, einen solchen Gegner zu demüthigen. Anders Cicero. Dieser sah in dem Pompejus eine nothwendige Stütze der Optimaten, sich gegen den zügel- und schrankenlosen Haufen halten zu können, und wollte daher mit ihm nicht brechen *).

Als Pompejus nun wünschte, alle seine in Asien getroffenen Maaßregeln, wo er Kronen genommen und vergeben, Reiche gegründet und vernichtet hatte, vom Senate bestätigt zu sehen, und verlangte, für seine Soldaten Anweisungen von Ländereien zu erhalten, widersetzte sich ihm der vereinte Einfluß aller seiner Gegner auf das eifrigste. Es kam darüber zu den gewaltsamsten Auftritten (60). Der Tribun Flavius, der die Ländervertheilung vorschlug, ließ den Consul Metellus Celer, der heftig widersprach, ins Gefängniß führen. Der Consul berief den Senat dorthin; dies zu hindern, ließ der Tribun seinen Amtsstuhl vor die Thür stellen, aber der Consul befahl, die Mauer nieder-

*) Abeken, Cicero in seinen Briefen S. 60.

zureißen, um dem Senat einen Weg zu bahnen. Pompejus war beschämt, und bereuete nun, sein Heer entlassen zu haben.

In dieser Verlegenheit näherte sich ihm ein Mann, der vom Schicksal zu seinem Sieger bestimmt war, als hülfreicher Freund. Es war C. Julius Cäsar. Da dieser Größte aller Römer von nun an eine höchst wirksame, dann die erste Rolle in der Republik spielt, so wird hier der bequemste Ort seyn, Einiges aus seinem früheren Leben nachzuholen. Er war sechs Jahre jünger als Pompejus, und um die Zeit, als dieser sich bereits vom Sulla den Beinamen des Großen verdient hatte, erst ein neunzehnjähriger Jüngling. Aber er dachte schon damals nicht schlechter von sich, als von allen Denen, die er die höchsten Stellen bekleiden sah, und selbst in diesem Alter zeigte er sich mehr Mann als der große Pompejus. Er hatte die Cornelia, eine Tochter des Cinna, geheirathet, und als nun Sulla gegen alle Anhänger, und besonders gegen die Verwandten des Marius und Cinna wüthete, erhielt Cäsar, der noch dazu ein Neffe der Frau des Marius war, den Befehl, sich von der Cornelia zu scheiden. Es schien dies gar keine besonders harte Forderung, da auch Pompejus seine Gemahlin Antistia verstoßen hatte, um nach dem Wunsche des allmächtigen Sulla die Aemilia, dessen Stieftochter, zu heirathen, die noch dazu hochschwanger ihrem Mann entrissen werden mußte (die Mutter der Antistia wollte die Schmach nicht überleben und tödtete sich selbst). Dies that der große Pompejus, Cäsar dagegen erklärte laut, daß er sich auf keines Menschen Befehl dazu verstehen werde, ein Weib, das er liebe, zu verstoßen. Diese edle Widersetzlichkeit brachte ihn um die Priesterwürde und das Erbgut seiner Gemahlin, und da Sulla auch damit umging, ihn ermorden zu lassen, floh er aus Rom. Jede Nacht hatte er eine andere Stätte, und da Krankheit ihn befiel, mußte er sich in einer Sänfte weiter tragen lassen. Endlich erreichten ihn Späher Sulla's und nur mit Mühe erkaufte er sein Leben durch die Summe, welche der Preis für einen Geächteten war. Indeß hatten einige Freunde des Dictators für ihn gebeten, selbst die Vestalinnen legten Fürbitten für sein Leben ein, bis endlich Sulla nachgab, und die merkwürdigen Worte sagte: „So mögt ihr ihn denn haben, aber wisset, daß Der, für den ihr so dringend bittet, einst den Untergang der Optimaten herbeiführen wird, denn in dem Cäsar stecken viele Mariusse." So durchschaute Sulla's Scharfblick das noch unentfaltete Innere des Jünglings.

Cäsar war indeß nach Asien gegangen, wo er seine ersten Feldzüge machte; erst nach dem Tode des Sulla kehrte er nach Rom zurück. Hierauf beschloß er eine Reise nach Rhodus zum Molon, einem der berühmtesten Redekünstler seiner Zeit. Auf dieser Reise fiel er Seeräubern in die Hände, deren Unwesen damals vom Pompejus noch nicht gesteuert war. Die Räuber forderten ein Lösegeld von zwanzig Talenten von ihm. Cäsar verlachte sie, daß sie von einem Manne, wie Er sey, nicht mehr forderten, und versprach ihnen funfzig. Während er seine Begleiter fortschickte, um das Geld zusammenzubringen, blieb er mit einem Arzte und zwei Sklaven sechs Wochen lang in dieser niedrigen Gesellschaft, und setzte sich bei den Seeräubern in solche Achtung, daß er nicht ihr Gefangener, sondern ihr Herr zu seyn schien Wenn er schlafen wollte, befahl er ihnen still zu seyn. Zuweilen machte er sich den Scherz, ihnen Gedichte oder Aufsätze vorzulesen, die er gemacht hatte, und wenn sie solche nicht bewunderten, schalt er sie laut lachend Barbaren, und drohte ihnen mit dem Kreuze, wenn er wieder los seyn würde. Die Räuber hielten das für bloßen jugendlichen Uebermuth und hatten ihre Freude daran. Endlich kam das Geld von Milet, und Cäsar lösete sich, wie er versprochen hatte, mit funfzig Talenten. Aber er vergaß auch sein anderes Versprechen nicht, bemannte in Milet einige Fahrzeuge, überfiel die Räuber, erbeutete ihre Schätze, nahm die Meisten gefangen, und ließ sie in Pergamum ans Kreuz schlagen. Bald nachher kehrte er nach Rom zurück, wo er sich durch seine Beredsamkeit und Leutseligkeit unter dem Volke viele Freunde erwarb. Die Mächtigen wußte er trefflich zu täuschen, so daß sie nichts von ihm fürchteten. Während er mit weitaussehenden und kühnen Plänen schwanger ging, hielten sie ihn, seines zierlichen Aeußern wegen, für einen Stutzer. Als er Legionstribun geworden war, benutzte er indeß eine Gelegenheit, sich dem Volke als einen kräftigen Beschützer zu zeigen. Marius' Wittwe starb um diese Zeit, Cäsar hielt ihr, als Neffe, eine ehrenvolle Gedächtnißrede, und stellte, gegen das Verbot, des Marius Bildniß auf. Er erhielt den lautesten Beifall, denn das Volk freute sich des kühnen Mannes, der vor den Optimaten nicht zitterte. Er begleitete hierauf als Quästor den Prätor Antistius in das jenseitige Spanien. Als er hier in die Stadt Gades gekommen war, blieb er im Tempel des Hercules vor einem Standbilde des Alexander, von ungewöhnlicher Rührung ergriffen, stehen. „Der hatte in meinem Alter schon die Welt erobert, und ich

habe noch nichts gethan!" rief er, in dem Schmerze unbefriedigten Thatendurstes. Späterhin wurde er Aedil (65), und da er, wie es dieses Amt mit sich brachte, dem Volke Spiele gab, übertrafen sie an Pracht Alles, was bis dahin von dieser Art in Rom gesehen worden war. Dafür zog ihn aber auch das Volk nachmals bei seiner Bewerbung um die Würde des Oberpriesters älteren und angeseheneren Männern vor. Daß er in dem Jahre, wo Cicero Consul war, zum Prätor gewählt wurde, ist schon erwähnt. Nach Ablauf des Jahres fiel ihm als Provinz wiederum das jenseitige Spanien zu. Auf der Reise dahin kam er durch ein kleines, armseliges Städtchen jenseits der Alpen, wo seine Begleiter zum Scherz die Frage aufwarfen, ob hier auch wol Bewerbungen um Aemter und eifriger Rangstreit herrschten. „Ich wenigstens, sagte Cäsar bedeutungsvoll, möchte lieber der Erste in diesem Flecken, als in Rom der Zweite seyn."

Es war während des Consulats des Metellus Celer, der sich dem Pompejus, wie wir gesehen haben, mit Erfolg widersetzte, als Cäsar von dieser Statthalterschaft zurück kam. Er hatte in Spanien einige Völkerschaften bezwungen, und sollte deswegen nun einen Triumph feiern. Weil aber zugleich die Consulwahl einfiel, er nach dem Gesetze vor seinem Triumphe nicht in die Stadt kommen durfte, und Cato seinem Antrage, auch abwesend berücksichtigt zu werden, sich standhaft widersetzte, so ließ er den Triumph fahren, um das, was größere und reichere Triumphe versprach, das Consulat, zu erlangen, und erschien in der Stadt als Bewerber. Der Volksgunst sicher, kam es ihm jetzt darauf an, die beiden mächtigen Parteiführer, den Crassus und Pompejus, zu gewinnen. Mit seiner bezaubernden Kunst, die Gemüther für sich einzunehmen, und durch jene scharfblickende Klugheit, mit der er Menschen und Verhältnisse auffaßte, gelang es ihm, Beide mit einander zu versöhnen, und zugleich zu seinen Freunden zu machen. Er stellte ihnen vor, daß sie vereint allen Anderen überlegen seyn würden, und so entstand die berühmte Verbindung dieser drei Männer, sich gegenseitig in allen öffentlichen Angelegenheiten zu unterstützen. Nun erhielt Cäsar ohne Mühe das Consulat.

Der Nerv der Staatsgewalt war jetzt in den Händen dieser Verbündeten, der Einfluß des Senats wieder gebrochen. Durch alle Versuche, die dieser zum Widerstande machte, enthüllte er nur seine Ohnmacht. Um das Volk zu gewinnen, trat Cäsar als Consul (59) mit einem Ackergesetze, sonst gewöhnlich nur das Werk der Volkstribunen,

auf. Er hatte es indessen mit solcher Umsicht und so vieler Berücksichtigung des Rechts und der Billigkeit abgefaßt, daß er es zuerst dem Senat vorlegen konnte, und die eifrigsten Gegner dieser Anordnungen, wie sein Amtsgenosse Bibulus und Cato, es von keiner Seite angreifen konnten. Der Letztere wußte im Senat nichts dagegen zu sagen, als daß es eine Neuerung sey, als wahren Grund gab er an, daß er nicht die Ackervertheilung fürchte, wol aber den Lohn, welchen diese Schmeichler des Volks dafür verlangen würden. Da nun der Senat zu gar keinem Schlusse kam, so benutzte dies Cäsar, um von nun an mit einem Scheine des Rechts über alle Angelegenheiten mit dem Volke unmittelbar zu unterhandeln. Pompejus leistete ihm den wirksamsten Beistand. Er lobte das Ackergesetz in der Volksversammlung, und als Cäsar ihn fragte, ob er es unterstützen würde, antwortete er: wenn Einer das Schwert dagegen erheben würde, werde er mit Schwert und Schild kommen, um es zu vertheidigen. Bibulus ließ sich noch nicht zurückschrecken, er erschien am Tage der Abstimmung mit Cato und drei ihm befreundeten Tribunen in den Comitien; aber ein wilder Lärm erhob sich, Bibulus ward von den Stufen des Tempels, von welchen herab er reden wollte, hinuntergestoßen, seine Fasces wurden zerbrochen, zwei Tribunen geschlagen und verwundet. Das Ackergesetz ging durch, und eine zweite Verordnung, kraft welcher den Pächtern der öffentlichen Einkünfte ein Dritttheil ihrer Pacht erlassen wurde, eine Begünstigung, die sie oft vergebens vom Senat verlangt hatten, gewann nun auch den mächtigen Stand der Ritter. Die Bestätigung der vom Pompejus getroffenen Einrichtungen fand nun keine Schwierigkeit mehr, und noch eine Reihe anderer Verordnungen ward vom Cäsar durchgesetzt.

Jeder Widerstand verstummte. Bibulus wagte während der ganzen übrigen Zeit seines Consulats nicht mehr sein Haus zu verlassen, er begnügte sich, Schriften gegen Cäsar bekannt zu machen, die begierig gelesen wurden, sonst aber wirkungslos blieben *). Cato verkündete wie ein begeisterter Prophet im Senate eben so vergeblich die Zukunft. Alles war eingeschüchtert durch die Macht der drei Verbündeten, und Diejenigen, die das Vaterland über ihren Fischteichen vergaßen, und

*) Römische Witzlinge bezeichneten daher dieses Jahr spöttisch als das Consulat des Julius und des Cäsar; da man in Schriften immer mit den Namen beider Consuln datirte.

ihre Häuser, Gemälde und Standbilder höher als die Republik achteten*), rechtfertigten sich um so leichter vor sich selbst. „Der Staat, sagt Cicero in einem Briefe**), stirbt an einer neuen Krankheit, denn wiewol Alle das, was geschehen ist, mißbilligen, beklagen und bejammern, über nichts eine Meinungsverschiedenheit herrscht, Alle offen reden und laut seufzen: so erscheint doch Keiner mit einem Heilmittel. Denn wir glauben, daß wir nicht widerstehen können, ohne uns ins Verderben zu stürzen, und sehen doch auch, daß alles Nachgeben mit der allgemeinen Zertrümmerung enden muß." Die Freunde der alten Ordnung konnten nur noch von der Zwietracht der Verbündeten etwas erwarten, allein Cäsar, dessen kühner und klarer Geist das ferne Ziel der Alleinherrschaft im Auge hatte, bot Alles auf, diese Zwietracht abzuwehren, bis er sich selbständig genug fühlte, die Republik auch allein zu überwältigen. Mit größter Besonnenheit wirkte er für beide Zwecke. Durch den Tribunen Vatinius, einen höchst sittenlosen und verächtlichen Menschen, ließ er sich vom Volke das Cisalpinische Gallien und Illyrien, vom Senate auch die jenseitige Gallische Provinz mit vier Legionen und auf fünf Jahre, gegen alle bestehende Gesetze, anweisen. Das jenseits der Alpen gelegene Gallien war damals noch größtentheils unabhängig. Was die Römer davon unterworfen hatten und ihre Provinz nannten, umfaßte etwa die heutigen Landschaften Dauphiné, Provence und Languedoc.

Die fast übermüthige Freude, die Cäsar hierüber, besonders wegen der jenseitigen Provinz, empfand***), verrieth die Vortheile, die er sich davon versprach. Seinem scharfen Blick war der Zustand des noch unbezwungenen Gallien's nicht entgangen. Es war in viele kleine Völkerschaften getheilt, durch bürgerliche, über Staaten und Familien sich erstreckende Parteiungen gespalten, ohne Volkskraft, weil ein mächtiger Priesterstand (die Druiden) und ein stolzer Adel alle Macht und allen Reichthum allein besaßen, und zeigte seine Ohnmacht schon durch die Furcht vor den Nachbarn, den Germanen und Helvetiern. Ein Land wie dieses bot theils Stoff zu langen Kriegen und glorreichen Triumphen, theils die Aussicht auf große und reiche Schätze dar. Auf einem solchen Boden konnte sich Cäsar zugleich in der langen ihm

*) Ceteros jam nosti, schreibt Cicero (ad Att. I, 18.), qui ita sunt stulti ut amissa republica piscinas suas salvas sperare videantur
**) ad Att. II, 20.
***) Sueton Cäsar. C. 22.

zugestandenen Zeit das unentbehrlichste Mittel der Herrschaft, eine Heeresmacht, bilden, die er dann gänzlich für seine Zwecke zu stimmen hoffte, und in der That besaß Niemand die dazu erforderlichen Eigenschaften in einem solchen Grade als er. Durch eine bewundernswürdige Kriegskunst und durch außerordentliche Erfolge erfüllte er seine Soldaten mit blindem Vertrauen; mit der feinsten Klugheit, mit einer wohlberechneten Abwechselung von Strenge und Milde, lenkte er sie nach Gefallen, und bildete Tüchtigkeit, Gehorsam und Anhänglichkeit auf gleiche Weise in ihnen aus. Während er sie in öffentlichen Anreden seine Kameraden nannte, strafte er Widerspenstigkeit und Flucht auf das härteste, und während er sie durch unverhoffte Befehle in Spannung erhielt, oder in beschwerlichen Zügen ermüdete, hatte er, selbst ein Freund alles Schönen und Anmuthigen, ja Prunkenden *), seine Freude daran, sie geschmückt und geziert zu sehen. Wenn ihm nun die jenseits der Alpen gelegene Gallische Provinz diese großen Hoffnungen gewährte, so setzte ihn dagegen die Verwaltung des Cisalpinischen Gallien's und Illyrien's in den Stand, Italien und Rom mit einer bewaffneten Macht halb zu umlagern und aus sicherer Nähe seinen eignen Vortheil wahrzunehmen.

---

51. Clodius im Kampfe mit Cicero, Cato und Pompejus.

(58. 57. vor Chr.)
(696. 697. d. St.)

Zur Sicherung seines Einflusses in Rom ergriff Cäsar auch noch andere Mittel. Um den Pompejus, dessen Macht er am meisten fürchtete, zu fesseln, gab er ihm seine Tochter zur Gemahlin, und heirathete selbst die Tochter des für das nächste Jahr zum Consul bestimmten Piso, die Calpurnia. Auch setzte er gegen die Senatspartei den

*) Sueton (C. 45 und 46) erzählt, wie sorgsam er in seinem Anzuge gewesen, wie sehr er überhaupt Schmuck und Eleganz geliebt, und selbst auf seinen Feldzügen sich damit umgeben habe. Daher war es ihm sehr empfindlich, wenn man über seine Glatze spottete, und von den Auszeichnungen, die er späterhin erhielt, war ihm keine so lieb, als die Erlaubniß, stets einen Lorbeerkranz zu tragen, weil er sie damit bedeckte. Wenn er gern rühmte, daß seine Soldaten auch von Salben duftend tapfer fechten konnten, so traf dieses Lob ihn selbst nicht minder.

Clodius *), den wir schon in der Geschichte des Lucullus als einen bösartigen Ränkestifter kennen gelernt haben, in Bewegung. Er verband sich mit diesem, weil er ihm die Aristokratie untergraben half, nicht als ob er sonst mit seiner Gesinnung und seinen Bestrebungen etwas gemein gehabt hätte. Damit Clodius für das nächste Jahr Tribun werden könne, war ihm Cäsar zur Adoption durch einen Plebejer behülflich, da er sonst, als von einem patricischen Geschlechte stammend, das Tribunat nicht hätte bekleiden können. Kein gültiger Rechtsgrund zu der Adoption war vorhanden, und nicht minder willkürlich ward bei der Bestätigung verfahren **).

Clodius begann sein Tribunat (58) mit einer Reihe von Gesetzen, vorzüglich darauf berechnet, dem Volke zu schmeicheln, und es für seine schlimmen Zwecke zu gewinnen. Eines derselben verbot, an dem Tage, wo das Volk einen Beschluß fassen wolle, Beobachtungen am Himmel anzustellen ***); durch ein anderes ward den Censoren das Recht genommen, einen Senator durch Auslassung seines Namens im Verzeichnisse auszustoßen, außer wenn er durch ein förmliches Urtheil von beiden Censoren der Schuld überführt worden war. Dies sollte auch die Optimaten gewinnen. Dann ließ er die Innungen, die aufgehoben waren, weil sie in den letzten Zeiten dem Parteigeist zu sehr gedient, wieder herstellen und vermehren, und endlich ordnete er eine unentgeltliche Kornaustheilung an die Bürger an.

Nachdem diese Gesetze, welche Cäsar und Pompejus durch ihr Stillschweigen gut hießen, durchgegangen waren, richtete Clodius seine *Angriffe* auf Cicero, den er besonders und mit großer Bitterkeit haßte. Die mächtigen drei Verbündeten ließen ihn gewähren, weil Cicero die Ausführung ihrer Entwürfe störte. Zur Erreichung seines Zweckes trat er mit einer Rogation auf, vermöge welcher Jeder geächtet werden sollte, der einen Römischen Bürger ohne Entscheidung des Volkes habe hinrichten lassen. Cicero war nicht genannt, aber entschieden gemeint wegen seines Verfahrens bei der Catilinarischen Verschwörung. Er beging den Fehler sofort in Trauerkleidern zu erscheinen und das

---

*) Er gehörte dem Claudischen Geschlechte an, und hieß also eigentlich Claudius. Au ging hier zuerst in der Aussprache, dann auch in der Schreibart in o über. Drumann, a. a. O. Th. II. S. 200.

**) Daselbst, S. 223.

***) Weil hiedurch die höheren Magistrate ein Mittel hatten, die Abstimmung in den Comitien zu hindern.

Volk um Mitleid zu bitten, wodurch er sich als schuldig bekannte. Zwar erfuhr er die entschiedenste Theilnahme aller Gutgesinnten, der Senat, der ganze Ritterstand legten mit dem Bedrohten Trauerkleider an. Allein dieser Schmerz war ohnmächtig; die beiden Consuln, Piso und Gabinius, von Clodius durch das Versprechen, die gewünschten Provinzen Macedonien und Syrien zu bekommen, gewonnen, thaten nicht nur nichts für ihn, sondern hemmten vielmehr durch ihre Amtsrechte, was im Senat hätte geschehen können. Cäsar, um seine Meinung öffentlich befragt, wies auf das hin, was er bei der Berathung über Catilina's Genossen im Senat geäußert, und ließ dadurch also Cicero fallen; Pompejus, vor dem sich der Bestürzte, ganz außer Fassung Gebrachte so tief erniedrigte, daß er sich ihm zu Füßen warf, erwiederte kalt, er vermöge nichts wider Cäsar's Willen *). So von den Mächtigen verlassen, hielt es Cicero für das räthlichste, dem Ungewitter auszuweichen und in der Ferne die Rückkehr günstiger Umstände zu erwarten. Aber damit war Clodius nicht zufrieden, er setzte vielmehr ein Verbannungsurtheil gegen ihn durch, kraft dessen er bis auf vierhundert Millien von Rom verbannt seyn sollte, ließ sein Vermögen einziehn, sein Haus ausplündern und niederreißen, und seine Landgüter verheeren. Dies war sonst nur Strafe für die entschiedensten Hochverräther, sie durfte der Ruchlose über einen Mann verhängen, der die Republik gerettet hatte.

Unter weniger harten Formen zwar, aber doch auf eine gewaltsame und fast beschimpfende Weise wurde auch der lästige unbeugsame Cato entfernt. Clodius befriedigte dabei zugleich eine persönliche Rachsucht. Ptolemäus, König von Cypern, aus dem Geschlechte der Lagiden, hatte nichts gegen die Republik verbrochen, aber früher einmal den Stolz des Clodius verletzt; genug, um ihn jetzt zu stürzen. Der freche Tribun trat mit einem Gesetzvorschlage auf, daß ihm sein Reich und seine Schätze genommen werden sollten. Der Staatsschatz war leer, die Reichthümer des Cyprischen Königs berühmt, so ward die schreiende Ungerechtigkeit genehmigt, und auf den Antrag des Clodius zugleich beschlossen, daß Cato mit der Ausführung dieser Maaßregel beauftragt werden solle. Vergebens erklärte Cato dem Tribun, daß er darin nicht, wie dieser es darstellte, eine Anerkennung seiner Recht-

*) Is, qui nos sibi quondam ad pedes stratos ne sublevabat quidem, qui se nihil contra huius voluntatem aiebat facere posse. Ad Att. X, 4, 3.

schaffenheit und Würde, sondern Hinterlist und eine wahre Beschimpfung sähe; Clodius erwiederte ihm stolz und verächtlich, wenn er nicht gutwillig gehen wolle, würde er ihn wider seinen Willen dazu zwingen. Cato mußte der Gewalt weichen und reis'te von Rom ab. Während er zuerst Verbannte nach Byzanz zurückführte, welches Geschäft ihm Clodius auch noch aufgetragen hatte, um die Zeit seiner Entfernung zu verlängern, hatte schon der verzweifelnde König, der ohne seine Schätze nicht leben wollte und jeden Widerstand für vergeblich hielt, selbst sich mit Gift getödtet, so daß Cato nur die reiche Erbschaft in Besitz zu nehmen brauchte. Mit seiner gewohnten Sorgfalt und strengen Uneigennützigkeit ließ er besonders die vielen Kostbarkeiten unter derselben öffentlich versteigern, und brachte die ansehnliche Summe von siebentausend Talenten nach Rom zurück, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen von Volk, Rittern und Senat empfangen wurde.

Kaum hatte Clodius durch die Entfernung des Cato und Cicero und durch seine Gesetze den freiesten Spielraum gewonnen, als er im Gefühl seiner Macht es verschmähte, ferner ein Werkzeug Anderer zu seyn, dem Pompejus übermüthig entgegen trat, seine Anordnungen über die Asiatischen Angelegenheiten erschütterte, indem er dem jüngern Tigranes zur Flucht aus Rom verhalf, seine Freunde mit Anklagen verfolgte, und ihn selbst persönlich verhöhnte. Viele der Bessern ließen sich in ihrem leidenschaftlichen Haß gegen Pompejus und seine Verbündeten so verblenden, daß sie sich dieser Schritte des verruchten Menschen freuten, oder ihn wol gar unterstützten. Pompejus war beschämt, er fühlte, daß er von allen Parteien befeindet wurde, und suchte jetzt einzulenken; da alle Wohlgesinnten die Rückkehr des Cicero wünschten, so bemühete er sich nun selbst um so eifriger dafür, da er in diesem Manne zugleich dem Clodius, der ihn jetzt sogar mit Meuchelmord bedrohete, einen mächtigen Feind entgegenstellte*). Zwei mal wurde der Antrag auf Cicero's Zurückberufung verworfen, nun ging aber das Tribunat des Clodius zu Ende, und einer der Consuln des folgenden Jahres, P. Cornelius Lentulus Spinther, Cicero's Freund, erneuerte den Vorschlag gleich beim Antritte seines Amtes (57). Acht Tribunen, unter welchen besonders T. Annius Milo durch Thätigkeit und Eifer hervortrat, unterstützten ihn. Clodius, umgeben

*) Auch Cäsar ward deswegen beschickt; der nachmalige Tribun Sextius reis'te zu ihm, aber Cicero drückt sich in seiner Rede für diesen Sextius über den Erfolg sehr unbestimmt und zweideutig aus.

von einer Rotte von Fechtern, widersetzte sich unter den größten Gewaltthätigkeiten. Es kam zu so heftigen Auftritten, daß dem Consul Lentulus die Fasces zerbrochen wurden, ein Volkstribun tödtlich verwundet ward, und viele Menschen auf dem Platze blieben. Erst als Milo Fechterbanden gegen Fechterbanden führte, bekamen die Optimaten die Oberhand. Cicero's Zurückberufung ward von allen Centurien beschlossen, und der Senat fügte in der Folge noch hinzu, daß er für den Verlust seines Hauses und seines übrigen Vermögens auf öffentliche Kosten entschädigt werden sollte. Rom und ganz Italien empfingen den Rückkehrenden mit dem höchsten Jubel.

Damit stieg auch das Ansehen des Pompejus wieder. Da um diese Zeit ein Kornmangel in Rom entstand, worüber das Volk in eine heftige Gährung gerieth, so ward der Vorschlag gemacht, ihn zur Besorgung der Lebensmittel mit der Gewalt eines Proconsuls innerhalb und außerhalb Italien's auf fünf Jahre zu bekleiden. Unter Cicero's thätiger Mitwirkung ging dieses Gesetz durch. Clodius fuhr zwar fort, zu wüthen; er machte Angriffe auf Cicero's Person und störte dessen Hausbau, er verfolgte und verhöhnte den Pompejus; aber nur solche Gewaltthätigkeiten und seine Aedilenwürde schützten ihn vor gerichtlicher Verfolgung; und daß durch Cicero's Bemühungen alle Anordnungen seines Tribunats nicht sogleich aufgehoben wurden *), verhinderte nur Cato's Einfluß, der seine Reise nach Cypern und seine ganze dortige Wirksamkeit nicht gern für nichtig wollte erklären lassen.

Allein für den Pompejus entstand eine ganz andere Besorgniß. Cäsar's Ruhm wuchs so außerordentlich, daß auch er dadurch in den Hintergrund gestellt zu werden fürchten mußte. Denn während er auf dem Forum mit Clodius und dessen Sklavenrotte unrühmlich kämpfte, hatte Cäsar Eroberungen an Eroberungen und Siege an Siege gereiht, die wir in einem flüchtigen Ueberblick betrachten wollen.

---

52. Cäsar's Eroberungen in Gallien; Untergang des Crassus.

(58—53 vor Chr.)
(696—701 d. St.)

Seitdem die Römer den größten Theil von Spanien unterworfen hatten, wurde es Bedürfniß für sie, die Gallische Küste am Mittelmeer in

*) Cicero bewies nämlich, daß, da seine Adoption nicht gesetzmäßig gewesen auch sein ganzes Tribunat und Alles, was er darin gethan, gesetzwidrig sey.

ihre Gewalt zu bringen, um mit jenem Lande eine ungestörte Verbindung zu haben. Von diesem Zwecke gingen ihre ersten Eroberungen in Gallien aus (oben S. 65.). Deshalb drangen sie auch nur von der Ostseite des Rhodanus tiefer ins Land ein, um der Alpenpässe und der Alpenvölker sicher zu seyn; das übrige innere Land war noch wenig von ihnen berührt. Es war dieses von drei verschiedenen Völkern bewohnt, den Aquitaniern zwischen den Pyrenäen und der Garonne, den eigentlichen Galliern zwischen der Garonne und Seine, und den halb Germanischen Belgiern von da bis an den Niederrhein. Unter diesen Umständen erhielt Cäsar die im Umfange kleine Provinz des Transalpinischen Gallien's; aber gleich bei seinem Eintritt in das Land bot sich ihm eine Gelegenheit dar, sie mächtig zu erweitern.

Die Helvetier, ein Celtisches Volk, entweder durch Uebervölkerung in ihren Thälern beengt, oder von den Germanen gedrängt, faßten den Entschluß, sammt und sonders auszuwandern, und sich in Gallien eine bequemere Heimath zu suchen. Nach zweijähriger Vorbereitung ward der Plan ausgeführt. Zwölf Städte und vierhundert Dörfer, nebst Allem, was nicht mit fortgeschafft werden konnte, verbrannten sie; hierauf traten sie die Reise an. Der bequemste Weg führte über Genf durch das Gebiet der den Römern unterworfenen Allobroger. Hier in Genf, wohin Cäsar auf die Nachricht von diesen Bewegungen eilte, kamen Helvetische Gesandte zu ihm, und baten um freien Durchzug durch die Römische Provinz; Cäsar erwiederte: es sey den Grundsätzen des Römischen Volkes zuwider, dergleichen zu gestatten. In der That hatten die Römer viel zu fürchten, wenn so kriegerische Männer sich in den Ebenen Gallien's ansiedelten. Nachdem die Helvetier es vergebens versucht hatten, sich diesen Weg mit Gewalt zu öffnen, schlugen sie einen andern ein, durch das Gebiet der Sequaner und Aeduer. Die Letzteren riefen den Cäsar um Hülfe an, dem es sehr willkommen war, von Gallischen Stämmen zu einer Unternehmung aufgefordert zu werden, die er selbst wünschte und beabsichtigte. Er eilte daher den Helvetiern nach und schlug sie bei Bibracte völlig. Was die blutige Niederlage überlebt hatte (110,000 von 368,000), wurde genöthiget, in die Heimath zurückzukehren, damit nicht über diesen leeren Raum sich der Strom der Germanischen Völker ergießen möge, der sich schon im starken Andrange nach Gallien Bahn gemacht hatte.

Gleich nach dem eben erfochtenen Siege und durch denselben erhielt Cäsar eine willkommene Gelegenheit, diesen Strom zurückzudrän-

gen, gewiß nicht ohne großen Vortheil für die Sicherheit der Römischen Provinz und Italien's. Der Glanz seines Sieges über die Helvetier erfüllte nämlich die Gallischen Völker mit Bewunderung, und die Bedrängten suchten Hülfe bei ihm. Dies waren zunächst die Aeduer. Lange hatten sie mit den Sequanern und Arvernern um den Vorrang gestritten, als die Sequaner, um sich zu verstärken, Deutsche von jenseit des Rheins herbeiholten. Aber indem sie durch dieselben die heimathlichen Gegner überwanden, fielen sie unter das härtere Joch der Fremden. Germanische Schaaren, angeführt von ihrem Könige Ariovist, setzten sich in Gallien fest, und zwangen sie, ihnen ein Drittheil ihrer Ländereien abzutreten. Nach einiger Zeit ließ Ariovist ein neues Germanisches Heer kommen, und forderte von den Sequanern ein zweites Drittheil ihres Landes. Da gingen die Gallier, in der Furcht, von den Germanen allmählig ganz verdrängt oder zu Knechten gemacht zu werden, den Cäsar um Hülfe an.

Cäsar war aus den schon angegebenen Gründen sehr geneigt, sie zu gewähren. Er ließ zuerst den Ariovist, der übrigens unter dem Consulate Cäsar's für einen Freund und Bundesgenossen des Römischen Volks erklärt worden war, zu einer Zusammenkunft auffordern, die der Deutsche König stolz verweigerte; er wisse nicht, ließ er dem Cäsar entbieten, was er in seinem Gallien mit dem Römischen Volke zu verhandeln haben könne. Als Cäsar hierauf von ihm verlangte, daß er die Aeduer frei lasse, sonst würden die Römer die Beleidigungen ihrer Bundesgenossen zu rächen wissen, antwortete Ariovist: es sey Kriegsrecht, daß Sieger den Besiegten, wie sie wollten, beföhlen; auch das Römische Volk behandle die, welche es unterworfen, nicht nach fremder Vorschrift, sondern nach eigner Willkür. Wolle Cäsar mit ihm kämpfen, so möge er nur kommen, er werde erfahren, was die Tapferkeit der unbesiegten kriegsgeübten Deutschen, die in vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, vermöge.

Auf diese Antwort brach Cäsar schnell nach Vesontio (Besançon) auf, seinen Gegner zu überraschen und ihm zuvorzukommen. Jetzt aber zeigte sich das Römische Heer, aufgeregt durch die Erzählungen der Gallier von der ungeheuren Körpergröße, der zahllosen Menge und der unwiderstehlichen Kriegskraft der Germanen, von bangem Schrecken ergriffen, und Cäsar erfuhr Aeußerungen der Soldaten, daß sie dem Befehle zum Aufbruche gegen die Deutschen nicht Folge leisten würden. Hier zeigte er seine bewundernswürdige Kunst die Gemüther

zu lenken in ihrer ganzen Stärke. Er rief alle Centurionen zusammen, und erinnerte sie an die Siege ihrer Väter über denselben Feind, über die Cimbern und Teutonen, Siege, an denen die Heere nicht mindern Theil gehabt als der Feldherr, an die Niederlage der Helvetier, welche oft siegreich mit denselben Germanen gestritten, die sie nun fürchteten. Den Ungehorsam, von dem man ihm gesagt, fürchte er nicht, nur unglückliche, ungerechte und habsüchtige Feldherren hätten ihn erfahren. Für seine Redlichkeit aber bürge sein ganzes bisheriges Leben, für sein Glück der Helvetierkrieg. „Ich werde daher, fügte er hinzu, noch in dieser Nacht den Befehl zum Aufbruch ertheilen, um so schnell als möglich zu erfahren, was bei euch überwiegt, Ehrgefühl und Scham, oder Furcht. Will mir sonst Niemand folgen, so werde ich mit der zehnten Legion allein vorwärtsgehen, an der ich nicht zweifle, und diese soll künftig meine Leibwache seyn." Diese nachdrückliche und kraftvolle Beredsamkeit brachte schnell eine gänzliche Veränderung der Stimmung hervor. Die zehnte Legion dankte dem Feldherrn für sein großes Vertrauen, die übrigen ließen ihm sagen, sie wüßten wohl, daß nur dem Führer zukäme, zu entscheiden, was geschehen müsse. Jetzt ging Cäsar auf den Feind los; Ariovist bot nun selbst die früher ausgeschlagene Zusammenkunft an, die aber fruchtlos ablief. Es kam zur Schlacht, die sehr hartnäckig war, sich aber zuletzt durch die größere Kriegserfahrung und zweckmäßigere Bewaffnung des Römischen Heeres und den überlegenen Geist des Führers für Cäsar entschied. Was von den Deutschen sich retten konnte, floh über den Rhein, unter ihnen Ariovist.

So hatte Cäsar in Einem Sommer (58) zwei gefährliche Kriege ruhmvoll geendet. Aber aus jedem Siege entwickelte sich für ihn Stoff zu einer neuen Aufgabe. Während er sich für den Winter nach Oberitalien begab, waren seine Legionen bei den Galliern eingelagert, die nun inne wurden, daß sie die Befreiung von den Deutschen nur mit dem Druck der Römer vertauscht hatten. Sie ermunterten daher die Belgier, die Waffen gegen die Römer zu ergreifen. Die Belgier besorgt, daß nach dem übrigen Gallien auch an sie die Reihe kommen werde, gaben dieser Aufforderung Gehör, und verbanden sich, den Römern zuvorzukommen; mit Ausnahme eines ihrer Stämme, der Remer, welche vielmehr den Cäsar davon in Kenntniß setzten.

Mit seiner gewohnten Blitzesschnelle eilte dieser herbei (57), um die Feinde zu überraschen, stellte sich an der Belgischen Grenze auf,

und verschanzte sich an den Ufern der Axona (Aisne). Nachdem die Verbündeten auf die Remische Stadt Bibrax und auf eine von Cäsar angelegte Brücke über die Axona vergebliche Angriffe gemacht hatten, zogen sie sich endlich zurück, mit dem Entschluß, abzuwarten, welches Volk Cäsar angreifen würde, um diesem dann mit gemeinsamer Kraft zu helfen. Aber Cäsar machte alle ihre Pläne zu Schanden. Er ereilte sie auf ihrem Rückzuge, und brachte ihnen hier schon einen starken Verlust bei, ging dann rasch auf die einzelnen Völkerschaften los, auf die reichen Suessioner, die zahlreichen Bellovaker, die wilden Nervier, die stolzen Aduatiker, welche Letztere Ueberbleibsel der Cimbern waren. Sein Glück und Geist, und seine den Belgiern ganz unbekannten Belagerungswerkzeuge, vereitelten, wenn auch oft erst nach hartnäckigen Kämpfen, doch zuletzt allen Widerstand, und unterwarfen jene Völker der Römischen Herrschaft. Diese wurde unterdeß durch Cäsar's Legaten auch über die westliche Seeküste Gallien's, die heutige Bretagne und Normandie, bald auch durch den jüngern Crassus über Aquitanien verbreitet (56). Durch die Ueberwältigung der Veragrer und Seduner wurde auch der wichtige Paß über den großen Bernhard zugänglich gemacht.

Die Nachricht von diesen glänzenden Siegen über Völker, die den Römern bisher ganz unbekannt gewesen waren, erregte so viel Freude und Bewunderung in Rom, daß der Senat eine funfzehntägige Dankfeier deswegen beschloß, da selbst für die größten Thaten des Pompejus nur eine zehntägige angeordnet worden war. Zugleich bereicherte sich Cäsar bei diesen Erobrungen so sehr, und benutzte die gewonnenen Schätze, seinen Anhang in Rom zu erhalten und zu vergrößern, so geschickt, daß, während er an den fernen Ufern des Oceans focht, doch sein Einfluß in der Stadt, auf dem Forum und im Senat nicht unbemerkt blieb. Pompejus fühlte, wie sehr er dadurch in den Schatten gestellt, und wie bald er dem Cäsar nicht mehr gewachsen seyn werde. Er vereinigte sich daher von Neuem wieder inniger mit dem Crassus, und Beide beschlossen, Consuln zu werden, um als solche desto leichter ihre ferneren Zwecke ausführen zu können. Cäsar's Absichten traten diesen Wünschen seiner Gegner nicht entgegen, um so mehr, da sie bereit waren, seine Zustimmung durch Bewilligung großer Vortheile zu erkaufen. Denn sie fühlten wohl, daß sie ohne diese Zustimmung doch nichts würden ausrichten können. Es kam zwischen ihnen darüber zu

Luca, wo sie eine Zusammenkunft hielten, zu einer erneuerten Verbindung und gegenseitigen Verpflichtungen (56).

Crassus und Pompejus hatten indeß große Mühe, das Consulat zu erlangen. Der Consul dieses Jahres, Cn. Cornelius Lentulus Marcellinus, widersetzte sich, unterstützt von vielen Senatoren, mit Kraft und Entschlossenheit ihrem Vorhaben, welches sie, um den Widerstand zu schwächen, noch mit einem Schleier bedeckten. Sie wollten deswegen die Consularcomitien hindern, die jetzt unter dem Vorsitze des Marcellinus hätten gehalten werden müssen, und erreichten ihren Zweck durch die Hülfe einiger Tribunen. Auch Clodius, der jetzt wieder zu ihren Anhängern gehörte *), unterstützte sie. Marcellinus wollte sie entlarven und zu einer Erklärung zwingen, und fragte daher den Pompejus öffentlich im Senate, ob er sich um das nächste Consulat bewerben würde. Stolz erwiederte dieser: redlicher Männer halber bedürfe er desselben nicht, aber der Aufwiegler wegen wünsche er es von ganzem Herzen. Da auch Crassus gefragt wurde, antwortete er zweideutig: er werde thun, was er dem Staate für nützlich erachte. Pompejus fügte noch einige Schmähungen gegen den Marcellinus hinzu, der dies als den letzten Versuch betrachtete und nun von aller weitern Bemühung abstand. Er und die meisten Senatoren legten das Amtskleid ab und erschienen bis zum Ablaufe des Jahres weder in den Versammlungen, noch bei den öffentlichen Feierlichkeiten.

Als es nun im Anfange des folgenden Jahres (55) zur wirklichen Wahl kam, mußten sich Pompejus und Crassus durch Anwendung von Gewalt Bahn machen. Cato hatte mit anderen Optimaten, da alle Uebrigen sich scheu zurückhielten, den L. Domitius bewogen, als Bewerber aufzutreten, denn es sey hier ein Kampf nicht für ein Amt, sondern für die Freiheit des Staats; allein als Domitius auf dem Forum erscheinen wollte, wurde sein Fackelträger, der vor ihm her ging, niedergestoßen, Andere seiner Begleiter, unter ihnen auch Cato, verwundet, und Alles so eingeschreckt, daß Pompejus und Crassus ihre Wahl durchsetzten **). Mit ähnlichen Gewaltthätigkeiten und Bestechun-

*) Clodius wollte durch Pompejus Mittel finden, seine Geldforderungen in den Provinzen einzutreiben, wo er während seines allmächtigen Tribunats Aemter und Gunst verkauft hatte.

**) „Unsäglich traurig war der damalige Zustand Rom's: das Volk irre geleitet und gemißbraucht von Denen, die es vertraten, seine wahren Rechte schützen sollten; diese, in den Händen der Machthaber, Werkzeuge ihrer Gewalt, welche von Jahr zu Jahr wuchs;

gen ließen sie nun auch andere Aemter mit ihren Anhängern besetzen, und vereitelten Cato's Bewerbung um die Prätur. Dennoch ward Cato nicht müde, gegen sie zu kämpfen, als sie durch ihre Geschöpfe sich und ihrem Verbündeten Cäsar neue Machtmittel ertheilen lassen wollten. Der Tribun C. Trebonius trug nämlich darauf an, dem Crassus nach seinem Consulate Syrien zur Provinz zu geben, dem Pompejus Spanien, mit der Vollmacht, so große Heeresmacht unter den Bürgern und Bundesgenossen zu werben, als ihnen gut dünken werde. Dem Cäsar sollte die Verwaltung seiner Provinzen noch auf fünf Jahre verlängert werden. Cato und sein Nacheiferer Favonius versuchten, von zwei Tribunen unterstützt, diese gefährlichen Vorschläge zu hintertreiben, aber an dem Tage, wo abgestimmt werden sollte, besetzten Trebonius und seine Anhänger das ganze Forum mit ihren Rotten, so daß keiner der Widersacher heran konnte, und als der Tribun Atejus nebst dem Cato auf die Schultern der Hintersten stiegen, um durch Ankündigung einer Himmelsbeobachtung die Versammlung zu zerstreuen, wurden sie durch die Lictoren der übrigen Volkstribunen herabgerissen und fortgetrieben, wobei es nicht an Getödteten und Verwundeten fehlte. Die Vorschläge gingen nun sämmtlich durch. Pompejus benutzte nach dem Ende seines Consulats theils sein noch fortdauerndes Amt, die Sorge für die Verpflegung Italien's und der Hauptstadt, theils den Widerstand, der von den Gegnern seinen Werbungen entgegen gesetzt ward, um auf eine ganz unerhörte Weise seine Provinz durch Legaten verwalten zu lassen. Er selbst blieb in Rom, sich in dem Mittelpunkte des Staates zu befestigen, während seine Verbündeten, Crassus und Cäsar, ihre Hülfsmittel durch Kriege mit auswärtigen Feinden zu vermehren suchten. Aber natürlich mußte hiedurch die Entwickelung des ungeheuren Schauspiels immer näher geführt werden; bald mußte sich zeigen, wer von den Dreien die besten Mittel ergriffen habe, die Republik als Beute davon zu tragen.

Daß sie dem Crassus nicht zu Theil werden sollte, entschied sich zuerst. Mit großen Hoffnungen begann der sechzigjährige Greis seinen Feldzug gegen die Parther, durch den er die Thaten des Lucullus und Pompejus zu übertreffen, und seinen ungeheuren Reichthum noch zu vermehren hoffte. Aber nicht diese seine Erwartungen wurden erfüllt,

---

die Optimaten, uneingedenk ihres ehrwürdigen Namens, voll Neides gegen einander, ohne Einheit und Plan; der Senat in Parteien zerfallen; auch ein Consul, der werth war, es zu seyn, nicht im Stande, Gesetz und Ordnung zu erhalten." Abeken a. a. O. S. 147

sondern die Verwünschungen, welche der Tribun Atejus, nachdem er sich vergeblich gegen einen solchen ungerechten, willkürlichen und von dem Volke auch nicht beschlossenen Kriegszug erklärt hatte, an den Thoren Rom's feierlich über den ausziehenden Crassus aussprach. Dieser hatte gehofft, in den Parthern so feige Schaaren zu finden, wie die Kappadocier, Armenier u. a., die kaum einen Widerstand gegen Rom wagten, stieß aber auf ein tapfres, muthiges Volk, gegen dessen wohlgepanzerte Reiterschaaren und eigenthümliche Fechtart die Waffen und Kriegsweise der Römer nichts vermochten. Ihr Land bot den Parthern einen großen Reichthum trefflicher Pferde dar; von Jugend auf wurden sie im Reiten und Bogenschießen geübt, worin ihnen keiner gleich kam. Wenn die feindlichen Reihen sich im Treffen den ihrigen näherten, wandten sie sich zur Flucht und zerstreuten sich nach allen Seiten, aber im Fliehen schossen sie mit großer Schnelligkeit und Sicherheit ihre fast nie fehlenden Pfeile auf die Feinde. Dann kehrten sie plötzlich wieder zurück, umstellten die Gegner, reizten, verwirrten, ermüdeten sie auf diese Weise so lange, bis sie völlig erlagen.

War der Kampf gegen ein solches Volk schon an sich äußerst schwierig, so trug Crassus zu seinem Verderben noch selbst durch falsche Maaßregeln bei. Er ging über den Euphrat (54) und besetzte mehrere Städte Mesopotamien's, aber statt den ersten Schrecken der noch nicht vorbereiteten Parther zu benutzen, und den Krieg nachdrücklich fortzusetzen, ließ er ihnen Zeit, ihre Kräfte zu sammeln, und ging gegen den Winter nach Syrien zurück, wo er sich, nach Plutarch's Ausdruck, *nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein Geldwechsler* beschäftigte, und *viele* Tage damit zubrachte, die reichen Tempelschätze von Hierapolis zu wägen. Als er sich nun im folgenden Jahre (53) zu einem neuen Feldzuge anschickte, ließ er sich von dem verrätherischen König von Osroene bethören, der, scheinbar den Römern befreundet, aber heimlich mit den Parthern einverstanden, ihn von seinem ersten Plane, am Euphrat hin auf Seleucia und Ktesiphon loszugehen, ablenkte und bewog, unmittelbar in die Ebene und dem Parthischen Hauptheere entgegen zu ziehen. Hier, unfern von Carrä, wurde das vortreffliche Römische Fußvolk bald von den großen Reiterschaaren umringt, und litt, durch Hitze und Staub erschöpft, eine schreckliche Niederlage. Als die Nacht einbrach, rettete sich Crassus mit dem übrig gebliebenen Heere nach Carrä, von wo er sich dann nach Armenien durchschlagen wollte. Die Parther setzten ihm aber nach und ereilten ihn. Nun

befand er sich zwar mit seinem Haufen (andere Abtheilungen hatten andere Wege eingeschlagen) in einer gebirgigen, dem Römischen Fußvolk günstigen Stellung, und die Parther wagten nicht, ihn hier anzugreifen, aber es gelang ihnen, ihn durch Verrath zu fangen. Sie boten ihm nämlich einen günstigen Vertrag an, und forderten ihn zu einer mündlichen Unterredung mit ihrem Heerführer auf. Wie wenig auch die Klugheit rieth, einem solchen Feinde zu vertrauen, so mußte sich doch Crassus, von seinen verzweifelnden und meuterischen Soldaten gezwungen, dazu entschließen. Er näherte sich zu Fuße mit wenigen Begleitern den Parthern, die sogleich ihre böse Absicht verriethen, indem sie ihn unter dem Scheine der Höflichkeit mit Zudringlichkeit auf ein prächtig geschmücktes Pferd setzten, und dasselbe heftig forttrieben. Einige Römer, welche ihren Feldherrn begleiteten, wollten dies verhindern; darüber entstand ein Handgemenge, in welchem Crassus getödtet ward. Um seinen Geiz zu verspotten, gossen die Parther dem abgeschnittenen Kopfe geschmolzenes Gold in den Mund. Dreißigtausend Menschen hatten die Römer bei diesem Zuge eingebüßt, dessen Erfolg andeutete, daß ihre Eroberungen im Osten hier ihr Ziel finden würden.

---

53. Gänzliche Unterjochung Gallien's; wachsende Eifersucht zwischen Pompejus und Cäsar.

(55—50 vor Chr.)
(699—704 d. St.)

Mit glücklicherem Erfolge erweiterte Cäsar im Westen die Römische Herrschaft, indem er die Eroberung Gallien's durch Unterdrückung aller Versuche der dortigen Völker, ihre Freiheit wiederzugewinnen, vollendete. Einen solchen Versuch machten im Jahre 54 die Eburonen unter ihrem Könige Ambiorix. Es gelang ihnen, da die Römer in weitläufigen Winterrastungen lagen, eine Legion und fünf Cohorten zu überfallen und gänzlich zu vernichten. Nun schlossen sich gleich die Aduatiker und Nervier an, aber Cäsar eilte mit großer Schnelligkeit herbei, schlug mit geringer Macht das zahlreiche Gallische Heer völlig, und übte im folgenden Jahre an den Eburonen und anderen Völkerschaften große Strenge, um von ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken.

Aber der Haß gegen die Römischen Unterdrücker gährte noch zu

heftig in den Gemüthern der Gallier, als daß sie den Verlust ihrer Freiheit jetzt schon mit ruhiger Ergebung hätten ertragen können. In der Hoffnung, daß Cäsar durch seine Angelegenheiten in Rom ganz beschäftigt sey, daß der Winter, der alle Straßen unwegsam machte, und ihre sehr zahlreiche, der Römischen bei weitem überlegene Reiterei ihnen große Vortheile gewähren würden, traten fast alle Gallischen Stämme, unter Anführung des Vercingetorix, eines angesehenen Arverners, zu einem Aufstande zusammen (51). Als Cäsar, der in Oberitalien war, über die Alpen kam, fand er es eben so bedenklich, seine Legionen zu sich in die Provinz zu e'tbieten, als sich zu ihnen zu begeben. Er entschloß sich aber zu dem .etztern, und es gelang ihm durch Schnelligkeit und List. Der Kampf, der nun begann, war blutig und hartnäckig, das Glück oft schwankend und wechselnd, aber Cäsar entwickelte hier die ganze Fülle seiner großen Kriegskunst und seines an immer neuen Hülfsmitteln unerschöpflichen Geistes, so wie sein Heer eine unermüdliche Beharrlichkeit und fast unglaubliche Tapferkeit, theils im offnen Felde, theils bei der Belagerung der festen Plätze. Besonders ist der Kampf um die Stadt Alesia bewundernswürdig, wo sich zuletzt der ganze Krieg zusammen drängte, aber auch die ganze Tüchtigkeit des Römischen Feldherrn und Heeres zeigte. Cäsar schloß hier mit sechzigtausend Mann den Vercingetorix, der sich mit achtzigtausend Mann hineingeworfen hatte, durch Errichtung eines Bollwerks von elftausend Fuß im Umfange ein, und schützte sich selbst durch eine zweite noch ausgedehntere Reihe von sinnvoll ausgedachten Befestigungen gegen ein Heer von 257,000 Mann, das Aufgebot des ganzen Gallien's, welches heranrückte, die Belagerten zu entsetzen und die Römer zu vernichten. Er behauptete sich gegen die gleichzeitigen Angriffe von Außen und von der Stadt her und siegte völlig.

Die Thaten dieses Feldzuges, die der Römische Senat durch ein zwanzigtägiges Dankfest feiern ließ, schienen, sagt ein Römischer Geschichtschreiber, nicht von Menschen, sondern von Göttern ausgeführt zu seyn, und Vercingetorix selbst, der nun an der Freiheit Gallien's verzweifelte, rieth seinen Landsleuten, sich dem Willen der Götter zu fügen, und unterwarf sich dem Cäsar. In sieben Jahren hatte Cäsar, unterstützt durch die Erschlaffung der Gallischen Gemeinwesen, die Kraft dieses großen Landes für die ganze künftige Dauer der Römischen Herrschaft gebrochen.

Damit die Gallier nicht von stammverwandten oder benachbarten

Völkern Hülfe erhalten möchten, hatte Cäsar auch noch zwischen diesen Kriegsthaten einige wegen ihrer Kühnheit und Neuheit bewunderte Züge unternommen, nach Britannien und über den Rhein. Nach dem ersteren Lande, von dem man damals noch wenig oder nichts wußte, und von dessen Lage auch Cäsar die verwirrtesten Vorstellungen behielt, schiffte er zweimal hinüber (55 und 54), und das letzte mal drang er über die Themse; allein seine Legionen fanden an der Reiterei der Britten einen gefährlichen Gegner, und da ihm weder der Zustand Gallien's noch der von Rom erlaubte, sich in ein weitaussehendes Unternehmen einzulassen, zog er wieder ab, und ließ auf der Insel nichts zurück, als Ehrfurcht und Scheu vor der Römischen Macht.

Nichts Anderes bezweckten oder erreichten seine beiden Uebergänge über den Rhein, in die Heimath der Germanischen Völker. Nachdem er zuerst den Ariovist zurückgeworfen hatte, und bald nachher die Tenchtrer und Usipeter, welche Land in Gallien suchten und beinahe eine Anzahl von 430,000 Menschen ausmachten, durch einen treulosen*) Ueberfall fast ganz vernichtet hatte, beschloß er, über den Rhein selbst zu gehen. Er ließ zu diesem Behuf eine künstliche, viel bewunderte Brücke schlagen (55). Aber nachdem er sich achtzehn Tage lang jenseits des Flusses aufgehalten, ging er zurück, und brach die Brücke ab, da er seinen Zweck, die Deutschen in Schrecken zu setzen, erreicht zu haben glaubte. Das zweite mal behauptete er sich eben so wenig im Lande, brach aber dieses mal die Brücke nur halb ab, und ließ auf der Gallischen Seite einen Brückenkopf mit einer Besatzung, um, wie er selbst sagt, den Barbaren desto mehr Furcht einzuflößen. Das Römische Reich fand hier im Westen an dem Rheinstrome und dem Volke der Germanen seine Grenze, wie es sie im Osten an den Parthern gefunden hatte. Für Cäsar aber war die Stunde gekommen, nicht mehr für, sondern um die Republik zu kämpfen.

Durch den Untergang des Crassus fehlte ein wichtiger Vermittler zwischen Cäsar und Pompejus, schon vorher (54) war Julia, die Tochter Cäsar's und vielgeliebte Gemahlin des Pompejus gestorben, und mit ihr ein anderes Band zwischen ihnen hingesunken. Ihr Ver-

*) Cäsar selbst stellte die Sache zwar in ein für sich günstiges Licht, aber Cato betrachtete sie aus einem anderen Gesichtspunkte, und sagte, freilich als Cäsar's Feind, im Senate: man solle den Cäsar den beleidigten und mit Unrecht angegriffenen Germanen ausliefern, damit diese sähen, daß der Senat keinen Theil an dieser Treulosigkeit gehabt.

hältniß wurde jetzt gespannter. Indem nun Cäsar durch seinen Kriegsruhm immer mehr Begeisterung erregte und die Verehrung des Volks gewann, auch seine Truppenmacht nach und nach auf zwölf Legionen vermehrte, glaubte Pompejus ein Großes zu gewinnen, wenn er die Dictatur erlangte. Im Stillen bemühte er sich darum, aber so leise auftretend, daß man über seine Absicht nicht klar sah. Den Optimaten war sie ein Schrecken *).

Wahrscheinlich wegen dieser Ränke begann das Jahr, wo Crassus fiel, ohne Consuln. Und so vergingen sieben Monate, während welcher die Tribunen, die sich alle Gewalt anmaßten, die Consularcomitien verhinderten. Einer derselben trug sogar auf die Dictatur für Pompejus an, da sich aber der Senat und vorzüglich Cato auf das lebhafteste widersetzten, hielt er selbst für besser, sie abzulehnen, und wirkte dahin, daß der Staat für den Rest des Jahres Consuln erhielt. Aber die Stürme erhoben sich bei der Wahl für das folgende Jahr von Neuem, und im Anfange desselben (52) war die Republik wieder ohne Consuln. Verwirrung und Gesetzlosigkeit stiegen, Blutvergießen und Mord befleckten jeden Tag. Unter diesen Gewaltthaten war keine verhängnißvoller als die Ermordung des Clodius. Der oben schon genannte Milo, sein persönlicher Gegner, ein entschlossner, unerschrockner Mann, der in allen diesen Bewegungen eine sehr thätige Rolle spielte, auch gewaltsame Mittel nie gescheut hatte, und sich jetzt um das Consulat bemühete, begegnete ihm bei Bovillä, und bei der Erhitzung der Gemüther entzündete sich zwischen ihren bewaffneten Begleitern ein Handgemenge, an welchem Clodius Theil nahm und verwundet ward. Seine Leute, an Zahl schwächer, flüchteten mit ihrem Herrn in ein Gasthaus, Milo aber, der nichts so sehr fürchtete als die Rache des Verwundeten, ließ ihn herausschleppen und ermorden. Diese That gab den Unruhen neues Leben. Der Pöbel, aufgehetzt durch einige Tribunen, die den Leichnam des Ermordeten, um Mitleid zu erregen, auf das Forum bringen ließen, trug denselben in die Curie und verbrannte ihn auf einem in der Eil aus den Bänken errichteten Scheiterhaufen. Das ganze Haus gerieth dabei in Flammen, auch mehrere benachbarte Gebäude brannten nieder.

Milo, der in dem ersten Sturme mit Mühe sein eignes Haus

*) Rumor dictatoris injucundus bonis . . . . . Velit nolit, scire difficile est. Cicero ad Quint. fratr. III, 8.

vor dem Niederbrennen gerettet, und sich selbst nur durch einstweiliges Zurückziehen vor der Rache des wüthenden Volks gesichert hatte, trat bald wieder hervor, und setzte seine Bewerbung um das Consulat mit Gewalt und Bestechung fort. Gefechte und Mordthaten häuften sich von Neuem. Der Staat schien sich seinem Todeskampfe zu nähern, und nur ein verzweifeltes Mittel ihn noch retten zu können. Mit Ungestüm wurde die Dictatur für Pompejus gefordert, der sich durch die Anarchie in seinen Zwecken gefördert sah. Der Senat widerstrebte zwar wiederum, doch sahen auch die eifrigsten Verfechter der republicanischen Staatsform, Männer wie Cato und Bibulus, keinen andern Ausweg, als den Staat dem Pompejus, doch unter einer weniger gehässigen Form, anzuvertrauen. Auf ihren Vorschlag wurde er für das laufende Jahr zum alleinigen Consul gewählt, eine Ehre, in der sich der Ruhm- und Machtgierige nicht wenig gefiel *). Die Optimaten aber hofften, ihn dadurch von Cäsar völlig abzuziehn, und für sich zu gewinnen.

Für den Augenblick leistete Pompejus gegen die Anarchie die Hülfe, die man von ihm erwartete. Mit starker Hand bezähmte er den wilden Aufruhr in der Stadt, und stellte das Ansehen der Gerichte wieder her, durch welche jetzt Alle zur Untersuchung gezogen wurden, die sich ungesetzmäßiger und gewaltthätiger Bewerbungen schuldig gemacht, oder an dem Morde des Clodius und an der darauf erfolgten Verbrennung der Curie Theil genommen hatten. Viele angesehene Männer wurden verurtheilt, und unter andern auch Milo, den Pompejus jetzt mit großem Hasse verfolgte, trotz seiner Vertheidigung durch Cicero. Er begab sich nach Massilia. Doch rettete Pompejus ungerechter Weise den Metellus Scipio, dessen Tochter er kurz vorher geheirathet hatte, und nahm ihn sogar zum Amtsgenossen an. Dann erneuerte er auch das Gesetz, daß Keiner abwesend um ein Amt anhalten, und kein abgehender Consul und Prätor vor dem Ablauf von fünf Jahren die Verwaltung einer Provinz bekommen solle. Die Consulnwahl für das folgende Jahr ging in ruhiger und gesetzmäßiger Weise vor sich, und wenn Cato nicht gewählt ward, so war es vielleicht nicht bloß der Einfluß des Pompejus und Cäsar, der es verhinderte, sondern auch

*) „Wie er zwei mal als Ritter, ohne Senator zu seyn, triumphirt hatte, und als Ritter zum ersten mal Consul geworden war, so schmeichelte ihm das Unerhörte, daß er diese Würde jetzt allein und als Abwesender, als Proconsul von Spanien erhielt, und ohne sich gemeldet und beworben zu haben." Drumann a. a. O. Th. II, S. 349.

seine eigene ungefügige Bewerbung. So schien der Sturm, der die Republik erschüttert und fast zu zerstören gedroht hatte, beschwichtigt. Aber diese Ruhe konnte nur vorübergehend seyn, denn es drohete ein furchtbareres und zerstörenderes Ungewitter wenn Cäsar, nach dem Ablauf seiner Verwaltungszeit und der völligen Eroberung Gallien's, nun wieder unmittelbar in die inneren Staatsangelegenheiten eingriff. Es war nicht zu hoffen, daß sich alsdann abermals ein beruhigendes Gleichgewicht einstellen, daß einer dieser Mächtigen sich dem andern friedlich unterordnen werde. Durch den frischen Glanz seiner erstaunenswerthen Thaten, vor dem der fast veraltete Ruhm des Pompejus erbleichte, und durch eine fast unglaubliche Freigebigkeit hatte Cäsar den großen Haufen in Rom an sich gezogen und viele Senatoren für sich gewonnen, indem er es sogar nicht verschmähete, die einflußreichen Sklaven bedeutender Männer zu erkaufen. Die Hauptaufgabe für ihn aber war, sich nicht entwaffnen zu lassen, um nicht, wenn er aus seiner Provinz als Privatmann schiede, dem schon ziemlich stark ausgesprochenen Hasse seiner Gegner Preis gegeben zu seyn. Er trug daher darauf an, daß es ihm erlaubt werden möchte, sich auch abwesend um das Consulat zu bewerben, weil er dann als Befehlshaber von zehn Legionen diese Würde antreten, und folglich mit unwiderstehlicher Macht auftreten konnte. Und obschon diese Forderung gegen das eben erst durch Pompejus gegebene Gesetz war, so ward sie doch bewilligt; denn Pompejus widersetzte sich ihr nicht, theils weil er jeder Unternehmung Cäsar's gewachsen zu seyn glaubte, theils weil er selbst sein Gesetz überschritten, und sich die Verwaltung Spanien's auf abermalige fünf Jahre hatte übertragen lassen, mit tausend Talenten jährlich aus dem öffentlichen Schatz zur Unterhaltung der Truppen. Cato's Widerstand gegen Cäsar's Antrag war vergeblich.

Im folgenden Jahre (51) machte der Consul, M. Marcellus ein Anhänger des Pompejus, einen entschiednen und leidenschaftlichen Angriff auf Cäsar; er verlangte, daß derselbe noch vor Ablauf der ihm bestimmten Verwaltungszeit einen Nachfolger erhalten, sein Heer entlassen und bei der Consulwahl abwesend nicht berücksichtigt werden sollte. Allein er konnte diese Anträge nicht durchsetzen. Sein Amtsgenosse, Sulpicius Rufus, erklärte sich dagegen, und selbst Pompejus sagte, mit seiner gewöhnlichen Verstecktheit oder Unentschlossenheit, es sey Unrecht, um einer so kleinen Frist willen einen so hochverdienten Mann zu beschimpfen. Indeß setzte einige Zeit nachher Marcellus,

im Einverständniß mit Pompejus, den Senatsbeschluß durch, daß die für das folgende Jahr bestimmten Consuln, C. Marcellus und Aemilius Paulus (von denen der Erstere ein eifriger Anhänger des Pompejus war), am 1. März 50 die Angelegenheit der consularischen Provinzen zur Erwägung bringen sollten. Als mehrere Tribunen gegen diesen, mittelbar wider Cäsar gerichteten, Beschluß protestirten, und Pompejus im Senate gefragt wurde, was zu thun wäre, wenn an dem bestimmten Tage wieder Protestationen erfolgten, antwortete er: es komme auf Eins hinaus, ob Cäsar selbst den Befehlen des Senats nicht Folge leisten wollte, oder Leute anstellte, die einen wirksamen Beschluß verhinderten. Wenn er nun, fragte ein Anderer, zugleich Consul seyn und sein Heer behalten wollte? Wie, versetzte Pompejus voll Selbstvertrauen, wenn mein Sohn den Stock aufhübe, mir einen Schlag zu geben?

Je mehr nun die Zeit herannahte, wo die Verhältnisse zur letzten Entscheidung kommen mußten, desto eifriger bot Cäsar alle seine Kräfte und Mittel auf, die Absichten seiner Gegner zu vereiteln. Schon ohne sein Zuthun kam ihm das große Mißvergnügen zu Statten, welches die strengen Gerichte des Pompejus erregt hatten, denn nicht nur die Verurtheilten waren aufgebracht, sondern auch die große Zahl Derjenigen, welche sich der vielen ihnen aus den Bestechungen zufließenden Vortheile beraubt zu sehen fürchteten. Aber es gelang ihm auch wider alles Erwarten, den künftigen Consul Aemilius Paulus durch große Geldgeschenke, und den zum Tribun bestimmten Curio durch Bezahlung seiner ungeheuern Schulden zu gewinnen, und so nicht nur seinen Gegnern den Beistand dieser Männer zu entziehen, sondern auch an dem Curio, der kühn, gewaltig im Reden, und beim Volke beliebt war, ein sehr thätiges Werkzeug für seine Zwecke zu gewinnen.

Als nun die neuen Consuln ihr Amt angetreten hatten (50) und Marcellus im Senate darauf antrug, dem Cäsar einen Nachfolger zu geben, so trat Curio auf, lobte mit großer Schlauheit den Vorschlag, fügte aber hinzu, daß alsdann auch Pompejus seine Statthalterschaft nicht länger behalten dürfe. Denn um der Republik wahre Sicherheit und dauernden Frieden zu verschaffen, müßten Beide ihre Macht niederlegen und ihre Heere entlassen. Der Antrag ging nicht durch, Curio hatte dabei aber auch keinen andern Zweck, als dem Cäsar einen Vorwand zu geben, sich im Besitz seiner Macht zu behaupten, da er wol voraussehen konnte, daß Pompejus sich nicht dazu bequemen werde,

sein Heer zu entlassen, wiewol er fortfuhr eine große Mäßigung zu heucheln. In der That aber vertraute er jetzt mehr als je der Festigkeit seiner Stellung. Da die Genesung von einer gefährlichen Krankheit, von der er damals befallen worden war, in ganz Italien mit Opfern gefeiert wurde und die lauteste und allgemeinste Freude erregte, glaubte er der Anhänglichkeit des Volkes völlig versichert zu seyn. Zugleich wurde unter dem Vorwande, daß das von den Parthern bedrohte Syrien eine größere Truppenzahl bedürfe, ein Senatsbeschluß durchgesetzt, kraft dessen er und Cäsar, jeder eine Legion hergeben sollten. Da er nun dem Cäsar bei einer frühern Gelegenheit eine seiner Legionen abgetreten hatte, so forderte er diese jetzt zurück. Cäsar widersetzte sich nicht, sondern sandte zwei Legionen, und beide blieben in Italien. Durch alles dieses erhielt Pompejus so viel Zuversicht, daß er auf die Frage, welche Hülfsmittel er denn gegen den Cäsar habe, wenn dieser auf Rom marschiren sollte, antwortete: wo ich nur in Italien mit dem Fuße auf den Boden stampfe, werden Legionen hervorspringen.

Indeß fuhr der Senat mit Berathungen über die Statthalterschaften fort, und in einer Sitzung ließ der Consul Marcellus über die Abdankung des Cäsar und über die des Pompejus abgesondert stimmen. Die meisten Stimmen waren gegen Cäsar und für Pompejus, als aber Curio, sehr geschickt, beide Fragen zusammenfaßte, waren fast alle Stimmen für die Abdankung Beider. Curio wurde dafür vom Volke mit Jubel und Frohlocken empfangen. Cäsar, der dem Ausbruche eines Bürgerkrieges, wie es scheint, gern zuvorgekommen wäre, und sich doch kein Gesetz vorschreiben lassen wollte, welches den Pompejus nicht so gut träfe als ihn, machte Vergleichsvorschläge; aber die Gegner waren zu erbittert, um darauf einzugehen. Vielmehr wurde im Anfange des folgenden Jahres (49) der strenge Beschluß gegen ihn gefaßt: wenn er nicht an einem bestimmten Tage das Heer entlassen werde, solle er für einen Feind des Vaterlandes gelten. Vergebens widersprachen die beiden dem Cäsar ergebenen Tribunen, M. Antonius und Q. Cassius Longinus; es ward durch die gewöhnliche Formel, die obersten Magistrate möchten Sorge tragen, daß die Republik nicht gefährdet werde, erklärt, daß das Vaterland in Gefahr sey: durch einen Senatsbeschluß dem Pompejus die Kriegsmacht und der öffentliche Schatz übergeben, und Rüstungen aller Art angeordnet, um den Waffenkampf zu beginnen. Die einsprechenden Tribunen,

nicht ohne Grund vor Mißhandlungen besorgt, hatten indeß nebst dem Curio in Sklavenkleidern die Stadt verlassen, und waren zum Cäsar geeilt, um ihn zur Beschützung der verletzten tribunicischen Würde aufzufordern, wodurch sie ihm einen gerechten Vorwand zur Ergreifung der Waffen zu geben schienen.

Cicero, der nach einer fast zweijährigen Abwesenheit aus seiner Provinz Cilicien zurückgekehrt war, erhob in diesem Sturm der Leidenschaften fast noch allein die Stimme des Friedens und der Vermittelung. Sein besonnener und leidenschaftsloser Geist sah klar, daß gar nicht für die Republik, die überhaupt nur noch wenig warme und eifrige Anhänger habe, sondern nur um die Gewalt zweier Männer gekämpft werde, und daß der Krieg nothwendig Einen derselben zum Herrn des Staats machen müsse; er sah, daß es jetzt zu spät sey, dem Cäsar, nachdem man ihn einmal so mächtig gemacht hatte, nun mit Gewalt entgegen treten zu wollen. Da aber seine Versuche zur Versöhnung vergeblich blieben, der Waffenkampf nicht mehr zu vermeiden war, und Partei genommen werden mußte, schloß er sich mit den Optimaten, dem Pompejus an, denn so richtig er auch Cäsar's Kraft würdigte, so verkannte er doch seine Milde und höhere Einsicht gänzlich und fürchtete, er werde als Sieger eben so blutdürstig wie Cinna gegen die Edeln, und eben so plünderungssüchtig wie Sulla gegen die Reichen seyn *). Doch erwartete er von dem Siege des Pompejus auch nichts besseres als Dienstbarkeit, und verglich sich, indem er die Partei desselben nahm, mit den Thieren, die sich den Heerden ihrer Gattung anschließen **). Und bald nachher schrieb er, daß es den Pompejus schon lange gelüste, den Sulla zu spielen, und zu proscribiren ***).

---

*) Ad Att. VII, 7.

**) In demselben Briefe. Depugna, inquis, potius, quam servias. — Ut quid? si victus eris, proscribare? si viceris, tamen servias? — Quid ergo, inquis, acturus es? — Idem quod pecudes, quae dispulsae sui generis sequuntur greges. Ut bos armenta, sic ego bonos viros aut eos, quicunque dicentur boni, sequar, etiam si ruent.

***) Sullaturit animus eius et proscripturit diu. Ad Att. IX, 10.

54. Der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus.
(49. 48. vor Chr.)
(705. 706. d. St.)

Als Cäsar sah, daß Pompejus und der Senat für den Krieg entschieden seyen, beschloß er, wiewol der größte Theil seines Heeres noch in Gallien war und er zu Ravenna, wo er sich damals befand, nur Eine Legion bei sich hatte, dennoch seinen ungerüsteten Gegnern zuvorzukommen, und sie zu überraschen. Er rief diese Legion, ein Häuflein, sagt Livius, mit welchem er den Erdkreis angriff, zusammen, zählte die Beleidigungen auf, die er von jeher von seinen Feinden erfahren, und klagte die neue Art von Unbill hart an, daß den gesetzmäßigen Einschreitungen der Tribunen Waffengewalt entgegengesetzt würde. Er schloß diese Rede mit der Aufforderung an die Krieger, das Ansehn und die Würde eines Feldherrn, unter dem sie neun Jahre so glücklich gestritten, gegen seine Feinde zu vertheidigen. Alle riefen, sie seyen bereit, seine und der Tribunen Beleidigungen zu rächen. Als er sich so dieser Truppen völlig versichert hatte, ging er auf den Rubicon zu, ein Flüßchen, welches seine Provinz von dem eigentlichen Italien trennte; überschritt er dieses, so war der Bürgerkrieg erklärt. Als er an dem Ufer desselben stand, schien ihm noch einmal die ganze, ungewisse und schauerliche Zukunft, in die er sich und sein Vaterland zu stürzen im Begriff war, vor die Seele zu treten, und er verfiel in Nachdenken. Aber plötzlich raffte er sich auf, rief: der Würfel sey geworfen! und ging entschlossen hinüber. In kurzem hatte er alle Orte inne, welche den Besitz von Etrurien, Umbrien und Picenum sicherten.

Während Cäsar so reißende Fortschritte machte, that Pompejus nichts, um ihm einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, sondern verließ nebst dem ganzen Senat mit fast schimpflicher Eil Rom, so daß die Consuln sogar den gefüllten Staatsschatz zurückließen. Erst in Capua glaubte Pompejus sicher zu seyn. Durch diese Flucht beraubte er sich des Gewichts, welches der Besitz von Rom gewährte, und verlor den Raum zu neuen Werbungen, da er keine andere Kriegsmacht bei der Hand hatte, als die zwei dem Cäsar abgeforderten Legionen, denen wenig zu trauen war. Dabei herrschte unter seinen Anhängern eine große Verwirrung und Rathlosigkeit, und der vorige leidenschaft-

liche Eifer für den Krieg mit Cäsar machte ängstlichen Besorgnissen Platz. Unter diesen Umständen richtete sie für eine kurze Zeit der Uebertritt des Labienus wieder auf. Dieser, bisher Cäsar's vertrautester Legat, verließ seinen Feldherrn in dem entscheidendsten Augenblicke und wandte sich zur Gegenpartei. Seine Aussagen über Cäsar's Macht und Hülfsmittel, von denen er wie ein Ueberläufer in einem wegwerfenden Tone sprach, fanden dort willigen Glauben; man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der Uebertritt eines solchen Mannes ein wirksames Beispiel werden, und recht viele Anhänger Cäsar's zur Nachahmung reizen würde. Aber bald wurde man inne, daß die That des Labienus dem Cäsar in der Meinung nichts schadete, höchstens seinem Gefühle schmerzlich war, und daß die zu voreilig gefaßten Hoffnungen ohne Grund und Haltung waren. Cäsar machte zwar wiederholt Friedensanträge, setzte aber nichts desto weniger die Verfolgung eifrig fort, um seine Gegner nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Pompejus, der an der Behauptung Italien's verzweifelte, hatte sich, in der Absicht nach Griechenland zu gehen, schon von Capua nach Apulien begeben; nur L. Domitius Ahenobarbus versuchte es, mit einer nicht unbedeutenden Macht in der wichtigen Stellung von Corfinium Cäsar aufzuhalten, wobei er auf des Pompejus Unterstützung rechnete. Aber dieser eilte ohne Rast an das Meer, um jenseits desselben erst die großen Kräfte des Orients um sich zu sammeln. Cäsar nöthigte den Domitius dadurch leicht zur Uebergabe, und ließ ihn nebst vielen Senatoren und Rittern ungehindert zum Pompejus abziehen *), aber die meisten Truppen desselben traten zu ihm über. Als er vor Brundusium ankam, war Pompejus eben mit der Einschiffung seiner letzten Cohorten beschäftigt, und er konnte ihn weder daran hindern, weil in der Stadt die besten Anstalten getroffen waren, noch ihm nach Griechenland folgen, weil jener sich in den ausschließlichen Besitz aller Schiffe gesetzt hatte.

Cäsar ließ es nun seine nächste Sorge seyn, Italien, das er innerhalb sechzig Tagen erobert hatte, zu sichern. Daher befestigte er Brundusium, damit den Abziehenden die Rückkehr durch diesen wich-

---

*) Dem Domitius ließ er auch eine Summe von 6,000,000 Sesterzen (318,000 Thaler unseres Geldes), welche dieser als sein Privateigenthum in Anspruch nahm, wiewol Cäsar überzeugt war, daß dies Geld ihm von Pompejus zur Bezahlung des Soldes gegeben sey. Ne continentior in vita hominum quam in pecunia fuisse videatur, sagt Cäsar selbst von sich.

tigen Zugang verschlossen bliebe; dann ließ er Sardinien, welches ganz herrenlos war, besetzen; eben so Sicilien, das Cato bei der Annäherung Curio's räumte, der darauf nach Africa überging, um auch diese für Italien wichtige Provinz in Besitz zu nehmen. Vor Allem aber mußte er sich und Italien gegen einen Angriff der Spanischen Legionen sicher stellen, denen er eine vorzügliche Tüchtigkeit zutrauete. Erst, sagte er daher, wolle er das Heer (die Spanischen Legionen) ohne Feldherrn, dann den Feldherrn (Pompejus) ohne Heer schlagen.

Zunächst zog er von Brundusium nach Rom, wo trotz der Erklärung des Pompejus und der Consuln: Jeden, der nicht mitziehn werde, für einen Feind zu halten, eine Anzahl von Senatoren zurückgeblieben war. Diesen Schatten des Senats und das Volk rief er zusammen, und suchte sie durch Aeußerungen der Milde, die er seit dem Beginn des Krieges in der That überall gezeigt hatte *), zu beruhigen. Auch wollte er, daß der Senat eine neue Friedensgesandtschaft an den Pompejus schicke, die jedoch nicht zu Stande kam. Dann aber eilte er, sich in Besitz des zurückgelassenen Staatsschatzes zu setzen, den ein Tribun vergeblich zu retten suchte. Denn als dieser im Senate Einspruch that und sich auf das Gesetz berief, erwiederte Cäsar: der Krieger bedürfe der Waffen, nicht der Gesetze; und als der Tribun vor die verschlossene Thür, die mit einer Axt geöffnet werden sollte, seinen Amtsstuhl setzte, drohte ihm Cäsar bei längerer Widersetzlichkeit mit dem Tode, und fügte hinzu: wisse, junger Mann, daß es mir schwerer wird dies zu sagen, als es zu thun.

Nun ließ Cäsar Rom unter der Aufsicht des Antonius, und ging nach Spanien. Unerwartet verursachte ihm jetzt Massilia einen großen Aufenthalt. Unter dem Vorwande der zu beobachtenden Neutralität verschloß ihm diese Stadt die Thore, der Wahrheit nach, weil sie dem Pompejus zugethan war, wie sich bald zeigte, da Domitius Ahenobarbus, den Cäsar bei Corfinium entlassen hatte, eintraf, und von den Massiliern aufgenommen wurde, um die Vertheidigung zu leiten. Cäsar traf sofort Anstalten, die Stadt zu belagern, ließ dann den Befehl über das Einschließungsheer dem C. Trebonius, und eilte selbst nach Spanien. Hier schien sich das Glück anfangs wider ihn zu erklären. Die Legaten des Pompejus traten ihm mit sieben Legionen

---

*) Dem Labienus hatte er sein Gepäck nachgeschickt; auch vergriff er sich nicht an den reichen Landgütern desselben.

entgegen, einer derselben, Afranius, schlug einen Angriff Cäsar's zurück, auch litt dieser durch das Anschwellen zweier Flüsse, zwischen welchen sein Lager sich befand, eine Zeitlang großen Mangel. Aber sein überlegener, erfindungsreicher Geist wußte bald Mittel zu ersinnen, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und er bedrängte nun seinerseits die Gegner so, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich zu ergeben. Obschon er sie nunmehr gänzlich in seiner Gewalt hatte, so begnügte er sich doch mit der Auflösung ihrer Legionen; die Führer und höheren Officiere begaben sich zum Pompejus, von den Soldaten nahmen Viele bei Cäsar Dienste. Er versicherte sich nun des gewonnenen Landes durch Besatzungen und der Gemüther durch Milde, außer daß er viel Geld beitrieb, und eilte durch Gallien, wo die Massilier sich nach zwei verlornen Seeschlachten ergeben mußten, nach Italien zurück.

Zu Rom, wo ihn der Prätor Lepidus gegen alle Form zum Dictator ernannt hatte, verweilte er nur kurze Zeit, um einige Anordnungen zu treffen. Er rief die Verbannten zurück, mit Ausnahme des Milo *), ordnete das durch die Unsicherheit der Zeiten noch mehr verwickelte Schuldenwesen auf eine billige Weise **), und ließ für das folgende Jahr die Beamten wählen; er und Servilius Isauricus wurden Consuln. Dann legte er nach elf Tagen seine Dictatur nieder, ohne irgend eins der Schrecken erneuert zu haben, ohne welche sich seit Sulla kein Römer diese Würde hatte denken können, und traf Anstalten zum Uebergange nach Griechenland und zum unmittelbaren Angriff auf Pompejus.

Dieser war indessen zu Beröa in Macedonien, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, mit Vorbereitungen zum Kriege eifrig beschäftigt gewesen. Er hatte neue Legionen zusammengebracht, eine zahlreiche und auserlesene Reiterei und eine Seemacht von fünfhundert Kriegsschiffen. Zu der letzten hatte er ein besonderes Vertrauen, so daß

*) Dieser mochte ihm wol in Massilia schlechte Dienste geleistet haben. Als der Prätor M. Coelius Rufus im nächsten Jahre ungebührliche Anordnungen in Rom machte, und dann, genöthigt aus der Stadt zu fliehen, einen Aufstand wider Cäsar erregte, entbot er Milo zu sich. Dieser kam, zog Gladiatoren und Hirten an sich, und gab vor, im Auftrage des Pompejus zu handeln, doch ohne Erfolg. Er streifte mit seiner Bande umher, und fand seinen Tod bei der Belagerung eines festen Ortes im Gebiete von Thurii. Auch Coelius wurde bald nachher erschlagen.

**) Die Güter wurden nach ihrem Werthe vor dem Kriege abgeschätzt, und so den Gläubigern übergeben.

Cicero*) seinen ganzen Kriegsplan einen Themistokleischen nennt. Mehrere orientalische Könige und Fürsten, Freunde Rom's oder als dessen Vasallen zu betrachten, führten die Truppen, die sie dem Pompejus stellten, in Person an. An zweihundert Senatoren waren in seinem Feldlager, dem es daher an keiner Art imponirenden Glanzes fehlte.

Ein Jahr war fast verflossen, seit die Pompejaner Italien verlassen und sich gerüstet hatten, und noch war von ihnen trotz Cäsar's sechsmonatlicher Abwesenheit in Spanien nichts weiter geschehen, als daß sie mit ihrer überlegnen Seemacht den Cäsarischen Befehlshaber C. Antonius auf der Illyrischen Insel Curicta**) eingeschlossen, und ihn durch Hunger und Verrath unter den Seinen genöthigt hatten, sich mit funfzehn Cohorten zu ergeben. Die große von Bibulus befehligte Flotte hatte sich unterdeß im Adriatischen Meere versammelt, und Pompejus beschloß, sich selbst mit der Landmacht den Küsten zu nähern und hier zu überwintern, zunächst um Cäsar am Uebergange zu verhindern, dann Italien gänzlich auszuhungern, oder es vielleicht auch durch einen förmlichen Angriff wieder zu erobern. Aber ehe er noch diese Pläne ausführen konnte, kam ihm schon Cäsar mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit und Kühnheit zuvor. Er eilte nach Brundusium, und obschon es bereits October war, und er nur Schiffe genug vorfand, um sieben schwache Legionen, welche funfzehntausend Mann Fußvolk und fünfhundert Reiter zählten, aufzunehmen; schiffte er sich doch mit diesen Truppen sogleich nach der Küste von Epirus ein, landete bei Paläste zwischen den Ceraunischen Felsen glücklich und ungehindert, und schickte die Schiffe sogleich zurück, um die übrigen Truppen herbeizuholen. Bibulus, der mit hundert und zehn Schiffen bei Corcyra lag, war nicht zeitig genug herbeigekommen, um die Landung zu verhindern, und verdoppelte nun seine Vorsichtsmaaßregeln. Auch Pompejus beschleunigte seinen Anzug, damit Cäsar, der schon fast ganz Epirus inne hatte, sich nicht noch weiter ausbreite, und an den beiden Ufern des Flusses Apsus standen die Heere einander gegenüber. Neue von Cäsar gemachte Friedensanträge hatte Pompejus aus Stolz oder Mißtrauen verworfen, wagte aber doch nicht, seinen Gegner anzugreifen, obschon dieser weit schwächer war. Denn M. Antonius war noch immer mit den übrigen Cäsarischen Legionen zu Brun-

*) Ad Att. X, 8.

**) Drumann a. a. O. Th. I. S. 524.

dusium, und der Winter fast abgelaufen, wo nach Cäsar's Willen die Ueberfahrt bewerkstelligt werden mußte, weil die mächtigen Flotten der Feinde in der stürmischen Jahreszeit die See nicht halten konnten. Von heftiger Ungeduld getrieben, setzte sich endlich Cäsar selbst, in Sklavenkleider gehüllt, zur Nachtzeit in ein Boot; aber die von einem wüthenden Sturme aufgeregten Meereswellen warfen sich dem kleinen Fahrzeuge mit solcher Gewalt entgegen, daß der Steuermann umzukehren beschloß. „Fürchte nichts! rief der plötzlich aufspringende Cäsar; du führst Cäsar und sein Glück." Erstaunt und zur höchsten Anstrengung ermuthiget, boten die Schiffer alle ihre Kräfte auf, das Meer zu überwältigen, aber es war vergeblich, die Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke, und Cäsar mußte sich zurückführen lassen. Indeß sandte er jetzt die gemessensten Befehle nach Brundusium, die Ueberfahrt um jeden Preis zu bewerkstelligen, und hatte endlich die Freude, sein Verlangen erfüllt zu sehen. Durch den Tod des Bibulus, der das Opfer seines Eifers und seiner Anstrengungen geworden war, hatte sich die Lage der Dinge insofern zum Vortheil des Cäsar geändert, daß in der Führung der Pompejanischen Flotte keine Einheit mehr war; günstige Winde kamen dazu, und führten den Antonius glücklich bis nach Lissus. Nun war zwar noch zu befürchten, daß Pompejus, hinter dessen Rücken Lissus lag, schneller herankommen und den Antonius vernichten könne, und er machte sich auch dazu auf den Weg. Aber dessenungeachtet brachte Cäsar, der einen Tag später ankam, seine Vereinigung mit Antonius zu Stande, und begann nun, eine rasche Entscheidung suchend, den Angriff gegen Pompejus, der durch seine Seemacht eben so sehr über jede Art von Zufuhr gebieten konnte, als Cäsar in diesem gebirgigen, von Pompejus absichtlich ausgeleerten Lande bald Mangel zu leiden fürchten mußte.

Nachdem es Cäsar gelungen war, seinen Gegner durch einen schnellen Zug von Dyrrhachium abzuschneiden, und dieser sich nun in der Nähe an dem Meeresufer aufstellte, faßte er den kühnen Plan, ihn, den an Truppenzahl weit Ueberlegenen, durch errichtete Linien förmlich einzuschließen, und da Pompejus weder ein allgemeines Treffen wagen, noch seine Stellung aufgeben wollte, so blieb ihm nichts übrig, als seinerseits Werke zur Vertheidigung aufzuführen. Wiewol Cäsar selbst an Korn empfindlichen Mangel litt *), so gerieth doch Pompejus in

*) Seine Soldaten ertrugen diese Entbehrungen mit großer Geduld, machten sich Brot

noch größere Verlegenheit, durch Mangel an Wasser und Futter für die Pferde. Er mußte sich also entschließen durchzubrechen, wenn er nicht seine ganze Reiterei zu Grunde gehen lassen wollte. In diesem Augenblick gingen zwei angesehene Allobroger, welchen Cäsar viel Vertrauen und Gunst bewiesen hatte, die sich aber jetzt für beleidigt hielten, zu ihm über, und verriethen ihm die schwachen Stellen der Linien Cäsar's. Dadurch gelang der Ausfall vollkommen. Cäsar erlitt in zwei Gefechten einen bedeutenden Verlust *), und Pompejus glaubte schon nicht bloß Cäsar's Plan vereitelt, sondern seine ganze Macht vernichtet zu haben. Dieser aber, der einsah, daß er in diesen Gegenden nicht länger mehr bleiben könnte, beschloß, nach Thessalien zu gehen, wo er reiche Vorräthe finden mußte, und seinem Legaten Domitius Calvinus, welcher dort ein dem Pompejus von seinem Schwiegervater Metellus Scipio aus Asien zugeführtes Heer aufhalten sollte, Hülfe bringen konnte. Im Angesicht des Pompejus brach er plötzlich auf, und gewann ihm durch List und Gewandtheit so vielen Vorsprung ab, daß er unverfolgt durch Epirus und Akarnanien zog, sich mit Domitius verband, und über die Gebirge in Thessalien eindrang, wo sich ihm, bis auf Larissa, alle Städte ergaben.

---

55. Die Schlacht bei Pharsalus; Tod des Pompejus.

(48 vor Chr.; 706 d. St.)

Gleich nach dem Aufbruch des Cäsar wurde im Heer des Pompejus berathschlagt, was jetzt zu thun sey. Einige bestanden darauf, gleich nach Italien überzusetzen. Dieses sey der eigentliche Preis des Krieges, und eröffne denen, die es behaupteten, zugleich den Besitz Sicilien's, Sardinien's, Spanien's und Gallien's. Allein diese Maaßregel, welche wol dem Cäsar nichts anderes übrig gelassen haben würde, als sich durch Illyrien einen beschwerlichen Landweg nach Italien zu

---

aus einer Wurzel, die dort häufig wuchs, und warfen dergleichen Speise an die Vorposten des Pompejus, ihnen zu zeigen, daß so lange die Erde dergleichen erzeuge, sie nicht aufhören würden, sie zu belagern. Mit welchen wilden Thieren haben wir zu kämpfen! soll Pompejus dabei ausgerufen haben.

*) Cäsar erzählt, Labienus habe die Gefangenen, die dabei gemacht wurden, vor sich bringen lassen, sie spöttisch seine Kameraden genannt und gescholten, daß sich solche Veteranen fangen ließen, und sie dann niedermachen lassen.

bahnen, ward verworfen. Pompejus erklärte, daß der für Rom am besten sorge, der so fern als möglich davon Krieg führe, da es dem Sieger doch nicht entgehen könne; dagegen sey es schimpflich, zum zweiten male vor Cäsar zu fliehen, und den Scipio nebst so vielen würdigen Römern Preis zu geben. So führte denn auch er sein Heer nach Thessalien, wo er es, nach geschehener Vereinigung mit den Truppen unter Scipio, dem Cäsar in der Gegend von Pharsalus gegenüber stellte. Es war seine Absicht, eine Schlacht zu vermeiden, den Cäsar einzuschließen, und ihn durch Mangel allmählig aufzureiben. Aber die meisten der vornehmen Römer in seinem Lager wünschten den Krieg mit einem Streiche beendet, schon um dann auch dem Ehrgeize ihres Feldherrn entgegentreten zu können. Sie waren des Sieges so gewiß, daß sie schon um die Früchte desselben mit einander haderten, die Fragen, wer Cäsar's Oberpriesterthum bekommen, wie die hohen Staatsämter vertheilt werden sollten, mit leidenschaftlichem Ernst behandelten, und das Zaudern des Pompejus seinem Ehrgeiz zuschrieben, der sich in der verlängerten Führung eines so vornehmen Heeres gefalle. Seitdem sie mit Scipio vereint waren, hielten sie vollends den Ausgang für unbezweifelt; dazu kamen glückliche Vorbedeutungen und Götterzeichen, die von Rom aus gemeldet wurden *), und die blendenden Versicherungen des Labienus, daß Cäsar's Heer bei weitem nicht mehr aus jenen Veteranen bestehe, welche einst Gallien und Germanien besiegt hatten. Diese außerordentliche Zuversicht riß, wie es scheint, endlich auch den Pompejus mit fort. Er gab seine bisherige Kriegsweise auf, und entschloß sich endlich zu einer Schlacht. Cäsar, der sie bisher fast täglich vergebens angeboten hatte, war eben im Begriff, seine Stellung zu ändern, als er des Feindes Anstalten zum Treffen sah. Freudig verkündigte er die endliche Gewährung des lang ersehnten Wunsches seinen Soldaten, die voll Zuversicht auf ihre oft erprobte Tapferkeit und voll Hoffnung auf ihres Führers stets bewiesene Kunst, sich zu der großen Entscheidung anschickten. Cäsar ordnete diesmal, sobald er des Gegners Stellung und Plan übersehen hatte, seine Schlachtordnung auf eine neue Art, indem er hinter den drei gewöhnlichen Treffen ein viertes stellte, welches aus sechs Cohorten Deutscher bestand. Diese hatten den meisten Antheil an der Entscheidung; Cäsar errang einen großen

*) Auf diese gab Pompejus selbst sehr viel. Etenim ille admodum extis et ostentis movebatur sagt Cicero de divinatione II, 24. In diesem patricischen Aberglauben glichen sich Pompejus und Sulla. Cäsar war ganz frei davon. Sueton, Cäs. K. 59.

und glänzenden Sieg (20. Jul. 48). Je größer die Zuversicht in den Besiegten gewesen war, so daß man die Zelte im Lager mit Epheu und Festzeichen geschmückt und mit prächtigen Geräthen gefüllt fand, und je weniger man also auf einen in diesem ringsum eingeschlossenen Lande schon an sich beschwerlichen Rückzug gedacht hatte, desto größer mußten nun nach der Niederlage Rathlosigkeit und Verwirrung seyn. Pompejus selbst, dieser viel erfahrne Feldherr, verlor alle Besonnenheit und Hoffnung. Stumm und niedergeschlagen verließ er das Schlachtfeld, und begab sich in das Lager, bis ihn hier die anrückenden Sieger verscheuchten. Denn unaufhaltsam nachdrängend führte Cäsar seine siegreichen obwol erschöpften Legionen gegen das Lager, und ließ es erstürmen. Eine große Schaar der Besiegten, die Larissa zu erreichen trachtete, ward abgeschnitten, und mußte sich ergeben.

Das ganze zahlreiche Heer des Pompejus war theils getödtet, theils gefangen, theils zerstreut. Als Cäsar das von Leichen bedeckte Schlachtfeld durchschritt, sprach er: „so wollten sie es; denn nach so großen Thaten würde ich verurtheilt worden seyn, wenn ich nicht bei meinem Heere Schutz gefunden hätte.“ Jetzt hatte er sie mit der Schärfe des Schwerts gerichtet und verurtheilt. Doch großmüthig erließ er den Uebriggebliebenen die Strafe. Alle, die gegen ihn gefochten, behielten Leben, Freiheit, Eigenthum, die ausgenommen, welche, schon einmal von ihm gefangen und entlassen, zum zweiten male die Waffen wider ihn ergriffen hatten. Und sogar von diesen durften seine Freunde jeder einen frei bitten. Ja die sämmtlichen Briefschaften des Pompejus, welche in seine Hände fielen, ließ er, ohne sie zu lesen, verbrennen, damit er nicht, zu Mißtrauen oder Rache verleitet, die Milde vergessen möchte, welche er Allen zeigen wollte. Dagegen hatten die Besiegten, im thörichten Wahne den Sieg in Händen zu haben, schon beschlossen, die Proscription nicht über Einzelne, sondern über alle Gegner ergehen zu lassen *).

Während so der siegende Heerführer seiner Feinde schonte, fand der besiegte Pompejus von der Hand vermeinter Freunde den Tod. Nachdem er durch das Thal Tempe an das Meer und von hier nach Lesbos geflohen war, wo er seine Gemahlin und Kinder abholte, segelte er an der Küste Asien's hin, ungewiß in welchem Reiche er Schutz und Beistand suchen solle. Man entschied sich endlich für Aegypten.

---

*) Cicero ad Att. XI, 6.

Das dortige Königshaus war dem Pompejus viel schuldig, denn Ptolemäus Auletes, der Vater des damaligen Königs, war früher, da er aus Furcht vor dem wachsenden Mißvergnügen des Volkes sein Reich verlassen hatte, hauptsächlich durch Pompejus Einfluß von dem Proconsul Gabinius in seine Herrschaft wieder eingesetzt worden.

Der junge König Ptolemäus Dionysus, der mit seiner Schwester Kleopatra in Zwist lebte, stand eben mit einem Heere bei Pelusium. Dorthin segelte also Pompejus mit seiner Begleitung, sandte aber einen Boten voraus, um sich Aufnahme zu erbitten. Pothinus, ein Verschnittener, der vorzüglichste Vertraute des ganz willenlosen Königs, versammelte sogleich einen Rath, in welchem nächst ihm der Feldherr Achillas und der Griechische Rhetor Theodotus das vorzüglichste Gewicht hatten. Man schwankte, ob Pompejus zuzulassen oder abzuweisen sey. Da stand Theodotus auf und behauptete, Beides sey gleich gefährlich. Durch das letztere mache man sich den Zurückgewiesenen zum Feinde, durch das erstere zöge man sich nicht bloß den Haß des mächtigen Siegers zu, sondern Pompejus selbst könne gefährlich werden; es sey also das Beste, den Flüchtigen kommen zu lassen, und ihn dann zu ermorden. Dieser Rath gefiel, und der feige Frevel ward beschlossen.

Begleitet von Septimius, einem ehemaligen Römischen Hauptmanne, bestieg Achillas ein kleines Boot, den Pompejus darin abzuholen, unter dem Vorwande, daß man mit dem großen Schiffe nicht an das seichte Ufer kommen könnte. Pompejus stieg mit einem Freigelassenen, Namens Philippus, einem Sklaven und zwei Hauptleuten ein; aus dem düstern Schweigen seiner Führer konnte er ein böses Schicksal ahnen. Als der Kahn ans Land stieß, und er sich eben aufrichten wollte, empfing er vom Septimius einen Stich durch den Leib, zugleich hieben die Uebrigen auf ihn ein. Ohne einen Laut auszustoßen, verhüllte Pompejus mit dem Gewande das Gesicht und sank todt nieder. Die Mörder schnitten ihm den Kopf ab und ließen den nackten Rumpf am Ufer liegen. Der treue Philippus baute aus mühsam zusammengesuchten Schiffstrümmern einen kleinen Scheiterhaufen, und verbrannte den Leichnam darauf. So wurde der große Pompejus bestattet.

Als Cäsar, welcher der Flucht seines Gegners im Fluge gefolgt war, in Aegypten landete, nahete ihm Theodotus mit dem Haupte des Pompejus. Cäsar wandte sich mit Abscheu von ihm, aber den ihm

überreichten Siegelring des Getödteten betrachtete er mit Wehmuth, innig gerührt von dem kläglichen Ende eines solchen Mannes. Es ist oft bemerkt worden, es sey das größte Unglück des Pompejus gewesen, daß er einen Cäsar zum Gegner gehabt. Aber seine eigne Zweideutigkeit, sein Mangel an Entschlossenheit und Festigkeit haben an seinem Verderben nicht wenigen Antheil. Welche Zukunft man für Rom fürchtete, wenn er Sieger geblieben wäre, haben wir aus dem Munde eines Zeitgenossen seiner eignen Partei vernommen. Und ein großer Römischer Geschichtschreiber sagt von ihm: er sey versteckter gewesen, als Marius und Sulla, nicht besser *).

---

56. Cäsar's fernere Siege.

(48—46 vor Chr.)

(706—708 d. St.)

Indeß wäre Cäsar in der Fülle seines Glücks beinahe durch dieselben unwürdigen Hände gefallen, die seinem Widersacher den Untergang bereitet. Er trat in Alexandrien mit allem Glanze eines Römischen Siegers auf, und beleidigte dadurch den Hochmuth der Alexandriner. Hiezu kam eine alte Schuldforderung von siebzehn Millionen und fünfmalhunderttausend Drachmen, welche Cäsar zwar auf zehn Millionen ermäßigte, diese aber nun um so unerbittlicher eintrieb und dadurch die Gemüther noch mehr erhitzte. Endlich regte er eine sehr gefährliche Partei gegen sich auf, als er im Streite zwischen dem König Ptolemäus Dionysus und seiner Schwester Kleopatra den Schiedsrichter machen wollte. Nach der dem Römischen Volke zur Ausführung empfohlenen Anordnung des verstorbenen Königs, sollten sein ältester Sohn und seine älteste Tochter, mit einander vermählt, gemeinschaftlich regieren. Aber der junge König, oder vielmehr Diejenigen, welche seine Jugend leiteten und die Macht mit ihm theilten, hatte die an Jahren ältere, geistvolle Kleopatra gewaltsam entfernt und zur Flucht nach Syrien genöthigt. Jetzt war sie heimlich nach Alexandrien zurückgekehrt, mit der Hoffnung, den siegreichen Cäsar durch ihre glänzende Schönheit und ihren Geist zu gewinnen. Dieses gelang ihr auch vollkommen, und da Cäsar sie nun als Gemahlin und Mitregen-

*) Occultior, non melior. Tacitus Histor. II, 38.

tin ihres Bruders bestätigte, fürchtete die bisher herrschende Partei, daß sie die Herrschaft ganz an sich reißen werde.

Pothinus und Achillas versuchten zuerst einen meuchelmörderischen Angriff auf das Leben Cäsar's, in der Absicht, sich dadurch bei der republicanischen Partei einen bessern Dank zu verdienen, als sie für die Ermordung des Pompejus bei jenem gefunden hatten. Da aber dieser Versuch mißglückte, und Pothinus auf Cäsar's Befehl hingerichtet wurde, so suchte nun Achillas, der sich gerettet, die Römer mit offener Gewalt anzugreifen. Dies schien einen sichern Erfolg zu versprechen, da Cäsar wegen der Schnelligkeit seiner Verfolgung und weil er hier keine Feindseligkeiten erwartete, nicht viel über dreitausend Mann bei sich hatte, das königliche Heer aber vier und zwanzigtausend Mann stark war und theils aus allerlei Römischen Ueberläufern, vornehmlich jedoch aus Römischen Soldaten bestand, die, von Gabinius hier zurückgelassen, durch Heirathen einheimisch geworden waren. An der Spitze dieses Heeres rückte Achillas heran, und besetzte ganz Alexandrien bis auf den Theil der Stadt, welcher am Meere lag und den königlichen Palast enthielt. Hier verschanzte sich Cäsar und behauptete sich durch Tapferkeit und kluge Anordnungen. Um nicht von der Zufuhr und den Verstärkungen, die er von allen Orten her beorderte, abgeschnitten zu werden, steckte er die ganze Aegyptische Flotte, die hier im Hafen in seiner Nähe lag, und die er nicht behaupten konnte, in Brand. Achillas wurde zwar durch die bei dem Heere befindliche jüngere Prinzessin Arsinoë aus dem Wege geräumt *) (47), doch sein Nachfolger in der Anführung, Ganymedes, war ein nicht minder tüchtiger Gegner. Er ließ die Wasserleitungen verstopfen, um dem Cäsar das Trinkwasser zu entziehen, aber dieser beruhigte seine darüber erschrockenen Soldaten, und ersetzte den Mangel bald durch Brunnen, die er graben ließ. Nun baueten die Alexandriner mit großer Anstrengung und Geschicklichkeit eine neue Flotte, aber Cäsar trug mit einer geringern Zahl von Schiffen in dem Hafen einen Sieg über die ungeübten Aegypter davon, und rettete sein Heer dadurch von dem gänzlichen Untergange. Um solche Versuche der Feinde für die Zukunft zu erschweren, wollte sich Cäsar der Insel Pharus bemächtigen, die durch einen Damm und eine Brücke mit der von den Feinden besetzten

*) So hatten zwei Urheber der Ermordung des Pompejus schon ihre Strafe gefunden; und auch der dritte, Theodotus, ward späterhin hingerichtet.

Stadt verbunden war; doch dieses Vorhaben mißlang, und indem seine Schaaren zurückgetrieben wurden, gerieth er selbst in die augenscheinlichste Todesgefahr, da das mit Menschen überfüllte Fahrzeug, in dem er sich befand, zu sinken drohte. Aber rasch entschlossen sprang er ins Meer, und schwamm davon, mit solcher Besonnenheit, daß, obgleich die Feinde mit aller Macht auf ihn schossen, er doch Schriften, die er nicht gern wollte naß werden lassen, mit der einen Hand hoch über dem Wasser hielt.

Da seine Gegner sahen, daß sie mit offener Gewalt nicht zum Ziele gelangten, versuchten sie List. Sie erbaten sich von ihm ihren jungen König, den er seit dem Anfang des Kampfes gefangen hielt; dieses, stellten sie vor, sey das sicherste Mittel, das Volk zur Ruhe zu bringen. Cäsar traute ihnen zwar nicht, da er aber überzeugt war, nichts Bedeutendes dabei zu verlieren, und es im schlimmsten Falle für ehrenvoller hielt, gegen einen König als gegen einen wilden Soldatenhaufen zu kämpfen, entließ er den jungen Fürsten, der mit heuchlerischen Thränen das Beste gelobte. Der Betrug kam jedoch bald zum Vorschein. Statt friedlicher Unterhandlungen setzte Ptolemäus an der Spitze des Heeres den Waffenkampf fort, aber von seinen eignen Soldaten wegen seiner Jugend und Unfähigkeit verachtet, beschleunigte er selbst nur seinen gänzlichen Untergang. Denn jetzt endlich zog dem Cäsar von Asien her ein ansehnliches Hülfsheer zu, welches Pelusium eroberte und in Aegypten einrückte. Zwar zog der König diesem Heere entgegen, aber zugleich eilte Cäsar übers Meer herbei, vereinigte sich mit den Angekommenen, griff die Aegypter an, und schlug sie völlig in die Flucht, auf welcher der König im Nil ertrank. Der Sieger rückte vom Schlachtfelde rasch vor Alexandrien, das sich ohne weitern Widerstand ergab. Jetzt war er Herr Aegypten's, und hätte es in eine Römische Provinz verwandeln können; aber statt dessen bestätigte er der Kleopatra, wahrscheinlich aus Liebe zu ihr *), den Besitz des Thrones, gesellte ihr zum Schein ihren jüngern Bruder als Gemahl und Mitregenten zu, und ließ einen Theil seiner Heeresmacht zur Befestigung ihrer Herrschaft zurück. Nur mit einer Legion zog er ab, um die mannichfachen feindseligen Bewegungen zu unterdrücken, die sich wäh-

*) Dio Cassius XLII, 44. sagt dies ausdrücklich. Die Königin ward auch bald nach Cäsar's Abreise von einem Sohne entbunden, den die Aegypter Cäsarion nannten.

rend seines neunmonatlichen Aufenthalts in Aegypten zu einer drohenden Größe entfaltet hatten.

In Rom selbst gährten heftige Unruhen, angeregt durch den Tribun P. Cornelius Dolabella, der durch einen Gesetzvorschlag über die Aufhebung der Schulden sich von seinen Gläubigern befreien und das Volk gewinnen wollte, worüber sich die alten gewaltsamen Auftritte in der Stadt erneuerten. Antonius, der als Reiteroberster des abermals zum Dictator ernannten Cäsar die höchste Gewalt in Rom besaß, war nicht im Stande, der Verwirrung Einhalt zu thun. Er war verhaßt wegen seines Uebermuths, und der würdelose Leichtsinn seines schwelgerischen Lebens raubte ihm die öffentliche Achtung, die ihm seine vorzüglichen Fähigkeiten sonst offenbar erworben haben würden.

Bedenklicher als diese Bewegungen in Rom schienen für Cäsar die Rüstungen seiner Gegner in Africa zu werden. Cato, der von Pompejus bei dem Abmarsche nach Thessalien in Dyrrhachium mit einigen Truppen zurückgelassen worden, hatte sich nach der Niederlage bei Pharsalus nach Corcyra begeben, wo die Flotte sich befand *), und nachdem er dort eine Anzahl von Flüchtlingen gesammelt, war er unter Segel gegangen, um Schiffe und Truppen nach Aegypten zu führen, wo er den Pompejus vermuthete. Als er aber an der Küste Libyen's hinsegelte, erfuhr er das unglückliche Ende desselben, landete nun in Cyrene und zog dann zu Lande nach der Provinz Africa, wo in Verbindung mit dem Numidischen Könige Juba zwei Pompejanische Heerführer, Attius Varus und Metellus Scipio, eine ansehnliche Macht sammelten. Juba war ein eifriger Anhänger des Pompejus und hatte schon im Jahre 49 den nach Africa gekommenen Curio mit seinem Heere vernichtet.

Nach einem durch Wassermangel, Hitze und tiefen Sand sehr beschwerlichen Zuge, während dessen Cato selbst sich weder eines Pferdes noch eines Wagens bediente, langte er dort an, fand aber die beiden Führer mit einander in Zwist, und den König Juba, dessen Gunst jeder von Beiden suchte, nicht wie einen Verbündeten, sondern wie einen Herrn der Römer. Cato dämpfte den Uebermuth des fremden

*) Plutarch (Cicero K. 39) erzählt, daß Cato hier dem Cicero als dem an Rang Vorangehenden die Oberanführung übergeben wollte. Aber dieser verbat es, worüber des Pompejus Sohn, Cnäus, so wüthend ward, daß er sein Schwert zog, und den ehrwürdigen Consularen durchbohrt haben würde, wenn Cato nicht dazwischen getreten wäre. Cicero trennte seine Sache nun entschieden von der Pompejanischen, und ging nach Italien.

Königs, versöhnte die Entzweiten, und übergab nun die Führung des Ganzen dem Scipio, als ältestem Consular und weil sein Name auf Africanischem Boden von besonders günstiger Vorbedeutung schien, wiewol er sein persönlicher Feind war, und Scipio's geringe Fähigkeiten wenig Glänzendes versprachen. Er selbst übernahm die Behauptung Utica's, befestigte es mit neuen Werken, und sammelte hier Vorräthe und Kriegsmittel aller Art. Dies Alles konnte um so ungestörter vor sich gehen, da Cäsar um diese Zeit in Aegypten für seine eigne Rettung kämpfen mußte, und ein schon lange befohlner Angriff auf den König Juba von Spanien aus durch einen bedenklichen Zwiespalt zwischen den Kriegsobersten, an welchem die Soldaten und die ganze Provinz Theil nahmen, nicht zu Stande kam.

Indeß hatte Pharnaces, Sohn des berühmten Mithridates, den Bürgerkrieg im Römischen Staate für die günstigste Gelegenheit gehalten, sein väterliches Reich wieder zu gewinnen. Er brach aus seinem ihm vom Pompejus angewiesenen nördlichen Bosporanischen Königreiche hervor, eroberte Kleinarmenien und einen Theil des Pontus und Kappadocien's, erfocht bei Nikopolis einen Sieg über den Römischen Statthalter Domitius Calvinus und die demselben beistehenden Könige von Galatien und Kappadocien, wüthete gegen Römer und Römischgesinnte mit barbarischer Grausamkeit, und drang gegen die Provinz Asien vor.

Wider diesen Feind erhob sich Cäsar zuerst. In Syrien, Cilicien und Kappadocien verweilte er nur so lange, als nöthig war, um die Verhältnisse dieser Länder zu ordnen, und erschien bald in Pontus in der Nähe des Pharnaces. Dieser wähnte, Cäsar müsse eilen, Rom und Africa zu beruhigen, und suchte ihn daher durch arglistige Unterhandlungen und Anerbietungen hinzuhalten. Aber Cäsar durchschaute ihn, und fing ihn in seinen eignen Schlingen. Nachdem er ihn durch scheinbare Geneigtheit, auf seine Vorschläge einzugehen, sicher gemacht hatte, überfiel er ihn rasch und unerwartet bei Zela, und endete mit einem Schlage den ganzen Krieg. Pharnaces entkam zwar aus der Schlacht, welche sein Heer gänzlich vernichtete, verlor aber alle seine Eroberungen, und endlich sein Leben durch die Treulosigkeit eines Dieners, der dadurch vom Cäsar das Bosporanische Reich zu verdienen glaubte, sich aber in dieser Hoffnung getäuscht fand. Selbst von der ungemeinen Schnelligkeit, mit der er diesen Krieg beendigt, überrascht, schrieb Cäsar einem

Freunde nach Rom nichts als die drei berühmten Worte: veni, vidi, vici (ich kam, sah, siegte).

Nachdem Cäsar auch noch die von den Pächtern der öffentlichen Einkünfte hart gedrückte Provinz Asien geordnet, eilte er über Griechenland nach Italien, beladen mit Schätzen, die er überall zusammengebracht hatte. Indem er nun in Rom Allen verzieh, seine Freunde mit Aemtern und Würden belohnte, die Menge durch Erleichterungen befriedigte, verstummte plötzlich aller Geist der Zwietracht vor seiner Macht und Milde, und er durfte hoffen, mit eben der Schnelligkeit und eben dem Glück auch die feindliche Kraft in Africa zu überwältigen.

Allein in diesem Augenblicke schien die Grundlage, worauf das Gebäude seiner Macht ruhte, erschüttert zu werden, es wankte die Treue der Soldaten, sogar die seiner tapfern und ergebenen zehnten Legion. In Campanien, wo die Truppen im Lager standen, brach die Empörung aus. Da sie zu dem bevorstehenden Kriege ganz unentbehrlich zu seyn glaubten, forderten sie mit dem größten Ungestüm die ihnen früherhin zugesicherten Belohnungen. Cäsar, der in diesem Augenblick außer Stande war, seine Verheißungen zu erfüllen, schickte den eben zum Prätor erwählten Crispus Sallustius ab, die Unzufriedenen durch das Versprechen zu beruhigen: nach dem Ende des Africanischen Krieges werde Jeder das ihm Zugesagte und noch überdies ein bestimmtes Geschenk an Gelde erhalten. Aber diese Anerbietungen vermehrten den Trotz der Meuterer nur. Sie mißhandelten den Sallustius, ermordeten in ihrer Wuth zwei Senatoren, und zogen drohend gegen Rom. So bedenklich war die Stimmung, daß Cäsar den Empörern seine Leibwache nicht entgegen zu schicken wagte, aus Furcht, sie möchte mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Er selbst aber trat unerschrocken unter sie, ihre Klagen zu vernehmen. Die Aufrührer sprachen jetzt nicht mehr von Belohnungen, sie glaubten Cäsar in eine weit empfindlichere Verlegenheit zu setzen, wenn sie ihre Entlassung forderten. „Ihr sollt sie haben," erwiederte Cäsar, ohne einen Augenblick aus der Fassung zu kommen, „und nichts desto weniger sollen euch die verheißenen Belohnungen zu Theil werden, sobald ich an der Spitze anderer Truppen triumphirt haben werde." Zum Zeichen, daß er sie schon als völlig Entlassene betrachte, nannte er sie Quiriten, wie bei den Römern nur die Bürger im Frieden, nie Soldaten angeredet wurden.

Diese unerwartete Wendung verfehlte ihre wohlberechnete Wir-

kung nicht. Wie vom Donner gerührt standen die Soldaten da; ihr Trotz verwandelte sich auf der Stelle in Versicherungen der Reue, und flehentlich baten sie, doch nur in den Africanischen Krieg geführt zu werden. Was er sehnlichst verlangte, konnte Cäsar nun wie eine Gunst gewähren, und als er, wie von ihren Bitten erweicht, sagte, er werde Jeden annehmen, der ihm als Freiwilliger folgen wolle, boten sich Alle zum Dienste an*). Nach diesem neuen glänzenden Beweise der Ueberlegenheit seines Geistes, eilte er nach Sicilien, und beschleunigte mit der ihm eignen bewundernswürdigen Thätigkeit die Einschiffung. Mit sechs Legionen und einer verhältnißmäßigen Reiterei, stach er in See, und zwar gerade in der ungünstigen Jahreszeit (im Herbst 47), weil ihn seine Feinde da nicht mehr erwarteten. Ein starker Sturm zerstreute seine ganze Flotte, und nur mit wenigen Schiffen erreichte er Adrumetum. Beim Landen fiel er von Ungefähr zur Erde: „Africa, rief er mit lauter Stimme, ich halte dich!" und tilgte so mit der ihm nie fehlenden Geistesgegenwart den übeln Eindruck, den ein solcher für die ungünstigste Vorbedeutung geltender Zufall sonst auf die Soldaten gemacht haben würde. Da er, wie wir schon bemerkten, von allem Römischen Aberglauben völlig frei war, so war es auch nur ein auf die Truppen berechneter Kunstgriff, oder ein Scherz über seine Gegner, daß er einen unbedeutenden Mann, der Scipio hieß, mit sich führte, um Namen gegen Namen zu setzen.

Nach und nach sammelte sich ein Theil der zerstreuten Flotte und Mannschaft um den Feldherrn, aber dies vergrößerte anfangs nur die Schwierigkeiten des Unterhalts, und an Truppenzahl war Cäsar seinen Gegnern noch so wenig gewachsen, daß diese ihn schon mit der Masse ihrer Numidischen Reiterei zu erdrücken hofften. Als er eines Tages mit dreißig Cohorten ausgezogen war (46), Zufuhr herbeizuschaffen, sah er sich plötzlich von einer so großen feindlichen Uebermacht unter Labienus und Petrejus umgeben, daß es seiner ganzen Geschicklichkeit und Unerschrockenheit bedurfte, sich ihr zu entziehen. Wenn indeß sein

*) Nach Sueton bestrafte er die Rädelsführer mit dem Abzug eines Drittels der ihnen angewiesenen Land- und Geld-Bewilligung. Dio Cassius sagt: die Schlimmsten habe er in Africa absichtlich durch den Krieg aufgerieben. Nach dem Verf. des Buches vom Africanischen Kriege benutzte Cäsar, als die zehnte Legion in Africa angekommen war, die Unverschämtheit eines Obersten, der ein ganzes Schiff statt mit Soldaten, bloß mit seinem Gepäck und seinen Angehörigen angefüllt hatte, diesen nebst vielen anderen Hauptleuten, welche die Hauptaufreger gewesen waren, schimpflich fortzujagen.

Geist und seine Kriegskunst ihre große Ueberlegenheit hier wieder vollkommen bewährten (wie sie sich denn überhaupt wol nirgends so glänzend entwickelten, als in diesem schwierigen Feldzuge), so blieb doch seine Lage darum nicht weniger bedenklich, und wurde noch gefährlicher als sich Scipio mit Petrejus und Labienus verbunden hatte; ja auch der König Juba nahte sich mit großer Macht, besonders mit furchtbaren Schwärmen leichter Truppen und mit dreißig Elephanten. Zum Glück für Cäsar mußte jedoch Juba bald umkehren, um sein eignes Reich zu schützen, in welches ein gewisser P. Sittius einbrach, der wegen begangener Verbrechen ehemals aus Rom geflohen war, und sich in Africa schon vor einer Reihe von Jahren an die Spitze einer Schaar Römischer Abenteurer gestellt hatte. Vor Allem aber kam dem Cäsar die Unthätigkeit der Gegner zu Statten, welche die günstige Zeit, ihn durch ihre Uebermacht aufs äußerste zu treiben, ungenutzt verstreichen ließen, so daß er bedeutende Verstärkungen aus Sicilien an sich ziehen konnte.

Sobald diese angekommen waren, verließ er sogleich das Vertheidigungssystem, welches er bisher hatte befolgen müssen, und suchte eine Entscheidung herbeizuführen. Indeß war Juba mit einem Theile seiner Macht wieder zu Scipio gestoßen. Dennoch fürchteten die Verbündeten Cäsar's Ueberlegenheit in der offenen Feldschlacht, vermieden daher ein Treffen, und suchten ihn, wie Cato fortwährend rieth, durch die überlegene Macht ihrer leichten Truppen und die denselben eigne Kampfweise hinzuhalten und aufzureiben. Aber Cäsar erreichte durch einen Angriff auf Thapsus, das sie nicht fallen lassen konnten, wider ihren Willen, vollständig seinen Zweck. Indem sie schon hofften, ihn auf der Landenge, auf der Thapsus lag, einzuschließen, und Scipio mit den Werken dazu beschäftigt war, griffen Cäsar's Schaaren diesen mitten in der Arbeit rasch und unvermuthet an, und verbreiteten ein so plötzliches Schrecken und eine solche allgemeine Verwirrung, daß gar kein geordneter Widerstand erfolgte. Die Häupter, selbst Scipio, Juba, Afranius, gaben Alles auf, und ergriffen die Flucht; das große Heer war der aufgereizten unaufhaltsamen *) Wuth der Cäsarischen Veteranen Preis gegeben. Die sich in einzelnen kleinen Haufen durch die Flucht retteten, verbreiteten durch die zügellose Raubsucht,

*) Sie vergriffen sich sogar an ihren eigenen Führern, die ihnen Einhalt thun wollten. Viele Senatoren und Ritter mußten sich in die Nähe Cäsar's flüchten, um nicht getödtet zu werden.

mit der sie in ihrer Verzweiflung die Städte und Bewohner der Provinz anfielen, Schrecken über das ganze Land, und machten ihm die Ankunft des Siegers höchst wünschenswerth. Alles öffnete sich demselben; selbst Numidien, wo Sittius indessen neue Vortheile gewonnen hatte, stieß seinen flüchtigen König von sich, und wurde zur Römischen Provinz gemacht. Unter diesen Umständen mußte jede Hoffnung eines neuen Krieges in Africa verschwinden. Juba und Petrejus, an Cäsar's Gnade verzweifelnd, ermordeten sich selbst; auch Scipio, der nach Spanien gehen wollte, stürzte sich, da er auf seinem Schiffe angehalten wurde, in sein eignes Schwert.

Auf dieselbe Weise endete auch Cato, als sich der Sieger der Stadt Utica näherte, doch nicht aus gleichem Grunde. Er fürchtete Cäsar's Zorn nicht, aber das Leben hatte jetzt weder Reiz noch Bedeutung für ihn, da die Republik nicht mehr war, deren Heil er sein Daseyn bisher mit der Anstrengung aller seiner Kräfte gewidmet hatte. Denn sie allein umfaßte nach seiner Ansicht alle eines Mannes würdige Wirksamkeit; sie dürfe, wie er meinte, Keiner überleben, der die Größe des Verlustes zu würdigen wisse. In edlen Gemüthern kann feige Liebe zum Leben und seinen Genüssen eine solche That nicht hindern; bessere Einsicht vermöchte es, aber in Cato's Seele drang kein Strahl von dem Troste, welchen die Ueberzeugung gewährt, sich den Beschlüssen der göttlichen Weltregierung gefügt zu haben. Schon ganz erfüllt von seinem Vorhaben, sorgte er noch mit liebevoller Theilnahme für die Flucht vieler Freunde und für die Sicherheit der Stadt, saß am Abend unter heitern aber ernsten Gesprächen zu Tische, brachte einen Theil der Nacht mit der Lesung des Platonischen Gesprächs Phädon zu, und gab sich endlich gegen Morgen den Todesstoß, der dem Cäsar den schönsten Triumph der Milde raubte. Denn diese bewährte er auch jetzt, und legte den Besiegten fast keine anderen Strafen auf, als Geldzahlungen.

---

57. Cäsar's Alleinherrschaft und Tod.

(46—44 vor Chr.)
(708—710 d. St.)

Nachdem Cäsar den gefährlichen Africanischen Krieg in fünf Monaten geendet hatte, kehrte er nach Rom zurück. Schon vor seiner Ankunft hatte der Senat, sich vor dem allgewaltigen Sieger beugend, ihn zum

Dictator auf zehn Jahre ernannt, und ihm eine Reihe besonderer Ehrenrechte decretirt. Bis jetzt hatte ihm der Drang der Begebenheiten keine Muße zu dem Schaugepränge der Triumphe gegönnt, nunmehr feierte er zu gleicher Zeit, doch an vier verschiedenen Tagen, seine Siege über die vier auswärtigen Feinde, Gallien, Aegypten, Pharnaces und Juba. Bei dem ersten ging unter den andern Kriegsgefangenen Vercingetorix, bei dem zweiten Arsinoë, bei dem vierten der Sohn des Königs Juba gefesselt vor ihm her. In den öffentlichen Schatz legte er die außerordentliche Summe von fünf und sechzig tausend Talenten, ungerechnet 2822 goldne Kronen.

Seine Soldaten, die Werkzeuge und Stützen seiner Macht, wurden mit Ländereien und Geld belohnt; jeder Veteran erhielt zwanzigtausend Sestertien, der Centurio das doppelte, der Kriegstribun das vierfache. Nähere Freunde und Gehülfen und andere Anhänger erhielten Rang und Aemter, weswegen der Senat bis auf neunhundert Glieder vermehrt und die Zahl der Beamten sehr vergrößert wurde. Gegen seine politischen Feinde übte er die Milde, die man an ihm nun schon gewohnt war, ja er schien sich selbst noch darin zu übertreffen. So verzieh er jenem M. Marcellus, dem Consul des Jahres 51 (oben S. 143.), der sich als einen so heftigen Gegner gezeigt hatte, und, was noch mehr war, dem Q. Ligarius, welcher im Africanischen Kriege besonders thätig gewesen, und den Cäsar als einen unversöhnlichen Gegner betrachtete, was sich nachher nur zu sehr bewährte. Beide vertheidigte Cicero, der sich in diesen für ihn äußerst trüben Zeiten sonst von den Staatsgeschäften ganz zurückgezogen hatte, und den Wissenschaften lebte. Hier aber, wo es galt, für politisch Befreundete zu wirken, vermochte ihn die Erinnerung an die alte Kraft seiner Worte aus der Stille, in die er sich zurückgezogen, hervorzutreten. In der Rede für Ligarius, die wir noch übrig haben, feierte seine große Beredsamkeit einen besondern Triumph. Cäsar war, als die Sache verhandelt wurde, mit dem bestimmten Vorsatze erschienen, nicht zu verzeihen, aber Cicero riß ihn so hin, daß er dem Ligarius die erbetene Erlaubniß, nach Rom zurückzukommen, gewährte.

Unter das Volk ließ Cäsar große Vorräthe an Korn und Oel austheilen, und so reichliche Geldspenden, daß von 150,000 Menschen jeder 400 Sestertien erhielt. Auch gab er dem Volke ein Gastmahl, wo es an 22000 Tischen gespeist wurde, und dessen Schaulust zu befriedigen, die prächtigsten und mannichfaltigsten Spiele. Man sah

unter andern Land- und Seeschlachten; zu den letzteren waren geräumige Becken für große Schiffe ausgegraben worden. Die Zuschauer gegen die Sonne zu schützen, ließ er Decken von kostbaren Zeugen ausspannen. Es strömten so viele Menschen aus Italien zu diesen Festen zusammen, daß die Meisten unter Zelten übernachten mußten.

Aber Cäsar wollte die monarchische Gewalt, die er sich im Staate errungen, nicht bloß befestigen, indem er die Gemüther gewann, er wollte sie auch auf würdige Weise benutzen, den inneren Frieden wiederherzustellen und zu sichern, die Wunden des nach allen Seiten hin zerrütteten Gemeinwesens zu heilen. Daher gab er Gesetze, um der Bevölkerung Italien's aufzuhelfen und sandte zugleich achtzigtausend Menschen nach Colonien, unter andern nach den wieder hergestellten Städten Korinth und Karthago; vielleicht auch um Italien dadurch zugleich zu reinigen. Er erließ strenge und streng gehandhabte Verbote gegen den eingerissenen außerordentlichen Luxus, schreckte das Verbrechen durch erhöhete Strafen, ordnete den völlig verwirrten Kalender *) und be-

*) Das von den Zeiten des Königs Numa an in Rom gebräuchliche Jahr war ein Mondjahr von 355 Tagen, in welches alle zwei oder drei Jahre ein Mondmonat eingeschaltet wurde, um die Monate in einerlei Jahreszeit zu erhalten. Späterhin kam eine andere Jahrform in Gebrauch. Man schaltete ein Jahr um das andere einen Monat, Mercedenius genannt, ein, abwechselnd von 22 und 23 Tagen. Dadurch wurde aber das Römische Jahr im Durchschnitte um einen Tag länger als das wahre. Diesem Fehler konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß man von Zeit zu Zeit einen Schaltmonat wegließ. Aber die Pontifices, denen die Bestimmung des Kalenders überlassen war, verfuhren dabei ohne astronomische Kenntniß und mißbrauchten diese Befugniß noch dazu, um einem Consul oder einer andern obrigkeitlichen Person das Amtsjahr nach Belieben zu verlängern, oder zu verkürzen. Dadurch entstand ein Schwanken und eine Willkür in der Einschaltung, die zuletzt eine beispiellose Verwirrung herbeiführten. Um die Zeit des letzten Bürgerkrieges war es dahin gekommen, daß der Januar bald nach der Herbstnachtgleiche anfing. Cäsar erwarb sich das große Verdienst, dieser Verwirrung ein völliges Ende zu machen und eine Jahrform einzuführen, welche, bis auf eine in den letzten Jahrhunderten angenommene Verbesserung, unserm heutigen Kalender noch immer zum Grunde liegt. Cäsar war ein Freund der Sternkunde, er hinterließ sogar astronomische, nicht ungelehrte Schriften. Im Orient hatte er das reine Sonnenjahr kennen gelernt. Diesem gemäß ordnete er nun mit Hülfe des Peripatetikers Sosigenes eine vierjährige Schaltperiode an, so daß auf drei Jahre zu 365 Tagen ein viertes zu 366 folgen solle. Dies giebt, gegen das richtige Sonnenjahr gehalten, erst alle 128 Jahre einen Tag zu viel. Um die bestehende Unordnung mit einem male zu heben, erhielt das Jahr 708 d. St. (46 vor Chr.) eine sehr seltsame Gestalt, nämlich 445 Tage. Mit dem folgenden Jahre trat alsdann der nach Cäsar genannte Julianische Kalender ein. (S. Ideler's lehrreiche Abhandlung: Ueber die Zeitrechnung der Römer, in den Schriften der K. Akademie der Wiss zu Berlin.)

schränkte die Dauer der Provinzialverwaltung, durch die er selbst mächtig geworden war.

Aber den Beschäftigungen mit solchen Einrichtungen für den Frieden konnte sich Cäsar nicht ungestört überlassen. In Spanien hatten der Hochmuth und die Habgier seines Statthalters, Q. Cassius Longinus, allgemeine Erbitterung erregt, und da Pompejus noch im besten Andenken stand, fand der ältere Sohn desselben, der wie der Vater Cnäus hieß, großen Anhang, als er sich aus Africa hieher wandte. Sein Bruder Sextus, Labienus und ein anderer Heerführer seines Vaters, Varus, führten ihm Verstärkungen zu; es bildete sich eine drohende Macht. Cäsar wurde von seinen Legaten dringend aufgefordert, selbst zu kommen, und fand eine schwere Aufgabe zu lösen. Die entscheidende Schlacht, welche nach manchen vorbereitenden Kriegsereignissen bei Munda erfolgte (17. März 45), war hartnäckiger und zweifelhafter als irgend eine der früheren Cäsar's. Sein Heer fing schon an zu wanken, so daß er selbst vom Pferde sprang und sich wie ein Verzweifelter in die Reihen der Fechtenden und Flüchtigen stürzte. „Schämt ihr euch nicht, rief er seinen Soldaten zu, euren Feldherrn Knaben in die Hände zu liefern?" Schon neigte sich der Tag fast zu Ende, als Cäsar eine unzeitige Bewegung der Feinde bemerkte, und sie mit seiner gewohnten Geistesgegenwart benutzte. Labienus sandte nämlich fünf Cohorten ab, das Lager zu decken, das von einem Haufen Mauritanischer, dem Cäsar dienender Reiterei geplündert ward. Als ob diese fünf Cohorten sich zurückzögen, rief Cäsar laut: sie fliehen! Dies schnell fortgepflanzte Wort ermuthigte die Seinen, verwirrte die Gegner, und er gewann endlich den blutigen Sieg. Dreißigtausend Feinde bedeckten das Schlachtfeld, und die abgeschlagenen Häupter seiner unversöhnlichen Gegner, Cn. Pompejus, Labienus und Varus, wurden ihm überreicht. Sextus Pompejus entkam, und irrte als Flüchtling auf öden Gebirgen umher.

Daß Cäsar, nach Rom zurückgekehrt, auch wegen dieses Sieges einen Triumph — also über Mitbürger — feierte, erregte großen Unwillen und wandte viele Gemüther von ihm ab. Der Senat aber ging in der Anerkennung und Bestätigung seiner Gewaltfülle noch weiter, indem er ihn zum immerwährenden Dictator ernannte und zum Imperator, das letztere nicht in dem bisherigen Sinne, als Ehrentitel für einen Feldherrn nach dem Siege, sondern als Bezeichnung fortwährenden Oberbefehls. So wurde auch seine Person für heilig

und unverletzlich erklärt, seine Standbilder neben denen der alten Könige aufgestellt, ja in den Tempeln der Götter. Auch noch andere alles Maaß übersteigende Ehrenbezeugungen, sogar göttliche Verehrung, wurden ihm zuerkannt, so daß die Vermuthung, die Plutarch äußert, nahe liegt, nicht bloß von seinen Schmeichlern sey alles dies ausgegangen, sondern auch von seinen Feinden, um ihn dadurch dem Neide und Unwillen Aller auszusetzen. Während seine Ehrliebe sich in der Annahme dieser Verfügungen gefiel, beschäftigte sich sein rastloser Geist unaufhörlich mit Planen zu unermeßlichen Anlagen, theils der Zierde der Stadt, theils dem öffentlichen Nutzen gewidmet, zu Prachtgebäuden, Landstraßen, Canälen, zur Austrocknung von Sümpfen u. s. w. Seinem Bedürfnisse nach neuen Kriegsthaten zu genügen, noch mehr, um die schwierigste Aufgabe für die, welche von Heerführern Herren der Staaten geworden sind, zu lösen — die nämlich, das Heer zu beschäftigen *) — machte er den riesenhaften Entwurf, die Parther zu bezwingen, dann im Norden des schwarzen Meeres nach Germanien zu ziehn, und so nach der Unterwerfung auch dieses Landes heimzukehren.

Aber weder die außerordentliche Größe seines Geistes und Herrschertalents, noch die Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen, noch seine seltne Milde und Großmuth konnten die mit ihm versöhnen, die nur den Räuber der Freiheit in ihm sahen. Cäsar scheute sich nicht laut zu sagen, die Republik sey nur noch ein Name, ein körper- und gestaltloses Ding **). Und in der That zeigte er, daß er auch ihre Formen nicht mehr schonen und achten wollte, er fing an, sich ganz rücksichtslos zu benehmen, wodurch er um so tiefer und empfindlicher verletzte. Als er eines Tages vor dem Tempel der Venus, von der das Julische Geschlecht seinen Ursprung ableitete, saß, und der gesammte Senat vor ihm erschien, ihm einige zu seiner Verherrlichung gefaßten Beschlüsse zu überreichen, stand er nicht auf, zum tiefsten Schmerze Aller, welche in dieser Herabwürdigung der vom Cineas einst einer Versammlung von Königen verglichenen Körperschaft ein Sinnbild der Zerstörung ihrer Freiheit und Verfassung sahen. Am verhaßtesten aber machte er sich durch das Streben nach dem Titel und den Zeichen der

*) Leo Universalgeschichte, Bd. I. S. 538.

**) Nihil esse rempublicam, appellationem modo, sine corpore ac specie Sueton. Caesar, c. 77.

Königswürde. Denn es war nur zu deutlich, daß seine Anhänger und Schmeichler, die darauf ausgingen, sie ihm zu verschaffen, in Einverständniß mit ihm handelten. Antonius überreichte ihm bei einem Feste öffentlich ein Diadem, das Volk schwieg, und Cäsar mußte es zweimal zurückweisen, worauf ihm lauter Beifall zugeklatscht ward. Ein anderes mal begrüßten ihn einige bei seiner Rückkehr von den Latinischen Festen als König, und man fand seine Bildsäule mit einem Diadem geschmückt. Zwei Tribunen rissen es ab, und befahlen die, welche den Ruf hatten hören lassen, ins Gefängniß zu werfen. Diese Tribunen verklagte Cäsar beim Senat, als ob sie ihn des Strebens nach der Tyrannis verdächtig machen wollten, und drang auf ihre Absetzung. Auch hörte man, daß einer der Bewahrer der Sibyllinischen Bücher im Senate erklären werde, es stehe dort geweissagt, daß nur ein König die Parther werde überwältigen können.

Darüber entstand in mehreren der eifrigsten Republikaner der Gedanke, der entschiedenen und förmlichen Alleinherrschaft durch den Mord des Dictators zuvorzukommen. Diese Männer waren Alle aus den ersten Geschlechtern, theils alte Anhänger Cäsar's, theils begnadigte Gegner. Zu jenen gehörten besonders Decimus Brutus Albinus und C. Trebonius, zu diesen C. Cassius und M. Junius Brutus. Der Letztere, zu dessen Schonung Cäsar auf dem Pharsalischen Schlachtfelde mit zärtlicher Besorgniß*) Befehle ertheilt, den er (so wie den Cassius) eben erst zum Prätor gemacht hatte, galt für das Haupt und den Schmuck der Verbindung. Der Tyrannenhaß des Brutus war rein; er ging aus der Gesinnung einer Römischen Seele der alten Zeit und den Lehren der stoischen Philosophie hervor. Wie wenig persönliche Rücksichten seine politischen Entschlüsse zu bestimmen vermochten, hatte er in dem Bürgerkriege klar gezeigt. Sein Vater war zu den Zeiten der Sullanischen Herrschaft vom Pompejus getödtet worden, aber Brutus wurde des Hasses, der ihn seitdem gegen den Urheber der That beseelte, Meister, und schloß sich an den Pompejus an, weil er dessen Sache für die bessere hielt. Schon die vorgebliche Abstammung seines Geschlechts von jenem alten Brutus, dem Stifter der Republik, seine doppelte Verwandtschaft mit Cato, dessen hochgesinnte, männliche Tochter Porcia seine Gattin war, schienen ihn zum Erben von Gesin-

*) Cäsar war in früheren Jahren mit Servilia, der Mutter des Brutus und des Cato Schwester, in einem unerlaubten Verhältniß gewesen; und man glaubte, daß er den Brutus wol für seinen eignen Sohn hielte.

nungen zu machen, welche nicht erlaubten, dem Untergange des freien Gemeinwesens müßig zuzusehen. Auf ihn richteten sich daher die Blicke aller Derer, die in Cäsar's Tode das Heil der Republik sahen. Man suchte ihn durch die Erinnerung an jene Abkunft aufzureizen. Er fand des Morgens auf seinem Amtsstuhle Zettel mit den Worten: „Brutus, Du schläfst!" oder „Du bist nicht der wahre Brutus." Auf dem Standbilde des alten Brutus las man: „O daß du jetzt lebtest, Brutus!" Als Cassius, der eigentliche Urheber der Verschwörung, einigen Freunden seinen Plan mittheilte, wollten sich diese nur unter der Bedingung zur Theilnahme verstehen, daß Brutus, dessen anerkannter Edelsinn die Gerechtigkeit des Vorhabens bezeugen sollte, sich an die Spitze stelle.

Es wurde dem Cassius nicht schwer, ihn für die Unternehmung zu gewinnen. Damit die That nicht in dem Lichte des Parteihasses erscheine, wollte Brutus durchaus nur den Tod Cäsar's, und widersetzte sich der in Vorschlag gebrachten Ermordung Anderer, ja sogar der des Antonius, welcher durch Uebermuth, Eifer für Cäsar's Königthum und Gunst bei den Veteranen allen Uebrigen am meisten verhaßt war, und ohne dessen Tod die neue Herrschaft nur abgehauen, nicht mit der Wurzel ausgerissen schien. Brutus wähnte aber, die Freiheit werde stark genug seyn, in diesem wie in allen Römern das Verderben zu ersticken, dem sie doch eben unterlegen hatte. Wenn man daher auch die Aufregung zum Morde Cäsar's vom Standpunkte jener Gemüther, denen nichts hassenswürdiger schien als die Tyrannis, erklärlich und verzeihlich finden kann: so muß man doch diesen Standpunkt einen beschränkten, ihr Verlangen ein krankhaftes nennen, und die tiefe Verblendung beklagen, die das damalige Rom in dem Lichte einer längst verblichenen Zeit betrachtete, und dem Staate, den jetzt nur Alleinherrschaft vor den Gräueln der Anarchie bewahren konnte, den Besten und Tüchtigsten, um diese Herrschaft zu führen, raubte.

Brutus und Cassius bemühten sich nun, noch andere Genossen zu werben, und der erste, den Brutus gewann, war jener Ligarius, dem Cäsar so großmüthig verziehen hatte. Sie gingen indeß mit ihrem Geheimniß sehr vorsichtig um, und forderten nur Diejenigen zur Theilnahme auf, bei denen sie außer der gleichen Gesinnung auch auf kühne Entschlossenheit rechnen konnten. So offenbarten sie sich dem Cicero nicht, obschon sie auf seinen Beifall stark rechneten, wenn die That ausgeführt seyn würde, da er bei allen Freunden der Republik

für ihren wärmsten Verehrer galt; aber sie scheuten die ihm natürliche, durch das Alter noch vermehrte Zaghaftigkeit und die Bedenklichkeiten seines scharfen Verstandes. Favonius, der Verehrer und Nachahmer Cato's (S. 136.), schien eines der eifrigsten Glieder des Bundes werden zu müssen; als er aber in einer deshalb angeknüpften Unterhaltung äußerte: ein bürgerlicher Krieg sey schlimmer als eine gesetzwidrige Monarchie, ließ man sich gegen ihn nicht weiter heraus.

Am Idus (funfzehnten Monatstag) des März 44 war in einer Halle im Theater des Pompejus eine feierliche Senatsversammlung angesagt, in welcher man den Antrag erwartete, Cäsar bei seinem Aufbruche gegen die Parther die königliche Würde zu ertheilen; doch sollte er nur für die unterworfenen Völker König heißen, für die Römischen Bürger Dictator bleiben. In dieser Versammlung beschlossen die Verschwornen die That zu vollführen. Denn im Senat konnten sie sich Alle, ohne Aufsehn zu erregen, einfinden, und Cäsar war dort ohne Leibwache zu erwarten. Beinahe wäre er indeß gar nicht erschienen. Er befand sich seit der Nacht unwohl; seine durch ängstliche Träume und mancherlei Vorzeichen erschreckte Gemahlin Calpurnia suchte ihn abzuhalten, für heute in den Senat zu gehen, und er war schon entschlossen, die Versammlung zu vertagen. Allein Decimus Brutus, der sich bei ihm befand und sein volles Vertrauen besaß, fürchtete, daß bei längerer Zögerung Alles entdeckt werden möchte. Er stellte ihm daher vor, daß der seiner schon harrende Senat sich durch sein Ausbleiben sehr gekränkt fühlen würde, und Cäsar, nur allzugeneigt, die Gefahr zu verachten*), ließ sich leicht überreden. Noch unterweges ward ihm eine Schrift, die einen Bericht von der Verschwörung enthielt, überreicht, die er aber, durch den mannichfaltigen Zudrang verhindert, ungelesen in seiner Hand behielt. So trieb das Geschick das edle Wild in die Netze seiner Feinde.

Diese fanden sich, die Mordwerkzeuge unter den Togen, mit dem Anschein der größten Ruhe und Kälte ein. So wie Cäsar in die Versammlung getreten war, umringten sie ihn, den stets Zugänglichen, unter dem Schein freundlicher Höflichkeit, und als wollten sie den

*) Es sey besser, soll er oft gesagt haben, lieber auf einmal alle Gefahr zu bestehen, als stets sich zu hüten und zu fürchten, und an der Erhaltung seines Lebens sey nicht sowol ihm als der Republik gelegen. So sagte er auch noch am Abend vor seiner Ermordung bei einem Gastmahl, als die Frage aufgeworfen ward, welcher Tod wol der schönste sey, schnell: der unerwartete.

Tillius Cimber, der um die Rückkehr seines Bruders bat, unterstützen. Da Cäsar diese Angelegenheit für den Augenblick zurückwies, faßte ihn Tillius Cimber als ein zudringlich Bittender bei der Toga, und zog sie ihm von der Schulter. Dies war das Zeichen; indem Cäsar über die Kühnheit unwillig ward, erhielt er von Casca den ersten Dolchstoß. Dieser traf aber statt des Halses die Schulter, und verletzte ihn nicht sehr. „Verruchter Casca, was machst du?" schrie Cäsar, und packte ihn am Arme. Aber indem drangen von allen Seiten Dolche auf ihn ein. Die Mörder stachen so hitzig und so unsicher, daß sie sich unter einander selbst verwundeten. Einige Augenblicke suchte der Ueberfallene sich den Streichen zu entziehen, als er aber auch seinen geliebten Brutus auf sich eindringen sah, hüllte er sich, von der Gewalt übermannt, in seine Toga, und sank, von drei und zwanzig Wunden bedeckt, zu den Füßen der Bildsäule des Pompejus todt nieder. Die Senatoren waren stumme und thatlose Zeugen des Vorgangs, und, theils überrascht und betäubt, theils erschreckt und vor den weiteren Folgen besorgt, zerstreuten sie sich. Lepidus, des ermordeten Dictators Reiteroberster, war nicht gegenwärtig gewesen, Antonius, der Mitconsul, von Trebonius an der Thür des Versammlungszimmers in ein Gespräch verwickelt, und dadurch festgehalten worden. So plötzlich hatte das Verderben den mächtigen, noch eben dem Erdkreise gebietenden Herrscher ereilt, daß von den vielen tausend Armen, die er sonst zu seiner Vertheidigung in Bewegung setzte ihm auch nicht einer hülfreich seyn konnte.

---

58. Unruhen nach Cäsar's Tode.

(44. 43. vor Chr.)
(710. 711. d. St.)

Gleich nach der schrecklichen That durchzogen die Mörder mit ihren blutigen Schwertern die Stadt und forderten die Bürger zur Freiheit auf, aber nur Wenige, die ihnen an republicanischem Eifer glichen, wie Favonius, schlossen sich ihnen an. Daher wurden sie für ihre Sicherheit besorgt, und gingen auf das Capitol, dessen sie sich bemächtigten. So wenig hatten sie etwas Weiteres vorbereitet, so sehr alle Folgen ihrer That, die dadurch nicht nur als eine verkehrte, sondern auch als eine höchst unüberlegte erscheint, dem Zufalle überlassen. An-

tonius, der sich in den ersten Augenblicken nach dem Morde verborgen hatte, trat schon am folgenden Tage in Verbindung mit Lepidus wieder hervor. Die Veteranen, die auf die Anweisung der verheißenen Ländereien harrten, boten ihnen eine sichere Stütze dar. Ueberdies konnten der müßige Haufe, der bei der Freigebigkeit des Alleinherrschers seine Rechnung gefunden hatte, und Alle, welche den Staat gegen neue Stürme und Bürgerkriege gesichert wünschten, als Gegner der Mörder betrachtet werden. Den Senat aber, welcher sich der That am meisten freute und die Früchte derselben zu genießen hoffte, wußte Antonius zu lähmen, indem er die Furcht erregte, daß alle Die, welche von Cäsar Aemter erhalten hatten (und die Zahl derselben war nicht gering), sich der Ungewißheit einer neuen Wahl unterwerfen müßten, wenn man Cäsar für einen Tyrannen erklärte. Seinen Plan, Cäsar zu rächen, und sich selbst an dessen Stelle zu setzen, wußte er mit Geschicklichkeit zu verstecken, und so kam es zu einer versöhnenden Ausgleichung, die Cicero aus ächtem Eifer für den Frieden beförderte. Die Mörder erschienen in dieser aber so wenig als Retter und Befreier, daß sie sich mit einer Amnestie begnügen mußten, und Cäsar's Verordnungen wurden bestätigt, doch mit dem von der republicanischen Partei noch errungenen Zusatz: weil dies dem Gemeinwohl ersprießlich geschienen. Die Veteranen wurden in dem Besitz ihrer Ländereien bestätigt. Nothwendig mußte nun auch das Testament Cäsar's gültig bleiben, da es nur, wenn man ihn für einen Tyrannen erklärt hätte, angegriffen werden konnte. Dem Leichnam des Ermordeten, den die Verschwornen anfangs wie den eines gemeinen Verbrechers in die Tiber werfen lassen wollten, ward nun eine feierliche Bestattung zuerkannt. Antonius wußte wohl, welchen Vortheil er aus Beidem werde ziehen können. Cäsar hatte in dem Testamente seinen Schwesterenkel C. Octavius adoptirt und zum Haupterben eingesetzt. Unter den zweiten Erben befand sich D. Brutus, der meisten Mörder war wohlwollend gedacht. Auch hatte er dem Volke seine Gärten zum öffentlichen Vergnügen, und jedem Einzelnen in der Stadt ein Geschenk von dreihundert Sestertien vermacht.

Nach solchen Verfügungen mußte Cäsar nicht wie ein Tyrann, sondern wie ein Wohlthäter, seine Ermordung als die gottloseste und schändlichste That erscheinen; und diese Empfindungen wußte Antonius bei der Leichenfeier bis auf den höchsten Grad zu steigern. Als Amtsgenosse, Freund und Verwandter hielt er dem Cäsar, dessen Leichnam

von den angesehensten Männern auf das Forum vor die Rednerbühne getragen worden war, die herkömmliche Leichenrede. Er rühmte die Thaten und Tugenden des Ermordeten, las alle zu seiner Verherrlichung und Sicherheit gefaßten Beschlüsse vor, und stellte zuletzt in dem blutbefleckten und vielfach durchbohrten Purpurmantel die Mordthat der versammelten Menge gleichsam lebendig vor Augen. Dadurch erhitzte er die Gemüther so, daß das Volk wie in einem wilden Taumel auf der Stelle die Tragbahre des Leichnams in Flammen setzte, und was von Tischen, Bänken und anderm Holzwerk in der Nähe war, zum Scheiterhaufen aufhäufte. Nun warf jeder der Anwesenden, was er zur Hand hatte, Weiber ihren Schmuck, die Soldaten ihre Waffen, in die Flamme. Dann rannten sie mit brennenden Fackeln durch die Straßen, die Häuser der Mörder anzuzünden und sie selbst zu ermorden, fanden aber kräftigen Widerstand. Ein Tribun, Helvius Cinna, der stets ein großer Anhänger des Cäsar gewesen war, ward von dem blind wüthenden Volke in Stücke gerissen, weil es ihn mit dem Cornelius Cinna, einem der Verschwornen, verwechselte. An dem Orte, wo Cäsar's Leichnam verbrannt worden war, errichtete der Haufe einen Altar, und ein gewisser Amatius, der ein Enkel des Marius und dadurch zum Rächer Cäsar's berufen zu seyn behauptete, stellte sich an die Spitze des Volkshaufens, und drohete dem Senate und besonders den Mördern täglich neue Gefahren. Einige von diesen gingen daher in die ihnen schon von Cäsar angewiesenen Provinzen, dort Sicherheit und Streitkräfte zu suchen; Trebonius nach Asien, Tillius Cimber nach Bithynien, D. Brutus nach dem Cisalpinischen Gallien. Die Häupter, M. Brutus und Cassius, verließen zwar auch Rom sehr bald *), da sie aber als Prätoren nicht abwesend seyn durften, mußten sie es als eine Gunst des Antonius ansehen, daß sie nachmals durch den Auftrag, die Hauptstadt mit Getraide zu versorgen, von der Pflicht, dort zu verweilen, entbunden wurden.

Der schlaue Antonius schien indeß die in Furcht gesetzten Gemüther wieder beruhigen zu wollen. Er schlug das ohne Abstimmung genehmigte Gesetz vor, daß die Dictatur für alle Zeiten abgeschafft seyn sollte; er ließ den Amatius als einen Störer des Friedens durch seine Trabanten niederhauen, sein Mitconsul Dolabella den Altar auf der Brandstelle niederreißen und die aufrühreriſchen Haufen mit gro-

*) Drumann a. a. O. Th. I. S. 135.

ßer Strenge zerstreuen. Aber dieser Schein des Friedens und der Versöhnung dauerte nur kurze Zeit. Antonius schaltete mit maaßloser Willkür. Er hatte sich des reichen von Cäsar hinterlassenen Schatzes bemächtigt, und erkaufte sich mit demselben Freunde und Anhänger. Eben so mißbrauchte er den Besitz der Papiere Cäsar's und den Beschluß, daß alle Verordnungen desselben gültig seyn sollten, um sich durch schamlosen Betrug unermeßlichen Gewinn zu verschaffen. Täglich brachte er neue angebliche Verordnungen Cäsar's zum Vorschein, durch die er Königen, Provinzen, Städten, was sie begehrten, verkaufte, so den Siciliern das Bürgerrecht, der Insel Kreta Abgabenfreiheit, dem Galatischen Könige Dejotarus Gebietserweiterungen. Er umgab sich mit Bewaffneten, dem Scheine nach seiner Sicherheit wegen, in der That, um alle Uebrige einzuschrecken. Um auf Cäsar's Wege zu dessen Ziel zu gelangen, suchte er sich das Cisalpinische Gallien zur Provinz aus, wiewol ihm durch den Senat Macedonien angewiesen und Gallien schon im Besitz des D. Brutus war. Allein dem Willen des Senats setzte er einen Volksbeschluß entgegen, und den Besitz hoffte er sich mit Hülfe der Legionen, welche, zum Behuf des Parthischen Krieges von Cäsar schon nach Macedonien vorausgeschickt, nun zurückgeholt werden sollten, durch Gewalt zu erzwingen.

Aber indem er so kühne Pläne faßte, und das Schicksal des größern und preiswürdigern Geistes, dem er nachstrebte, ihn weder zu schrecken, noch zu belehren schien *), trat ein anfangs unscheinbarer Nebenbuhler seiner Hoffnungen auf. Dies war der nunmehrige C. Julius Cäsar Octavianus, jener Großneffe des Ermordeten. Zu Apollonia wissenschaftlichen Beschäftigungen und den Vorübungen zu dem Parthischen Kriege obliegend, erwartete er seinen Oheim, dem er zu jenem Kriege folgen sollte, als die Nachricht von der Ermordung desselben erscholl. Voll Schmerz und Besorgniß ging er nach Italien; aber zu Brundusium schon erfuhr er den Inhalt des Testaments, und die bei der Leichenfeier ausgesprochene Stimmung der Gemüther. Beides konnte große Hoffnungen in ihm erwecken, aber es schien nicht leicht, sie zu verwirklichen, wiewol bei seiner Ankunft in Italien sich auch manche Freunde Cäsar's, besonders viele Veteranen, um ihn sammelten.

---

*) Brutus und Cassius erinnerten ihn daran in einem merkwürdigen Briefe, der sich unter denen des Cicero befindet, ad Fam. XI, 3. Es heißt darin: Tu etiam atque etiam vide, quid suscipias, quid sustinere possis: neque, quam diu vixerit Caesar, sed quam non diu regnarit, fac cogites.

Selbst seine Mutter und sein Stiefvater Philippus wollten ihn von dem Antritt der Erbschaft, als einem bedenklichen und gefährlichen Unternehmen, zurückhalten. Er selbst schien voll jugendlicher Unerfahrenheit, denn er war erst achtzehn Jahr alt, und ohne jene glänzenden Eigenschaften, welche Gemüther fortreißen. Allein in diesem unscheinbaren und hülflosen Knaben*) steckte ein kräftiger, besonnener, sich immer beherrschender und gewandter Geist, der berufen und geeignet war, der abgematteten und verwirrten Welt Meister zu werden, und im Bewußtseyn dieses ihm inwohnenden Geistes beschloß er, nicht selbst unwürdiger von sich zu denken, als Cäsar von ihm gedacht.

Antonius, der ihn nach jener unscheinbaren Außenseite beurtheilen mochte, behandelte den Erben seines Herrn und Freundes mit Stolz und Uebermuth, und legte ihm die ersten und größten Schwierigkeiten in den Weg. Er lieferte ihm die Schätze seines Oheims nicht aus, unter dem Vorwande, daß sie Staatseigenthum gewesen, erschwerte ihm den Besitz der übrigen Erbschaft, indem er die gesetzliche Anerkennung seiner Adoption lange verhinderte, und vereitelte ihm seine Bewerbung um die erledigte Stelle eines Volkstribuns. Octavianus ertrug Alles mit Ruhe, und schien mit nichts beschäftigt, als den Pflichten zu genügen, die ihm die Erbschaft auflegte. Er eilte, dem Volke das Vermächtniß zu bezahlen, und verkaufte, da ihm Antonius die baaren Schätze geraubt, die ererbten Landgüter um jeden Preis. Er feierte die zur Einweihung des von Cäsar erbauten Tempels der Venus genitrix angeordneten Spiele, welches nach der Ermordung desselben von den damit Beauftragten nicht geschehen war; er stellte endlich, da ein um diese Zeit erschienener Komet die Meinung von Cäsar's Vergötterung verbreitet hatte, das Standbild desselben, mit einem Stern auf dem Haupte, in jenem Tempel auf. Wenn er hiedurch den großen Haufen und die zahlreichen Anhänger seines Oheims gewann, so gelang es ihm auf der andern Seite, selbst die eifrigsten Republicaner, auch den vielgeltenden Cicero, zu seinen Gunsten zu stimmen. Was ihm bei dieser Partei das größte Zutrauen erwarb, war die Spannung, in der er mit Antonius lebte, den sie am meisten haßte, weil er sich immer kühner und willkürlicher zeigte. Die vier Macedonischen Legionen, mit deren Hülfe er jeden Widerspenstigen zu überwältigen hoffte, waren schon in Brundusium angekommen. Rom

---

*) So (puer) ward er von Cicero und dessen Freunden genannt.

war ganz wehrlos; die Mörder Cäsar's, welche es befreien gewollt, waren fern, und schienen es seinem Schicksale zu überlassen. In dieser Verlegenheit warfen sich die Republicaner dem Erben Cäsar's in die Arme.

Denn nicht weniger als sie war Octavian persönlich durch den Antonius bedroht, aber er rüstete sich, ihm die Spitze bieten zu können. Durch große Geldspenden und noch größere Versprechungen hatte er viele schon angesiedelte Veteranen seines Großoheims versammelt, und aus ihnen so wie aus Neugeworbenen drei Legionen gebildet. Noch wichtiger wurde, daß von den vier Macedonischen Legionen, welchen Antonius nach Brundusium entgegen geeilt war (October 44), sie aber anfangs durch zu ärmliche Anerbietungen beleidigt, dann durch seine Strenge erbittert hatte, auf ihrem Zuge nach dem Cisalpinischen Gallien, zwei zu dem Octavianus übergingen. Diese eigenmächtig (privato consilio) gesammelten Streitkräfte bot Octavian dem Senate als Unterstützung an. Sie wurde angenommen, wiewol des Antragenden Name und Jugend bedenklich scheinen mußten. Cicero, der damals die ganze Kraft seiner Beredsamkeit wider den bitter gehaßten Antonius richtete *), hatte an diesem Beschlusse den meisten Antheil. Von ihm geleitet, bestätigte der Senat durch förmliche Beschlüsse Octavian's eigenmächtiges Verfahren. Die Soldaten, welche ihren Consul verlassen, und nicht zum Senat, sondern zum Octavian übergegangen waren, wurden wegen ihrer „unsterblichen Verdienste" belobt und die Geldversprechungen, welche ihnen Octavian gethan, von der Staatscasse übernommen; auch ward des D. Brutus Widerstand gegen den Volksbeschluß und den Antonius gebilligt. Im Anfange des nächsten Jahres (43) versuchte man noch Unterhandlungen mit Antonius, da sie aber alle fruchtlos abliefen, ward der Krieg gegen ihn beschlossen, den Consuln Hirtius und Pansa, und dem Octavian, als Proprätor, der Befehl übertragen. In Rom und ganz Italien wurden große Werbungen angestellt, Plancus und Lepidus, welche im jenseitigen Gallien mit Truppen standen, beordert, dem D. Brutus, der von Antonius in Mutina (Modena) belagert ward, zu Hülfe zu kommen. So glaubte die republicanische Partei des Sieges über Antonius sicher zu seyn; und was sich zu gleicher Zeit im Osten begab, erhöhte ihre Zuversicht.

*) Diese heftigen Reden gegen Antonius heißen die Philippischen, als Gegenstücke zu den Reden des Demosthenes gegen Philipp.

Nachdem nämlich M. Brutus Italien verlassen hatte, ging er, ohne sich um die ihm vom Senate angewiesene Provinz Kreta zu bekümmern, nach Griechenland, bemächtigte sich dort großer Summen öffentlicher Gelder und vieler Waffenvorräthe, zog die in Macedonien und Illyrien befindlichen Truppen an sich, und übernahm die Verwaltung dieser Länder. Der Bruder des M. Antonius, dem die Provinz Macedonien durch einen Senatsbeschluß angewiesen war, konnte sich nicht geltend machen, und wurde sogar späterhin von Brutus gefangen genommen. Eben so hatte es C. Cassius mit Syrien gemacht, und dem Dolabella, des Antonius Mitconsul, der die Verwaltung dieser Provinz übernehmen sollte, den Eintritt in dieselbe verwehrt. Diese eigenmächtigen Schritte Beider wurden jetzt auf Cicero's Antrag vom Senate als gesetzmäßig anerkannt. Dolabella, der den Trebonius in Smyrna verrätherischer Weise überfallen und auf die grausamste Weise hatte tödten lassen, wurde für einen Feind des Staats erklärt, und dem Cassius der Krieg gegen ihn übertragen, mit einer ausgedehnten Vollmacht über alle Römische Provinzen in Asien*). Dadurch ward die Macht des Antonius geschwächt, und selbst wenn er in Italien siegte, schien doch zum zweiten mal, wie unter Pompejus, der ganze Osten des Reichs für die Republik Rückhalt und Zuflucht zu gewähren.

Von diesen verwickelten Verhältnissen hoffte Octavianus das Gelingen seines Strebens, aber er war klug genug, diese Wünsche tief in seine Brust zu versenken, und sich scheinbar Anderen als ein williges Werkzeug hinzugeben. Daher machte er sich jetzt auf, den D. Brutus retten zu helfen, den er als den Mörder seines Oheims haßte. Während Pansa noch zurückblieb, die Werbungen zu vollenden, rückte Octavian mit Hirtius in die Nähe von Mutina, den eingeschlossenen Brutus zur Ausdauer zu ermuntern. Zum Hauptangriff wollten sie es erst kommen lassen, wenn sie durch Pansa's Ankunft verstärkt seyn würden. Aber um diese Vereinigung zu verhindern, zog Antonius dem Pansa entgegen; es entspann sich ein Treffen, in welchem Pansa geschlagen, und tödtlich verwundet ward. Allein Hirtius, der auf die Nachricht von dem Vorgefallenen herbeieilte, entriß dem Antonius, dessen Heer der Sieg erschöpft und sorglos gemacht hatte, den eben gewonnenen Vortheil, und brachte ihm bald in Verbindung mit Octavian einen noch entscheidendern Nachtheil bei. Beide nöthigten näm-

*) Dolabella wurde nachmals von Cassius in Laodicea belagert, und entleibte sich selbst.

lich ihren Gegner, der jetzt gern eine Schlacht vermieden hätte, zu einem Treffen bei Mutina, in welchem Antonius geschlagen, aber Hirtius getödtet ward, so daß dieser Krieg beiden Consuln das Leben kostete.

Im ersten Augenblick frohlockte die republicanische Partei, und ließ diesen Sieg, durch den sie am Ziele ihrer Hoffnungen zu seyn wähnte, durch ein vierzigtägiges Dankfest feiern. Den Octavian behandelte sie mit einer Verachtung, welche das Gefühl ihrer Sicherheit zeigte. Die weitere Führung des Krieges gegen Antonius ward dem D. Brutus aufgetragen, es ward ihm ein Triumph, und seinen Legionen, welche dem Siege nur von den Mauern der Stadt zugesehen hatten, wurden Belohnungen und Ehrenbezeugungen gewährt. Octavian's ward in dem darüber erlassenen Senatsbeschluß gar nicht gedacht, vielmehr ging man darauf aus, ihn gänzlich zu entwaffnen, und machte den Versuch, sein Heer zu gewinnen und von ihm abzuziehen. Man versprach Belohnungen an Gelde und ehrende Auszeichnungen, doch nur jenen beiden übergegangenen Legionen, um sie mit den übrigen absichtlich unbelohnt gelassenen Soldaten zu entzweien. Dem Sextus Pompejus, der schon früher von Antonius und Lepidus aus Feindschaft gegen Octavian zurückgerufen worden war, und jetzt der Republik die Streitkräfte, welche er seit der Schlacht bei Munda versammelt hatte, anbot, wurde die Führung der Seemacht anvertraut; M. Brutus und Cassius wurden herbeigerufen; und indem der Senat zu diesen Maaßregeln auch die Besetzung des erledigten Consulats mit Freunden der republicanischen Partei fügte, und sich so das ganze gesetzliche Ansehen der Staatsgewalt aneignete, glaubte er, daß ihm der Sieg nicht mehr streitig gemacht werden könne.

---

59. Das Triumvirat des Antonius, Octavianus und Lepidus.

(43 vor Chr.; 711 d. St.)

Aber Octavianus betrog die Republicaner um die Erfüllung aller dieser Hoffnungen durch seine Schlauheit und durch seine Legionen, welche zu den Mördern Cäsar's kein Vertrauen fassen konnten und alle Anerbietungen und Lockungen des Senats zurückwiesen. Da er die Absichten seiner Gegner vollkommen durchschaute, hatte er, durch

den Tod der beiden Consuln von jeder hemmenden Fessel befreit *), gleich nach dem Siege den Antonius nicht verfolgt, sondern ihm Zeit gelassen, sich noch innerhalb Italien's zu verstärken und den Alpen zuzueilen, jenseits welcher Lepidus mit sieben Legionen stand. Diese, großen Theils aus alten Cäsarischen Truppen bestehend, brannten vor Begierde, sich zu Antonius zu schlagen. Lepidus ließ es bei dessen Annäherung zu einer Art von Meuterei kommen, um sich vor dem Senate das Ansehn geben zu können, er sey gezwungen worden, denn im Herzen hatte er längst dieselbe Absicht gehegt. So geschah die Vereinigung beider Heere.

Octavianus hatte sich indeß um das Consulat beworben. Es war ihm abgeschlagen worden, doch bewirkte die Nachricht von dem Vorgange im Lager des Lepidus, daß man ihn wieder freundlicher behandelte, und ihn dem Decimus Brutus zur Führung des Krieges gegen Antonius beigesellte. Diesen Beschluß benutzte der listige Octavian das Heer wider den Senat einzunehmen. Er äußerte, daß man in Rom nur bezwecke, die Freunde Cäsar's sich unter einander selbst aufreiben zu lassen; worauf die Truppen schwuren, gegen kein Heer zu fechten, welches unter Cäsar gedient habe. Vierhundert aus ihrer Mitte zogen nach Rom, für ihren Feldherrn das Consulat zu fordern. Da man die Jugend desselben als Weigerungsgrund anführte, holte der Centurio, welcher das Haupt der Gesandtschaft war, sein Schwert herbei, und sagte trotzig: „dieses wird's ihm geben." Wenn dies bitten heißt, sagte Cicero, wird er es erlangen. Und wirklich bat Octavian selbst auf diese Weise, denn bald zog er an der Spitze seines Heeres nach Rom, wo der bestürzte Senat sich in Alles fügen mußte. Er ward zum Consul gewählt, mit ihm Q. Pedius, wie er selbst es bestimmt. Mit dem Gelde der Republik belohnte er nun seine Soldaten reichlich, und theilte Spenden unter das Volk aus. Trotz der Amnestie wurden nun die zu Cäsar's Mord Verschwornen, und Alle, die um die That gewußt, gerichtlich verfolgt. Es fehlte nicht an Anklagen, weil das Vermögen und die Aemter der Beschuldigten lohnten, nicht an Verurtheilungen, weil Furcht und Haß zu Gericht saßen, aber

---

*) Es verbreitete sich daher auch das Gerücht, Octavian sey Schuld an ihrem Tode, indem er veranlaßt, daß in die Wunde des Pansa Gift gegossen, und Hirtius im Schlachtgetümmel von seinen eigenen Leuten getödtet worden sey. „Die Möglichkeit des Verbrechens und der Vortheil, welchen es verhieß, ist der einzige Beweis dafür," sagt sehr richtig Drumann, a. a. O. Th. I. S. 312.

für jetzt an der Ausführung, weil keiner dieser Männer persönlich gegenwärtig war. Sie sammelten sich um Brutus und Cassius, die an der Spitze einer sehr ansehnlichen und bedeutenden Macht dastanden und an das höhere Blutgericht des Kriegsgottes appellirten. Nur auf dem Schlachtfelde konnte also Octavian den Streit mit den Republicanern, als deren entschiedener Gegner er jetzt aufgetreten war, ausfechten, und um diesem Kampfe gewachsen zu seyn, eilte er, sich mit Antonius und Lepidus auszusöhnen, und zur Bekämpfung ihrer gemeinsamen Feinde, des Brutus und Cassius, zu verbinden. Er war vom Senate beauftragt, sie zu bekriegen; statt dessen ließ er durch seinen Amtsgenossen Pedius darauf antragen, daß ihnen verziehen werde, und der Senat mußte sich fügen. Zwei Feldherren, Plancus und Asinius Pollio, die in Spanien und Gallien standen, verstärkten mit ihren Legionen den Antonius. Von so vielen Feinden umgeben, wollte D. Brutus über Illyrien zu dem M. Brutus stoßen, dann, als ihm der Weg dahin versperrt wurde, durch Deutschland ziehn. Aber alle seine Soldaten verließen ihn und da er nun seine Person retten wollte, wurde er auf der Flucht angehalten und auf des Antonius Befehl getödtet.

Antonius und Lepidus erschienen jetzt mit großer Heeresmacht in der Nähe von Bononia (Bologna) und Octavianus kam mit einer nicht geringern Anzahl von Truppen. Sie beschlossen, auf der Insel eines Flusses bei dieser Stadt zusammen zu kommen. Da sie aber noch großes Mißtrauen gegen einander hegten, so ließen sie es nicht an Vorsichtsmaaßregeln fehlen. Von beiden Seiten des Flusses her wurden Brücken nach der Insel geschlagen. Octavianus und Antonius kamen jeder mit fünf Legionen, die sie in gleicher Entfernung zurückließen. Lepidus begab sich zuerst auf die Insel, durchsuchte dieselbe und gab dann ein Zeichen, worauf jene Beiden von verschiedenen Seiten herüberkamen. Drei Tage dauerten die Berathungen, deren Ergebniß war, daß sie sich unter dem Namen von Triumvirn zur Einrichtung des Gemeinwesens (triumviri reipublicae constituendae) auf fünf Jahre mit der höchsten Gewalt im Staate bekleideten. Eben so eigenmächtig theilten sie die westlichen Provinzen des Reiches unter sich, so daß Octavianus Africa und die Inseln, Lepidus Spanien und das Narbonensische Gallien, Antonius das übrige Gallien diesseits und jenseits der Alpen erhielt, und gaben sich das Recht, zu allen Aemtern auf jene fünf Jahre zu ernennen. Antonius und Octavianus sollten die Führung des Krieges gegen Brutus und Cassius übernehmen, wäh-

rend Lepidus als Consul in Rom zurückbleiben würde. Doch diese Theilung der Herrschaft genügte den Triumvirn noch nicht, sie bedurften auch großer Geldsummen, und wollten zugleich ihren Haß befriedigen. Daher beschlossen sie, um beide Zwecke zu erreichen, ihre Feinde durch Proscriptionen zu vernichten, wie es einst Sulla gethan. Aber die Zahl der Schlachtopfer mußte dies mal um so größer werden, da jetzt die Habsucht dreier Heere und die Rachsucht dreier Führer befriedigt werden mußten, und zugleich um so gräßlicher, da die Feindschaft und Freundschaft derselben sich oft durchkreuzten, und nun ein kaltblütiger Tauschhandel um Menschenleben entstand, wo man für Aufopferung seiner Freunde die Vernichtung seiner Feinde erhielt. Einige Hundert Senatoren und eine noch größere Anzahl von Rittern *), unter anderen Cicero, L. Paulus Aemilius (der Bruder des Lepidus), L. Cäsar (der Oheim des Antonius), Plotius (der Bruder des Plancus **), wurden auf diese Weise dem Tode geweihet. Die Soldaten jubelten bei der Nachricht von der Vereinigung ihrer Feldherren, und verlangten, daß zur Befestigung derselben Octavian eine Stieftochter des Antonius (aus einer frühern Ehe der Gemahlin desselben, Fulvia, mit Clodius) heirathen solle.

Die Ungeduld der Triumvirn, ihre Blutthaten zu beginnen, war so groß, daß sie ein Anzahl Soldaten voraus nach Rom schickten, um mit dem Morde einiger besonders bezeichneten Männer den Anfang zu machen. Die Bestürzung, welche die Ankunft derselben in der Hauptstadt verbreitete, wurde durch die qualvolle Ungewißheit so vieler Bürger vermehrt, ob nicht auch sie das furchtbare Loos treffen werde. Als die Triumvirn selbst an der Spitze zahlreicher Heerschaaren eingezogen waren, erließen sie ein Manifest, in welchem sie es als eine zu ihrer Sicherheit nothwendige Maaßregel darstellten, ihre Feinde aus dem Wege zu räumen, ehe sie in den schwierigen Krieg gegen Cäsar's Mörder nach Griechenland zögen. Sie sicherten jedem Mörder eines Ge-

*) Appian sagt, 300 Senatoren und 2000 Ritter. In der Epitome des Livius (CXX) werden nur 130 Senatoren, von den Rittern keine bestimmte Zahl angegeben. Es mochte schon damals unmöglich seyn, sich genaue Bestimmungen zu verschaffen. Vgl. Drumann, a. a. O. S. 375.

**) Bei dem Triumphzuge des Lepidus und Plancus wegen einiger erfochtenen Siege sangen daher ihre Soldaten wortspielend: De Germanis non de Galliis duo triumphant consules. Ueber die Germanen (Brüder), nicht über die Gallier, feiern die beiden Consuln den Triumph.

ächteten eine große Belohnung zu, dem Freien 100,000, dem Sklaven 40,000 Sestertien, und verboten, irgend einem der bezeichneten Häupter beizustehen, bei Strafe selbst auf die Proscriptionsliste zu kommen. Nun ward Rom ein furchtbarerer Schauplatz von Mord und Verrath, als es selbst, aus den schon angegebenen Gründen, zu Marius' und Sulla's Zeiten gewesen war. Die Leichname wurden entweder in die Tiber geworfen oder den Thieren Preis gegeben, nur die Köpfe der Erschlagenen wurden den Triumvirn als Beglaubigung der That und zur Bezahlung vorgelegt, und dann auf der Rednerbühne zur Schau aufgestellt.

Von allen solchen Häuptern erregte keines bei den Zuschauern gerade an diesem Platze so schmerzliche Empfindungen als das greise Haupt Cicero's, dessen beredter Mund von da aus so oft gehört worden war. Cicero befand sich eben mit seinem Bruder Quintus auf seinem Tusculanischen Landgute, als sie die Nachricht von den Aechtungen erhielten. Anfangs beschlossen beide Brüder, zur See nach Macedonien zu gehen, und ließen sich zu dem Ende nach Astura, einem Landgute Cicero's an der Küste, bringen. Da es ihnen aber zu der weitern Reise an Gelde fehlte, kamen sie überein, sich zu trennen. Quintus ging nach Rom zurück, um Geld zu holen. M. Cicero schiffte sich ein, und kam bis Circeji. Dort faßte er einen andern Plan, landete, aber von Unentschlossenheit und tausend sich durchkreuzenden Gedanken verwirrt, stieg er noch zwei mal zu Schiffe und kehrte immer wieder ans Land zurück. Er hatte sich auf sein Formianisches Landgut bei Cajeta bringen lassen, doch seine Sklaven, von bösen Vorbedeutungen und der unvermeidlichen Gefahr dieses Aufenthalts geängstet, legten ihn halb mit Bitten, halb mit Gewalt in eine Sänfte, und trugen ihn dem Meere zu. Unterdeß waren die Mörder nach Cajeta gekommen, geführt vom Kriegstribunen C. Popilius Länas, einem Ungeheuer, dem Cicero einst durch seine Beredsamkeit vor Gericht das Leben gerettet hatte. Ein ehemaliger Anhänger des Clodius verrieth ihnen den Weg, den Cicero genommen hatte. Als sie herannahten, wollten die treuen Sklaven fechten, Cicero aber befahl ihnen, die Sänfte niederzusetzen, steckte den Kopf heraus und empfing den Todesstreich. Popilius eilte mit dem blutbefleckten Haupte zum Antonius, der sich an dem Anblick kaum sättigen konnte, und dessen rachsüchtige Gemahlin die todte Zunge mit Nadeln durchstach.

Bei der Betrachtung solcher Scenen der Unmenschlichkeit, wo alle bösen Triebe losgekettet wüthen, würde der Glaube an den Adel der

menschlichen Natur wankend werden, wenn die Geschichte nicht daneben auch manche schöne Züge von Aufopferung, Treue und Liebe bei Blutsverwandten, selbst bei Sklaven, aufbewahrt hätte. Q. Cicero war kaum zu Rom angelangt, als sich die Mordknechte schon in seinem Hause einfanden. Sein Sohn trat den Mördern entgegen und schwur, er wisse nicht, wo sein Vater sey. Aber damit nicht zufrieden, spannten sie ihn auf die Folter, um ein Geständniß hervorzulocken. Mit Entsetzen hört der versteckte Vater das Stöhnen des Gemarterten, er springt hervor, um seinen Sohn zu retten, und die gefühllosen Mörder tödten Beide. — Ein Sklave stellte sich den einbrechenden Mördern in der Kleidung seines Herrn entgegen. Sie wollten ihn schon niederstoßen, als ein anderer Sklave ihnen den wahren Herrn nachwies, der nun ermordet wurde. Als das Volk diesen Vorfall erfuhr, ruhte es nicht eher, bis der Verräther gekreuzigt und der treue Sklave mit der Freiheit beschenkt ward. — Ein andrer Sklave setzte sich in der Kleidung seines Herrn in die Sänfte, und der Herr mußte ihn tragen helfen. So ward der Sklave getödtet, der Herr gerettet. Mehrere der Geächteten wurden durch die Treue ihrer Frauen dem Verderben entzogen. Für den L. Cäsar, den Oheim des Antonius, ging dessen Schwester, Antonius' eigne Mutter, vor den Richterstuhl der Triumvirn, und sagte ihnen mit edlem Eifer, daß sie den Geächteten in ihrem Hause habe, und entschlossen sey, mit ihm zu sterben. So ward L. Cäsar gerettet. Oppius trug seinen greisen Vater auf den Schultern durch halb Italien. Das Volk machte ihn für diese schöne That einige Zeit nachher zum Aedil. Weil er aber zu arm war, die gewöhnlichen Spiele zu geben, arbeiteten die Handwerker unentgeldlich für ihn, und die Zuschauer warfen ihm reichliche Geschenke auf die Bühne.

Die ungeheuern Summen, welche die eingezogenen Güter der Geächteten eintrugen, genügten der Habsucht und den Bedürfnissen der Triumvirn noch nicht, und das Elend der Bürger wurde durch unerschwingliche Steuern und schamlose Erpressungen aller Art auf den höchsten Gipfel gebracht. Gleich ihren Herren waren auch die Soldaten durch die vielen Belohnungen, die ihnen zufielen, durch die Güter, die ihnen um Spottpreise zugeschlagen wurden, noch nicht befriedigt, sie suchten ganze Verlassenschaften an sich zu reißen, und drängten sich kinderlosen Greisen als Erben auf *). So weit ging die Frechheit, daß

*) Zu den Gräueln dieser Zeit rechnet Dio Cassius auch, daß die Soldaten einquartiert und auf Kosten ihrer Wirthe erhalten wurden.

ein Soldat sogar das Vermögen der Attia, der Mutter Octavian's, die damals starb, verlangte. Nur wer in Italien selbst die Waffen in der Hand hatte, erwehrte sich jetzt der Armuth, der Plünderung und des Todes. Wer fliehen konnte, begab sich entweder zu Brutus und Cassius, oder zu Sextus Pompejus. Der Letztere mit seiner überlegenen Flotte, und als Herr eines Theiles von Sicilien, wurde besonders vielen Geächteten hülfreich.

---

60. Kampf und Fall des Brutus und Cassius.
(42 v. Chr.; 712 d. St.)

Während Italien ein Schauplatz dieser Gräuel war, begab sich Brutus nach Asien, und traf zu Smyrna mit Cassius zusammen, wo sich beide über die gemeinschaftliche Führung des Krieges beriethen (42). Dann zogen sie über den Hellespont nach Europa. Hier waren ihnen die Triumvirn schon zuvorgekommen, hatten durch vorausgeschickte Heerhaufen ganz Macedonien, und selbst Pässe in Thracien besetzt. Mit einer Schnelligkeit, welche die Gegner in Erstaunen setzte, eilte Antonius den Heeren nach; Octavianus blieb Krankheits halber noch in Dyrrhachium zurück. Nur mit Mühe vertrieben Brutus und Cassius die feindlichen Truppen wieder aus jenen Pässen und gelangten nach Philippi, in dessen Nähe sie in einer wohlgewählten Stellung ein festes Lager bezogen. Ihre Lage war ungleich vortheilhafter, als die der Triumvirn. Sie waren diesen an Reiterei überlegen, und im ausschließlichen Besitz einer Flotte, die jenen alle Zufuhr beschränkte und sie ihnen in Fülle zuführte. Antonius und Octavianus (der krank herbeigeeilt war, damit Antonius nicht allein siege) konnten daher nur von einer rasch zu liefernden Schlacht eine günstige Entscheidung erwarten, und diese suchten sie im Vertrauen auf die größere Tapferkeit ihrer Schaaren in demselben Maaße, als Brutus und Cassius sie vermieden.

Durch die Thätigkeit und Einsicht des Antonius, welche er in den Augenblicken der Noth in bewundernswürdigem Grade zu entfalten wußte, wurde endlich doch ein Treffen herbeigeführt. Antonius besiegte den Cassius und bemächtigte sich seines Lagers, aber Brutus überwältigte dagegen den Octavian, der der Schlacht nur als Kranker unthätig beiwohnte, und eroberte gleichfalls dessen Lager*), so daß das Glück

---

*) Octavian erzählte späterhin selbst, daß er, durch einen Traum seines Arztes gewarnt,

der Schlacht auf beiden Seiten gleich war. Aber alle günstige Folgen, welche der republicanischen Partei daraus hätten erwachsen können, gingen durch den Umstand verloren, daß Cassius wegen der Entfernung und der dicken Staubwolken von dem glücklichen Ausgange auf dem andern Flügel nichts erfuhr, sondern sogar eine Schaar Reiter, welche Brutus ihm zusendete, für einen feindlichen Haufen hielt, der ihn suche. Um indeß sichere Kunde zu erhalten, sandte er den Titinius, einen seiner Hauptleute, ab, den die Reiter, als er ihnen nahe kam, freudig begrüßten und von allen Seiten umringten. Auch dieses ward von Cassius, der es aus der Ferne erblickte, falsch gedeutet, er glaubte seinen Hauptmann von den Feinden gefangen und hielt sich nun von dem Unglück des Brutus überzeugt. Mit einer Uebereilung, die deutlich zu erkennen giebt, daß kein Vertrauen zum guten Glücke seiner Sache ihn hob und beseelte, verzweifelte er an allem fernern Heil, und ließ sich von seinem Freigelassenen Pindarus tödten. An seinem Leichnam ermordete sich nachher Titinius, weil er sich anklagte, dies Unglück durch sein Zögern herbeigeführt zu haben. Brutus selbst, der unterdeß herbeikam, ward von tiefem Schmerz über den unglücklichen Irrthum erfüllt und indem er den Todten den letzten Römer nannte, schien er selbst das Vorgefühl *) zu haben, daß der Kampf, der nun noch bevorstand, auch der letzte Kampf der Republik seyn werde. Indeß ließ er es nicht an Thätigkeit fehlen, das Glück, wenn es seyn könnte, zu einem bessern Ausgange zu zwingen. Er übernahm die Führung des ganzen Heeres und suchte die Soldaten des Cassius zu beruhigen und zu gewinnen, indem er ihnen für den durch die Eroberung des Lagers erlittenen Verlust Ersatz gab. Er fügte sogar noch das, ihm und der Sache, die er verfocht, schlecht geziemende Versprechen hinzu, ihnen Thessalonich und Sparta zur Plünderung zu überlassen, wenn sie in der Schlacht tapfer kämpfen würden. Welche Erwartungen konnte man

---

das Lager verließ, wo er ohne Zweifel seinen Tod gefunden haben würde, als es nachher erobert ward.

*) Plutarch erzählt, daß, als Brutus nach Europa übersetzen wollte, ihm in der Nacht eine Gestalt erschienen sey, die zu ihm gesagt: „ich bin dein böser Geist. Bei Philippi wirst du mich wiedersehen.“ Kurz vor der Schlacht sey ihm auch die Gestalt wieder erschienen. Darf man annehmen, daß hier keine spätere Erdichtung berichtet wird, sondern daß Brutus selbst die Erscheinung gehabt zu haben glaubte, wie dies in der überreizten Stimmung nach einer durchwachten Nacht sehr möglich ist: so wären die bösen Ahnungen, die seine Seele erfüllten, darin deutlich zu erkennen.

von einer Freiheit hegen, die ihre Verfechter mit solchen Mitteln gewinnen mußte!

Bekannt mit der Lage seiner Gegner, welche durch die Jahreszeit immer schwieriger wurde, wollte Brutus eine zweite Schlacht vermeiden und sie dadurch verderben. Hätte er gewußt, daß Domitius Calvinus, der den Triumvirn eine Verstärkung von zwei Legionen und einer Schaar Reiterei zuführen wollte, an demselben Tage, wo Cassius fiel, auf dem Meere von den republicanischen Flottenführern Murcus und Cn. Domitius Ahenobarbus überfallen und seine ganze Macht vernichtet worden war: so würde er diesem Plan unstreitig treu geblieben seyn, und dadurch wahrscheinlich dem Kriege einen ganz andern Ausgang gegeben haben. Aber zu seinem Unglück erfuhr er nichts von diesem Siege, während die Triumvirn, welche Nachricht davon hatten, desto eifriger wiederum eine Schlacht herbeizuführen strebten. Sie geschah etwa zwanzig Tage nach der ersten. Das Heer des Brutus ward geschlagen und zerstreut; viele der Edelsten, unter Anderen Cato's Sohn, suchten und fanden den Tod im verzweifelten Gefechte. Brutus entfernte sich vom Schlachtfelde, und schien anfangs noch einige Hoffnung zu fassen, da er sich aber von seinem Lager abgeschnitten, von den Legionen, die bei ihm waren, verlassen, von feindlichen Spähern und Verfolgern umringt sah, fiel er in sein eignes Schwert, und endete wie Cato, doch ohne dessen Trost, daß er dem Unvermeidlichen entfliehe, da er so großes Verderben durch seine freie, vergeblich gebliebene That herbei geführt hatte. Dio Cassius erzählt, Brutus habe kurz vor seinem Tode zwei Griechische Verse gesprochen, dieses Inhalts: „Tugend, ich habe dich geübt, und hielt dich für etwas Wirkliches, aber ich sehe, du bist ein leerer Name und dienst dem Glücke." Wenn dies wahr ist, so muß man den Mann doppelt bedauern, der nach einem solchen Leben keinen höhern Maaßstab für den Werth des sittlichen Handelns gefunden hatte, als den nächsten Erfolg in der äußern Entwicklung der Dinge. Seine Gemahlin Porcia wollte ihn nicht überleben, und tödtete sich durch Verschluckung glühender Kohlen.

Den Leichnam des Brutus betrachtete Antonius mit Rührung, warf seinen Purpurmantel über ihn, ließ ihn dann feierlich verbrennen, und schickte der Servilia, der Mutter des Gefallenen, die Asche zu. Octavian aber hatte den Kopf zuvor abschneiden lassen, um ihn wie die Häupter aller Mörder Cäsar's, die in seine Gewalt kamen, zu dem Fuße der Bildsäule desselben werfen zu lassen. Ueberhaupt soll sich

Octavianus nach dem Siege weit unedler als Antonius benommen und gegen die ausgezeichnetsten Gefangnen eine unwürdige leidenschaftliche Heftigkeit gezeigt haben. Die Ueberbleibsel des republicanischen Heeres brachte Messala Corvinus zu den Triumvirn.

---

61. Herrschaft des Triumvirats bis zum Sturze des Sextus Pompejus und des Lepidus.

(42—36 vor Chr.)
(712—718 d. St.)

Nach dem Untergange des Brutus und Cassius gab es keinen Vertheidiger der Republik mehr, als Sextus Pompejus, dessen Macht aber nicht hinreichend war, der Herrschaft der Triumvirn große Hindernisse in den Weg zu legen. Nur wurde jetzt die Fortdauer der Eintracht unter den Siegern bedenklich. Lepidus, der Unbedeutendste unter den Dreien, wurde von den beiden Anderen nach dem Siege mit großer Geringschätzung behandelt, und auf Africa eingeschränkt. Octavian kehrte nach Italien zurück, um dort den Sextus Pompejus zu bekriegen, und den Soldaten, denen achtzehn der besten Städte Italien's mit allem Eigenthum versprochen waren, die Belohnungen zuzutheilen; Antonius zog nach Asien, um den Osten vollends zu besiegen, und dessen reiche Schätze für die Verbindung zu gewinnen. Indem so die beiden Mächtigen sich trennten, schieden sich innerlich gewiß schon ihre Herzen und ihre Bestrebungen, und bald auch äußerlich ihr Schicksal und ihr Glück.

Nachdem Antonius erst die Griechen in ihrem Lande durch seine Leichtigkeit im Umgange und durch seine Theilnahme an ihrer geistigen Bildung einige Zeit erfreuet hatte, ging er nach Asien hinüber, und überließ sich dort, in Gesellschaft liederlicher Genossen, seinem Hange zu Ausschweifungen und Verschwendungen auf eine kaum glaubliche Weise. In Ephesus zog er als Bacchus ein, umgeben von Weibern und Männern, die Bacchantinnen, Satyrn und Pane vorstellten. Alle Straßen ertönten vom Schall der Flöten; er schien andeuten zu wollen, welch ein Leben hier für ihn beginnen würde. Dabei wurde die Provinz auf eine furchtbare Weise ausgesogen, und ihr in demselben Jahre eine zweite Steuer aufgelegt. „Wenn du, sagte ihm darüber der Redner Hybreas, die Steuer Eines Jahres zwei mal forderst, kannst du uns

vielleicht auch zwei mal Sommer und Herbst machen." Dann fügte er noch freimüthiger hinzu: „Asien hat dir nun schon zweimalhunderttausend Talente (eine fast unglaubliche Summe) geliefert. Wenn du diese nicht bekommen hast, so fordere sie von Denen, welche sie genommen; hast du sie aber wirklich erhalten und nichts mehr davon übrig, so sind wir zu Grunde gerichtet.".

Als er nach Cilicien gekommen war, ließ er die reizende Königin Kleopatra, einst Cäsar's Geliebte, aus Aegypten zu sich kommen, um sie dafür zur Verantwortung zu ziehen, daß sie Brutus und Cassius unterstützt habe. Dieser Ruf war der Kleopatra sehr erwünscht, sie kannte den dem weiblichen Geschlechte mit fast unrömischer*) Empfindsamkeit huldigenden Antonius, und war gewiß, ihn zu fesseln. Sie war nicht gerade ausgezeichnet schön, aber durch Anmuth, Liebreiz, Geist und alle Künste der feinen Buhlerei für solche Männer unwiderstehlich. Ihren ersten Eindruck so mächtig als möglich zu machen, und des Antonius Sinne ganz zu blenden, hatte sie zugleich den Glanz des Reichthums und der Kunst zu Hülfe genommen. Sie fuhr den Cydnusfluß hinauf in einem prächtigen Fahrzeuge, dessen Hintertheil golden, dessen Ruder silbern und dessen Segel purpurn waren. Eine liebliche Musik begleitete den Takt der Ruder, eine Menge schöner Mädchen, als Grazien gekleidet, standen an dem Steuer und an den Tauen, sie selbst lag auf einem prachtvollen Ruhebette unter einem goldnen Pavillon; Knaben umgaben sie, als Liebesgötter, und fächelten ihr Kühlung zu. Die Luft war von den süßesten Wohlgerüchen erfüllt, die Ufer von unzählbaren Schaaren bedeckt, die sich herandrängten, den Götterzug zu sehen, und überall riefen jubelnde Stimmen: Venus kehrt beim Bacchus ein zum Heile Asien's.

Ihr Vorgefühl hatte sie nicht betrogen. Antonius vermochte nicht, diesem verführerischen, lockenden Zauber der Sinnlichkeit und Wollust zu widerstehen, und gehörte von diesem Augenblick nicht mehr sich, sondern der Kleopatra, die ihn nun nach Alexandrien mit sich führte, und

---

*) Man möchte sagen, moderner Denn an Heinrich IV. hat man Aehnliches liebenswürdig gefunden, was Cicero (Philipp. II, 31.) von Antonius als die unwürdigste Handlung anführt. Er kommt aus Gallien, und da er nicht weit mehr von Rom entfernt ist, setzt er sich heimlich in ein leichtes Fuhrwerk, fährt schnell nach Rom, tritt verkleidet in sein eignes Haus, und überreicht seiner Gemahlin einen zärtlichen Brief von sich, in welchem er ihr von nun an treue Liebe verspricht; sie wird bis zu Thränen gerührt, worauf er die Verkleidung von sich wirft, und ihr um den Hals fällt.

ihm dort eine ununterbrochene Reihe von Genüssen bereitete, in die ihr unerschöpflicher Witz und Geschmack stets Wechsel und neuen Reiz zu bringen wußten. Von dem Grade, zu welchem sie die Leckerei trieben, erzählt Plutarch folgendes Beispiel. Ein Fremder gerieth einmal in die Küche, und sah unter vielen anderen großen Zubereitungen auch acht wilde Schweine braten. Er erstaunte und meinte, es müsse heute wol große Gesellschaft da seyn. „Nein, sagte ihm ein Koch; der Gäste sind etwa zwölf, allein jedes dieser Schweine ist immer etwas später ans Feuer gekommen, damit wir zu der Zeit, wo Antonius essen will, gerade das aussuchen können, welches in dem Augenblicke den höchsten Punkt des Wohlgeschmacks erreicht hat." So sehr vergaß Antonius die Römische Würde, daß er oft zur Nachtzeit mit der Kleopatra in Sklavenkleidern durch die Straßen lief. Dann drangen sie in dieser Verkleidung in die Häuser, und trugen da, wo man die vornehmen Possenreißer nicht gleich erkannte, derbe Antworten, auch wol Schläge davon. Indem Kleopatra den Antonius in alle diese Lüste und Zerstreuungen stürzte, bedachte sie nicht, daß sie ihn dadurch zwar immer fester an sich kettete, ihn aber auch zugleich seinem Vaterlande und seinen und ihren stolzen Hoffnungen immer mehr entfremdete.

Denn während Antonius nur den Genüssen und der Gegenwart lebte, war Octavianus in Italien darauf bedacht, für sich selbst den Grund zu einer künftigen dauernden Herrschaft zu legen. Die schwierigere Aufgabe, die ihm geworden war, zwang ihn auch zu angestrengter Thätigkeit. Denn bei dem Geschäfte, die Soldaten zu belohnen, welches nicht ohne die ärgste Gewaltthätigkeit vollbracht werden konnte, stellten sich ihm große Hindernisse entgegen. Die unglücklichen Bewohner jener Städte, die den Soldaten zum Opfer dargebracht wurden, ließen es nicht bei bloßen Klagen bewenden, die Verzweiflung trieb sie zur Gegenwehr. In Rom und an anderen Orten Italien's fielen täglich blutige Gefechte vor. Die Habsucht jener frechen, kein Erbarmen kennenden Schaaren war unersättlich, ihr Uebermuth richtete sich nicht nur gegen die Bürger, sondern auch gegen ihre Führer *).

*) Appian erzählt mehrere Züge dieses Uebermuths. Eines Tages kam ein Soldat in's Theater, und da er keinen eignen Platz fand, setzte er sich auf die Bänke der Ritter; das Volk machte es bemerklich, und Octavian ließ ihn fortschaffen. Die Soldaten murrten, und als Octavian nach dem Ende des Schauspiels fortging, umringten sie ihn, und forderten die Auslieferung des Soldaten, den sie nicht sahen und daher für getödtet hielten. Als der Soldat erschien, glaubten sie, er werde aus dem Gefängnisse gebracht, und

Diese in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten vermehrte Fulvia, des Antonius Gemahlin und Octavian's Schwiegermutter. Voll von Ehrgeiz und männlichem Muthe (oft trat sie mit dem Schwert an der Seite auf und hielt Reden an die Soldaten) beneidete sie die Selbständigkeit und den Einfluß ihres Schwiegersohnes. Unter dem Scheine, die Rechte ihres Gemahls zu vertreten, begann sie, sich feindselig gegen Octavianus zu betragen, und hetzte ihren Schwager auf, den damaligen Consul L. Antonius, der alle Laster seines Bruders ohne seine Tüchtigkeit hatte. Vereint mit ihm, nahm sie sich der beraubten und gemißhandelten Italiener an, indem sie zum Theil die Soldaten durch die Versicherung zu beruhigen wußte, ihnen auf eine weniger gewaltsame und daher sichrere Weise zu ihren Belohnungen zu verhelfen.

Vergebens suchten die Hauptleute und Soldaten, die bei einer Entzweiung des Antonius und Octavianus für sich und ihren Länderbesitz fürchteten, eine Versöhnung zu bewirken. Octavian schickte der Fulvia ihre Tochter zurück; von beiden Seiten griff man sich öffentlich mit Schmähschriften und endlich mit den Waffen an (41). Das unglückliche Italien, ohnehin mit furchtbarem Mangel bedroht, da Sextus Pompejus über alle Zufuhr gebot, war durch die Eintracht der Triumvirn schon zu Grunde gerichtet, nun sollte ihre Zwietracht es mit neuen Schrecken erfüllen. Die Veteranen waren für Octavian, der, um sie zu gewinnen und zu befriedigen, alle Tempel ausplündern ließ. Die Italiker dagegen begünstigten den L. Antonius, welcher die Auflösung des gewaltsamen Triumvirats zu erzwingen versprach. Rom ward von Lucius gewonnen, aber sobald Octavianus herbeikam, wieder verlassen, bis endlich Perusia der Brennpunkt des Kampfes ward. In diese Stadt warf sich Lucius, um dort Truppen seines Bruders zu erwarten, welche Ventidius aus Gallien herbeiführte. Octavian schloß seinen Gegner sogleich durch mächtige Werke ein; Ventidius beeilte sich nicht sehr, weil er der Einstimmung des M. Antonius nicht sicher war, und wurde auch durch Octavian's Legaten zurückgehalten. So ward Lucius, nach wiederholten muthigen Versuchen sich durchzuschlagen, durch die äußerste Hungersnoth gedrängt, zuletzt gezwungen sich zu ergeben (40). Octavian gewährte ihm und seinen Soldaten

---

als dieser selbst es läugnete und den wahren Verlauf erzählte, so behaupteten sie, er sage auf Befehl des Octavian die Unwahrheit, schimpften ihn, und nannten ihn einen Verräther an der gemeinen Sache.

Verzeihung, aber viele Senatoren und Ritter, die in seine Hände fielen, ließ er grausam hinrichten. So endete denn auch dieser Krieg zu seinem Vortheil, ja die Anhänger des Antonius, die nicht umgekommen waren, verließen nunmehr Italien. Fulvia schiffte sich nach Griechenland ein; Julia, des Antonius Mutter, begab sich mit vielen Anderen unter den Schutz des Pompejus; Viele endlich gingen zum Antonius selbst, ihn aus seinem Schlafe zu wecken.

Aber auch schon von einer andern Seite her wurde Antonius an seine Pflicht gemahnt. Die Parther, angeführt von dem Römer Labienus, dem Sohne jenes leidenschaftlichen Feindes des Cäsar, überschwemmten mit großer Macht zuerst Syrien und Palästina, drangen dann in Vorder-Asien ein und bis nach Karien vor. Da wand sich Antonius endlich aus den Armen der Kleopatra los. Schon auf dem Wege, den Parthern entgegen zu gehen, ließ er sich durch die dringenden Briefe seiner Gemahlin bestimmen, diesen Vorsatz zu ändern, und ging nach Griechenland (40), wo er Fulvia zu Sicyon krank fand. Nachdem er den eigentlichen Zusammenhang erfahren, machte er ihr wegen ihres Betragens heftige Vorwürfe, um so mehr, da er glaubte, der Wunsch, ihn den Armen der Kleopatra zu entreißen, habe keinen geringen Antheil daran gehabt. Die reizbare Fulvia nahm sich diese Kränkung so zu Herzen, daß sie in kurzem starb. Indeß war Antonius an der Spitze einer zweihundert Segel starken Flotte nach Italien geeilt. Pompejus bot Alles auf, ihn von Octavianus abzuziehen und für sich zu gewinnen. Antonius, selbst noch ungewiß über Octavian's Zwecke und Absichten, wies diese Anträge nicht ganz zurück, eben so wenig als den Domitius Ahenobarbus, der noch einen ansehnlichen Theil der republicanischen Flotte unter seinem Befehl hatte, und sie ihm zuführte. Aber diese Verbindung mit einem Geächteten gab dem Befehlshaber des Octavianus zu Brundusium einen guten Vorwand, den Antonius, als er mit Jenem vor dem Hafen erschien, zurückzuweisen. Antonius begann Feindseligkeiten. Aber die Veteranen, die ihren Vortheil durch einen Kampf unter den Cäsarianern gefährdet glaubten, drangen auf Ausgleichung, und mit Freuden ließen sich die beiden Häupter scheinbar zu dem nöthigen, was sie sehnlich wünschten, denn Keiner von Beiden wollte damals den Krieg. Der Tod Fulvia's gab Gelegenheit die Versöhnung durch eine Vermählung des Antonius mit Octavian's Schwester, der schönen und tugendhaften Octavia, zu befestigen. Das Römische Reich ward von Neuem getheilt, Octavianus er-

hielt den Westen, Antonius den Osten; die Stadt Scodra in Illyrien sollte die Grenze machen. Africa behielt Lepidus.

Die Vereinigung beider Gebieter schien also inniger als je, und sie schickten sich an, jeder in seinem Antheile, ihre Feinde zu bekämpfen, Antonius die Parther, gegen die er schon den Ventidius vorausgeschickt, und Octavian den Sextus Pompejus, welchen Antonius jetzt Preis gegeben hatte. Um sich das zu diesem Kriege nothwendige Geld zu verschaffen, wollte Octavian neue Auflagen erheben, denn die unersättlichen Soldaten und die Verschwendung des Antonius verzehrten allen Ertrag der Staatseinkünfte. Allein die Unzufriedenheit des Volkes, welches sich von dem durch die Flotten des Pompejus erregten Mangel schon hart genug gedrückt fühlte, brach nun in einen förmlichen Aufstand aus (39). Die Triumvirn wurden, als sie die Menge beruhigen wollten, mit Steinwürfen empfangen, Antonius war genöthigt, Truppen anrücken zu lassen, die auf die Meuterer einhieben, und Viele niedermachten. Indeß mußte man, des Volkes dringendsten Wunsch zu befriedigen, Unterhandlungen mit Pompejus einleiten. Auch dieser ward fast wider seinen Willen durch einen Theil seiner Umgebungen dazu gebracht, darauf einzugehen, denn er selbst glaubte von der immer steigenden Bedrängniß Italien's größere Vortheile zu ziehen, als von einer Uebereinkunft. Bei Misenum kam er mit Octavianus und Antonius zusammen, die Letzteren von einem Landheere, Pompejus von seiner ganzen Seemacht begleitet. Das Ergebniß der gepflogenen Unterhandlungen war, daß Sextus von nun an alle Feindseligkeiten einstellen, und Italien mit Getreide versorgen, dagegen außer Sicilien, Sardinien und Corsica auch Achaja als Provinzen, und eine Entschädigung für sein väterliches Vermögen erhalten sollte. Den Geflüchteten, die bei ihm waren, mit Ausnahme der Mörder Cäsar's, wurde Rückkehr, und in verschiedenen Verhältnissen Wiedererstattung ihres Eigenthums, den im Heere dienenden Sklaven die Freiheit gewährt; auch wurden den freigebornen Soldaten Belohnungen zugesichert. Den Abschluß des Friedens zu feiern, bewirtheten sich die Häupter gegenseitig, und Pompejus die beiden anderen auf seinem Admiralschiffe zuerst*); zugleich strömten von den beiderseitigen Heeren die durch die Leidenschaft und das Unglück bürgerlicher Kriege lang getrennten Freunde und Ver-

*) Pompejus sagte beim Empfange mit beißendem Wortspiele: er gebe ihnen das Mahl in seinen Schiffskielen (in carinis suis se coenam dare). So hieß nämlich auch eine Gegend in Rom, wo der jetzt dem Antonius gehörige Palast seines Vaters lag.

wandten zu einander, unter mannichfachem Wechsel der Empfindungen, indem Einige Die wiederfanden, die sie nicht mehr suchten, Andere den Tod Derer vernahmen, die sie noch lebend zu umarmen gehofft hatten. Die zuschauende zahllose Menge erhob ein wildes, schauerliches Freudengeschrei; sie wähnte sich nun von der Noth des Krieges und des Hungers auf immer befreit, und rechnete auf festen Frieden. Aber sie sollte schnell erfahren, daß ein Vertrag, den nur die Noth und der Drang des Augenblicks, nicht wahrhaft versöhnliche Gesinnungen eingegeben hatten, nicht von Dauer seyn könne.

Denn nicht lange war Antonius nach Griechenland gegangen, wo er sich in den Armen der Octavia der Ruhe überließ, während sein Legat Ventidius die Parther siegreich über den Euphrat zurücktrieb; so klagten sich Pompejus und Octavian gegenseitig der Verletzung des Vertrages an, und bald brach der Krieg aus (38). Der Anfang desselben war sehr unglücklich für den Octavianus. Nachtheilige Gefechte und Stürme zerstörten fast seine ganze Seemacht. Doch blieb er beharrlich, ließ neue Schiffe bauen, und zwanzigtausend Sklaven zu Matrosen pressen. Seine treuen Freunde und kriegerischen Gehülfen Messala und Agrippa zeigten sich bei diesen Rüstungen besonders eifrig und unermüdlich thätig. Den Antonius hatte er schon früher aufgefordert, ihm Hülfe zu leisten, dieser aber lange gezögert, sie zu gewähren. Als er im Jahre 36 endlich mit drei hundert Schiffen erschien, war Octavianus, wie es scheint, mißtrauischer und feindseliger gesinnt als er*), denn Brundusium wurde ihm wiederum verschlossen. Da gelang es der edlen Octavia, zwischen Bruder und Gemahl eine abermalige Aussöhnung zu bewirken. Zwischen Tarent und Metapontum fand eine Zusammenkunft Statt. Sie kamen überein, daß Octavian dem Antonius zum Kriege gegen die Parther, die sich mit neuer Kraft erhoben hatten, einige Legionen, dieser Jenem eine Anzahl von Kriegsschiffen zu dem Kampfe gegen Pompejus geben sollte. Das Triumvirat hatten sie schon früher, als die fünf Jahre desselben abgelaufen waren, eigenmächtig erneuert.

Antonius eilte dann nach Asien, und ließ die Octavia zurück; Octavian zog wohlgerüstet gegen Sicilien, mußte aber nochmals die Ungunst des ihm, wie es schien, besonders feindseligen Elements erfahren. Es war in der Mitte des Sommers, als er mit seiner Flotte in See

*) Vgl. Drumann, a. a. O. S. 448.

ging, da erhob sich ein in dieser Jahreszeit ungewöhnlicher Sturm, und zerstörte einen großen Theil seiner Fahrzeuge. Aber seine Beharrlichkeit und die einsichtsvolle Führung des Agrippa besiegten zuletzt alle Schwierigkeiten. Ein Theil der Truppen landete bei Taurominium, der andere bei Mylä; Lepidus war schon von Africa aus nach Lilybäum gekommen. Die Heere der beiden Triumvirn vereinigten sich, und in einer großen Seeschlacht nicht weit von Messana besiegte Agrippa die Flotte des langgefürchteten und gehaßten Gegners völlig. Pompejus floh nach Asien, anfangs mit der Absicht, sich dem Antonius, auf dessen Eifersucht gegen Octavian er rechnete, in die Arme zu werfen. Aber bald ergriff ihn die Lust wieder, als unabhängiges Parteihaupt aufzutreten, er fing Bewegungen an, die jedoch mißlangen. Endlich fiel er in Phrygien den Befehlshabern des Antonius in die Hände, und wurde, wahrscheinlich auf dessen Befehl, getödtet (35).

Dem Siege über S. Pompejus reihte Octavian sogleich einen zweiten über den Lepidus an, der sich, durch das Landheer des Pompejus verstärkt, an der Spitze einer beträchtlichen Macht sah, und nun aus der unbedeutenden Stellung heraustreten wollte, welche ihm die beiden anderen Triumvirn angewiesen hatten. In einem trotzigen Tone forderte er die Einräumung Sicilien's. Aber Octavian wußte zu gut, daß dieser Trotz weder in der Persönlichkeit des Fordernden, noch in der Gesinnung seines Heeres eine Haltung habe. Von Wenigen begleitet, trat er keck in das Lager desselben. Während er die Soldaten zu gewinnen suchte, ward er von einem Wurfgeschoß getroffen und verwundet, so daß er wieder zurückeilen mußte, aber am folgenden Tage ging das ganze Heer zu ihm über; der hülflose und verlassene Lepidus warf sich dem Sieger zu Füßen, und bat um sein Leben. Er war viel zu unschädlich, als daß Octavian es hätte nöthig finden sollen, sein Blut zu vergießen. Er behielt sein Vermögen und seine Priesterwürde, und lebte von nun an zurückgezogen und vergessen.

---

62. Wachsende Feindschaft zwischen Octavianus und Antonius; letzter Entscheidungskampf um die Herrschaft.

(35—30 vor Chr.)
(719—724 d. St.)

Dieser Doppelsieg setzte nun den Octavian in den Stand, dem letzten geheimen Ziele seines Strebens, dem ausschließlichen Besitz der Herr-

schaft, mit größerer Entschiedenheit entgegen zu gehen. Dies wurde ihm durch den bethörten Antonius selbst sehr erleichtert. Als dieser nämlich nach Asien gekommen war, ließ er zwar große Zurüstungen zum Kriege gegen die Parther machen, allein er rief zugleich die Kleopatra aus Aegypten zu sich, überließ sich wieder ihrer Verführung und vergaß der edlen Octavia gänzlich. Die nächste verderbliche Folge davon war, daß er den Kriegszug übereilte, und in später, ungünstiger Jahreszeit unternahm, um nur schnell wieder zur Kleopatra, die nach Aegypten gegangen war, zurückkehren zu können. Er rückte vor Phraata, der Hauptstadt des Atropatischen Medien's, dessen König mit den Parthern verbündet war. Aber die Niederlage eines Legaten, der ihm Belagerungsmaschinen zuführen sollte, und die Treulosigkeit des Königs Artavasdes von Armenien, der als Bundesgenosse Rom's aufgetreten war, aber nichts für ihn that, nöthigten ihn, sich unverrichteter Sache zurückzuziehen. Dieser Rückzug, der sieben und zwanzig Tage dauerte, bestand in einem ununterbrochenen Kampfe mit den verfolgenden Parthern, den Schwierigkeiten der Natur, und dem drükkendsten Mangel an allem Nothwendigen, und kostete dem Antonius vier und zwanzig tausend Mann und sein ganzes Gepäck. Doch konnte er froh seyn, dem unglücklichen Schicksale des Crassus entgangen zu seyn. An dem Artavasdes Rache zu nehmen, bot sich später eine Gelegenheit dar. Der König von Medien hatte sich mit den Parthern entzweit, und da er den Armenischen Herrscher nicht minder haßte, so reizte er den Antonius, einen gemeinschaftlichen Krieg gegen Beide zu unternehmen. Antonius brach an der Spitze eines Heeres aus Aegypten auf (34), hatte es aber nur auf den Armenier abgesehen. Er rückte in sein Land ein, bekam ihn in seine Gewalt, und führte ihn, mit goldenen Ketten gefesselt, bei seinem triumphirenden Einzuge in Alexandrien, der auf einem prächtigen und reichen Throne sitzenden Kleopatra zu.

Mit den schmerzlichsten Gefühlen sah Octavia ihren Gemahl von der buhlenden Königin völlig umstrickt. Sie brach daher auf, sich zu ihm in das Morgenland zu begeben, um ihn, wenn es möglich wäre, diesem unwürdigen Bunde zu entreißen. Als sie nach Athen gekommen war, erhielt sie vom Antonius die Weisung, nicht weiter zu kommen; er sey jetzt mit seinem Parthischen Kriege beschäftiget. Die sanftmüthige Octavia schrieb ihm zurück, er möchte ihr dann doch wenigstens anweisen, wohin sie das Geld, die Truppen, Kleidungsstücke

und Waffen senden solle, die sie für ihn mitgebracht habe. Kleopatra fürchtete, so viel Edelmuth werde den Antonius nicht ungerührt lassen, und bot alle ihre Künste auf, die besseren Regungen in ihm zu unterdrücken. Sie stellte sich krank, zeigte verweinte Augen, und that als ob die übergroße Liebe zu Antonius ihr noch das Leben kosten würde. Unwürdige, von ihr gewonnene Schmeichler stellten ihm vor, daß Octavia ihm doch nur aus Staatsrücksichten verbunden sey, Kleopatra aber aus Liebe für ihn Alles, selbst ihren guten Namen und ihre königliche Ehre, Preis gegeben habe, er aber sey grausam und gefühllos gegen sie. Antonius, in dem das Gute immer nur aufzukommen schien, um den bösen Neigungen einen neuen, stets noch verderblichern Sieg zu bereiten, war bald gewonnen. Octavia kehrte nach Rom zurück, und obschon Octavianus von ihr verlangte, daß sie wegen dieser Beschimpfung das Haus des Antonius sogleich verlassen sollte, so war sie doch nicht dazu zu bewegen, bis Antonius sie förmlich verstieß. Auch dann theilte noch fortwährend ein Sohn des Antonius von der Fulvia die zärtliche Sorgfalt dieser trefflichen Frau, ja, als Antonius gestorben war, vertrat sie nicht weniger bei seinen mit der Kleopatra erzeugten Kindern Mutterstelle.

Antonius hatte indeß keine andere Sorge, als, mit Aufopferung aller eignen Würde, seine geliebte Kleopatra zu verherrlichen. Er erklärte sie in einer feierlichen Versammlung des Volks von Alexandria für seine rechtmäßige Gemahlin, und erkannte sie als Königin von Aegypten, Libyen, Cypern und Cölesyrien, so wie den Cäsarion als rechtmäßigen Sohn Cäsar's an. Seinen beiden mit der Königin erzeugten Söhnen gab er den Titel Könige der Könige, und ertheilte dem einen derselben Armenien und die von den Parthern zu erobernden Länder, dem andern Phönicien, Syrien und Cilicien. Nichts war geeigneter, ihn in Rom verhaßt zu machen, als diese Schritte, die nicht nur die Würde des Staats verletzten, sondern ihn sogar einiger Provinzen berauben sollten. Den Octavian hatte er schon durch Verstoßung seiner Schwester gekränkt und beschimpft, nun schien die Anerkennung eines natürlichen Sohnes des Cäsar zu zeigen, daß er den adoptirten zurückdrängen wollte. Aber er trat auch mit offner Feindschaft gegen ihn hervor. Er ließ ihn im Senate anklagen (32), daß er den Vortheil von der Besiegung des S. Pompejus und der Abdankung des Lepidus für sich allein behalten, und erklären, da die Zeit des Triumvirats abgelaufen sey, wolle er es niederlegen. Dies sollte den Gegner in Ver-

legenheit setzen, da man in ihn dringen würde, dasselbe zu thun. Octavian antwortete mit Beschuldigungen gegen Antonius; es war deutlich, daß der Kampf nicht mehr fern sey, und die beiden Consuln, Sosius und Domitius, welche, vorzüglich der erstere, Anhänger des Antonius waren, verließen Rom heimlich mit einigen Senatoren, um sich zu ihrem Freunde zu begeben. Dagegen verließen diesen zwei andere Anhänger, die nach Rom kamen, und dem Octavian den erwünschtesten Stoff zu Anklagen verschafften. Sie setzten ihn in Kenntniß von einem bei den Vestalinnen niedergelegten Testamente des Antonius, dessen er sich bemächtigte, und es im Senate vorlas. Indem Antonius darin den Cäsarion als echten Sohn Cäsar's anerkannte, die mit der Kleopatra erzeugten Kinder unter seinen Familienerben aufführte, und in Alexandrien begraben seyn wollte, gab er die mißfälligsten Beweise seiner gänzlichen Entartung vom Römerthume *), und die allgemeine Stimmung erklärte sich nun entschieden gegen ihn. Durch einen Beschluß des Senats ward er der ihm übertragenen Macht beraubt, und wenn man ihn, aus Rücksicht auf die Menge der bei ihm befindlichen Römer, nicht geradezu für einen Staatsfeind erklärte, so geschah es doch mittelbar, indem man der Kleopatra den Krieg ankündigte. Antonius täuschte sich über den eigentlichen Sinn dieser Kriegserklärung nicht. Er versammelte zu Ephesus eine große Kriegsmacht. Die Asiatischen Könige sandten ihm Hülfsschaaren, die von Kappadocien, Galatien, Cilicien, Paphlagonien, Commagene führten sie ihm persönlich zu, und zum dritten male trat der Römische Osten in den Kampf gegen den Westen, der dem Octavianus diente.

Dieser, dessen Rüstungen noch nicht vollendet waren, hatte Alles zu fürchten, wenn Antonius im Sommer des Jahres 32 losbrach, und den Krieg nach Italien spielte. Hier würden seine reichen Schätze in dem Augenblick, wo den Italienern zum Behufe der Rüstungen ihre letzte Habe abgepreßt wurde, eine große Wirkung gethan haben. Allein zum Glück für Octavianus vergeudete er nach gewohnter Weise Zeit und Schätze in den ausgesuchtesten Schwelgereien und Lustbarkeiten, und blieb den Winter über in Paträ. Dadurch gewann Octavianus Zeit, sich in vollen Kriegsstand zu setzen, obschon seine Streitkräfte denen des Antonius an Zahl nicht gleich kamen.

Im folgenden Jahre (31) versammelte er zu Brundusium seine

---

*) Degenerasse eum a civili more. Sueton. Octav. c. 17.

ganze Kriegsmacht und die vornehmsten Senatoren und Ritter, theils um sich ihrer Treue zu versichern, theils um der Welt zu zeigen, daß die angesehensten Männer Rom's auf seiner Seite wären. Von Brundusium segelte er nach dem Vorgebirge Aktium in Akarnanien hinüber, wo des Antonius Flotte lag. Er schlug sein Lager an der nördlichen Seite des Ambracischen Meerbusens auf. Einzelne Schaaren seines Landheeres und Abtheilungen seiner Flotte erschwerten dem Antonius die Zufuhr, und trugen in verschiedenen kleinen Gefechten zu Wasser und zu Lande den Sieg davon. Ja mehrere Anhänger des Antonius, Domitius Ahenobarbus, der den Uebermuth der Kleopatra nicht ertragen konnte, die Könige von Paphlagonien und Galatien, und bald viele Andere, gingen zum Octavian über. Antonius beschloß also, nicht länger zu zögern, sondern den entscheidenden Kampf zu wagen; es war nur die Frage, ob mit dem Landheere oder mit der Flotte. Das Erstere schien durch seine Menge und Tüchtigkeit den sichersten Sieg zu verheißen, Antonius selbst hatte hier die meiste Uebung und Erfahrung. Allein Kleopatra rieth, von einem Seegefechte die letzte Entscheidung zu erwarten. Durch ihren großen Einfluß behielt ihre Meinung im Rathe die Oberhand, und am 2. September 31 erfolgte die weltberühmte Seeschlacht bei Aktium.

Der Kampf blieb lange unentschieden, indem jeder Theil einen eigenthümlichen Vortheil hatte, Antonius durch seine hohen, schweren, mit Thürmen und Pfeilschützen bemannten Schiffe, Octavianus durch seine leichten, niedrigen und beweglichen Fahrzeuge, so daß Dio Cassius den Kampf einem Gefecht zwischen Reiterei und schwerem Fußvolk vergleicht. Endlich aber gab Kleopatra zur Niederlage des Antonius den Ausschlag. Sey es, daß sie die ängstliche Spannung zwischen Furcht und Hoffnung nicht länger zu ertragen vermochte, oder daß sie, an der Sache des Antonius verzweifelnd, längst den verrätherischen Entschluß gefaßt hatte, sich einen Weg zur Gunst Octavian's offen zu erhalten; — sie segelte plötzlich mit ihren Aegyptischen Schiffen davon. Antonius, bethört von blinder Liebe, folgte ihr, und gab den Sieg eher auf als es seine Flotte that*), die ihn dem Octavian noch lange und hartnäckig streitig machte. Das Landheer, neunzehn Legionen stark, brannte vor Begier, dem Antonius einzubringen, was

---

*) Antonius fugientis reginae, quam pugnantis militis sui, comes esse maluit; et imperator, qui in desertores saevire debuerat, desertor exercitus sui factus est. Vellei. Paterc. II, 85.

er zur See verloren hatte, und harrte seiner sehnsuchtsvoll sieben Tage lang. Erst dann, und nachdem auch ihr Anführer Canidius sie heimlich verlassen hatte, ergaben sich diese tapferen Schaaren dem Sieger.

Antonius war unterdeß mit der Kleopatra gemeinschaftlich nach dem Peloponnes und von da nach Africa gesegelt. In Parätonium, an der Westgrenze Aegypten's, trennten sie sich. Kleopatra eilte nach Alexandria; Antonius hatte in dieser Gegend noch einige Legionen, die aber der Anführer dem Gegner übergab. Jetzt übersah er den ganzen Abgrund, in den er sich gestürzt hatte, und wollte sich tödten. Seine Freunde hielten ihn davon ab, und führten ihn nach Alexandria. Hier ging er aus seiner Schwermuth bald wieder in den alten Leichtsinn über, und lebte von neuem den sinnlichen Genüssen. Er und Kleopatra knüpften Unterhandlungen mit Octavian an, die Königin außerdem auch noch heimliche, um im schlimmsten Falle sich selbst zu retten. Indeß war Octavian durch aufrührerische Bewegungen unter seinen Truppen, die er indeß bald wieder dämpfte, und durch die Anordnungen, die er in Griechenland und Asien traf, von der schnellen Verfolgung seiner Feinde abgehalten worden. Er antwortete der Kleopatra öffentlich in drohendem Tone, heimlich lockte er sie durch Versprechungen und Hoffnungen, wenn sie den Antonius entfernen oder tödten würde. Er wollte sie dadurch nur von einem verzweifelten Entschlusse abhalten, um ihre Person und ihre Schätze in seine Gewalt zu bringen, und erreichte diese Absicht bei der eitlen Fürstin, die den Antonius nie wahrhaft geliebt hatte, aber nun einen dritten Herrn des Römischen Reichs zu fesseln hoffte. Als er jetzt endlich (30) an der Grenze Aegypten's erschien öffnete sich ihm das feste Pelusium, und als er vor Alexandria stand, ging die Aegyptische Flotte zu ihm über, beides wahrscheinlich auf geheimen Befehl der Königin. Antonius hatte das Landheer hinausgeführt, sah es fliehen, und eilte verzweifelnd in die Stadt zurück. Kleopatra verbarg sich in einem prächtigen Grabmale, welches sie sich hatte bauen lassen, und schickte Leute ab, die dem Antonius melden mußten, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht, in der verrätherischen Absicht, seinen Tod herbeizuführen, weil sie wußte, daß er sie nicht würde überleben wollen. Es geschah, was sie vorausgesehen. Antonius durchbohrte sich mit seinem Schwerte, aber die Wunde bewirkte nicht gleich den Tod. Jetzt erfuhr er, daß Kleopatra noch lebe, und bat, daß man ihn zu ihr bringen möge. Es geschah, und in den Armen der Undankbaren hauchte er das Leben aus.

Als Octavian den Tod seines Gegners erfuhr, sandte er einen Vertrauten zur Kleopatra, um sich ihrer Person zu versichern, er ließ sie in ihren Palast zurückbringen, streng bewachen, aber als Königin behandeln; nachdem er in Alexandria eingezogen war, gewährte er ihr auf ihre Bitte eine persönliche Zusammenkunft. Sie war damals neun und dreißig Jahre alt, traute sich aber noch Reize genug zu, den siegreichen Herrscher in ihr Netz zu ziehen. Sie lag auf einem prachtvollen Ruhebette, um sich her hatte sie Stand- und Brustbilder Cäsar's, und in ihrem Schooße die von demselben erhaltenen Briefe. Als Octavian hereintrat, erhob sie sich und versuchte nun, bald durch die schwärmerische Erinnerung an Cäsar, dessen Briefe sie küßte und vorlas, auf ihn zu wirken, bald, indem sie sich ihm zu Füßen warf, Mitleid für ihr unglückliches Schicksal zu erregen, und ihn durch die Süßigkeit ihres Blicks und ihrer Rede zu umstricken. Aber an dem Octavian scheiterte alle ihre Kunst. Sein kalter Blick sah in ihr nichts als einen kostbaren Schmuck seines Triumphzuges, für den er sie aufsparen wollte, und seine Begierde fühlte sich von nichts angezogen, als von ihren Schätzen.

Jetzt entsagte sie aller Täuschung, und ihre stolze Seele beschloß, wenigstens ihre Person dem schmählichen Schicksale durch einen freiwilligen Tod zu entziehen. Zwar hatte Octavian alle Vorkehrungen getroffen, um auch dies zu verhindern, und ihr einen Freigelassenen zugesellt, sie aufmerksam zu beobachten; allein Kleopatra wußte diesen ganz unbesorgt zu machen, und ihn endlich durch den Auftrag, einen Brief an Octavian zu bringen, auf eine kurze Zeit zu entfernen. Während derselben führte sie ihren Entschluß aus. Als der Freigelassene zurückkam, fand er die Fürstin auf ihrem Ruhebette, königlich geschmückt und in der edelsten Stellung, todt da liegen *). Der Brief enthielt die Bitte an Octavian, sie neben Antonius begraben zu lassen. So von ihr überlistet, bemächtigte sich Octavian nun wenigstens ihrer unermeßlichen Schätze und ihres herrlichen Reichs, welches eine Römische Provinz ward; den Cäsarion ließ er tödten. Zunächst ging er nach Syrien und Kleinasien, um über Griechenland nach Rom zurückzukehren, welches, zur Dienstbarkeit eingeschüchtert, schon ausschweifende Ehrenbezeigungen auf ihn häufte, als auf den Gewaltigen, der das Schicksal der Republik in seinen Händen trug.

*) Ueber die Art, wie sie ihren Tod herbeigeführt, gab es verschiedene Erzählungen. Man fand ganz feine Stiche an ihrem Arme, die entweder von giftigen Nattern oder von einer vergifteten Haarnadel herrührten.

63. Sittenverfall, Aufwand und Ueppigkeit in den letzten Zeiten der Republik.

Das Gemälde des Römischen Sittenverfalls ist in der Geschichte des Staats vom Anfange des siebenten Jahrhunderts der Stadt, und besonders von den Zeiten des Marius und Sulla bis zum Untergange der Republik, wie wir sie bisher erzählten, enthalten. Diese Geschichte ist voller Beispiele von der Auflösung der alten Treue, Zucht und Vaterlandsliebe, von wildem Ehrgeize, Habsucht und Drang nach Genüssen, von Härte und Druck der Vornehmen, Zügellosigkeit des großen Haufens, frecher Willkür der Soldaten, und dem bejammernswerthen Zustande der Unterworfenen. Wir tragen hier nur einzelne Züge nach, die sich theils in den Zusammenhang der Erzählung nicht wohl einfügen ließen, theils von der ungeheuren Prachtliebe und Schwelgerei der Römer in jenen Zeiten einen Begriff geben sollen.

Kaum hatten die Römer angefangen, den Orient zu unterwerfen, als das besiegte Land sich durch die Liebe zur Pracht und Weichlichkeit, die es den Siegern einflößte, rächte. Die Soldaten des Manlius, welcher die Galater zur Unterwerfung zwang (oben S. 20.), brachten zuerst prächtigen Hausrath und andere Gegenstände der Ueppigkeit nach Rom, und machten die Begierde danach rege. Aus Griechenland und Asien wurden unzählige Kunstwerke zusammengeschleppt, und wenn die öffentliche Aufstellung derselben auch anfing, bei dem Volke Sinn und Geschmack für die bildende Kunst zu erwecken, so waren sie doch vielen vornehmen Römern nur Gegenstände des Prunks, die ihre Habsucht reizten, und ihrer Verschwendung Stoff darboten. Der Drang nach allen den neuen, kostbaren Lebensgenüssen erhöhte die Geldgier, welche nirgends ein so reiches Feld zu ihrer Befriedigung fand, als in den Provinzen. Um der furchtbaren Ausplünderung der unterworfenen Völker zu steuern, wurde zwar im Jahre 149 v. Chr. ein Gesetz gegeben (lex Calpurnia de repetundis), welches die Provinzen berechtigte, von ihren Statthaltern die erpreßten Summen durch gerichtliche Klage wiederzufordern. Diese Verordnung wurde immer mehr geschärft, und viele neue Gesetze ordneten die Anklagen wegen solcher Erpressungen genauer, auch wurden in Folge derselben Viele verurtheilt. Dennoch hatten sie nicht Kraft und Ansehn genug, die Uebertreter zurückzuschrecken, und den gequälten Völkern festen und sichern Schutz ihres Eigenthums und ihrer Person zu verschaffen.

Die Geschichte einer solchen durch die schamloseste Raubsucht und die frechste Verachtung alles Rechts bezeichneten Provinzialverwaltung, die uns mit allen Einzelheiten bekannt ist, da Cicero in einer Anzahl auf uns gekommener Reden die Kraft seines Geistes und seiner Beredsamkeit dagegen gerichtet hat, läßt uns besonders tief in dieses Unwesen schauen. Der Bösewicht, von dem wir hier reden, hieß C. Verres, war im J. 74 v. Chr. Prätor, und dann drei Jahre Statthalter in Sicilien, während welcher er nichts unterließ, die Einwohner zu drücken, zu quälen, zu berauben. Er verkaufte das Recht, er stellte falsche Ankläger auf, um unschuldige Personen zu verdammen und ihr Vermögen einzuziehen. Statt des Zehnten ließ er durch die Diener seiner Ungerechtigkeiten von den Ackerleuten meistens die Hälfte des Ertrages, oft noch mehr heben, und brachte dadurch Viele dahin, daß sie ihre Güter unangebaut ließen, wodurch in mehreren Gegenden dieser durch ihre Fruchtbarkeit so berühmten Insel die Anzahl der Feldbauer um die Hälfte vermindert ward. Noch unersättlicher als sein Gelddurst war seine Begierde nach Kunstwerken, an welchen Sicilien in der damaligen Zeit ganz vorzüglich reich war. Um diese zu erhalten, schonte er weder persönlichen Besitz, noch öffentlichen, noch die Heiligkeit der Tempel. Er beraubte nicht bloß Einheimische, sondern auch Fremde, die mit kostbaren Seltenheiten in den Häfen Sicilien's landeten. Ja Cicero sagt, und will dies buchstäblich verstanden wissen *), Verres habe in ganz Sicilien von Gemälden, Bildsäulen, prächtigen Gefäßen, geschnittenen Steinen u. s. w. nichts zurückgelassen, was ihm des Besitzes werth geschienen. Er brachte diese Schätze bald durch Bitten, bald durch Drohungen an sich, meistens aber mit offenbarer Gewalt. Seiner unersättlichen Habgier gaben seine Grausamkeit und Unmenschlichkeit nichts nach. Kein reiches Schiff aus Kleinasien, von Tyrus oder Alexandrien landete in Syrakus, dessen Ladung er sich nicht zueignete, dessen Besitzer und Führer er nicht unter dem Vorwande, daß sie Sertorianer oder Seeräuber seyen, in die Steinbrüche hätte werfen lassen. Viele dieser Unglücklichen wurden im Kerker getödtet, Andere öffentlich gepeitscht und hingerichtet. Auch die Ehre Rom's gab sein schändlicher Geiz Preis. Er ließ Schiffe gegen die Seeräuber ausrüsten, da er aber den größten Theil der dazu erhobenen Gelder unterschlagen hatte,

*) Cum dico, nihil istum ejusmodi rerum in tota provincia reliquisse, Latine me scitote non accusatorie loqui. In Verrem II, 4, 1.

so waren sie in einem so elenden Zustande, daß sie die Flucht vor den Piraten ergreifen mußten, welche bis in den Hafen von Syrakus segelten, und den Prätor laut verhöhnten. Dieses Frevels angeklagt zu werden, fürchtete Verres am meisten, und um ihn auf Andere zu wälzen, ließ er mit kaltem Blute die unschuldigen Schiffsführer hinrichten. Dieser feige und grausame Mensch brachte seine Tage und Nächte in schändlichen Ausschweifungen hin; nur im Frühlinge zog er in der Provinz umher, aber von acht Sklaven in einer Sänfte getragen, in der er mit Rosen bekränzt lag, und die er nur verließ, wenn er in sein Schlafgemach gebracht war. Die Hoffnung der Straflosigkeit so vieler Frevel, einer solchen Entwürdigung des Römischen Namens, baute Verres auf die Größe seines Raubes, welche ihn in den Stand setzte, zur Bestechung der Richter große Summen anzuwenden. Ueberdies waren viele der angesehensten Männer Rom's auf seiner Seite. Aber diesmal wurden alle diese Berechnungen durch seines Anklägers Cicero Eifer und Thätigkeit zu Schanden. Die einfachen Aussagen vieler Zeugen, welcher dieser aufstellte, enthüllten eine solche Menge von Unthaten, und brachten eine so große Wirkung hervor, daß Verres an einem günstigen Ausgange verzweifelte, und sich vor der Beendigung des Processes freiwillig aus Rom verbannte.

Aber diese unersättliche Habsucht der Statthalter war es bei weitem nicht allein, wodurch die ehemals blühenden Provinzen verarmten und elend wurden. Der Statthalter hatte der Regel nach mit den Steuern, welche der Staat zog, nichts zu thun; diese hatten die Pächter übernommen, und die Beauftragten derselben suchten die Abgaben so weit auszudehnen und zu erhöhen, als sie nur unter irgend einem Scheingrunde konnten. Dazu kam der schändliche Wucher, den diese Pächter und andere reiche Römer in den Provinzen trieben, indem sie den Bedrängten Geld vorstreckten, und dann die durch unerschwingliche Zinsen vervielfachte Schuld mit unmenschlicher Härte eintrieben. Wir haben davon schon ein Beispiel gehabt an dem Zustande Asien's nach Sulla's Zeiten (oben S. 106.), und gesehen, welchen Haß Lucullus sich dadurch zuzog, daß er diesen Ungerechtigkeiten steuerte. Wir erfahren aus Cicero's Briefen, daß auch M. Brutus, dieser eifrige Freund der Freiheit und der Philosophie, zu diesen Wuchrern gehörte, denn er schoß der Stadt Salamis in Cypern durch Unterhändler, die den Namen dazu hergaben, Geld zu acht und vierzig Procent Zinsen vor, und verlangte von Cicero, als dieser Statthalter von Cilicien und Cypern

war, daß er ihn bei seiner Forderung unterstütze, obgleich Cicero in seiner Provinz nur zwölf Procent Zinsen zu nehmen erlaubte. Einer dieser Unterhändler des Brutus, Scaptius, hatte von dem Vorgänger des Cicero die Präfectur zu Salamis mit einer Schaar Reiter erhalten. Durch diese ließ er den Senat in Salamis auf dem Rathhause einschließen, und so lange eingesperrt halten, bis fünf Mitglieder desselben aus Hunger starben *).

Die Summen, welche auf diese Weise so vielen Römischen Beamten, Geldhändlern u. s. w. zuflossen, ließen einen ganz neuen, ungeheuren Maaßstab für den Reichthum entstehen. Man mußte mehrere Millionen in baarem Gelde oder ausstehenden Schulden, viele Landgüter in Italien wie in den Provinzen besitzen, um für reich zu gelten. Dem Pompejus war allein der König Ariobarzanes von Kappadocien eine solche Summe schuldig, daß eine monatliche Zahlung von drei und dreißig Talenten zur Abtragung der Zinsen nicht hinreichend war **). Das Capital muß also an fünf Millionen Thaler unseres Geldes betragen haben. Vom Crassus ist oben schon erzählt, daß sein Vermögen siebentausend Talente (also über zehn Millionen Thaler unseres Geldes) betragen habe. Dies sagt Plutarch. Wenn aber eine Angabe des Plinius ihre Richtigkeit hat, so hat er allein an liegenden Gründen 10,600,000 Thaler besessen ***). Er pflegte zu sagen, Niemand könne reich heißen, der nicht von den Einkünften seiner Güter ein Heer erhalten könne. Daher war es sehr natürlich, daß Cicero mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thalern unter den Senatoren nicht für einen reichen Mann galt. Mit diesen Reichthümern standen die Schulden in Verhältniß, die Verschwender und Ehrgeizige eingingen. Diejenigen, denen es in ihrer Laufbahn schon so weit geglückt war, daß sie auf künftige Bereicherung in den Provinzen hoffen konnten, fanden leicht einen unermeßlichen Credit.

Wie die Begierde nach Genüssen die Habsucht erzeugte, so wurden die großen Reichthümer wieder Mittel, allen Lüsten zu fröhnen, und sich mit ungemessener Pracht zu umgeben. M. Lepidus, der im Todesjahre Sulla's Consul war (oben S. 97.), baute ein Haus mit einer Pracht, wovon Rom noch kein Beispiel gesehen. Die Stu-

---

*) Cicero ad Atticum V, 21; VI, 1.
**) Ad Att. VI, 1.
***) HS. bis millies. Plin. XXXIII, 10.

sen davor waren von Numidischem Marmor. Ein Menschenalter nachher konnte es unter den vielen in dieser Zeit aufgeführten Palästen nicht einmal den hundertsten Rang einnehmen. Das Haus des Clodius kostete 800,000 Thaler. M. Scaurus, Sulla's Stiefsohn, erbaute für die Spiele, die er als curulischer Aedil gab, ein Theater, welches achtzigtausend Zuschauer fassen konnte, dreihundert und sechzig der kostbarsten Marmorsäulen enthielt, und mit dreitausend Bildsäulen geschmückt war. Und dieses Theater blieb nur einen Monat stehen. Mit einer noch verschwenderischern Pracht als ihre Häuser in der Stadt, bauten die vornehmen Römer ihre Landsitze. Was Natur und Kunst darbieten, um die Sinne zu ergötzen, wurde hier vereint. Keine Art von Bequemlichkeit fehlte; es gab eine große Zahl von Gemächern für jede Jahres- und Tageszeit, Gymnasien, Bäder, bedeckte Gänge, Rennbahnen, Gebäude für seltenes Geflügel, Wild u. s. w., Alles auf das kostbarste ausgestattet, und über so weite Räume ausgebreitet, daß ein Schriftsteller jener Zeit diese Anlagen mit Städten vergleicht. Keine Art dieser Verschwendungen war so berüchtiget, als die Erbauung und Unterhaltung der Fischteiche, für die man keine Kosten scheute. Besonders legte man am Meere solche Teiche an, und leitete Seewasser hinein, um Seefische darin füttern zu können, für welche die Römischen Feinschmecker eine außerordentliche Liebhaberei hatten. Lucullus ließ zu diesem Behufe in seinem Landgute bei Neapel Berge durchgraben, um das Meer in die Teiche zu leiten, und ungeheure Dämme und Schleusen in das Meer hineinbauen, weswegen ihn auch Pompejus einen Xerxes in der Toga nannte. Wie groß die Begierde war, die prächtigen Häuser und Villen mit vorzüglichen Kunstwerken zu schmücken, ist schon erwähnt. In reichen Häusern mußte alles Geräth von ausgezeichneter Pracht, auch die Küchengefäße von Silber seyn. An den goldenen und silbernen Gefäßen, Bechern u. s. w., welche sich auf den Schenktischen und Tafeln in der größten Menge fanden, machte der Stoff den geringsten Werth aus, da man nur das zum Vorschein brachte, was von trefflichen Meistern herrührte, und deren Arbeiten mit ungeheuren Preisen bezahlte. Und doch belohnte der Sohn des Antonius ein mal einen witzigen Einfall mit allen gerade auf der Tafel stehenden Trinkgeschirren.

In dem Zeitalter eines solchen Luxus wurde natürlich auch Zierlichkeit und Pracht in der Kleidung nicht vernachlässiget. Ernsthafte Männer,

mit Staatsangelegenheiten vielfach beschäftiget, fingen an, die Stutzer zu spielen. Hortensius, ein berühmter Redner, der Nebenbuhler des Cicero, legte die Toga vor dem Spiegel täglich in künstliche Falten. Ja man erzählt von ihm, daß, als ihm einst ein Amtsgenosse im Gedränge die Falten in Unordnung brachte, er ihn deswegen verklagt habe.

Schon der ältere Cato hatte von Rom gesagt, eine Stadt könne nicht bestehen, in welcher ein Fisch theurer bezahlt wird, als ein Ochse. Und seit seiner Zeit hatte die Leckerei unglaublich zugenommen. Von der Sucht nach Seltenheiten kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, was ein Schriftsteller jener Zeit als Erfordernisse einer auserlesenen Mahlzeit aufzählt. „Will man köstlich essen, sagt er, so muß der Pfau aus Samos kommen, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Aetolien, Thunfisch aus Chalcedon, Murenen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln aus Chios, Seefische aus Rhodus und Cilicien, Nüsse aus Thasus, Datteln aus Aegypten, Eicheln aus Spanien." Als Lucullus, dessen Tafel täglich mit den ausgesuchtesten Gerichten und Leckerbissen besetzt war, einmal allein speiste, und nur eine mäßige Mahlzeit fand, schalt er den Diener, und dieser entschuldigte sich damit, daß Niemand eingeladen sey. „Wie, versetzte Jener, wußtest du nicht, daß Lucullus heute beim Lucullus speiset?" Cicero und Pompejus baten sich einst bei ihm zu Gaste, aber so, wie die Mahlzeit für ihn bereit sey. Sie beobachteten ihn genau, daß er keine Befehle zu größerem Aufwand geben könne, aber durch die bloße Bezeichnung des Zimmers, wo gespeis't werden sollte, verstanden die Diener, einer von ihm getroffenen Verabredung zufolge, welchen Grad der Kostbarkeit er verlange, und so wurde denn eine Mahlzeit aufgetragen, welche über zehntausend Thaler kostete. Derselbe Lucullus brachte nach seinen Asiatischen Siegen so vielen Griechischen Wein nach Rom, daß er dem Volke hunderttausend Eimer maaßweise austheilen ließ. Der Redner Hortensius, welcher sogar seine Bäume mit Wein zu begießen pflegte, hinterließ seinen Erben bloß an Chierwein zehntausend Eimer. Und doch stieg die Schlemmerei unter den Kaisern zu einem noch weit höhern Grade.

Um zu den hohen Staatsämtern, welche Ruhm und Reichthümer brachten, zu gelangen, bedurften die Bewerber des großen Haufens, dem sie daher auf alle Weise schmeichelten. Diese Bewerber — von

der glänzend weißen Toga (toga candida), die sie, um sich bemerklich zu machen, trugen, candidati genannt — gingen von Haus zu Haus, drückten jedem Bürger, den sie trafen, die Hand, und redeten ihn beim Namen an, wozu sie sich von eigenen Sklaven begleiten und die Namen ins Ohr flüstern ließen. Von den Austheilungen, die um das Volk zu gewinnen gemacht wurden, ist an mehr als einem Orte dieser Geschichte die Rede gewesen. Ein anderes Mittel für die Vornehmen, die Gunst des Volkes zu erwerben, bestand in den Spielen, die sie mit außerordentlichem Kostenaufwande gaben. Unter diesen waren bei den Römern keine so beliebt, als die blutigen und grausamen Fechterspiele, dann die Thiergefechte, wo wilde Thiere entweder mit einander, oder mit Menschen kämpften. Die unglücklichen Gladiatoren, welche sich zur Belustigung des Römischen Volkes zerfleischen mußten, bestanden meistens aus Gefangenen, Sklaven und verurtheilten Verbrechern. Es gab eigene Fechtmeister, lanistae genannt, welche die Gladiatoren kauften, unterrichteten, und mit starker, reichlicher Kost nährten. Wer nun dem Volke ein solches Schauspiel geben wollte, miethete die Gladiatoren von den Fechtmeistern. Es wurden diese Spiele meistens in besonders dazu erbauten Amphitheatern gegeben. Das Schicksal der überwundenen Fechter hing vom Volke ab, wem es nicht das Leben schenkte, der mußte von seinem Gegner ruhig den Todesstreich empfangen, und Cicero rühmt, daß ihnen dabei nie ein Seufzer entführe. Und dieses mörderische, unmenschliche Spiel ward dem blutdurstigen Volke weder schauerlich noch einförmig, die Sucht danach wuchs von Jahr zu Jahre. Es wurden Verordnungen dagegen gemacht, aber nicht um der Grausamkeit Schranken zu setzen, sondern der Bemühung der Reichen, sich dadurch beim Volke Ansehn zu verschaffen. Als Cäsar Aedil war, sah er sich zwar durch ein solches Gesetz genöthiget, die Zahl der Gladiatoren, die er anfangs für seine Spiele bestimmt hatte, einzuschränken, aber er konnte doch dreihundert und zwanzig Paare auftreten lassen.

Zu diesen Mitteln, den großen Haufen zu gewinnen, kamen nun die eigentlichen Bestechungen, welche in den letzten Zeiten der Republik ohne alle Scheu betrieben wurden. Auf öffentlichem Markte, sagt Plutarch, standen die Tische, an welchen die Römischen Bürger ihre Stimmen verkauften. Daß aber nicht bloß die unteren Classen des Volks käuflich waren, daß dieses in Republiken doppelt verderbliche Gift auch die Vornehmen im höchsten Grade angesteckt hatte, wissen

wir gleichfalls aus der bisherigen Geschichte. Auf welche Weise die angesehensten Staatsmänner mit Treue und Glauben spielten, welche Schändlichkeiten sie sich ihres Privatvortheils wegen erlaubten, und wie leicht sie Genossen derselben zu finden hofften, zeigt ein merkwürdiges Beispiel, welches Cicero in einem vertrauten Briefe berichtet. Ein Candidat um das Consulat legte dem Senate einen förmlichen Vertrag vor, den er und sein Mitbewerber mit den beiden Consuln (des Jahres 54) Domitius Ahenobarbus und Claudius Pulcher geschlossen, vermöge dessen die beiden Ersteren sich anheischig machten, drei Auguren zu stellen, welche ein Curiengesetz, und zwei Consularen, welche ein Senatsdecret bezeugen sollten, von denen weder das eine noch das andere jemals gegeben worden war, wenn ihnen dagegen die Consuln zum Consulat für das nächste Jahr behülflich seyn wollten. Würden sie aber diese Bedingungen nicht erfüllen, so sollten sie jedem Consul 400,000 Sestertien zahlen *). Und so tief war die Republik gesunken, daß solche Verträge nicht nur geschlossen, sondern auch ohne sonderliche Folgen für die Theilnehmer bekannt werden konnten.

Aber noch hatte die Verruchtheit dieser Zeiten nicht alle Tugend und Rechtschaffenheit verbannt, und wo sie sich zeigten, erkannte das Volk sie an, und bewies lebendigen Sinn dafür **). Und wenn die Römer entartet waren, so waren sie noch nicht erschlafft. Neben aller der Verworfenheit erscheinen, wie uns die Darstellung der Begebenheiten gezeigt hat, bewundernswürdige Geistesgröße und überraschende Kraft, die geistige Bildung erhob sich zu einer bedeutenden Höhe, und fand rege Theilnahme bei allen Ständen.

---

*) Cicero ad Att. IV, 18. Nicht mit Unrecht hebt Montesquieu, in seinen bekannten Considérations, in dem Capitel de la corruption des Romains, diese Thatsache unter so vielen anderen fast allein aus, da sie in der That allein hinreichend ist, die Entartung der damaligen Römer zu zeigen. „Stärker, sagt Wieland zu der angeführten Stelle, hätte Cicero uns wol den hohen Grad von Unmuth, Verachtung und Hoffnungslosigkeit, womit er beim Anblicke der Republik und ihrer Vorsteher erfüllt wurde, nicht zeigen können, als indem er über ein solches Beispiel der politischen und sittlichen Verworfenheit zweier Consuln und zweier Candidaten um das Consulat keine andere Gemüthsbewegung äußert, als die egoistische Freude über die stolze Figur, die er selbst jetzt unter diesen verächtlichen Menschen mache."

**) Meierotto über Sitten und Lebensart der Römer, Th. I. S. 62.

64. Litteratur bis zum Ende der Republik.

Vor dem Ende des ersten Punischen Krieges gab es keinen eigentlichen Schriftsteller in Rom. Die Anfänge der Poesie, aus heimischer Wurzel sprossend, fallen freilich früher, waren aber roh und kunstlos. Zum ersten scenischen Schauspiel führte die Römer nicht der Trieb sich durch die Kunst zu erheben und zu erheitern, sondern eine Pest (im J. 365), wo man, unter anderen Mitteln die Götter zu versöhnen, auch Schauspieler aus Etrurien kommen ließ, die aber bloße Tänzer waren, und ihr Spiel mit keiner Rede begleiteten. Die ältesten gesprochenen Schauspiele waren die von den Oskern entlehnten Atellanen, Possenspiele, wahrscheinlich mit sehr geringem dramatischen Zusammenhang. Regelmäßige Schauspiele nach dem Griechischen gab den Römern zuerst Livius Andronikus, ein Freigelassener aus Tarent. Derselbe Dichter übersetzte die Odyssee. Sein Beispiel erweckte einige Andere, besonders den Q. Ennius aus Rudiä in Calabrien (geb. 240, gest. 170), der auch den alten einheimischen Vers (welcher der Saturninische genannt wird) zuerst verließ, und die Griechische Prosodie im Lateinischen nachbildete, und weil er auf diese Weise der ganzen künftigen Römischen Poesie die Form gab, der Vater derselben genannt wird. Er dichtete, oder übersetzte vielmehr, Tragödien und Komödien, und schrieb ein episches Gedicht, welches die Geschichte Rom's zum Inhalt hatte, unter dem Titel Annalen. So entstand die Römische Litteratur; sie entwickelte sich nicht von innen, sondern war eine vom Auslande hergebrachte, welche das Natürliche und Frische, so wie das Tiefe und Ursprüngliche bei weitem nicht in dem Maaße einer einheimischen, aus eigenen unscheinbaren Keimen emporgewachsenen Bildung besitzen konnte.

Die ersten Römischen Dichter, von welchen wir mehr als Fragmente übrig haben, sind Plautus und Terentius, welche freie Nachbildungen Griechischer Komödien dichteten, für uns, bei dem beklagenswerthen Verluste aller Werke der neueren Komödie der Griechen (Th. II. S. 247.), die einzige Quelle der Kenntniß derselben. — M. Accius Plautus aus Sarsina in Umbrien (gest. 184) lebte zu Rom anfangs in so dürftigen Umständen, daß er sich seinen Unterhalt durch Arbeiten in einer Mühle verdienen mußte. Die Anlage und dramatische Behandlung seiner Stücke sind vortrefflich bis auf eine gewisse Breite,

die ihm die Kritiker vorwerfen, und die er wol erst hineingebracht hat. Seine Lustigkeit ist derb und streift in ihrer Keckheit oft an die Ausgelassenheit der alten Griechischen Komödie. Von ganz anderer Art ist P. Terentius Afer, wahrscheinlich aus Karthago, (geb. 197 gest. 155). Dieser zieht das fein Charakteristische vor, und hat eine große Eleganz in der Sprache, dagegen geht ihm komische Kraft ab. Er war der Freund des jüngern Scipio und des Lälius, und man behauptete, diese edlen Römer hülfen ihm seine Stücke schreiben.

Von dieser Zeit an verbreitete sich bei der steten Berührung der Römer mit den Griechen der Geschmack an deren Bildung immer mehr. Die Anwesenheit gelehrter Griechen in Rom, wie z. B. der Achäischen Angeklagten (oben S. 40.), und die wissenschaftlich gebildeten Sklaven aus diesem Volke, welche seit der Zerstörung von Korinth sehr häufig waren, boten die mannichfachste Gelegenheit dar, sich mit Griechischer Wissenschaft bekannt zu machen, und die Jugend darin unterrichten zu lassen. Krates von Mallus, der als Gesandter des Königs Attalus II. kurz vor dem dritten Punischen Kriege nach Rom kam, und durch einen Beinbruch länger aufgehalten wurde, als sein Geschäft erforderte, war der erste, der dort über Griechische Schriftsteller Vorlesungen hielt, und fand großen Beifall. Um dieselbe Zeit eröffneten auch Griechische Rhetoren Schulen in Rom. Wurden diese Lehrer auch wegen des zu niedriger Gesinnung herabgesunkenen Charakters ihres Volks sonst wenig geachtet, und mit dem Spottnamen Griechlein (Graeculi) belegt: so übte doch die Trefflichkeit und Anmuth der Griechischen Geisteswerke auf manchen Römer einen unwiderstehlichen Reiz aus. Und die Vornehmen, wenn ihr Sinn auch stumpf blieb, hielten es doch für nothwendig mit Geistesbeschäftigungen zu prunken, die zum guten Ton gehörten und für ein Zeichen des feinen Geschmacks galten.

Diese Geistesrichtung erweckte, wie im Zusammenhange der Geschichtserzählung schon erwähnt ist (oben S. 21.), das Gegenstreben aller Derer, welche darin das Verderben der Republik und der alten Sitte sahen. Der Senat faßte wiederholte Beschlüsse, durch welche die Griechischen Rhetoren aus Rom verbannt wurden. Im Jahre 155 schickten die Athener eine Gesandtschaft, welche aus drei Philosophen, dem Akademiker Karneades, dem Stoiker Diogenes von Babylon, und dem Peripatetiker Kritolaus bestand. Die Nachricht, daß diese ihres Geistes und ihrer Beredsamkeit wegen berühmten Männer

sich in der Stadt befänden, regte alle wißbegierigen Jünglinge auf, ihren Umgang und Unterricht zu suchen. Besonders lockte Karneades, der mit einem Strom und einer Stärke der Gedanken, von welchen die Alten mit Verwunderung sprechen, in jeder Sache das Für und Wider mit gleicher Kraft der Beredsamkeit zu entwickeln pflegte, eine große Menge Zuhörer und Bewunderer herbei. Dieser Beifall erfüllte den Cato mit Schrecken; er fürchtete, daß die alte Römische Geradheit und Waffenkraft in den Künsten der Sophisten untergehen würde, und drang im Senate auf die schnellste Abfertigung und Entlassung der verführerischen Griechen. Dieser strenge Mann, obschon selbst ausgezeichneter Gelehrter, Schriftsteller und Redner, war aller Griechischen Bildung und Kunst feind, und betrachtete ihre Einführung in Rom als das größte Verderben. Eben so haßte er die Griechischen Aerzte und ihre Wissenschaft *). Die Beschäftigung mit der eben aufkommenden Poesie schien ihm eines Römischen Staatsmanns unwürdig. Dem Fulvius Nobilior (oben S. 19.) warf er es in einer Rede vor, daß er sich von einem Dichter, nämlich vom Ennius, nach Aetolien habe begleiten lassen.

Aber dieser und ähnlicher Widerstand blieb vergeblich, da die Zeit einmal von dieser Neigung so mächtig ergriffen war. Das Bestreben den Griechen nachzueifern vollendete die Reinheit und Eleganz in der Sprache und Darstellungsweise. Vom Tode des Sulla bis zum Tode des Augustus dauert das goldene Zeitalter der Römischen Litteratur. Das kunstgemäße Griechische Drama, welches sich auch zu den Zeiten des Plautus und Terenz kaum gegen Thiergefechte, Seiltänzer u. dgl. halten konnte, trat jetzt ganz in den Hintergrund, indem es auch auf der Bühne von den Mimen verdrängt ward, einer Gattung von Schauspielen, welche Charaktere, Sitten, Situationen theils durch Gebärden, auf ähnliche Weise wie in unseren Balletten, theils durch begleitende Worte darstellte. Dagegen wurden jetzt andere Dichtungsarten angebaut. In den Anfang dieser Periode fällt ein merkwürdiger Dichter, T. Lucretius Carus (geb. 95, gest. 51), von dem wir ein Lehrgedicht besitzen, welches den allerwiderstrebendsten Stoff für die

*) Er schrieb an seinen Sohn: Hoc puta vatem dixisse: quandoquidem ista gens suas litteras dabit, omnia corrumpet: tum etiam magis, si medicos suos huc mittet. Der erste Griechische Arzt hieß Archagathus, und kam im Jahre 220 nach Rom. Es wurde ihm auf Kosten des Staats eine Bude eingerichtet, aber die Römer verabscheuten sein Brennen und Schneiden, und nannten ihn Schinder (carnifex).

Poesie, eine philosophische Naturlehre nach dem Systeme des Epikur, zum Gegenstande hat. Dennoch zeigt Lucrez einen wahrhaft poetischen Geist, eine Kraft und Stärke der Empfindung, welche höher steht, als die spätere Correctheit. Dagegen sind die Dichter aus der Augusteischen Zeit in der Form die vollendetsten, und haben unter allen Römischen den größten Ruhm erlangt.

Auf dem Felde der Poesie sind indeß die Römer hinter ihren großen und verehrten Mustern, den Griechen, weit zurückgeblieben, schon darum, weil sie bloß Nachahmer fremder Töne waren, und jene frische Eigenthümlichkeit nirgends so sehr vermißt wird, als in der Dichtkunst. Auch war diesen heiteren und freien Spielen des Geistes der gravitätische Ernst des Römers nicht sehr angemessen. Dagegen sind sie in der Prosa den Griechen weit näher gekommen, denn der Stoff derselben war aus dem großen Leben, welches sie umgab und ihre Seelen erfüllte, zu schöpfen; die Geschichte fand ihn in den Thaten der Vorzeit und Gegenwart, die Beredsamkeit in den täglichen Verhandlungen vor Senat, Volksversammlungen und Gerichten. Da es dem Volke nicht an Sinn für die Feinheiten der Redekunst fehlte, so fühlten alle Die, welche die Staatslaufbahn betraten, das Bedürfniß sich hier auszuzeichnen lebhaft. Deshalb wurden die Griechischen Rhetoren so eifrig gehört, und die Römische Beredsamkeit entwickelte sich schnell zu einer großen Vollkommenheit.

Cäsar, auch als Gelehrter ausgezeichnet, und ein gründlicher Forscher seiner Muttersprache, über die er im Lager ein grammatisches Werk verfaßte, hat Commentarien (was wir Memoiren nennen würden) über seine Kriege geschrieben, ein höchst lehrreiches Buch für den Krieger, und im Stil von bewundernswürdiger Klarheit und Einfachheit. Die eigentliche historische Kunst beginnt mit C. Sallustius Crispus (geb. 86, gest. 35), dessen Leben zwar nicht besser war, als das vieler seiner Zeitgenossen *), der aber in seinen Werken mit richtigem Sinne die eingerissenen Laster, Wollust, Trägheit und Habsucht, als die Ursachen der im Staate herrschenden Uebel anklagt. Sein Vorbild Thucydides hat er zwar in der großartigen historischen Auffassung nicht erreicht, aber in der Darstellung und Ausmalung des Einzelnen ist er trefflich. Von seinen Werken hat sich nichts erhalten, als eine

---

*) S. meine Schrift: Zur Beurtheilung des C. Sallustius Crispus.

Geschichte des Jugurthinischen Krieges, und eine der Catilinarischen Unruhen.

Die Beredsamkeit hing mit dem Staatsleben noch inniger zusammen als die Geschichte, da die Reden in den Zeiten der Freiheit nicht das Werk einer gelehrten Muße waren, sondern von dem unmittelbaren Bedürfniß des Augenblicks erzeugt. Wir lesen jetzt nur noch die des auf diesem Felde alles Andere verdunkelnden Cicero, in welchen die Bildung und Kunst sehr groß sind, die aber in ihrer Wortfülle doch die einfache Kraft vermissen lassen, die in früheren Rednern gewiß vorhanden war. Die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner mannichfachen Studien über die Redekunst hat Cicero in einer Reihe sehr lehrreicher rhetorischer Schriften niedergelegt.

Die Philosophie fand in Rom keinen fruchtbaren Boden. Der ganz auf das Praktische gerichteten Sinnesart der Römer standen die speculativen Forschungen der Griechischen Denker fern. Es gab zwar einzelne Männer, welche daran Geschmack fanden, und sich damit beschäftigten, aber sie begnügten sich, die verschiedenen Systeme, Denkarten und Methoden der Griechen zu empfangen, ohne eigenthümliche und selbstthätige Fortbildung und Erfindung. Dem Römer war es um das zunächst und unmittelbar in das Leben Eingreifende und Brauchbare zu thun, um Grundsätze und Vorschriften für die Handlungsweise; daher erregten auch die Systeme, welche solche Grundsätze am entschiedensten aussprachen, das meiste Aufsehen, die Lehre Epikur's und die Stoa. Die Letztere fand bei Denen Eingang, welche der altrömischen Stärke und Standhaftigkeit des Geistes nachtrachteten, und diese Sinnesart in dem Ideale der Stoiker wiederzufinden glaubten; die Erstere bei Denen, welche entweder von Natur zu einem ruhigen, unthätigen, nur den Genüssen ergebenen Leben hinneigten, oder sich hineinstürzten, weil sie an dem Staate und der Rettung der Republik verzweifelten. Eben darum tritt Cicero in seinen philosophischen Schriften als der entschiedenste Gegner des Epikurischen Systems auf. Er haßte eine Philosophie, welche jede uneigennützige Bestrebung, jede nationale Gesinnung nothwendig aufheben mußte, und schloß sich in der Tugend- und Pflichtenlehre zunächst an die Stoa an. Im Uebrigen begnügte er sich meistens die verschiedenen Meinungen neben einander zu stellen, ohne zu entscheiden. Es sind diese Schriften meistens die Frucht der unfreiwilligen Muße, welche Cicero während Cäsar's Alleinherrschaft genoß. Da, sagt er selbst, weil er für die Republik

nicht mehr wirken könne, habe er sich wieder zu dem seit seiner Jugend zurückgelegten Studium der Philosophie gewandt, um Trost daraus zu schöpfen, und seinen Mitbürgern, so viel an ihm wäre, auch jetzt noch nützlich zu seyn. Die Philosophie müsse ihm jetzt die Staatsverwaltung ersetzen *). Er trachtete dabei vornehmlich nach allgemeiner Verständlichkeit und geschmackvoller Darstellung, und hatte den Römischen Stolz, seinen Landsleuten durch diese Bücher das Studium der Griechischen Quellen entbehrlich machen zu wollen. Ein Zweck, den er, ganz abgesehen von dem Vorzuge des Ursprünglichen vor dem Abgeleiteten, schon darum nicht erreichen konnte, weil er, so lehrreich er auch für uns ist, nicht tief genug in die Gegenstände eingeht. Uebrigens findet es Cicero nöthig, sich, an mehr als Einem Orte dieser Bücher, wegen seiner Beschäftigung mit der Philosophie zu rechtfertigen, weil es Leute gäbe, welche diese Studien, und besonders wenn sie eifrig getrieben würden, mit der Würde eines Römischen Staatsmanns nicht für vereinbar hielten. Man sieht hieraus, wie die Meisten seiner Landsleute von den Wissenschaften denken mochten, und daß es ganz in ihrem Geiste ist, wenn Virgil den Römern in der Aeneide verkünden läßt: Andere würden sie in den Künsten der Rede und in der Bildnerei wie in der Wissenschaft übertreffen; ihre Kunst würde es seyn, „weltherrschende Macht zu verwalten."

*) Philosophiam nobis pro reipublicae procuratione substitutam putabamus. De divinat. II, 2.

Alte Geschichte.

Fünftes Buch.

Die Römischen Imperatoren bis zum Untergange des westlichen Reiches.

(30 v. Chr. — 476 n. Chr.)

1. Alleinherrschaft des C. Julius Cäsar Octavianus Augustus.

(30 v. Chr. — 14 n. Chr.)

Rom hatte in Kämpfen von vier Jahrhunderten dem schönsten Theile der damals bekannten Erde die Freiheit geraubt; jetzt war die Zeit gekommen, wo es seine eigne Freiheit verlor, und für immer Alleinherrschern gehorchen mußte. Der Grund davon lag in der außerordentlichen Sittenlosigkeit, in den maaßlosen Begierden der Emporstrebenden, die zuletzt immer in Kämpfen um Macht und alleingeltenden Einfluß enden mußten, wenn sie nicht durch die von Allen anerkannte Gewalt eines an der Spitze stehenden Herrschers gezügelt wurden. Noch mehr aber als durch Laster, Ehrgeiz und unersättlichen Durst nach Genüssen wurde Rom zur Monarchie geführt durch seine nunmehr völlig unpassend gewordene Verfassung, die in anderen Zeiten entstanden, und auf ein ganz anderes Maaß der Größe des Staats berechnet war. Kaum ein Land mäßigen Umfangs kann vermittelst der Formen einer republicanischen Stadtgemeinde regiert werden; wie viel weniger ein Reich so unermeßlicher Ausdehnung.

Als Octavianus den Antonius besiegt hatte, war keine Macht mehr im Staate als die seine, keine Waffen, als die der seinem Befehle gehorchenden Legionen. Kein Gegner, fähig ihm die errungene Gewalt streitig zu machen, konnte sich erheben. Denn die Soldaten wurden bereichert, das Volk erhielt Brot, Alle freuten sich der langentbehrten Ruhe des Friedens. Die heftigsten Republicaner waren durch die Proscriptionen aus dem Wege geräumt, oder in den Schlachten gefallen; die Vornehmen hielten es für sichrer, Glück und Ehrenstellen von der neuen Fürstenregierung, als von den gefährlichen republicanischen Stürmen zu erwarten; die Provinzen hofften Besserung

des Zustandes, in welchem sie unter der Herrschaft des Senats und Volkes schmachteten *).

Als Octavian nach Rom zurückgekehrt war (29), seine Siege durch drei glänzende Triumphe und prachtvolle Spiele gefeiert, und seine Freigebigkeit durch reiche Geldvertheilungen aus der Aegyptischen Beute an Volk und Soldaten bewährt hatte, zog er die künftige Einrichtung des Staats in ernste Erwägung. Er legte seinen beiden vertrautesten Freunden, dem schon mehrfach erwähnten M. Vipsanius Agrippa und dem C. Cilnius Mäcenas, zum Schein den Entschluß vor, die Regierung niederzulegen. Der Geschichtschreiber Dio Cassius läßt beide Männer lange Reden halten, in welchen sie ihre Meinung geäußert und die Gründe dafür entwickelt haben sollen. Agrippa, ein tüchtiger Krieger von offner und biedrer Gesinnung, rieth, den Senat und das Volk in ihre alten Rechte wieder einzusetzen; Mäcenas dagegen, ein kluger, feiner, geschmeidiger, einem ruhigen, genußreichen und üppigen Leben ergebener Weltmann, war der Meinung, daß Octavian thun müsse, was für die Republik das Nützlichste und für ihn das Sicherste sey, sich nämlich den Besitz der höchsten Gewalt bewahren. Octavian's Entschluß war schon vorher gefaßt, denn die Alleinherrschaft war ja das Ziel, für welches er sich so vielen Mühen und Gefahren unterzogen hatte; aber er war weit entfernt durch eine gewaltsame Aufhebung und Zerstörung der bestehenden Verfassungsformen einen gefährlichen Widerstand aufregen zu wollen, oder durch Annahme verhaßter Titel sich und sein Werk in Gefahr zu setzen. Herrschen wollte er, aber es sollte dabei zugleich der täuschende Schein republicanischer Staatsformen fortdauern, bis sich die Römer an monarchische gewöhnt haben würden. Nach einiger Zeit (im Anfange des Jahres 27) trat er im Senate mit der Erklärung auf, daß er die ihm übertragene Herrschergewalt in ihrem ganzen Umfange niederlege. Aber die Senatoren, die theils seine wahre Absicht durchschauten, theils, wenn sie ihm glaubten, die Wiederherstellung des Freistaats aus Eigennutz oder Furcht nicht wünschten, drangen in ihn, die Regierung zu behalten, so daß er nur diesen inständigen Bitten nachzugeben schien, als er sie, aber nur auf zehn Jahre wieder annahm; und dasselbe Sträuben wiederholte er nachher alle zehn oder fünf Jahre, seine von dieser Zeit noch zwei und vierzigjährige Regierung hindurch. Es war

*) Tacit. Annal. I, 2.

kein bloßes Gaukelspiel. Vielmehr sah Octavian den Triumph seiner Staatskunst darin, die oberste Gewalt von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem als eine freie Gabe des Römischen Volkes zu empfangen, die nicht Furcht darbot, sondern ein lebhaft gefühltes Bedürfniß *). Der Senat ertheilte ihm bei jener ersten Scheinweigerung zugleich den Beinamen **Augustus** (der Ehrwürdige, Heilige), und dieser Name ist ihm, obschon ihn alle seine Nachfolger als einen Ehrentitel führten, in der Geschichte vorzugsweise eigen geblieben **).

Damals theilte Augustus auch die Verwaltung der Provinzen mit dem Senate. Diesem ließ er die Aufsicht über diejenigen, die für ganz beruhigt gelten konnten; solche aber, die entweder gefährliche Nachbarn hatten, oder von denen man noch Empörungen fürchtete, behielt er für sich, um, wie er vorgab, dem Senate den gefahrlosen Theil der Verwaltung zu überlassen, in der That aber, um den Befehl über die Heere nicht aus seinen Händen zu geben, da die meisten Legionen in den Provinzen der letztern Art stehen mußten. Dem Senate wurden zugetheilt: Africa (das ehemalige Gebiet von Karthago), Numidien, Cyrene nebst Creta, Asien (das Reich von Pergamum), Bithynien, Pontus, Cypern, Achaja (Griechenland), Macedonien, Sicilien, Sardinien, das Bätische Spanien, und das Narbonensische Gallien. Augustus dagegen behielt: das übrige Spanien, das übrige Gallien nebst Ober- und Nieder-Germanien (die Striche am linken Rheinufer, wo Deutsche Völkerschaften saßen), Illyrien, Cilicien, Cölesyrien, Phönicien und Aegypten. Dies also waren damals die Bestandtheile des ungeheuren Römerreichs. Im Umfange oder an den Grenzen desselben gab es noch einige dem Namen nach unabhängige, von eignen Königen regierte Landschaften, welche unter den folgenden Imperatoren erst Provinzen wurden. Die von der Wahl des Augustus abhängenden Statthalter hießen Legaten oder Proprätoren, die in den Provinzen des Staats Proconsuln. Den Statthaltern beider Art wurden Beamte für die Erhebung und Verwaltung der Steuern, unter dem Namen Procuratoren, an die Seite gesetzt.

---

*) S. meine für diesen ganzen Abschnitt zu vergleichende Abhandlung: Ueber das Prinzipat des Augustus, in Raumer's historischem Taschenbuch 5ter Jahrg. S. 253.

) Von dem Namen Cäsar, welchen nach Augustus auch seine Nachfolger führten, zuerst als Familiennamen, später als Bezeichnung ihrer Würde, stammt unser Deutsches **Kaiser her.

Die sicherste Gewähr seiner befestigten Macht im Staate mußte Augustus in dem dauernden Verhältniß zu der gesammten Kriegsmacht sehen; daher nahm er nach der Besiegung des Antonius den Titel **Imperator** in dem Sinne an, wie er dem Cäsar ertheilt worden war (oben S. 168.). Damit erklärte er sich zum Oberbefehlshaber aller Heere des Staats, und alle anderen Anführer zu seinen Legaten. In der bürgerlichen Staatsregierung besaß er, ohne den verhaßten Titel eines Königs zu führen, monarchische Machtfülle, theils durch eine ihm vom Senat übertragne außerordentliche Gewalt, die allmählig in alle Kreise der Verwaltung eindrang, und die republicanischen Formen überflügelte; theils durch eben diese Formen, indem er einen bedeutenden Theil derselben auf sich übertragen ließ. Bis zum Jahre 23 v. Chr. hatte er sich alljährlich zum Consul ernennen lassen, von der Zeit an geschah es nur selten mehr, aber es wurde ihm eine fortwährende proconsularische Macht ertheilt, wodurch er in den Provinzen beliebig schalten konnte. In demselben Jahre wurde ihm die tribunicische Gewalt übertragen, wodurch er stets alle ihm mißfälligen Beschlüsse verhindern konnte und unverletzlich war. Eben so wurde er zwar nicht Censor, aber als Aufseher über die Sitten (Praefectus morum) übte er die Rechte derselben. Nach dem Tode des Lepidus (13 v. Chr.) wurde er Oberpriester, und erhielt dadurch die Aufsicht über das gesammte Religionswesen. Daneben blieben auch für Andere die Namen der alten Magistraturen, und damit zwar nicht ihre frühere Gewalt, aber doch zum Theil ihr Wirkungskreis. Auch der Senat behielt einen Geschäftskreis, und die Volksversammlungen wählten die Beamten, versteht sich nach dem Winke und unter der Leitung des Fürsten. Was der Alleinherrschaft am meisten fehlte, war, daß sie es nicht wagen durfte, sich beim rechten Namen zu nennen; eben darum konnte sie weder wahre Würde noch rechtliche Begründung erhalten. Sie mußte als eine Tyrannengewalt erscheinen, die durch keine höhere Weihe dem Volke heilig war, und als höchste Gewähr ihrer Fortdauer die Waffen der Soldaten anerkennen, die ihrem Winke folgten, weil sie durch Beute und Lohn an sie gekettet waren.

Aber wie ungesetzlich auch die Grundlage seyn mochte, auf der die Gewalt des neuen Herrschers ruhte, er mißbrauchte sie wenigstens nicht, und wenn die Römer jener Tage sich der Republik nur als einer Zeit der Bürgerkriege und wilder Frevel erinnern konnten, so genossen sie jetzt der Ruhe und des innern Friedens. Augustus schien

völlig ein Anderer geworden zu seyn; von dem Blutdurst und der kalten Grausamkeit, die den Triumvir so hassenswürdig gemacht hatten, war keine Spur mehr vorhanden. Diese merkwürdige Sinnesänderung, die dem Reiche so wohlthätig wurde, ist dadurch zu erklären, daß er am Ziele seines ehrgeizigen Strebens angelangt, und von der wilden Leidenschaftlichkeit, in welche ihn die Verfolgung dieses Zieles gestürzt hatte, befreit, nun die höchste Befriedigung seiner Ruhmbegierde darin fand, der Welt zu geben, was sie am meisten bedurfte, und worin ihr und sein Vortheil Hand in Hand gingen: Ruhe, Frieden, Ordnung, Herrschaft der Gesetze. Mit einem nicht gewöhnlichen Maaße von Geist und Klugheit, mit einem feinen, durchdringenden Verstande, der die Verhältnisse schnell überschaute, und die rechten Mittel, sie zu behandeln, mit Sicherheit fand, hatte er sich zur Alleinherrschaft emporgeschwungen, und mit denselben Eigenschaften leitete er jetzt den Staat. Unter seiner langen Regierung konnte sich die Römische Welt von den Stürmen erholen, die so lange die zu den Werken des Friedens nöthige Ruhe verscheucht, und alle Früchte desselben zerstört hatten. Augustus reinigte den Senat von unwürdigen Mitgliedern, sorgte für die Ehre des Bürgerrechts, und schränkte die Freigelassenen ein. Er gab Gesetze, um die Sitten zu verbessern; und um der in Rom immer mehr einreißenden Ehelosigkeit zu steuern, setzte er Belohnungen für die Heirathenden, und Strafen für die Hagestolzen fest. Er sorgte für die Bevölkerung und den Wohlstand Italien's, und in den Provinzen trat an die Stelle der bisherigen grenzenlosen Willkür Verantwortlichkeit der Beamten und neue Ordnung ein. Den eigentlichen Werkzeugen seiner Macht, den Soldaten, schmeichelte er keinesweges durch Nachsicht, sondern hielt unerschütterlich auf die Strenge der alten Mannszucht, und stellte die wankende und erschlaffte wieder her. Wo das Volk ungestüme Gier zeigte, wies er sie mit Würde und Festigkeit zurück. Dennoch liebte es ihn als seinen wahren Wohlthäter, es hing an ihm, verehrte ihn mit Aufrichtigkeit und Innigkeit, es sah ihn als seinen Schutzgott an. Daß dennoch zu verschiedenen Malen Verschwörungen gegen Augustus angezettelt wurden, ist in einem Staate, der fünf Jahrhunderte Republik gewesen war, kein Beweis gegen die Wohlthätigkeit und Milde der Regierung. Unter seinen Räthen und Gehülfen standen Agrippa und Mäcenas oben an. Von ihnen nahm er gern Warnungen an, und öfters hielten sie ihn von Mißgriffen ab.

Die Stadt Rom wurde unter Augustus erweitert und ungemein verschönert. Eine Menge prächtiger Paläste entstand, theils durch ihn selbst, theils durch die Vornehmen, die er dazu ermunterte. Den Landstraßen gab er einen allgemeinen Zusammenhang durch alle Provinzen seines unermeßlichen Reiches.

Die Kriegsmacht bestand aus fünfundzwanzig in den Provinzen vertheilten Legionen; die meisten waren, wie schon bemerkt ist, in denen gelagert, welche die kriegerischesten Völker zu Nachbarn hatten. Außerdem hielt Augustus eine Leibwache von zehntausend Mann (cohortes praetorianae), deren Obersten (Praefecti praetorio) in späteren Zeiten ein sehr großes, schädliches Ansehen erhielten; und außerdem noch eine Stadtwache (cohortes urbanae). Zwei Friedensämter, der Stadtpräfect und der Aufseher über die Lebensmittel (praefectus annonae), welche in den Zeiten der Republik nur in besonderen Fällen vorkamen, wurden jetzt dauernde, lebenslängliche Würden von großer Bedeutung.

Eine der glänzendsten Zierden der neuen Herrschaft bildeten die großen dichterischen Talente, welche sich an den Sonnenstrahlen ihrer Gunst erwärmten. Augustus wünschte durch das Lob derselben im Munde der Nachwelt zu leben, und besonders machte sein Freund, der kunstliebende Mäcenas, gern den Beschützer der Dichter, so daß sein Name für die Bezeichnung eines solchen Gönners sprichwörtlich geworden ist.

P. Virgilius Maro (geb. bei Mantua im J. 70, gest. 19 v. Chr.), ein milder, liebenswürdiger Charakter, hat in seinem trefflichen Gedicht vom Landbau dieses älteste Lieblingsgeschäft der Römer besungen. Berühmter noch ist sein Epos, die Aeneis, von der Ankunft des Aeneas in Latium und dessen Thaten dort, als dem mythischen Ursprung des Römischen Volkes. Voll von Kunst und großen Schönheiten im Einzelnen fehlt diesem Gedichte doch die einfache, ungeschmückte Natürlichkeit, welche zum Charakter des epischen Gedichts wesentlich gehört.

Q. Horatius Flaccus (geb. zu Venusia in Apulien im J. 65, gest. 8 v. Chr.), einer der berühmtesten und gelesensten Dichter aller Zeiten wegen seines feinen Verstandes, seiner treffenden Gedanken und seines angemeßnen Ausdrucks. Man hat von ihm Oden, die, wie so vieles Andere in der Römischen Litteratur, Nachahmungen der Griechen sind, aber treffliche. Originell ist Horaz dagegen in der Satire, der einzigen den Römern ganz eigenthümlichen Gattung der Poesie,

als deren Schöpfer der Dichter Lucilius (gegen die Zeit des dritten Punischen Krieges) betrachtet wird*).

Die Elegie fand ausgezeichnete Bearbeiter an Albius Tibullus, S. Aurelius Propertius und P. Ovidius Naso. Der Letzte (geb. 43 v. Chr., gest. 17 n. Chr.), von dem wir auch noch in anderen Gattungen Gedichte besitzen, war ein origineller Geist; er weicht durch seine Witzesspiele, seine Weichheit und Sentimentalität schon sehr von dem Charakter der alten Poesie ab, und streift an das Moderne.

In der Geschichte glänzt vorzüglich Titus Livius aus Padua (geb. 59 v. Chr., gest. 19 n. Chr.), der erste, welcher ein großes, umfassendes Werk über die ganze Römische Geschichte bis auf seine Zeiten in hundert zwei und vierzig Büchern, von welchen leider nur fünf und dreißig auf uns gekommen sind, schrieb. Livius ist einer der trefflichsten Geschichtschreiber in der Schilderung und Ausmalung der Begebenheiten, wie in dem Glanze und der Fülle der gerundeten, fließenden Rede.

Unter den Griechischen Schriftstellern um die Zeit des Augustus sind Dionysius von Halikarnaß, welcher die ältere Römische Geschichte, Diodor von Sicilien, welcher eine allgemeine Geschichte, und Strabo, der eine Geographie schrieb, zu bemerken, weil sich die beiden Ersteren theilweise, der Dritte ganz, erhalten haben. Wenn übrigens die Römer in der Poesie und Geschichtschreibung den Griechen nacheiferten, so gab es dagegen in der Plastik und Malerei gar keine ausübenden Künstler unter ihnen. Aber es waren große Kunstwerkstätten Griechischer Künstler in Rom, und manche unserer schönsten Statuen im edelsten Griechischen Stil sind wol nur in Rom unter den ersten Kaisern großen Originalen nachgebildet worden.

Mitten unter allen diesen mannichfachen Bestrebungen, ein neues Leben zu begründen, ward nach dem Rathschlusse der Vorsehung durch die Geburt des Erlösers, welche in die Zeit des Augustus fällt, eine unendlich größere und folgenreichere Zukunft vorbereitet.

---

*) Man muß die Satire der Römer (von satura, ein gemischtes Gedicht) nicht mit den satyrischen Dramen der Griechen (Th. II. S. 141.) verwechseln, welche von den darin auftretenden Satyrn ihren Namen haben.

2. Kriege unter Augustus, vornehmlich mit den Deutschen.

Es gehörte zu den Regierungsgrundsätzen des Augustus, und schmeichelte zugleich seiner Eitelkeit, die Römer das Glück eines allgemeinen Friedens genießen zu lassen, den sie während der ganzen Dauer der Republik fast nie gesehen hatten. Wirklich konnte er den Tempel des Janus, der seit dem Ende des ersten Punischen Krieges nicht geschlossen worden war, drei mal schließen (Th. II. S. 261.). Indeß erlaubte die Gestalt, welche das Reich einmal gewonnen hatte, den Römern kaum, in der Ausbreitung ihrer Macht willkürlich stehen zu bleiben. Daher fanden auch unter Augustus mehrere Kriege Statt, theils weil einige feindliche Anfälle zurückgewiesen werden mußten, theils um die Grenzen zu erweitern.

Aus den nördlichen, noch unbesiegten Gebirgsstrichen Spanien's machten die Cantabrer und Asturer häufig Einfälle in das Land der Römer. Sie wurden, wiewol mit Mühe, besiegt (24—18 v. Chr.), und von nun an besaßen die Römer die ganze Halbinsel, nach zweihundertjährigen fast ununterbrochenen Kriegen, in Ruhe. — Von Macedonien aus hatten sie schon früher ganz Thracien unterworfen bis an die Donau, und jetzt wurde dort eine neue Provinz, Mösien, eingerichtet; nun zwangen die Einfälle der nördlichen Völker, auch schon über den Strom zu gehen, und sie zu bekriegen. — In Africa unternahm Balbus einen Zug gegen die Garamanten, von Aegypten aus der dortige Statthalter Aelius Gallus einen andern nach dem glücklichen Arabien, der unglücklich ablief, indem der größte Theil des Heeres in den Wüsten des Landes durch Hitze, Mangel, Krankheiten und die Anfälle der Bewohner aufgerieben wurde. — Am rühmlichsten schien, daß Phraates IV. König von Parthien, weil er den Schutz fürchtete, den Augustus einem Thronbewerber, Tiridates, angedeihen lassen könnte, die dem Crassus und dem Antonius abgenommenen Fahnen und die noch lebenden Gefangenen auslieferte (20 v. Chr.). Auf diese Tilgung der frühern Schmach bildete sich Augustus nicht wenig ein; er ließ Mars dem Rächer einen Tempel auf dem Capitol erbauen, um die Fahnen darin aufzuhängen.

Die Römer beherrschten ganz Gallien bis an den Rhein, aber die Völker in den Alpen, deren hohe Rücken das heimische Italien zu decken schienen gegen die barbarische Welt des Nordens, waren noch unbezwungen. Die Bewohner dieses Gebirges, so wie der zu-

nächst angrenzenden Länder im Süden der Donau, die Vindelicier, Rhätier, Bojer, Taurisker, Skordisker u. A., waren theils Celtischer, theils eigenthümlicher, unbekannter Abkunft. Schon vor der Besiegung des Antonius hatte Augustus gegen die Völker im Gebirge gekämpft, aber der entscheidende Krieg gegen sie wurde von seinen tapferen Stiefsöhnen, Tiberius und Drusus, im J. 15 v. Chr. geführt. Die Rhätier (im heutigen Graubünden und Tyrol) wurden von zwei Seiten angegriffen; Drusus drang von der Etsch herauf, Tiberius von Gallien aus zum Bodensee vor. Dort am nördlichen Abhange der Alpen, am Inn und Lech, fanden die Römer ein bisher unbekanntes, den Rhätiern verbündetes Volk, die Vindelicier. Tiberius faßte von dem genommenen Standpunkte aus das Gebirge im Rücken. Von allen Seiten umzingelt fochten die Barbaren mit der höchsten Verzweiflung, aber die Römische Kriegskunst trug den Sieg davon. Als Alles verloren war, ergriffen Mütter ihre Kinder, und schleuderten sie den Römischen Kriegern ins Angesicht. Rhätien nebst Vindelicien (die Länder zwischen der Donau, dem Inn und den Alpen) wurde Römische Provinz. Es erhoben sich dort Römische Festen, unter ihnen Regina Castra (Regensburg), und am Lech eine berühmte Colonie, Augusta Vindelicorum (Augsburg). Am rechten Ufer des Inn, wo die Römischen Waffen gleichfalls obsiegten, bildete sich die Provinz Noricum (Kärnthen, Steiermark, Oesterreich), und östlich von dieser, nach Unterwerfung der Pannonier, die Provinz Pannonien (Ungarn am rechten Donauufer, Krain, Slavonien und ein Theil von Kroatien).

Wann und unter welchen Umständen die Stämme der Germanen von Osten her, wie man es nach der allgemeinen Analogie der Völkerverbreitung glaubt, in Deutschland eingewandert sind, darüber liegt tiefes Dunkel, denn keine historische Kunde reicht so hoch hinauf. Neuere Forschungen stellen aus Gründen der Sprachvergleichung die Deutschen als Stammbrüder der Perser und Inder dar.

Seit dem schweren Kriege mit den Cimbern und Teutonen hatten die Römer die Tapferkeit der Deutschen achten und fürchten gelernt; die Kämpfe Cäsar's, obschon er der am linken Rheinufer hausenden Stämme Herr geworden, hatten diese Achtung nicht herabgestimmt. Durch ihn bekamen die Römer die erste nähere Kunde von der Natur und Beschaffenheit Deutschland's und seiner Bewohner. Nicht bloß die hohe Körpergestalt der Deutschen, ihr goldgelbes Haar,

ihr blaues Auge erregten die Bewunderung der Römer, sondern auch des Volkes Treue, Zucht, Sitte und Todesverachtung. Vom damaligen politischen Zustande der Deutschen werden wir im Eingange der Mittlern Geschichte sprechen, als in der Periode, deren Charakter und Eigenthümlichkeit vornehmlich Germanisch ist.

Nachdem die Römer nicht nur den Rhein, sondern auch die Donau als Grenze gewonnen hatten, war der Gedanke der Eroberung Deutschland's, dessen Völker nun an zwei großen Flüssen zu bewachen waren, sehr natürlich *). Als Drusus, der jüngere Stiefsohn des Augustus, von diesem wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften vorzüglich geliebt, Statthalter in Gallien geworden war, begann er den Angriff. Er wollte von Nordwesten her in Deutschland eindringen, und schloß daher mit den Batavern und deren Nachbaren Bündnisse. Um mit seiner Flotte in den Zuyder-See zu kommen, ließ er den Rhein mit der Yssel durch einen Canal verbinden, der bis auf den heutigen Tag seinen Namen führt. Als er nun seine Flotte durch den Zuydersee in die Nordsee geführt hatte, versuchte er am Ausflusse der Ems eine Landung, welche durch die unerwartet eintretende Ebbe mißlang (12 v. Chr.). Aufgeschreckt durch ein solches Beginnen, verbanden sich die Deutschen Völker zwischen dem Rhein und der Weser gegen ähnliche Angriffe, und als Drusus im nächsten Jahre zu Lande bis an den letztern Fluß vordrang, und dann, — wie es hieß, durch böse Zeichen geschreckt — den Rückzug antrat, sah er sich mit dem Heere plötzlich in einem engen und tiefen Thale von den Feinden angegriffen, und wäre verloren gewesen, wenn die Deutschen nicht ohne Einheit und Ordnung gefochten hätten. Das folgende Jahr ward von den Römern zur Anlage großer Befestigungswerke verwandt, um für künftige Unternehmungen eine sichere Grundlage zu gewinnen. Mehr als funfzig Castelle entstanden an beiden Ufern des Rheins. Die wichtigste unter diesen Festen war Mainz (Moguntiacum), wegen seiner Lage den Ufern des Mains gegenüber, den Drusus als die Hauptlinie seiner Unternehmungen gegen Deutschland ansah. Von hier aus unternahm er im Jahre 9 v. Chr. einen dritten Zug über den Rhein, und drang bis zur Elbe vor. Als er sich nun anschickte, auch über diesen Fluß zu gehen, trat ihm, so erzählten die Römer, ein Weib von übermenschlicher Größe entgegen, und rief ihm zu:

*) Luden Geschichte des teutschen Volks, Bd. I. S. 174.

„Wohin willst du, unersättlicher Drusus? Das Schicksal erlaubt dir nicht, alle diese Länder zu sehen. Kehre um, denn das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist nahe." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine jener wahrsagenden Frauen der Deutschen, die vorzüglich hochgeachtet und heilig gehalten wurden, dem Drusus mit diesem drohenden Zuruf erschienen sey. Wie dem auch sey, er kehrte um, stürzte auf dem Rückzuge mit dem Pferde, und starb an den Folgen dieses Unfalls, noch ehe er den Rhein erreichte. Tiberius führte die Leiche nach Italien; in Pavia harrte Augustus ihrer, und begleitete sie von da nach Rom. Die Trauer war groß und allgemein, der Kaiser selbst hielt dem geliebten Sohne öffentlich eine Leichenrede, der Senat erkannte ihm große Ehren zu, besonders den Beinamen Germanicus für ihn und seine Nachkommen.

Nach dem Tode des Drusus erhielt Tiberius vom Kaiser den Oberbefehl gegen die Deutschen. Ihm gelang mehr als seinem Bruder, aber nicht sowol durch offne Waffengewalt, als durch kalte Berechnung, List und schlaue Anschläge, wozu seine Gemüthsart besonders hinneigte. Nicht minder als gegen andere Völker übten die Römer gegen die Deutschen schnöden Verrath. So geschah es, daß mehrere Deutsche Stämme, überrascht und erschreckt, sich vor der Macht des weltgebietenden Volkes beugten, und namentlich ward das Land zwischen dem Rhein und der Weser fast als unterworfen angesehn. Tiberius entzog sich hierauf sieben Jahre dem öffentlichen Leben, welche er auf der Insel Rhodus zubrachte. Seine Nachfolger in der Anführung gegen die Deutschen hatten manche Kämpfe zu bestehen, deren Kunde jedoch in den dürftigen Nachrichten, welche die Geschichte jener Zeiten vertreten müssen, fast gänzlich untergegangen ist. Nach Ablauf jener sieben Jahre, als Tiberius vom August an Kindes Statt angenommen worden war, ward er auch wieder zum Heere nach Deutschland gesendet, welches er siegreich bis zur Elbe durchzog (5 n. Chr.). Auch von dieser Unternehmung sind uns die näheren Umstände unbekannt. In dem Berichte des Geschichtschreibers Vellejus Paterculus, welcher den Tiberius auf diesem Zuge begleitete, erscheint sie, da Jener ein Schmeichler des nachmaligen Kaisers war, in den Farben einer schwülstigen Lobrede.

Die große Gefahr Deutschland's erwog Marbod, ein Fürst der Marcomannen (d. i. Grenzmänner), welche zu dem großen, über das südliche und östliche Deutschland verbreiteten Deutschen Volksstamme

der Sueven gehörten. Marbod, ausgezeichnet an Körper und Geist, hatte als Jüngling in Rom gelebt und die Gunst des Augustus gewonnen. Jetzt faßte er, der Rom's Herrschaft und Stärke kennen gelernt hatte, den Entschluß, sich von der gefährlichen Berührung zu entfernen, und eine Stellung einzunehmen, in welcher er, vor Rom's Angriffen sicher, dasselbe doch zugleich bedrohen konnte. Darum führte er sein Volk aus dessen bisherigen Wohnsitzen zwischen Main und Neckar gegen Osten in das Land, welches von seinen Anbauern, den Bojen, schon damals Bojohemien oder Böheim hieß. Dieses Land, von allen Seiten mit Gebirgen umgeben, gleichsam eine große natürliche Festung, diente seinen Zwecken trefflich. Er begnügte sich auch nicht mehr mit dem sonstigen Verhältnisse Deutscher Fürsten zu ihren Völkern, welches mehr ein großes und allgemeines Ansehen als Herrschaft war, sondern begann unumschränkter zu gebieten, wie dies theils seinen Plänen nach Außen entsprach, theils seiner Sinnesart zusagte. Er hielt ein stehendes Heer, nach Römischer Art gebildet, von 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern. Auch benachbarte Völker schlossen sich ihm an, so daß er über Böhmen's Grenzen hinaus herrschte. Mit großer Besorgniß sahen die Römer diese Macht des kühnen Mannes, der, im Besitze der mittlern Donau, die Alpengrenze bedrohte, und selbst Italien gefährlich werden konnte. Wie denn Tiberius späterhin selbst im Senate sagte, daß Athen an Philipp von Macedonien, Rom an Pyrrhus keinen so gefährlichen Feind gehabt habe, als Marbod war. Es wurde daher Krieg gegen ihn beschlossen. Im Jahre 6 n. Chr. führte Tiberius vom Süden her große Heeresmacht gegen die Donau, und von Niederdeutschland brach Sentius Saturninus auf, um sich mit ihm zu vereinigen. Da erhielt Tiberius Kunde, daß die Völker Pannonien's und Dalmatien's, gereizt durch die Mißhandlungen und Erpressungen der Römischen Beamten, sich empört hätten, und mit großer Macht im Felde ständen. Hiedurch bewogen trug er Marbod einen vortheilhaften Frieden an, den dieser auch einging. Deswegen ist er von Vielen angeklagt worden, daß er, zufrieden mit seiner eignen, zuletzt doch nicht dauernden, Ruhe die schönste Gelegenheit habe vorbeigehen lassen, Rom zu demüthigen, und die Gefahr der Unterjochung von ganz Deutschland abzuwenden *). Als Tiberius nun freie Hand hatte,

*) Luden a. a. O. Bd. I. S. 220 nimmt Marbod gegen diese Anklage in Schutz.

sich gegen die empörten Völker zu wenden, dämpfte er den Aufstand derselben, aber erst nach dreijährigen Kämpfen, unter Strömen von Blut und großer Verwüstung des Landes.

---

8. Befreiung Deutschland's durch Hermann.
(9 n. Chr.)

Als Tiberius Niederdeutschland nach seinem glanzreichen Zuge durch dessen Gauen verließ, war Sentius Saturninus dort Statthalter geblieben, und dieser, dessen gute Eigenschaften gerühmt werden, suchte die Deutschen durch Freundlichkeit und durch die Lockungen, welche das cultivirte Römische Leben gewähren konnte, zu gewinnen. Längst waren Deutsche Schaaren zu Römischen Kriegsdiensten gebraucht worden, und da nun die Edleren und Ausgezeichneteren derselben, mit Bürgerrecht und Ehrenzeichen belohnt, heimkehrten, so schien es in der That, als ob den Deutschen, die bis auf den heutigen Tag an der Weise des Auslandes so vielen Geschmack finden, die Römische Sitte zu behagen anfinge, und als ob sie sich eben darum gegen das ihnen aufzubürdende Joch der Knechtschaft weniger sträuben würden. Des Saturninus Nachfolger, der durch sein Unglück in der Geschichte so bekannt gewordene Quintilius Varus, glaubte nun, mit Römischem Hochmuth und dem Gefühle der Ueberlegenheit über Barbaren, die Deutschen Völker am Niederrhein und der Weser völlig als Unterworfene behandeln zu dürfen. Wie in dem längst an niedre Knechtschaft gewöhnten Syrien, dessen Statthalter Varus früher gewesen war, gebot er Lieferungen, und ließ Abgaben eintreiben, gleich als hätten die Deutschen ihre Unabhängigkeit in der That schon gänzlich eingebüßt. Was aber die nur erschreckten, nicht überwundenen Männer noch weit mehr als diese Forderungen empörte, war die Römische Rechtspflege, welche Varus üben zu dürfen glaubte. Nach der Weise eines Römischen Prätors saß er zu Gericht, ließ die Händel von Sachwaltern führen, entschied dann, und befahl, nach Befinden der Umstände, freie Deutsche Männer mit Ruthenhieben zu züchtigen, ließ auch wol ihre Häupter unter dem Beile fallen. Der Deutsche aber erkannte in seinem Freiheitsstolz sonst keine anderen Richter über sich, als die ihm gleichen Männer seines Gaues, erkannte keinem Gesetze und keinem Richterspruche die Befugniß zu, körperliche Züchtigung oder gar Todesstrafe zu verhängen.

Unter Denen, welche diese Schmach des Deutschen Volkes tief fühlten, und deren Gemüth darüber von Zorn und Schmerz erfüllt war, war besonders ein Jüngling ausgezeichnet, welchen die Römer Arminius genannt haben, die neueren Schriftsteller unsers Volkes Hermann nennen. Es war ein Sohn Siegmar's, des Vornehmsten unter den Cheruskern. An Tüchtigkeit des Körpers wie der Seele, an Scharfblick, Geistesstärke und Entschlossenheit ragte er vor seinem Volke hervor. Trotz seiner Jugend hatte er Deutsche Bundestruppen für die Römer in den Pannonischen Krieg geführt, und war mit Bürgerrecht und Ritterwürde belohnt worden. Auch seine geistige Bildung war so ausgezeichnet, daß die Römer in ihm den Barbaren nicht mehr erkannten, doch sein Sinn war völlig Deutsch geblieben. Seine ganze Seele erfüllte der Gedanke, sein Vaterland zu befreien, aber er erkannte die volle Schwierigkeit eines Angriffs auf Varus, welcher an der Spitze von drei Legionen und sechs Cohorten — mit den Bundesgenossen wol dreißig bis vierzig tausend Mann — im Deutschen Lande stand; er wußte, welch ein Uebergewicht die Kriegskunst und die wohlgeordnete Zucht dieser Schaaren ihnen über die ungebildete, regellose Tapferkeit der Deutschen gab. Dennoch verzweifelte er nicht an Rettung. Er fing damit an, Gleichgesinnten sein Vorhaben mitzutheilen, und gewann in der Stille Viele für seinen großen Plan, das Vaterland vom Joche der Knechtschaft zu befreien. Als Segestes ein mächtiger Mann unter den Cheruskern, welcher bequeme Ruhe und Ansehen unter fremder Abhängigkeit gefahrvollen Kämpfen um die Freiheit vorzog, von diesen Verabredungen Kunde erhielt, warnte er den Varus; aber dieser, mehr aus dünkelhafter Geringschätzung der Anschläge, die von Barbaren ausgehen könnten, als durch besondere List Hermann's getäuscht*), verachtete die Warnung. Als Hermann nun seine Anschläge für gereift hielt, mußte auf seinen Wink ein entfernter Stamm die Feindseligkeiten beginnen. Sofort brach Varus auf zur Dämpfung des Aufstandes (9 n. Chr.), während Hermann zuerst die Mitwisser seines

*) Mehrere alte Schriftsteller sprechen freilich von einer solchen arglistigen Täuschung, durch welche die Verschwornen, indem sie Anhänglichkeit an die Römische Regierung heuchelten, den sorglosen Varus umstrickten. Aber Roth (Hermann und Marbod S. 6) hat sich mit Recht gegen die Annahme dieser feinen Heuchelkünste bei Hermann erklärt. Luden, Bd I. S. 233 u. fg. geht noch viel weiter. Ihm zufolge hat es eigentlich gar keinen vorher verabredeten Plan gegeben; die Deutschen haben nur die Gelegenheit des von Varus unternommenen Zuges benutzt.

Vorhabens aufbot, dann durch alle Gaue den Ruf zur Freiheit erschallen ließ. Die Cherusker, die an beiden Ufern der Weser *), die Brukterer, die an der Lippe, die Marsen, die im heutigen Osnabrückschen **) wohnten, die Chatten, die Stammväter der heutigen Hessen, waren es, die in großen Schaaren diesem Aufgebote folgten, und sich unter Hermann's Führung stellten. Den Varus führte sein Weg durch den dichten Teutoburger Wald, wo ein einbrechendes Unwetter bald die Schwierigkeiten des Fortzuges vermehrte. Schauerlich heulte der Sturm und entwurzelte Bäume, welche den Weg versperrten; der häufig herabstürzende Regen verwandelte den Boden unter den Füßen der Römer in Morast, während die Deutschen schon aus dem Dickicht den Kampf begannen und Geschosse schleuderten, Varus aber in fortwährender Verblendung sogar die Gegenwehr verbot. Mit großer Mühe führte er an diesem Tage das Heer auf einen freiern, zum Lager tauglichen Platz. Hier befahl er, die meisten Wagen und alles überflüssige Gepäck zu verbrennen, rastete die Nacht, und zog am folgenden Tage durch den unwegsamen Wald weiter. Wie am vorhergehenden wurden die Römer angefallen; jetzt verstattete der Feldherr den Kampf, aber ohne Erfolg. Wiederum erreichte er ein weites Feld, und bezog ein Lager, und wiederum brach er am Morgen des dritten Tages auf, sich einen Ausweg zu bahnen; aber in der Vertilgungsschlacht dieses Tages endete er mit seinem ganzen Heere ***). Die Begeisterung der Deutschen ihre Freiheit zu erkämpfen war stärker als der Muth, welchen die Verzweiflung den Römern eingab. Nur sehr Wenigen von ihnen gelang die Flucht, die Meisten wurden niedergemacht, Varus wollte die große Schmach nicht überleben, und stürzte sich in sein eignes Schwert. Die Rache des gereizten Volkes kannte keine Mäßigung. An Altären zu Ehren der Götter errichtet, wurde das Blut der gefangenen Römischen Kriegsobersten vergossen; Andere wurden an Bäume gehenkt; vorzüglich aber übten die Deutschen ihren Zorn an den ver-

*) Wenn man nämlich den Stamm in weiterer Ausdehnung von seinem ursprünglichen Kerne unterscheidet. Der letztere ist bloß am Harz zu suchen. v. Ledebur das Land und Volk der Brukterer, S. 117.

**) Das. S. 106.

***) Ueber den Ort, wo die Schlacht vorgefallen, ist viel gestritten worden, und eine genaue Bestimmung desselben möchte kaum noch möglich seyn. So viel sieht man, daß das Schlachtfeld nördlich und nicht weit von der Lippe, auch nicht weit von der Weser war, wahrscheinlich also im heutigen Fürstenthum Lippe-Detmold.

haßten Sachwaltern, die schmählich verstümmelt wurden. Der Gefangenen harrte ein trauriges Loos; mancher vornehme Römer mußte den Deutschen jetzt als gemeiner Knecht dienen.

So groß in den Gauen Deutschland's die Freude war, so groß war in Rom der Schrecken. Hier herrschte noch Jubel und Festlichkeit wegen der Pannonischen Siege, als die neue Botschaft die Freude in tiefe Trauer verwandelte. Es erneuerte sich die Furcht der Cimbrischen Zeit; selbst Augustus, der sonst stets, auch im Unglück, eine gemessene Haltung bewahrte, verlor alle Besonnenheit, und rief laut: Quintilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder. Monate lang soll er mit allen Zeichen tiefer Trauer gelebt haben. Aber die Furcht, daß die Deutschen ihren Sieg zu Angriffen benutzen, Gallien überschwemmen, gar in Italien einbrechen würden, war ungegründet. Zufrieden, den vaterländischen Boden von den fremden Tyrannen befreit zu haben, begnügten sie sich, die in ihrem Lande befindlichen Schlösser und Schanzen der Römer einzunehmen, und sie zu schleifen. Auch entstand unter den Fürsten bald Zwiespalt. Hermann warb um Thusnelda, die Tochter des Segestes, und da der Vater, der ihn haßte, sie ihm verweigerte, entführte Hermann die Jungfrau, welche dem Befreier des Vaterlandes ihr Herz zugewandt hatte, und nahm sie zum Weibe. Darüber entbrannte die Feindschaft noch heftiger. Im nächsten Jahre nach der Schlacht ging Tiberius ungehindert über den Rhein, wagte es aber kaum, die Ufer desselben zu verlassen, aus Furcht bei weiterem Vordringen das Schicksal des Varus zu erleiden.

---

4. Augustus' Familienverhältnisse und Tod.

Am Ende seiner langen, bis auf die Thaten seiner Jugend glorreichen, Laufbahn hatte Augustus nicht den Trost, das Reich einem Nachfolger zu hinterlassen, von dem er eine Fortführung der Herrschaft in seinem Sinne erwarten konnte. Nur mit seiner zweiten Gemahlin, Scribonia, hatte Augustus eine Tochter, Julia, erzeugt, sonst aber weder von seiner ersten Gemahlin einen Erben, noch von der dritten, der Livia Drusilla, die er (38 v. Chr.) ihrem Gemahle Tiberius Claudius Nero schwanger entrissen hatte. Dieses herrschsüchtige Weib ging schon früh darauf aus, ihre beiden, oben bereits erwähnten, Söhne aus erster Ehe, Tiberius und Drusus, zu den Erben des Kaisers zu machen.

Dieser hatte indeß seine Tochter Julia an seinen Neffen Marcellus, einen Sohn der Octavia aus einer frühern Ehe derselben, vermählt, und allgemein wurde dieser Marcellus, ein Jüngling von den trefflichsten Anlagen, als dereinstiger Nachfolger des Kaisers betrachtet. Aber schon im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters wurde er vom Tode hingerafft (23 v. Chr.), nicht nur zum außerordentlichen Schmerze seines Oheims und seiner Mutter, sondern auch des ganzen Römischen Volkes, welches von ihm die künftige Wiederherstellung des Freistaats erwartete. Augustus hielt dem geliebten Neffen selbst öffentlich die Leichenrede, und beschenkte den Virgil für jeden der sechs und zwanzig Verse, die er zum Lobe desselben in die Aeneide*) einschaltete, mit zehntausend Sestertien. Da dieser Tod den ehrgeizigen Plänen der Livia sehr gelegen kam, so beschuldigte sie ein Gerücht, daß er ihr Werk sey, wie denn solche Anklagen sich unter ähnlichen Umständen zu allen Zeiten leicht erzeugen, aber die Geschichte hat sich zu hüten, sie, ohne vollen Beweis, als Thatsachen hinzustellen. Indeß wurde Julia zwei Jahre nachher an den treuen Freund und Gehülfen des Augustus, Agrippa, verheirathet, dem dadurch ein neuer Glanz zu Theil ward. Zwei Söhne, Cajus und Lucius, welche sie bald nach einander gebar waren die Freude und das Glück des Großvaters, der sie, als der Aeltere nur drei Jahre zählte, schon feierlichst adoptirte, zum großen Schmerz der dadurch in ihren glänzenden Hoffnungen bitter getäuschten Livia. Zwar verheirathete Augustus die Julia nach dem Tode des Agrippa (12 v. Chr.), dem sie noch einen Sohn und zwei Töchter geboren hatte, mit dem Tiberius, aber damit war, so lange jene Nachkommenschaft lebte, noch wenig für diesen gewonnen. Als Cajus Cäsar und sein Bruder Lucius heranwuchsen, verschwendete der zärtliche Großvater so viele Gunst an sie, daß Tiberius, nach dem indeß erfolgten Tode des Drusus der einzige Sohn seiner Mutter, sich, wie schon erwähnt ist, aus Zorn und Groll nach der Insel Rhodus in eine freiwillige Verbannung begab, und dort, seinen schlimmen Neigungen gemäß, ein ausschweifendes Leben führte. Jenen beiden Enkeln des Kaisers gaben Senat und Volk den neuen Titel Fürsten der Jugend, und be-

*) Sie stehen im sechsten Gesange V. 861—887. Es heißt dort unter andern (nach Voß):

Zeigen nur wird das Geschick dem Erdkreis Jenen, und länger
Läßt es ihn nicht! Zu mächtig erschien wol, obere Götter,
Euch der Romanische Stamm, wenn dauernder dieses Geschenk war!

stimmten sie schon im voraus für die Folge zu Consuln, nach welchen Ehrenbezeugungen Augustus, wie Tacitus sagt, unter dem Scheine der Weigerung mit brennender Begierde trachtete. Aber beide Jünglinge starben schon in frühen Jahren, Lucius in Massilia, Cajus in Lycien (2 und 4 n. Chr.), und mit ihnen alle bisherigen Entwürfe des Augustus für die Vererbung seiner Macht. Da Tiberius, der jetzt nach Rom zurückgekehrt war, nunmehr von ihm adoptirt wurde, so ist Livia wiederum der Beschuldigung nicht entgangen, durch Giftmischerkünste den Tod der beiden jungen Fürsten veranlaßt zu haben. Indeß mußte Tiberius seinerseits den jungen Germanicus, seines Bruders Drusus Sohn, adoptiren. Agrippa Posthumus, der dritte der Söhne des Agrippa, wurde vom Augustus zwar gleichfalls an Kindes Statt angenommen, aber bald nachher auf Betrieb der Livia, die den greisen Fürsten ganz beherrschte, nach der Insel Planasia verbannt. Agrippa war roh und von wilden Sitten, aber keines Verbrechens schuldig.

So sehen wir Augustus, wie im Staate vom Glücke begünstiget, so in seinem Hause vom Unglück verfolgt. Auch seine Tochter Julia bereitete ihm großen Kummer. Schon als Gemahlin des Agrippa, der viel älter war als sie, hatte sie sich den Ausschweifungen ergeben, und als sie nun den Tiberius, der ihr im hohen Grade zuwider war, heirathen mußte, trieb sie es noch viel schlimmer. Ganz Rom sprach von ihrer Zügellosigkeit, nur dem Vater blieb sie lange verborgen. Endlich, als Tiberius in Rhodus war, hing Julia ihrer unwürdigen Lebensweise so ungescheut und öffentlich nach, daß es dem Kaiser wol zu Ohren kommen mußte. Er verbannte sie auf die Insel Pandataria an der Küste von Campanien, und selbst die Fürbitten des Volkes vermochten ihn nicht, sie wieder zu begnadigen. Nur den Ort ihrer Gefangenschaft veränderte er späterhin, und ließ sie nach Rhegium bringen. So schonungslos verfuhr er wegen eines Vergehens dieser Art nur gegen die eigne Tochter. Die auffallende Härte erklärt sich daraus, das einer der Ehebrecher, Julius Antonius, des Triumvirs Sohn, zugleich angeklagt war, er habe sich mit Hülfe der Fürstentochter der Herrschaft bemächtigen wollen. Er wurde zum Tode verurtheilt, und Augustus schien die verletzte Keuschheit zu strafen, während er in der That nur das politische Vergehen im Sinne hatte *).

*) Ich habe diese Vermuthung in der oben angeführten Abhandlung aufgestellt, und freue mich, sie nunmehr von Weichert in seiner kürzlich erschienenen Schrift De Lucii Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus p. 359 bestätigt zu sehen. Nicht unwahrschein-

In den letzten Jahren des Augustus wurde Tiberius schon förmlich zum Genossen der Herrschaft angenommen und mit der tribunicischen Gewalt bekleidet. Indeß überfiel den alten Augustus noch in den letzten Jahren seines Lebens eine Sehnsucht nach seinem Enkel Agrippa. Heimlich und nur von einem Vertrauten begleitet, machte er demselben auf der Insel Planasia einen Besuch, und weinte dort herzlich mit dem unglücklichen Jüngling. Der Vertraute erzählte dies seiner Frau, diese der Livia, und der Mann starb bald darauf, ohne daß man wußte, wie. Kurze Zeit nachher sollte Tiberius nach Illyrien abgehen, der sechs und siebzigjährige August und Livia begleiteten ihn bis Benevent. Auf dieser Reise fühlte sich der alte Mann noch zum letzten Male recht heiter. Aber bei der Rückkehr mußte er zu Nola liegen bleiben; ein starker Durchfall endete dort sein Leben. Auch hier ist wieder auf Livia gemuthmaßt worden, weil die Reise zu Agrippa eine völlige Aussöhnung mit diesem habe befürchten lassen.

Augustus starb am 19. August des Jahres 14 n. Chr. Als er sein Ende nahe fühlte, forderte er einen Spiegel, und ließ sich die Haare ordnen. Hierauf wurden die Freunde zu ihm eingelassen. „Was dünkt euch, fragte er diese, habe ich den Mimus des Lebens gut gespielt?" und fügte mit dem Schlußverse einer Griechischen Komödie die Aufforderung hinzu, ihm freudig Beifall zu klatschen. Livia hatte ihren Tiberius auf das eiligste herbeiholen lassen, und da sie, die Alles mit Wachen umstellte, erst als dieser eingetroffen war, den Todesfall bekannt machte, so ist es ungewiß, ob Tiberius den Augustus noch lebend angetroffen. Hierauf wurde nach Planasia gesandt, den Agrippa schnell zu ermorden, angeblich einem nachgelassenen Befehl des August zufolge. Nun ward nach Rom gezogen; die Consuln, der Präfect der Leibwache, Senat, Soldaten und Volk leisteten dem neuen Herrscher den Eid der Treue. Der Senat stand in furchtsamer Erwartung. Tiberius versammelte ihn zuerst nur wegen der Bestattungsanstalten, und ließ das Testament des Augustus vorlesen, in welchem er und Livia als eigentliche Erben eingesetzt, für Volk und Heer Geschenke bestimmt waren. Der Leichnam des Kaisers ward mit aller möglichen Pracht auf dem Marsfelde verbrannt. Aus dem Scheiterhaufen ließ man zum Zeichen seiner Vergötterung einen Adler aufsteigen, und ein Senator bezeugte mit einem Eide, daß er den Augustus habe zum Himmel steigen sehen. Es wur-

lich nimmt dieser Gelehrte an, daß der ehrgeizige Plan dem Antonius nur angedichtet war, und zwar von der Livia.

den ihm daher göttliche Ehren, Tempel, Feste und ein besonderes Priestercollegium, an dessen Spitze Tiberius und Germanicus standen, zuerkannt. Tiberius war nun am Ziele aller seiner Wünsche, aber im Senate trat er schleichend und mit erheuchelter Bescheidenheit auf, und ließ sich lange bitten, die Führung der Geschäfte zu übernehmen, als ob sie ihm eine drückende Last sey, während niedrige Schmeichelei und knechtische Furcht ihm eine vollendete Despotie bereiteten.

5. Kriegszüge des Germanicus nach Deutschland. Hermann's und Marbod's Ausgang.

Indeß dachten die Legionen in Pannonien und Deutschland anders. Der Regierungswechsel erweckte den Gedanken in ihnen, eine Verbesserung ihres Zustandes zu ertrotzen; wenn eine Spaltung und innere Kämpfe entstanden, hofften sie reiche Belohnung und Beute. Kaum war daher der Tod des Augustus bekannt geworden, so brach an beiden Orten die Empörung aus. Gegen die Truppen in Pannonien sandte Tiberius seinen Sohn Drusus, dem es, wiewol nur mit Mühe, und durch Hülfe einer Mondfinsterniß, welche die Soldaten erschreckte, gelang, die Meuterei zu dämpfen. Viel bedeutender und gefährlicher war die der Germanischen Legionen. Vier derselben standen bei Mainz, vier bei Köln, unter Legaten; den Oberbefehl über beide hatte Germanicus, der Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, durch seine ausgezeichneten Eigenschaften und vornehmlich durch seine Leutseligkeit allgemein beliebt. Die Soldaten wußten, mit welchem mißtrauischen Haß Tiberius ihn betrachtete; sie hofften, er werde sich an ihre Spitze stellen, und mit ihrer Hülfe die Herrschaft für sich erobern. Aber Germanicus wollte den Bürgerkrieg eben so wenig, als den Thron aus den Händen empörter Legionen. Am Niederrheine versäumte der Legat, die entstehende Meuterei durch Strenge zu dämpfen, daher griff sie gefährlich und drohend um sich. Germanicus eilte herbei, als er aber die angebotene Herrschaft ablehnte, entging er selbst kaum den Mißhandlungen der gereizten Menge. Bei den oberen Legionen gelang es ihm, der Empörung zuvorzukommen, aber im Lager am Niederrhein ward die Ordnung nicht eher wieder hergestellt, als bis die Unruhigsten, die in der Widersetzlichkeit verharrten, von ihren eigenen Cameraden niedergemacht worden waren.

Doch hielt es Germanicus für nöthig, die verwilderten Legionen durch Krieg zu beschäftigen. Er ging über den Rhein, begnügte sich diesmal aber, bis zu den Gauen der Marsen vorzudringen, in der Nacht, die unter dem Schutze des Friedens nach einem feierlichen Festmahle ruhig schlafenden Bewohner zu überfallen, und niedermetzeln zu lassen. Hierauf kehrte er nach großer Verwüstung der Gegend zurück. Im folgenden Jahre (15 n. Chr.) unternahm er einen ähnlichen Verheerungszug gegen die Chatten. Zugleich zog er dem Segestes zu Hülfe, der jetzt mit Hermann im offenen Kampfe war. Segestes hatte ihn und seine Gattin gefangen genommen, Hermann aber hatte sich bald wieder befreit, und belagerte jetzt den Gegner in seiner Burg. Germanicus entsetzte die Burg, und Segest übergab sich, so wie die schwangere, unwillig bei ihm verharrende Thusnelda, den Römern. Bei der Nachricht, daß sein Weib und sein ungebornes Kind in die Knechtschaft fortgeführt worden, durchflog Hermann die Gaue der Cherusker, und rief auf zur Rache und zu den Waffen gegen die verrätherischen Räuber. Als nun nicht nur die Cherusker, sondern auch die benachbarten Völker dieser Mahnung folgten und sich erhoben, dachte Germanicus, der schon wieder über den Rhein zurückgegangen war, die Deutschen von diesem Flusse, auf den er einen Sturm fürchtete, abzuziehen. Daher ging er mit vier Legionen zu Schiffe, und schlug denselben Weg ein, den früher sein Vater genommen. An der Ems landete er, zog bis zum Teutoburger Walde, und kam auf den Platz der Römischen Schmach. Bei dem Anblick der hier gehäuften, dort zerstreut umherliegenden, bleichenden Gebeine und Schädel der Gefallenen, der zerbrochenen Waffen, ergriff das Heer Kummer und Schmerz. Germanicus erwies diesem traurigen Ueberreste eines noch sechs Jahre vorher furchtbaren Heeres die Ehre der Bestattung. Mit Hermann kam es hierauf zu einem blutigen Treffen, nach Römischen Berichten ohne Entscheidung; aber den wahren Ausgang deutet der Rückzug an, den die Römer sogleich antraten. Des Germanicus Legat, Cäcina, nahm den Landweg, und entging mit genauer Noth den umstellenden Deutschen und dem Schicksale des Varus.

Tiberius sah bei diesen Kriegen für das Reich keinen Vortheil, höchstens Ruhm für den Neffen, den er beneidete und im Innern der Seele haßte. Germanicus wußte dies; er konnte vorhersehen, daß der Kaiser ihn nicht lange mehr an der Spitze dieser Legionen lassen würde, darum beschloß er nochmals, mit Anstrengung aller Kraft, nach einem

dauerndern Erfolge des Deutschen Krieges zu ringen. Mit verstärkter Macht kam er im folgenden Jahre (16) abermals zu Schiffe zum Ausflusse der Ems, landete und zog an die Weser. Acht Legionen, und zahlreiche, auch Germanische und Gallische Bundesmannschaft, wol neunzigtausend Mann, führte er auf einem Felde an der Weser, welches Tacitus Idistavisus nennt, zur Schlacht gegen die Deutschen. Die Ueberlegenheit der Römer an Zahl und Kriegskunst verschaffte ihnen einen blutigen Sieg; Hermann selbst ward verwundet. Doch die Kraft des Volkes war noch keineswegs gebrochen. Mit dem festen Entschlusse, den heimischen Boden zu vertheidigen oder unterzugehen, griffen Alle zu den Waffen. Auch dieser Landsturm focht mit großem Verluste gegen die Römer, deren trefflicher Waffenrüstung die Deutschen ohne Helm und Harnisch, mit dünnen Schilden von Holz oder Geflecht, nur die vordersten Reihen mit langen Speeren bewaffnet, entgegenstanden. Aber trotz des Sieges, dessen er sich rühmte, trat Germanicus den Rückzug an, ohne eine andere Spur seines Eindringens in Deutschland zu hinterlassen, als ein stolzes Siegesmal. Auf der Heimfahrt ward ein großer Theil seiner Flotte in einem gewaltigen Sturme von den Wellen verschlungen.

Im nächsten Jahre dachte Germanicus den Krieg zu erneuern, aber nun rief ihn Tiberius zurück. Genug der Schlachten habe er gekämpft; die Deutschen könne man ihren inneren Zwistigkeiten überlassen. Doch gestattete er ihm den Triumph. Die erbeuteten feindlichen Waffen, Bilder Deutscher Berge, Flüsse und der dort gelieferten Schlachten, verherrlichten diesen Siegeszug; unter den Gefangenen, deren Viele aus den edelsten Geschlechtern waren, schritt die unglückliche Thusnelda einher, mit ihrem dreijährigen Knäblein. Der Held des Tages stand von fünf Kindern umgeben auf dem Triumphwagen; er war die Bewunderung Aller, doch konnten die Römer sich dabei des wehmüthigen Gedankens nicht erwehren, wie gerade ihre Lieblinge vom Geschlechte des Augustus bisher von einem frühen Tode hingerafft seyen.

Die Meinung des Tiberius, daß die Zwistigkeiten der Deutschen den Römern den größten Vortheil bringen würden, bewährte sich bald durch die That. Die Feindschaft Hermann's und Marbod's führte zu offenem Kriege zwischen Beiden, da der letztere mißgünstig sah, wie sich von ihm die Gemüther abwandten zu dem Rächer des Vaterlandes. Auch werden die Römer nicht unterlassen haben, das Feuer zu

schüren. Die meisten Deutschen Stämme scheinen zu der einen oder zu der andern Bundesgenossenschaft gehört zu haben. Ingomar, Hermann's Oheim, ging zu Marbod über, wogegen zwei der bedeutendsten Suevischen Völker, die Semnonen und die Longobarden, den König verließen und zur Gegenpartei traten. Vor der Schlacht (17 n. Chr.) befeuerte Hermann die Seinen durch die Erinnerung ihrer Großthaten: Marbod, der Flüchtige und Feige, der Kaiserfreund, der Landesverräther, müsse mit derselben Feindschaft verfolgt werden, mit der sie den Varus niedergeschlagen. Marbod dagegen schalt in seiner Rede Hermann einen unverständigen Abenteurer, der auf Deutschland Unglück, auf sich selbst Schmach gebracht habe. Gefochten ward hierauf auf beiden Seiten mit großem Muthe und mit der bei den Deutschen ehemals unerhörten, jetzt von den Römern erlernten Kriegskunst. Die Schlacht blieb unentschieden, aber Marbod vermied die Erneuerung des Kampfes, zog sich zurück, und gab sich dadurch besiegt. Da ihn nun Viele der Seinen verließen, wandte er sich an Rom um Hülfe, erhielt aber den Bescheid, daß er mit Unrecht von den Römern gegen die Cherusker fordere, was er ihnen im Kampfe gegen denselben Feind nicht geleistet habe. Drusus, des Kaisers Sohn, wurde zwar an die Donau gesandt, aber nicht zum Beistande, sondern durch heimliche Anschläge Marbod's völligen Untergang herbeizuführen. Er bediente sich dazu eines vornehmen Gothen, Catualda, der früherhin aus seinem Lande durch Marbod vertrieben, jetzt mit Unterstützung der Römer Rache nahm, die Marcomannischen Großen gewann, und sich der Hauptstadt des Reiches bemächtigte (19). Marbod floh über die Donau nach Noricum und schrieb von da an Tiberius: „viele Nationen riefen ihn zu sich; er aber zöge der Römer Freundschaft jeder andern vor." Tiberius wies ihm zu Ravenna einen Aufenthalt an; dort lebte der einst so mächtige König noch achtzehn Jahre, und sah alternd seinen frühern Ruhm dahin schwinden.

Einige Jahre nach Marbod's Sturz kam Hermann um, aber wir sind von des großen Mannes Ausgang nur sehr ungenügend unterrichtet. „Da er, sagt Tacitus, nach der Herrschaft strebte, hatte er den Freiheitssinn seiner Landsleute wider sich, und nachdem im Waffenkampf mit abwechselndem Glücke gestritten war, fiel er durch die Arglist seiner Anverwandten." Allein wir dürfen nach dem Geiste und Sinne seines ganzen Lebens wol annehmen, daß Hermann nur größere Einheit und Festigkeit in den lockeren Bundesverhältnissen der Deut-

schen und der Lenkung der gemeinsamen Angelegenheiten erstrebte, und Die gegen sich hatte, welche die Freiheit in der Ungebundenheit suchen. Nach jenen Worten fügt Tacitus hinzu: „Er war ohne Zweifel der Befreier Germanien's, und hat nicht, wie andere Könige und Feldherren, des Römischen Volkes Anfang, sondern das Reich in seiner Blüthe bekämpft, in Schlachten nicht immer, aber im Kriege unbesiegt. Sieben und dreißig Jahre hat er gelebt, zwölf Jahre die Gewalt geübt. Noch wird er bei den barbarischen Völkern besungen; den Geschichtsbüchern der Griechen, welche nur die Thaten der Ihrigen bewundern, ist er unbekannt; auch bei den Römern nicht, wie er sollte, berühmt, da wir nur das Alte erheben, um das Neue unbekümmert." So spricht ein Römer, und was würden wir nicht von Hermann sagen können, wenn jene Lieder seines Volkes sich erhalten hätten! Aber am unvergänglichsten steht sein Ruhm da in den außerordentlichen Folgen seiner Großthat, die dem Deutschen Volke die theuersten Besitzthümer, Freiheit, Eigenthümlichkeit, Sprache und Sitte erhalten hat, und in ihnen eine neue Weise der Entwicklung und Bildung des menschlichen Geschlechts.

6. Tiberius Cäsar.

(14—37.)

Tiberius war sechs und funfzig Jahre alt, als er zur Herrschaft gelangte. Er, schon von Jugend auf von so zäher und zur Grausamkeit geneigter Gemüthsart, daß ihn einer seiner Lehrer einen Klumpen Thon mit Blut durchknetet nannte, gehoben durch die Ränke und schlimmen Künste seiner Mutter, hatte die Menschen nur von der verächtlichen Seite kennen gelernt, und sein finsteres Gemüth immer mehr verhärtet. So groß die Verstellung auch war, mit der er auftrat, so blickte sein böser Sinn doch überall durch. Seiner Mutter lohnte er ihre Sorgen für seine Größe mit Undank, und seiner Gemahlin Julia entzog er das ihr von August gegebene Jahrgehalt, so daß sie im größten Mangel starb. Die Comitien schaffte er gänzlich ab, und übertrug die Macht, die sie der Form nach besaßen, dem Senate, aber die Gewalt, welche dieser dadurch erhielt, bedeutete nichts, da Alles nach dem Willen des Herrschers geordnet ward.

So lange Germanicus, den er vorzüglich fürchtete, lebte, that er

seiner Natur so viel als möglich Gewalt an, und heuchelte Tugenden. Er rief ihn, wie wir gesehen haben, aus Deutschland zurück, damit er von den Legionen, die mit Liebe und Verehrung an ihm hingen, getrennt werde; dann benutzte er Unruhen in Parthien und Armenien, um ihn mit dem Auftrage, diese Zwistigkeiten beizulegen, von Rom wieder zu entfernen. Er wurde als Oberbefehlshaber aller Provinzen jenseits des Meeres nach dem Morgenlande gesandt; zugleich aber ernannte der hinterlistige Tiberius den Cn. Piso zum Statthalter in Syrien, einen hochfahrenden, stolzen Mann, der kaum dem Kaiser wich, und die Söhne desselben verachtete, mit geheimen Aufträgen, den hohen Flug des Germanicus zu hemmen, obschon es ungewiß bleibt, wie weit die ihm ertheilten Vorschriften oder Andeutungen gingen. Germanicus setzte, seinem Auftrage zufolge, in Armenien einen König ein, und machte Kappadocien und Kommagene zu Römischen Provinzen, während Piso die Soldaten von ihm abzuwenden und durch Geschenke und Straflosigkeit für Vergehen für sich zu gewinnen suchte. Bald erlaubte er sich offene Widersetzlichkeit. Als Germanicus von einer nach Aegypten unternommenen Reise nach Antiochia zurückkam, fand er Alles, was er in den Städten oder bei den Legionen angeordnet hatte, unvollzogen, oder durch entgegengesetzte Befehle Piso's aufgehoben. Hierüber kam es zu heftigen Erklärungen, und Piso verließ endlich Antiochia. Schon vorher war Germanicus erkrankt, jetzt kehrte das Uebel mit erneuerter Heftigkeit zurück. Er war überzeugt, von Piso Gift erhalten zu haben, und als er seine Auflösung herannahen fühlte, forderte er seine Freunde auf, seinen Tod zu rächen, doch ermahnte er zugleich seine Gemahlin Agrippina, ihren Stolz abzuthun, und den Mächtigen nicht zu reizen. Bald darauf verschied er (19), und ein ungeheurer Schmerz ergriff die Länder weit und breit bei der Nachricht von dem Tode des erst vier und dreißigjährigen Fürsten, von dessen künftiger Herrschaft Alle eine goldne Zeit erwartet hatten. Ganz Rom war, als die Schreckenspost anlangte, in die tiefste Trauer versenkt. Die Urne, welche die theure Asche enthielt, in der Hand, landete Agrippina zu Brundusium. Von dort bis Rom ging der feierliche Trauerzug, überall begleitet von dem Wehklagen der weither zusammenströmenden Menge. In Rom stockten alle Geschäfte, so daß Tiberius, obschon er große Betrübniß über den Verlust des Neffen und Sohnes heucheln mußte, diesen Zeichen der Trauer durch einen öffentlichen Aufruf Grenzen zu setzen suchte. Gegen Piso ward

ein richterliches Verfahren eingeleitet. Tiberius verwies die Sache mit anscheinender Unparteilichkeit an den Senat. Piso sah, wie groß und allgemein der Haß gegen ihn war, er sah den Kaiser, von dem er Rettung hoffte, in dem entscheidenden Augenblicke kalt und stumm bleiben; daher gab er sich, ohne die Entscheidung abzuwarten, selbst den Tod. Doch behauptete ein Gerücht, er sey auf Befehl des Tiberius, der die Vorlegung seiner Briefe gefürchtet habe, heimlich ermordet worden. Schon der große Geschichtschreiber Tacitus, der diesen Zeiten so nahe lebte, wagte weder über die Wahrheit dieser Angabe zu entscheiden, noch selbst über die der Vergiftung des Germanicus.

Die Tyrannei des Tiberius trat jetzt ungescheuter hervor. Das Verbrechen der beleidigten Majestät, worunter früherhin solche verstanden worden waren, welche die Sicherheit der Republik bedrohten, oder ihre Würde verletzten, wurde jetzt nicht nur auf alle Thaten und Reden wider die Person der Fürsten ausgedehnt, sondern der Eifer, mit welchen diesen Vergehungen nachgespürt ward, eröffnete schändlichen Angebereien ein weites Feld. Die Angeber stiegen zu Reichthum und Ansehen empor, daher wuchs ihre Zahl mit jedem Tage, die vornehmsten Römer fanden sich unter ihnen. Die Vorwände, unter welchen Diejenigen, die man stürzen wollte, angeklagt wurden, bestanden oft in Worten, die dem Beschuldigten in muthwilliger Laune oder in der Trunkenheit entfallen waren, oft in den nichtsbedeutendsten Umständen. Es wurde als ein Majestätsverbrechen gestraft, wenn Jemand in der Nähe eines Bildnisses des Augustus seinen Sklaven gezüchtiget oder seine Kleider gewechselt hatte. Auf die Anklage folgte mit wenigen Ausnahmen Verurtheilung, auf die Verurtheilung der Tod.

Indem das unglückliche Rom auf diese Art in beständigen Aengsten schwebte, jede Gesellschaft gemieden wurde, Unterredungen mit den nächsten Verwandten und den vertrautesten Freunden gefürchtet; suchte der finstere Tyrann die Schreckbilder seiner Einbildungskraft durch schändliche, unnatürliche Wollüste zu vertreiben, denen er bis in sein hohes Alter ergeben blieb. Um sich diesen Lüsten desto ungestörter überlassen zu können, verließ er im Jahre 26 Rom auf immer, und nach einem Aufenthalte in Campanien begab er sich auf die kleine und anmuthige Insel Capreä (Capri) im Meerbusen von Neapel, wo er sicher und verborgen leben konnte, und von wo aus er den Staat durch Schreiben an den knechtisch gehorchenden Senat regierte.

Diesen Gedanken, sich einen einsamen Aufenthalt zu wählen, hatte

ihm sein Günstling L. Aelius Sejanus, Oberst der Leibwache, eingegeben, welchem allein er ein fast rücksichtsloses Vertrauen schenkte. Aber Sejanus verbarg unter einer großen Bescheidenheit, welche er dem Fürsten heuchelte, einen kühnen Geist, heftigen Ehrgeiz und ein zu allem Schlimmen geneigtes Gemüth. Er zog die Prätorianer, die bisher in abgesonderten Quartieren zerstreut gewesen waren, in besonders für sie errichtete, befestigte Casernen (castra Praetoriana) zusammen, um sie desto furchtbarer zu machen. Seine Absicht war auf die Herrschaft gerichtet; dieser sollte die ganze Familie des Kaisers zum Opfer fallen. Den Anfang machte er mit dem Drusus, dem Sohne Tiber's. Er unterhielt mit der Gemahlin desselben, der Livilla, einer Tochter des ältern Drusus, ein ehebrecherisches Einverständniß, und bewog sie, zur Vergiftung ihres Mannes hülfreiche Hand zu leisten. Dann wurden durch seine Verleumdungen Agrippina und ihr ältester Sohn Nero verbannt, der zweite, Drusus, gefangen gehalten. Der Weg zum Throne schien dem Sejan nun so geebnet, daß man anfing, ihn mehr zu fürchten als seinen Herrn, und ihm fast dieselben Ehrenbezeugungen erwies. Jetzt erst wurde Tiberius inne, wie furchtbar er betrogen sey*), aber er sah zugleich, daß er den übermächtigen Günstling nur durch seine alten Verstellungskünste werde stürzen können. Er behandelte ihn fortwährend als Freund, und machte ihm übermäßige Lobsprüche, zuweilen tadelte er ihn aber auch streng, damit Sejanus zwischen Hoffnung und Furcht schwebend zu keinem raschen und kühnen Entschluß komme. Nachdem er ihn sodann zum Consul ernannt, und dadurch einen schicklichen Vorwand hatte, ihn von seiner Person zu entfernen und an Rom zu fesseln, ließ er den dritten Sohn des Germanicus, Cajus, der sich ganz in seine Launen zu fügen wußte, zu sich nach Capreä kommen, machte ihn zum Augur und Priester, und gab in einem Schreiben an den Senat zu verstehen, daß er ihn wol zu seinem Nachfolger ernennen könnte. Dadurch fingen die Gemüther an, sich vom Sejan abzuwenden. Nun ernannte Tiberius insgeheim den Macro zum Obersten der Leibwache, und sandte ihn nach Rom. Während Sejanus unbefangen in den Senat ging, gewann

---

*) Nach Dio Cassius LVIII, 4. hingen Senat und Volk aus Furcht schon so offenbar an Sejan's Winken, daß es dem Kaiser nicht mehr entgehen konnte; nach Josephus Jüdische Alterthümer XVIII, 8. p. 632 d. machte ihn seine Schwägerin Antonia erst durch einen Brief auf die große Gefahr, in der er schwebte, aufmerksam. In den Handschriften des Tacitus ist hier leider eine große Lücke.

Macro die Prätorianer durch Geldaustheilungen. Im Senat aber wurde ein kaiserliches Schreiben verlesen, welches zum höchsten Erstaunen Aller mit dem Befehle schloß, den Sejanus zu verhaften. Sofort sah sich dieser von Allen verlassen. Er ward verurtheilt und hingerichtet, und seine ganze Familie mit ihm. Drei Tage lang übte das Volk an dem Leichnam des Verhaßten seine Wuth (31 n. Chr.).

Nach dem Sturze des Sejan wurde Tiberius grausamer und blutdürstiger als je. Jeder alte Haß ward jetzt hervorgesucht, und entfernte Männer, die ihn vor langen Jahren einmal beleidigt hatten, wurden dafür hingerichtet. Täglich forderte er Todesopfer, und ließ sich oft, wie zum Vergnügen, Verurtheilte nach Capreä kommen, um sich an ihren Martern und an ihrer Hinrichtung zu weiden. Diesen Henkersqualen der Folter zu entgehen, kamen vornehme Römer und Römerinnen dem kaiserlichen Befehle durch Selbstmord zuvor. Von einem Beklagten, der so geendet, sagte Tiberius einst, er sey ihm entkommen. Welche Gewissensqualen aber dafür der Urheber dieser Unmenschlichkeiten erduldete, zeigt der Anfang eines Briefes von ihm an den Senat, der folgendermaßen lautete: „Wenn ich weiß, ihr Senatoren, was ich euch schreiben soll, oder wie ich schreiben soll, oder was ich jetzt nicht schreiben soll, so mögen mich alle Götter und Göttinnen noch qualvoller verderben, als ich es täglich schon fühle." Endlich ließ er Alle, die als Mitschuldige des Sejan noch in den Gefängnissen waren, ohne weiteres Verhör, hinrichten. Die Leichname von jedem Alter, Geschlecht und Stand lagen aufeinander geschichtet, ein furchtbarer Anblick, aber die Furcht hielt jeden Laut des Mitgefühls zurück. Schon früher war der junge Nero, des Germanicus Sohn, umgekommen, jetzt mußte dessen Bruder, Drusus, den Hungertod sterben, und bald darauf endete Agrippina, die in ihrer Gefangenschaft mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt worden war, auf dieselbe Weise, oder, nach anderen Nachrichten, indem sie sich freiwillig der Nahrung enthielt.

Endlich auf einer Reise, als er sich auf einem Landgute bei Misenum befand, erkrankte Tiberius zum Tode. Er verlor das Bewußtseyn, und Cajus nahm schon Glückwünsche an, als er zu allgemeinem Schrecken wieder zu sich kam. Macro aber faßte einen raschen Entschluß, und ließ Decken und Kissen auf ihn werfen, unter welchen er erstickte (16. März 37) im acht und siebzigsten Jahre seines Alters und im drei und zwanzigsten seiner Regierung.

7. Cajus Cäsar (Caligula).
(37—41.)

Das Testament des verstorbenen Kaisers setzte dessen Enkel Tiberius Gemellus nebst dem Cajus als Nachfolger ein, aber es wurde vom Senate für ungültig erklärt, und so folgte unter den größten Erwartungen als Alleinherr Cajus, des hochverehrten Germanicus noch übriggebliebener Sohn, den die Soldaten liebten, weil er unter ihnen im Felde aufgewachsen war. Die Soldatenstiefeln (caligae), die er schon als Knabe getragen, hatten ihm früh den Scherznamen Caligula (Stiefelchen) zugezogen. Das Glück, Herr der Erde geworden zu seyn, machte ihn, so lange es ihm neu war, bescheiden, milde, und zu löblichen Handlungen geneigt, später, als er sich daran gewöhnt hatte, zum sinn- und gewissenlosesten Tyrannen, so daß man seine tollen Ausschweifungen gern auf eine Krankheit schiebt, die ihn im achten Monat seiner Regierung befiel, und ihm den Verstand geraubt haben soll. Seine erste Grausamkeit war die Hinrichtung des Tiberius Gemellus; es folgte die des Macro, der ihm zum Throne verholfen. Seine Großmutter Antonia starb aus Verdruß über die unwürdige Behandlung, die sie von ihm erfuhr. Nach Andern ließ er sie vergiften, oder zwang sie, sich selbst zu tödten. Mit seiner Schwester Drusilla lebte er in Blutschande, und nach ihrem Tode ließ er sie für eine Göttin erklären. Was er that, war entweder eine Tollheit oder eine Grausamkeit. Schaaren von Menschen um leichter Vergehungen willen auf den Richtplatz führen, manche lebendig mitten von einander sägen, viele mit ausgesuchten Martern quälen, Thiere mit Menschenfleisch füttern lassen, war sein Vergnügen. Er erklärte sich für einen Gott, und verlangte, bald als Bacchus oder Hercules, bald als Juno, Diana oder Venus gekleidet, die diesen Gottheiten gebührenden Opfer. Er hatte Maschinen, mit welchen er Donner und Blitz nachahmen konnte, und forderte den Jupiter zum Kampfe heraus, obschon er so feige war, daß er sich bei Donnerwettern unter das Bette verkroch. Er errichtete für sich als Gott ein Priestercollegium, an dessen Spitze er sich selbst stellte, und auch sein Pferd darin aufnahm, mit welchem er die Thorheit so weit trieb, daß er ihm ein eignes Haus bauen, es an seiner Tafel essen und aus seiner Schale trinken ließ.

Seine Verschwendung war nicht weniger unsinnig. Ueber die Bai

zwischen Bajä und Puteoli ließ er eine Schiffbrücke schlagen, diese mit Erde bedecken und ganz nach Art der Appischen Straße einrichten. Dann fuhr er prächtig geschmückt darüber, und brachte den Göttern Opfer. In weniger als einem Jahre hatte er den ganzen, von Tiberius gesammelten Schatz von 2700 Millionen Sestertien (143 Millionen Thaler) vergeudet. Um nun wiederum Geld zu seinen Rasereien aufzutreiben, führte er unerhörte Abgaben ein, ließ reiche Männer hinrichten, sich von Anderen zum Erben einsetzen, und mit selbstbestimmten Geschenken beehren, und trieb einen schamlosen Handel mit Gegenständen aller Art, wobei reiche Leute zu ungeheueren Preisen kauften, um sich dadurch einen Theil ihres Vermögens und ihr Leben zu erhalten.

In der Weise desselben thörichten Gaukelspiels, welches er in Rom Regierung nannte, suchte er auch Kriegsruhm. Er bot von allen Seiten Legionen und Hülfsvölker auf, wie zu einem großen Kriege gegen die Deutschen, zog dann selbst nach Gallien (39), und als er am Rheine angekommen war, befahl er einigen Deutschen von seiner Leibwache über den Fluß zu setzen, und sich dann zu verbergen. Sich selbst ließ er dann die Nachricht bringen, der Feind sey da, eilte vom Mahle hinweg, und kehrte am Abend mit jenen Soldaten, wie mit Gefangenen, zurück. Im folgenden Jahre versammelte er ein Heer von zweimalhunderttausend Mann an der Küste des Meeres, Britannien gegenüber, stellte es in Schlachtordnung, bestieg einen Dreiruderer, kehrte jedoch sogleich zurück mit dem Befehle an die Soldaten — Muscheln am Strande zu sammeln, die er auf dem Capitol als eine dem Ocean abgenommene Beute weihen wollte. Zu dem Triumphe, den er für diese Thaten zu feiern vorhatte, ließ er Gallier als gefangene Deutsche kleiden, begnügte sich aber dann mit der Ovation (einer kleinern Art des Triumphs).

Endlich leitete Cassius Chärea, Tribun einer prätorischen Cohorte, eine Verschwörung ein, und hieb diesen Rasenden am 24. Januar 41, in seinem neun und zwanzigsten Lebensjahre, nieder. In der Nacht ließ er auch des Cajus Gemahlin, Cäsonia, und ihr Kind umbringen, und der Staat war auf kurze Zeit ohne Oberhaupt.

8. Tiberius Claudius Cäsar.

(41—54.)

In der ersten Freude über den Tod des Cajus glaubte der Senat den Freistaat wieder herstellen zu können, aber die mächtigeren Prätorianer wollten wieder einen Kaiser, von dem sie Belohnungen erpressen könnten, und wählten den einzigen noch übrigen Erben des Cäsarischen Hauses, einen schon funfzigjährigen Oheim des Caligula, Claudius, den ein Soldat zufällig hinter einem Vorhang im obersten Stockwerke des Palastes fand, wo er sich aus Furcht vor den Verschwornen versteckt hatte. Nachdem er einmal Imperator begrüßt worden war, versprach er jedem Prätorianer ein Geschenk von zwanzigtausend Sestertien, ließ sich den Eid der Treue schwören, und der Senat mußte sich fügen.

Dieser neue Herr des Römischen Reiches war ein seltsames Geschöpf. Er war ein Sohn des ältern Drusus, also ein Bruder des Germanicus, aber diesem körperlich und geistig sehr unähnlich. Von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt, kränklich, langsamen und trägen Geistes bis zum Blödsinn, war er auch in der Erziehung sehr vernachlässigt worden. Sein ganzes Aeußere war lächerlich und widerwärtig; schon in der Kindheit diente er seinen nächsten Verwandten zum Gespött. Er war nicht von allen Anlagen entblößt, gelehrt, und Verfasser großer historischer Werke in Lateinischer und Griechischer Sprache, aber zur Führung jedes Geschäfts ungeschickt, wie viel mehr zur Leitung eines Weltreichs. Daher blieb er auch seine Regierung hindurch, obschon er sie mit einigen löblichen Einrichtungen anfing, ein Spiel seiner schändlichen Weiber und Freigelassenen. Als er den Thron bestieg, war er mit der dritten Frau vermählt, der Messalina, die als Bezeichnung der höchsten weiblichen Frechheit und Ausartung sprichwörtlich geworden ist. Freigelassene lenkten das Reich, unter welchen besonders drei mächtig waren, Pallas, Narcissus und Kallistus. Sie verkauften, oder vergaben nach ihrer Laune die Staatswürden und Befehlshaberstellen, verurtheilten Senatoren und Ritter zum Tode. Nicht weniger verderblich wirkte Messalina; wer sich ihrem Willen nicht fügte, konnte der Verweisung oder des Todes gewiß seyn. Unter diesen Opfern waren die vornehmsten Männer; dem stumpfen Kaiser wurden die Befehle leicht abgelockt. Die unersättlich wollüstige Messalina trieb ihre Ausschweifungen mit der schamlosesten Oeffentlich-

keit, aber der Kaiser wußte nichts von dem, was um ihn her vorging.

Seine Feldherren unterwarfen indeß Mauritanien und machten es zur Provinz, und die Bitten eines Britischen, in inneren Kriegen des Landes verfolgten Flüchtlings reizten zu Eroberungsversuchen auf der seit Cäsar unberührt gebliebenen Insel. Der Prätor Aulus Plautius ging mit einem Heere hinüber (43), schlug die Feinde, und eröffnete dem Kaiser die Bahn, der nun selbst erschien, und die Anführung des Heeres übernahm, welches einen abermaligen Sieg erfocht; dann eilte er zurück, um in Rom einen prächtigen Triumph zu feiern. Der Senat erkannte ihm, und seinem Sohne von der Messalina, den Ehrennamen Britannicus zu. In Britannien setzte Plautius das angefangene Werk fort, und unterwarf die südliche Hälfte des heutigen England's der Botmäßigkeit Rom's.

Endlich bereitete sich Messalina durch ihre unerhörte Frechheit selbst den Untergang. In leidenschaftlicher Liebe zu einem jungen, vornehmen Römer, C. Silius, entbrannt, wagte sie es, sich förmlich und mit allen hergebrachten Feierlichkeiten mit ihm zu vermählen, während Claudius in Ostia war; eine That, von der Tacitus sagt, sie werde seinen Lesern fabelhaft scheinen; doch wurde sie vor den Augen der Hauptstadt vollbracht. Jene drei Günstlinge waren schon mit Messalina zerfallen, seitdem sie einen andern in großem Ansehn stehenden Freigelassenen, den Polybius, hatte hinrichten lassen; jetzt erwogen sie, daß dem Silius kaum etwas übrig bleibe, als den Claudius zu verdrängen, und nach der Herrschaft zu streben*), und welche Gefahr ihnen bei der Thronveränderung drohe. Narcissus benachrichtigte den Claudius, und die Schuldigen wurden hingerichtet (48). Hierauf vermählte er sich zum vierten male, und zwar auf Zureden des Pallas mit seiner Nichte Agrippina, einer Tochter des Germanicus, Wittwe des Domitius Ahenobarbus. Dieses herrschsüchtige, jedes Verbrechens fähige Weib bemächtigte sich seiner gänzlich. Sie brachte es dahin, daß er ihren Sohn, L. Domitius, dem sie den Thron verschaffen wollte, mit seiner Tochter Octavia vermählte, ja sogar adoptirte (seit welcher Zeit er Nero Claudius Cäsar hieß), und seinen eigenen Sohn Britannicus ganz vernachlässigte. Als aber dem Kaiser ihre Unwürdigkeit einzuleuchten, und er die Ungerechtigkeit gegen Britannicus gut machen zu wol-

*) Nec enim occultum, quid post tale matrimonium superesset. Tacitus Annal. XI, 28.

len schien, ließ sie ihm eine Schüssel vergifteter Pilze vorsetzen, an deren Genusse er am 13. October 54, im vier und sechzigsten Jahre seines Alters, starb.

---

9. Nero Claudius Cäsar.

(54 — 68.)

Agrippina verhehlte den Tod des Claudius, bis ihr Sohn Nero die Leibwache durch das Versprechen desselben Geschenks, welches sie von dem verstorbenen Imperator erhalten, für sich gewonnen hatte. Nachdem die Prätorianer ihn zum Kaiser ausgerufen hatten, stand auch der, jetzt nur noch zu Handlungen der Unterwürfigkeit fähige, Senat nicht an, ihm die höchste Gewalt unter allen bisher üblichen Formen zu übertragen.

Nero hatte von seiner Mutter den berühmten Philosophen Seneca und den Burrus, Obersten der Leibwache, einen wackern Mann, zu Erziehern erhalten. Diese behielten auch noch in den ersten Jahren seiner Regierung einen großen Einfluß auf ihn. Sie suchten durch ihr Zusammenwirken die schädlichen Einmischungen der ehrgeizigen Agrippina so viel als möglich zurückzudrängen, und lenkten damals noch alle Handlungen und Reden des jungen Regenten. Er schien edel, menschlich fühlend und wohlthätig, und das wieder auflebende Volk freute sich der Wiederkehr besserer Zeiten; Anekdoten von seiner Milde und Bescheidenheit wurden mit Freude umhergetragen, hingeworfene Sentenzen von ihm mit Bewunderung nacherzählt. Aber sey es, daß er solche Handlungen und Reden nur erheuchelt hatte, oder daß sich sein anfangs besseres Gemüth schnell zum Bösen kehrte: er wurde nach kurzer Zeit der Vorschriften, die er wie einen lästigen Zwang betrachtete, überdrüssig. Ueber die Regierungsgeschäfte ließ er seine Erzieher und seine Mutter streiten, und ergab sich den Ausschweifungen. Seine Gemahlin Octavia war ihm verhaßt, dagegen liebte er eine Freigelassene, Namens Acte, welche ihm die Gefährten seiner Lüste zugeführt hatten. Bei der Nachricht von diesem Liebeshandel gerieth Agrippina außer sich, überhäufte ihren Sohn mit den bittersten Vorwürfen, und drohte ihm in ihrer Hitze sogar mit dem Britannicus, der in der That herrliche Talente zeigte. Nero, furchtsam von Natur, und schon jedes Verbrechens fähig, reichte seinem unschuldigen Stiefbruder selbst bei der

Tafel einen so stark vergifteten Becher Weins, daß derselbe gleich nach dem Trunke todt zu Boden sank (55). Von der Zeit an war Nero mit seiner Mutter ganz zerfallen, und diese, die aus Herrschsucht ihren Gemahl umgebracht hatte, erfuhr jetzt die tiefe Demüthigung, sich von Jedermann verlassen zu sehen. Indeß blieben Nero's böse Neigungen noch ohne Einfluß auf die Verwaltung des Reiches, bis er im fünften Jahre seiner Regierung die Poppäa Sabina kennen lernte, ein eben so schönes als lasterhaftes Weib, und sich nun zu jeder Schandthat verleiten ließ. Der Gemahl derselben, M. Salvius Otho, ein Genosse der Ausschweifungen des Imperators, ward entfernt, indem er als Statthalter nach Lusitanien geschickt ward, wo das thätige Leben ihn zu einem tüchtigen, braven Manne umschuf. Aber Poppäa hatte sich dem Nero nur aus Herrschsucht ergeben, sie wollte Octavia verdrängen und an ihre Stelle treten; dazu mußte vor allen Dingen Agrippina, die jetzt mit Nero wieder in besserem Vernehmen stand, aus dem Wege geräumt werden. Sie wandte daher alle Kunstgriffe an, ihren kaiserlichen Liebhaber gegen seine Mutter zu erbittern, bis er endlich den furchtbaren Gedanken faßte, sie ermorden zu lassen. Aber Gift und gewaltsamer Mord schienen nicht anwendbar, weil er die Gräuelthat verbergen wollte. Ein schändlicher Günstling machte den Anschlag, ein Schiff zu erbauen, welches bei einer Lustfahrt auf dem Meere auseinander fallen und Agrippina ins Wasser stürzen lassen sollte. Aber die Bosheit schlug wegen einer mangelhaften Anordnung fehl, und Agrippina rettete sich durch Schwimmen. Nero zitterte bei dem Gedanken der Rache, welche die entschlossene Frau nehmen könnte, und befahl jetzt, Leute in ihre Wohnung zu senden, sie zu ermorden (59). Seneca und Burrus hatten nicht den Muth gehabt, sich dagegen zu setzen.

Die Rache des Gewissens blieb nach diesem ungeheuern Verbrechen nicht aus. Ein Taumel von Ausschweifungen sollte die Furien von seinem Lager verscheuchen. Er glaubte im Wagenrennen Meister zu seyn, und hielt sich für einen trefflichen Sänger und Schauspieler. Jetzt ergriff ihn die Begierde, sich in diesen Künsten sehen zu lassen. Anfangs geschah dies nur auf besonderen Schaubühnen, und vor den Augen erlesener Zuschauer, bald wurden immer mehrere zugelassen. Als nach dem Tode des Burrus (62) Tigellinus, ein verworfener Bösewicht, Oberster der Leibwache geworden war, und Seneca sein Ansehen verloren hatte, ward es immer schlimmer. Der Muttermörder verstieß auch die Gemahlin, ließ sie tödten, und erhob Poppäa zur

Kaiserin. Mit zunehmender Gewissensangst stiegen seine Ausschweifungen und Thorheiten. Er betrat in Neapel das öffentliche Theater, und ließ durch Tigellinus in Rom Feste geben, wo jede schändliche Ueppigkeit erschöpft ward. Aber auch etwas Außerordentliches wollte er thun, und ganz Rom umschaffen. Wenigstens wird er mit großer Wahrscheinlichkeit als Urheber der Feuersbrunst angesehn, welche zwei Drittel von Rom in Asche legte. Plötzlich (19. Juli 64) stand der größte Theil dieser ungeheuern Stadt in Flammen, und brannte acht Tage lang. Unbekannte Leute durchstrichen die Straßen, und hielten das Volk durch Drohungen vom Löschen ab. Von den vierzehn Bezirken Rom's blieben nur vier unversehrt, drei brannten ganz nieder, und in den übrigen sieben standen nur noch einzelne, sehr beschädigte Häuser. Die ehrwürdigsten und ältesten Gebäude und Tempel, eine ungeheure Menge unersetzlicher Kunstschätze, gingen unter. Indeß stand Nero auf der Zinne eines entfernten Palastes, fand Wohlgefallen an „der Flammen Pracht," wie er sich poetisch ausdrückte, und declamirte, im theatralischen Anzuge, eine dichterische Stelle, welche den Untergang Troja's schilderte. Aber heimlich zitternd vor der Wuth des Volkes, wollte er dem Verdachte entgehen, Urheber dieses fürchterlichen Brandes gewesen zu seyn, und schob die Schuld auf die Christengemeinde in Rom, welche, unlängst gestiftet, den Römern, zum Theil weil sie mit den unruhigen Juden verwechselt wurde, ein Gegenstand des Hasses war. Ein neues Verbrechen folgte daher dem vorigen; die eingezogenen Christen wurden auf die grausamste Weise hingerichtet, gekreuzigt, in die Felle wilder Thiere eingenäht den Hunden zur Zerfleischung vorgeworfen, oder auch, nachdem ihre Kleider mit brennbaren Stoffen beschmiert waren, angezündet, daß sie, wie Fackeln, in langen Reihen zu nächtlichen Rennspielen leuchteten.

Hierauf beschäftigte ihn ein ungeheurer Bau der ganzen Stadt, der alle seine Cassen erschöpfte. Ein eignes Quartier nahmen allein die Gebäude, Gärten, Wildbahnen, Bäder und See'n ein, die den kaiserlichen Palast ausmachten, und sein Wohnsitz, das goldene Haus genannt, übertraf, was vor ihm in Gold, Marmor, Perlen, Edelsteinen und köstlichen Holzarten vergeudet worden war. Zuweilen beschloß er eine öffentliche Festlichkeit damit, Gegenstände aller Art unter das Volk zu vertheilen, seltene Vögel, kostbare Zeuge, Gold, Silber, Edelsteine, Gemälde, Sklaven, Pferde, Häuser, Aecker. Italien und die Provinzen wurden zu diesen unerhörten Verschwendungen ausgeplün-

dert, die Tempel beraubt, und seine Beamten sandte Nero gewöhnlich zur Eintreibung neuer Steuern mit den Worten aus: „ihr wißt, was ich brauche; sorgt, daß Niemand etwas übrig behalte." Während indeß der hungrige und schaulustige Pöbel zu Rom durch monatliche Kornspenden und durch Spiele ruhig erhalten wurde, entspann sich eine Verschwörung (65), an der die angesehensten Senatoren und Ritter Theil nahmen. Nero sollte gestürzt, und an seine Stelle C. Piso erhoben werden, ein Mann von sanftem, nachgiebigem Charakter. Aber durch die Unvorsichtigkeit eines Verschwornen ward der Anschlag verrathen. Piso gab sich selbst den Tod. Unter Denen, welche auf Befehl Nero's starben, befanden sich der Dichter M. Annäus Lucanus *), und Seneca, der Erzieher des Tyrannen, obschon der letztere der Theilnahme keinesweges überführt war. Er ließ sich die Adern öffnen, da aber bei dem alten Manne das Blut sehr langsam floß, mußte er sich zuletzt durch die heißen Dämpfe eines Bades ersticken lassen.

Statt durch die Gefahr, welcher er eben entgangen war, zur Besinnung zu kommen, beging Nero jetzt mehr Grausamkeiten und Rasereien, als je. Er betrat das öffentliche Theater der Hauptstadt als Sänger und Schauspieler, mit ängstlicher Befolgung der Regeln des Schauspiels; aber wehe dem Zuschauer, der nicht regelmäßig klatschte, auf dessen Gesichte die besoldeten Späher nur Langeweile und Ueberdruß lasen! Im Zorne vergaß Nero sich so sehr, daß er sogar seine geliebte Poppäa durch einen Fußtritt tödtete. Dann hielt er ihr selbst die Leichenrede. Da er immer neue Zerstreuungen suchte, und alle Wollüste schon erschöpft hatte, machte er eine Reise nach Griechenland, um bei den Olympischen und den übrigen großen Festspielen als Sänger und Wagenlenker aufzutreten. Die Griechen erkannten ihm alle Preise zu, obschon er vom Wagen gestürzt war. Dafür wurden sie denn mit Gelde, und, dem Namen nach, mit politischer Freiheit beschenkt, und doch ließ Nero angesehne Leute in Griechenland hinrichten, ihr Vermögen einziehn, und die Tempel berauben.

Aber kurze Zeit nachdem er von dieser seltsamen Kunstreise zurückgekehrt war, erreichte die Geduld der vierzehn Jahre lang verhöhnten Welt ihr Ende. Zuerst erhob sich Julius Vindex, ein edler Mann, der, aus Gallischem Geschlechte stammend, damals Proprätor in Gal-

*) Er war, wie Seneca, aus Corduba in Spanien. Wir haben von ihm ein episches Gedicht, Pharsalia, welches den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus behandelt, aber, schon weil dieser Stoff für die Dichtkunst nicht paßt, ein rhetorisches und kein poetisches Werk ist.

ſten war, und fand großen Anhang. Er forderte den Sulpicius Galba, einen zwei und ſiebzigjährigen Greis, der ſchon die erſten Stellen im Staate bekleidet hatte, und nun Statthalter im Tarraconenſiſchen Spanien war, auf, die Herrſchaft zu übernehmen. Galba entſchloß ſich nach einiger Ueberlegung, und wurde von den Seinen als Kaiſer begrüßt (68). Aber ehe er ſich noch mit dem Vinder vereinigen konnte, hatte dieſer ein Treffen gegen die obergermaniſchen Legionen, die ihn ohne Befehl ihres Feldherrn angriffen, verloren, und ſich ſelbſt verzweifelnd den Tod gegeben. Doch Nero war zu ſehr verhaßt, als daß dieſer Glücksfall ihn hätte retten können. Da er nur Feigheit und Beſtürzung zeigte, ſo ließen ſich auch die Prätorianer durch große Verſprechungen im Namen Galba's zum Abfall bewegen. Von allen ſeinen bisherigen Freunden verlaſſen, nahm er den Vorſchlag eines Getreuen, des Freigelaſſenen Phaon, an, ſich auf einem Landgute deſſelben in der Nähe von Rom zu verbergen. Dahin rit er mit vier Begleitern in einer fürchterlichen Nacht; der Beherrſcher der Erde hatte ſich in einen ſchlechten Mantel vermummt, und hielt ſich ein Tuch vor das Geſicht. Zuckende Blitze erleuchteten den Weg, Nero's Pferd ward ſcheu. Verſchiedene Reiſende, die ihnen begegneten, fragten: „Was Neues vom Nero?“ Einen Andern hörten ſie ſagen: „Die ſetzen gewiß auch dem Nero nach.“ So geängſtigt erreichte er halbtodt das Landgut. Er wagte es nicht, durch den gewöhnlichen Eingang in das Haus zu kommen, und bis man ihm eine Oeffnung durch die Mauer gebrochen hatte, verſteckte er ſich im Schilfe, und ſchöpfte ſich, vom Durſt gequält, mit der Hand Waſſer aus einer Pfütze. Am folgenden Tage erhielt er die Nachricht, der Senat habe dem Galba gehuldigt, ihn aber für einen Feind des Vaterlandes erklärt, der, wenn man ihn fände, nach der Sitte der Vorfahren hingerichtet werden ſolle. Seine Begleiter forderten ihn dringend auf, dieſer Schande zuvorzukommen; er verſuchte auch unter unſäglichem Wehklagen, ſich ſelbſt zu ermorden, aber er hatte nicht den Muth dazu. „Welch ein Künſtler ſtirbt in mir!“ rief er einmal über das andere aus. Da ſprengten Reiter heran. Nun ergriff er den Dolch, ein Freigelaſſener half ihm denſelben in die Kehle ſtoßen. Die Reiter, die ihn gern lebendig fangen wollten, traten ein, als er ſich faſt verblutet hatte. Er war im zwei und dreißigſten Jahre, als er ſtarb (11. Jun. 68). Cäſar's Geſchlecht war nun, auch in den adoptirten Zweigen, gänzlich erloſchen.

---

10. Galba, Otho, Vitellius.
(68—69.)

Der Greis Galba war viel zu unkräftig zur Lenkung des Weltreichs, in welchem die Soldatenherrschaft sich immer kühner erhob. Die Führung der Geschäfte überließ er unwürdigen Günstlingen; durch Strenge und Geiz brachte er die Prätorianer gegen sich auf, denen er das versprochene Geschenk nicht zahlte. Otho, der sich als Statthalter von Lusitanien zuerst für Galba erklärt hatte, glaubte der Nachfolge in der Herrschaft sicher zu seyn; da er aber, als Galba den Piso Licinianus an Kindes Statt annahm, seine Hoffnung getäuscht sah, benutzte er die Stimmung der Leibwache, sie für sich zu gewinnen. Es gelang ihm, er wurde zum Imperator ausgerufen, Galba am 15. Januar 69 auf dem Forum von den Soldaten ermordet. Aber Otho, obschon vom Senate anerkannt, war keinesweges auf dem Throne befestigt. Galba's Erhebung in Spanien hatte das Geheimniß aufgedeckt, daß nicht bloß in Rom Kaiser geschaffen werden könnten. Schon in den letzten Tagen der Regierung Galba's hatten sich die Rheinischen Legionen empört, ihren Feldherrn Vitellius, einen verdienstlosen Schlemmer, zum Kaiser ausgerufen, und waren aufgebrochen, um über die Alpen in Italien einzudringen. Die Nachricht von Galba's Entthronung und Tode änderte ihr Vorhaben nicht. Otho eilte nach Oberitalien, und stieß dort auf die Unterfeldherren des Vitellius, die zuerst in einigen Treffen den Kürzern zogen, dann aber in einer Hauptschlacht bei Bedriacum (zwischen Verona und Cremona) einen vollständigen Sieg davon trugen. Was nicht auf dem Schlachtfelde geblieben war, ergab sich dem Sieger. Indeß hätte Otho, mit Hülfe der anrückenden Mösischen Legionen, den Krieg nicht ohne Hoffnung eines guten Erfolgs erneuern können, und seine Freunde thaten Alles, ihn zu diesem Entschlusse zu bringen. Aber er dachte zu edel, um, da das Glück sich ihm einmal widerwärtig gezeigt, die Gräuel des Bürgerkrieges noch länger fortdauern zu lassen, und beschloß zu sterben. „Wie? sagte er zu Denen, die ihm ihr Leben anboten, ich sollte zugeben, daß nochmals treffliche Heere zu Grunde gehen, und dem Staate entrissen werden? Die Ueberzeugung, daß ihr für mich habt sterben wollen, soll mit mir gehn; ihr aber sollt

mich überleben und gerettet seyn.“ Mit einem Dolchstoße nahm er sich das Leben (16. April 69).

Vitellius zog nun nach Rom, und die ihn begleitenden Soldaten begingen auf dem Wege die wildesten Ausschweifungen. Das Reich war wieder in die Hände eines grausamen Herrschers gefallen, der sich niedrigen Günstlingen überließ, und sich in der Geschichte nur durch seine grenzenlose Gefräßigkeit einen Namen gemacht hat. Seine Tafel kostete während der acht Monate seiner Regierung 900 Millionen Sestertien, also gegen 48 Millionen Thaler unseres Geldes. Er hielt täglich vier große Mahlzeiten, zu denen er sich den Magen durch wiederholte Brechmittel ausleerte. Er pflegte sich bei Vornehmen und Reichen zu Gaste zu bitten, zuweilen bei Mehreren an einem Tage, und keinem durfte eine solche Mahlzeit weniger als 400,000 Sestertien kosten. Bei dem Ankunftsschmause, den ihm sein Bruder gab, wurden zweitausend Fische und siebentausend Vögel der seltensten und ausgesuchtesten Arten aufgetragen.

Indeß sahen die Soldaten im Morgenlande mit Unwillen, daß die westlichen Heere es sich fortwährend anmaßten, Kaiser zu machen, und wollten nun auch ihrerseits einen Feldherrn zum Herrscher erheben. Die Legionen in Judäa, Syrien und Aegypten riefen den Vespasianus, der in dem erstern Lande befehligte, zum Kaiser aus. Ihrem Beispiele folgten die Mösischen, Pannonischen und Dalmatischen Legionen, die vorzüglich von dem Antonius Primus aufgewiegelt wurden. Dieser stellte sich an die Spitze der Vespasianischen Partei, und ohne die Ankunft der orientalischen Truppen abzuwarten, brach er in Italien ein. Bei Cremona, welches die Partei des Vitellius nach Kräften begünstigt hatte, ward ein Heer desselben geschlagen; die Soldaten wütheten in dieser unglücklichen Stadt mehrere Tage lang mit Raub, Mißhandlungen und Mord, und gaben sie dann den Flammen Preis. Während dieser Kämpfe war Vitellius zu Rom nur mit seinen Vergnügungen beschäftigt; gleich den Thieren, sagt Tacitus, die, wenn sie nur ihr Futter erhalten, träge und gefühllos da liegen *). Als nun auch die abendländischen Provinzen so wie ein großer Theil Italien's Vespasian's Partei ergriffen, und Primus ungehindert über die Apenninen zog, unterhandelte Vitellius mit dem Flavius Sabinus, Vespasian's Bruder und Präfecten Rom's, um Rücktritt in den Privatstand

*) Ut ignava animalia, quibus si cibum suggeras, jacent torpentque, praeterita, instantia, futura pari oblivione dimiserat. Hist. III, 37.

gegen ein ansehnliches Jahrgehalt. Aber seine Soldaten dachten anders als er, sie wollten sich, ihres eignen Vortheils wegen, einen Kaiser ihrer Wahl so leicht nicht rauben lassen. Sie nöthigten den Sabinus, auf das Capitol zu flüchten, und eroberten es, ohne Befehl und Anführer, im Sturme, wobei, zur Schmach Rom's, der nie von einem Feinde angetastete Tempel des Capitolinischen Jupiter in Flammen aufging. Sabinus ward von der zügellosen Rotte niedergehauen. Aber nun eilte Primus mit seinem Heere herbei. Er eroberte die Stadt am Feste der Saturnalien, wo sich die Römer ungebundener Freiheit und der ausgelassensten Fröhlichkeit überließen. Während die Sieger ihre Gegner niedermetzelten, ließ sich das Volk mit unmenschlicher Gleichgültigkeit keinen Augenblick in seiner Freude stören, sah dem schrecklichen Auftritt wie einem Gladiatorenspiel zu, und forderte zum Morde der Ueberwundenen auf. Schaudererregend mischte sich das Geheul der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden mit dem Jubel des Festrausches; dicht neben einander waren der Taumel der Sinnenlust und die Schrecken des Todes. Endlich wurden die festen Casernen der Leibwache gestürmt, die Vertheidiger niedergehauen. Vitellius wurde in einem Winkel des Palastes, wo er sich verborgen hatte, entdeckt und hervorgezogen. Der Pöbel überhäufte ihn mit Mißhandlungen; endlich wurde er niedergestochen, der Kopf abgehauen, der Körper an einem Haken in die Tiber geschleppt (20. Dec. 69).

---

11. T. Flavius Vespasianus.

(69—79.)

Während die Ruhe zu Rom nach solchen Stürmen erst allmählig wiederkehrte, war Vespasian zu Alexandria, und empfing dort die Nachricht vom Sturze des Vitellius und von seiner Anerkennung durch Senat und Volk. Indeß war in den Rheinländern ein schwerer Krieg ausgebrochen. Die Bataver, ein Chattisches Volk, auf der Insel, welche von dem Rhein, der Waal und der Maas gebildet wird, seit den Zeiten des Drusus Bundesgenossen der Römer genannt, jetzt durch ungebührliche Behandlung gereizt, erhoben sich, als Vitellius noch herrschte, unter der Anführung des Claudius Civilis, eines kühnen Mannes von ungewöhnlichen Gaben. Er schlug ein Römisches Heer, und sofort nahmen die benachbarten Deutschen an der Bewegung Theil.

Civilis aber dachte weiter; er wollte die Römer ganz aus jenen Ländern verbannt, und daher auch die Gallier frei wissen. Diesen stellte er vor, daß, während Vespasianus und Vitellius im Streite seyen, man sich leicht von Beiden befreien könne. Als nun noch einige über die Römer davongetragene Siege das Ansehen des Civilis erhöht hatten, und die Nachricht kam, daß Rom von Römischen Legionen im Sturm erobert sey, entstand in vielen Galliern der Gedanke, die letzte Stunde der weltherrschenden Stadt sey gekommen. Drei angesehne Männer dieses Volkes traten mit Civilis in nahe Verbindung, und verschworen sich zur Aufrichtung eines unabhängigen Gallischen Staats. Der Aufstand ergriff mehrere Völker, besonders die Trevirer (Trierer) und die Lingonen. Civilis wollte indeß seinen Stamm mit diesem neuen Reiche nicht verbunden wissen, er hielt sich zu den Deutschen. Bei diesem Volke gab es Seherinnen, die, weil man ihnen unmittelbare göttliche Eingebungen beilegte, im höchsten Ansehn standen, ja fast in Halbgöttinnen übergingen *). Eine solche, Velleda mit Namen, war im Lande der Brukterer, sie wirkte weit und breit durch Weissagungen und Ermunterungen für Civilis. So gewannen denn diese Unternehmungen ein für Rom bedenkliches Ansehen, aber noch waltete sein Glücksstern. Zuerst wurde Julius Sabinus, einer jener Gallischen Großen, der sich Kaiser des neuen Reiches hatte nennen lassen, von den Sequanern, welche den Römern treu blieben und für sie stritten, gänzlich geschlagen **). Dann bot Lucinius Mucianus, Vespasian's Stellvertreter zu Rom, große Macht gegen die Empörer auf, und sandte den Petilius Cerialis, einen unternehmenden Feldherrn, gegen sie. Da sank in Vielen der Verbündeten Muth und Entschluß, und es wurde dem Cerialis leicht, die Trierer wieder zu unterwerfen. Schwerer war der Kampf

*) „Es ist ein bedeutsamer Zug unsres Heidenthums, daß zu diesem Amt (den obern Göttern zu dienen, den Menschen zu verkündigen) Frauen und nicht Männer auserlesen werden. . . . . Nach deutscher Ansicht scheinen Aussprüche des Schicksals im Munde der Frauen größere Heiligkeit zu erlangen. . . . . Wenn es in der Natur des Menschen überhaupt gelegen ist, dem weiblichen Geschlecht eine höhere Scheu und Ehrfurcht zu beweisen; so war sie den deutschen Völkern von jeher besonders eingeprägt.“ Grimm Deutsche Mythologie, S. 225. Ueber die Velleda vergl. das. S. 63.

**) Sabinus hatte ein merkwürdiges Schicksal. Er brachte neun Jahre in einer Höhle zu, während man ihn für todt hielt. Seine treue Gattin Epponina war sein Trost und sein Beistand. Von aller Hülfe verlassen, gebar sie in dem unterirdischen Aufenthalte zwei Söhne. Zuletzt wurden sie doch entdeckt und vor Vespasian gebracht, der sie mit Römischer Erbarmungslosigkeit hinrichten ließ.

gegen den muthigen Civilis. Erst nachdem dieser noch, ohne Glück, einige Schlachten versucht hatte, und da sein eigenes Volk ermüdete, gab er sein Unternehmen auf, ohne daß der Ausgang dieses Krieges den Batavern Nachtheil brachte. Sie blieben, was sie früher gewesen, tributfreie Bundesgenossen der Römer.

In demselben Jahre ward ein anderer Krieg, der gegen die Juden, durch die Eroberung ihrer Hauptstadt entschieden; dessen Veranlassung zu erklären, wir hier noch Einiges über die politischen Verhältnisse dieses Volkes nachholen müssen. Wir haben der Juden zuletzt bei den Anordnungen des Pompejus in Asien gedacht. Jener Idumäer Antipater (oben S. 111.), welcher den vom Pompejus als Fürst und Hohepriester eingesetzten Hyrkanus ganz leitete, wußte sich dem Cäsar so nützlich zu machen, daß dieser ihn zum Mitregenten des Jüdischen Staates ernannte. Des Antipater Sohn, Herodes, der in der Geschichte den Beinamen des Großen führt, gelangte auf demselben Wege zu noch höherer Macht. Er gewann durch Klugheit und ein den Umständen stets angemessenes Verfahren die Triumvirn ganz für sich, und wurde von ihnen zum Könige von Judäa erhoben. Jerusalem, woraus er vertrieben worden war, eroberte er im Jahre 37 v. Chr., und damit endete die Herrschaft des Makkabäischen Stammes. Herodes regierte nach Außen glücklich und glänzend; er machte sich nach dem Sturze des Antonius, trotz der Hülfe, die er diesem geleistet, durch sein kluges, doch freies und nicht kriechendes Benehmen, den Sieger Octavianus geneigt, so daß dieser ihn in seinem Reiche nicht nur bestätigte, sondern es auch noch vergrößerte. Aber er war ein mißtrauischer Tyrann, stets von der Furcht vor Nachstellungen gequält. Dieser Furcht fielen die noch übrigen Glieder der Makkabäischen Familie zum Opfer: der achtzigjährige Hyrkan, dessen Enkel Aristobulus, und die Schwester des Aristobulus, die schöne Mariamne, Herodes' eigne Gemahlin. Sogar drei seiner mit der Mariamne erzeugten Söhne ließ er tödten. Da er Römische Gebräuche einführen wollte, ward er den ihren Religionssatzungen eifrig ergebenen Juden verhaßt. Sie mußten ihn als einen Heiden betrachten; die Pharisäer traten ihm überall entgegen, und erlitten dafür eine harte Verfolgung. Um sich das Volk wieder geneigt zu machen, führte Herodes den Tempel zu Jerusalem von Grund aus neu mit der größten Pracht auf. Aber mit dem Mosaischen Gesetze, welches dieser Tempel verherrlichen sollte, mußte sein Be-

streben überall im Widerspruch seyn *). Nach seinem Tode, im J. 4. v. Chr. **), ward das Reich unter drei seiner ihn überlebenden Söhne getheilt. Der Aelteste derselben, Archelaus, der mit dem Titel eines Ethnarchen den größten Antheil erhalten hatte, besaß wol die Grausamkeit, aber nicht die Klugheit seines Vaters. Daher gab Augustus den dringenden Bitten der Juden nach, setzte den Archelaus ab, und ließ dessen Antheil durch Römische Landpfleger (Procuratoren) verwalten. Agrippa, des Herodes Enkel, wußte zwar die Gunst der Kaiser Caligula und Claudius zu gewinnen, und erhielt von ihnen nach und nach alle Besitzungen seines Großvaters wieder, mit dem Königstitel. Er starb indeß schon im vierten Jahre seiner Regierung (44 n. Chr.); Claudius zog nun Judäa als Provinz ein, und ließ sie von Procuratoren regieren. Diese übten harten Druck, darüber entstand eine große Gährung. Viele Juden zogen sich in Wüsten und Höhlen zurück, und führten einen räuberischen Rächekrieg. Alle bürgerliche Ordnung war aufgelös't, endlich brach offene Empörung aus.

Nachdem der Krieg schon eine Zeit lang gewüthet hatte, sandte Nero den Vespasian als Feldherrn nach Judäa. Die Juden wehrten sich als Verzweifelnde, und sechs Wochen lang lag ein Römisches Heer von sechzigtausend Mann vor Jotapata, ehe es diese Festung erobern konnte. Vierzigtausend Juden verloren dabei ihr Leben. Von vierzig Entwischten, welche sich in eine Höhle geflüchtet hatten, tödteten sich acht und dreißig lieber unter einander selbst, als daß sie die angebotene Verzeihung angenommen hätten. Der eine der zwei Uebriggebliebenen war der Schriftsteller Josephus, welcher die Geschichte dieses Krieges, so wie die seines Volkes, in Griechischer Sprache beschrieben hat. Ein so gefährlicher, gegen so mächtige Feinde geführter Krieg hätte alle inneren Zwistigkeiten unterdrücken sollen, bei den Juden aber wütheten sie nur desto schlimmer. In Jerusalem hatte sich eine wüthende Rotte, Zeloten (Eiferer) genannt, vor welcher die Gemäßigten, die den Frieden

*) „Herodes vollendete und vollbrachte Alles, ohne nach den einschränkenden Gewalten der Priester und des Synedriums zu fragen, und es war dies nicht etwa zufällig in seinem persönlichen Charakter gegründet, sondern seine Stellung, welche eine durchaus gewaltsame, sittlich bodenlose war, brachte es so mit sich. . . . . Im Alter stand er verwildert und vereinzelt, ohne eine Seele, der er trauen konnte, er wider alle, alle wider ihn; von fürchterlichen körperlichen Leiden gemartert, nagten gräßlichere Schmerzen an seiner Seele." Leo Bd. I. S. 591.

**) Nämlich nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. In der That aber fällt die Geburt Christi vor seinen Tod. S. Th. I. S. 17. Anm. **.

wünschten, zitterten, des Tempels bemächtigt, und führte eine furchtbare Schreckensregierung. Bald zerfielen auch diese Zeloten in zwei Parteien, welche einander mit der größten Heftigkeit bekämpften, so daß Vespasian den Angriff auf Jerusalem verschob, weil er darauf rechnete, daß diese Wüthenden einander selbst aufreiben würden. Als er nun zum Kaiser erhoben worden war, übergab er das Heer in Judäa und die Fortsetzung des Krieges seinem Sohne Titus. Dieser rückte im Jahre 70 vor Jerusalem, wo die Zerrüttung und das Elend den höchsten Grad erreicht hatten. Drei Parteien machten einander den Besitz der Stadt und des Tempels streitig, und thaten Alles, sich gegenseitig zu verderben. Indeß war Jerusalem so stark befestigt, daß es kaum mit Waffengewalt zu erobern schien. Titus bot den Eingeschlossenen Verzeihung an, aber sie wollten sich durchaus nicht ergeben. Die Hungersnoth stieg in der von Flüchtlingen vollgedrängten Stadt so hoch, daß eine Mutter ihr Kind schlachtete und aß. Mit dem Hunger wütheten Seuchen um die Wette; die Leichen wurden zu Hunderttausenden über die Mauern geworfen. Nachdem die Römer die äußeren Mauern erstürmt hatten, richteten sie ihre ganze Macht gegen den Tempel, dennoch wollte der Haufe, der sich dort verschanzt hatte, sich noch immer nicht ergeben. Titus wünschte sehnlich, dies Prachtgebäude zu erhalten, aber umsonst. Die Juden glaubten, ihr Tempel könne gar nicht erobert werden, Gott selber müsse ihn beschützen. Da warfen endlich die Römischen Soldaten Feuer hinein (10. Aug. 70), und so ward der Tempel zum Aschenhaufen. Es folgte ein allgemeines Blutbad, wobei weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand verschont ward. Tausende fanden ihren Tod in den Flammen, oder durch Herabstürzung von den Mauern. Die obere Stadt ward erst mehrere Wochen nachher eingenommen, worauf Titus Alles, was von Gebäuden noch stand, vollends der Erde gleich machen ließ. Mehr als eine Million Juden sollen in diesem Vernichtungskriege ums Leben gekommen seyn. Der Jüdische Staat hatte nun für immer geendet, die Reste des Volkes verbreiteten sich über die ganze cultivirte Erde.

Indeß war Vespasian nach Rom gekommen, und im folgenden Jahre hielt er mit dem Titus einen glänzenden Triumph, in welchem die reichen Tempelgefäße zur Schau getragen wurden. In der Folge ließen Senat und Volk dem Titus wegen dieses Krieges einen Triumphbogen von Marmor errichten, der in seinen Haupttheilen noch gegenwärtig erhalten ist. Man sieht daran Basreliefs in einem trefflichen

Stil gearbeitet, welche Jüdische Religionsgebräuche, Opfergefäße u. s. w. darstellen.

In Vespasian hatte Rom endlich wieder einen Herrscher erhalten, unter dem das lange Zeit gequälte und gemißhandelte Reich sich erholen konnte. Um den ganz erschöpften Schatz wieder zu füllen, versagte er sich selbst manche häusliche Bequemlichkeit, zog mehrere von Nero freigegebene Provinzen wieder ein, und stellte die alten Zölle wieder her. Unter den neueingeführten Steuern war auch eine, welche er auf die Urinfässer der Walker legte. Dem Titus, der dies ekelhaft fand, hielt er ein Geldstück an die Nase, und fragte ihn, ob das übel rieche.

Das Capitolium und einen großen Theil der seit Nero noch in Asche liegenden Bürgerhäuser baute er wieder auf, und fügte mehrere neue Gebäude hinzu, einen Tempel der Friedensgöttin, den er zum größten und prächtigsten Rom's machte, und ein ungeheures Amphitheater, welches sieben und achtzigtausend Menschen fassen konnte. Die Ruinen dieses kolossalen Baues (woher wahrscheinlich sein jetziger Name coliseo), welcher im Mittelalter lange zur Festung diente, erregen noch Erstaunen. Durch sein festes Benehmen gegen die Soldaten, auch gegen die Truppen, welche ihn zum Kaiser erhoben hatten, stellte er die in großen Verfall gerathene Kriegszucht wieder her. Senat und Ritterstand reinigte er von unwürdigen Mitgliedern, und ergänzte sie durch die angesehensten Männer aus Italien und den Provinzen *). Dadurch hörte Rom eigentlich auf, die den Erdkreis beherrschende Stadt zu seyn **). So streng Vespasianus war, so sehr enthielt er sich doch der Grausamkeit, und schaffte die Majestätsgerichte ab, die unter seinen despotischen Vorgängern so manchem wackern Manne wegen eines nicht leise genug gesprochenen Wortes das Leben gekostet hatten. In der Einfachheit seiner Sitten, in seinem Hasse gegen jeden Aufwand, ging er den Römern mit dem besten Beispiele voran. Dürftigen Consularen bestimmte er Besoldungen, und setzte zuerst öffentliche Lehrer der Beredsamkeit mit Jahrgehalten ein.

Dieser für das Reich so wohlthätige Fürst starb als ein siebzigjähriger Greis (24. Juni 79), und hinterließ die Herrschaft seinem Sohne, der, wie er, Titus Flavius Vespasianus hieß, in der Geschichte aber gewöhnlich nur durch den Vornamen bezeichnet wird.

*) Honestissimo quoque Italicorum ac provincialium allecto Sueton. Vespas. c. 9.

**) Schlosser Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt, Th. III. Abth. I. S. 296.

12. Titus und Domitianus.

(79—96.)

Titus war von seinem Vater schon im zweiten Jahre der Regierung desselben zum Mitherrscher angenommen worden. Wegen seiner etwas ausschweifenden Lebensart hegte man Besorgnisse, die aber so wenig in Erfüllung gingen, daß er vielmehr als Kaiser das edelste, wohlwollendste Gemüth offenbarte. Er pflegte die Tage verloren zu nennen, an denen er Keinem eine Wohlthat erwiesen hatte, und oft hörte man ihn sagen, von eines Kaisers Throne müsse Niemand traurig weggehn. Nicht nur, daß er die Angeber freier Meinungen nicht anhörte: er bestrafte sie sogar, und Begnadigen war sein Vergnügen. Das Volk nannte ihn deswegen **die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts**.

Große Unglücksfälle drängten sich in der kurzen Periode seiner Regierung. Eine schreckliche Feuersbrunst wüthete drei Tage lang in Rom; eine verheerende Pest raffte Tausende hin. Furchtbarer noch war ein ungeheures Erdbeben, verbunden mit anhaltenden Ausbrüchen des Vesuv, von dessen Dampfe Tage lang die Luft verfinstert ward. Zwei ganze Städte, Herculanum und Pompeji, versenkte es in die Erde, und verwüstete ganz Campanien (79). Der menschenfreundliche Kaiser half den Geflüchteten mit seinem ganzen Vermögen, und wollte lieber noch von seinen Kostbarkeiten verkaufen, als dem Lande deshalb eine neue Steuer auflegen.

Schauerlich anziehend ist die Erzählung von jenem Ereigniß, wie sie uns der jüngere Plinius in zwei Briefen an den Geschichtschreiber Tacitus als Augenzeuge aufbewahrt hat (Briefe VI, 16 und 20). Er befand sich damals zu Misenum, an der entgegengesetzten Seite des Neapolitanischen Meerbusens, mit seiner Mutter und seinem Oheim, dem berühmten ältern Plinius, von dem wir noch ein großes, naturgeschichtliches Werk besitzen. Am 24. August erhob sich plötzlich ein Geschrei, es steige eine ganz ungewöhnliche, fürchterliche Wolke auf. Es war der aus dem Vesuv emporschießende Dampf. Der unerschrockne Oheim wollte ein so merkwürdiges Ereigniß in größerer Nähe beobachten, bestieg ein Schiff, und eilte der Gefahr entgegen. Noch auf dem Meere erreichte ihn fallende Asche und Bimsstein; der Steuermann bat ihn, umzukehren. Vergebens. „Mit den Tapferen

ist das Glück!" rief er, und ließ sich nach Stabiä bringen, wo er die Nacht, während die Flammen aus dem Vesuv hervorbrachen und Alles was fliehen konnte, floh, ruhig schlief. Am Morgen aber entstand die Besorgniß, daß die stärker strömende Asche zuletzt den Ausgang versperren, oder die von dem heftigen Erdbeben schwankenden Mauern einstürzen möchten. So zog man denn hinaus, auf das Meer zu, welches fürchterlich tobte. Es war eine dicke Finsterniß, nur von den Fackeln, welche die Sklaven trugen, und den hervorbrechenden Flammen erhellt. Da sank Plinius plötzlich todt nieder. Der wohlbeleibte Mann war von den bösen Dämpfen erstickt; seinen Leichnam fand man erst am dritten Tage, denn so lange dauerte die Finsterniß. Der Neffe war indeß zu Misenum geblieben, bis das entsetzliche Erdbeben die Gebäude zu verlassen rieth. Eine Menge Volks zog aus; da wandelte sich auch in dieser Entfernung der Tag in Nacht, und die Asche begann zu stäuben. Das Rufen, das Geschrei und Gejammer der auf dem Felde herumtappenden, die Ihrigen mit lautem Jammer suchenden Menschen war fürchterlich. Endlich als der lange und schwere Aschenregen nachließ, und die Sonne, wiewol mit bleichem Scheine, wieder hervortrat, boten die Gegenstände umher den traurigsten Anblick dar; der Boden war hoch mit Asche, wie mit Schnee bedeckt. Aus dem, was zu Misenum geschah, kann man ungefähr schließen, wie die dem schrecklichen Naturereignisse so viel näheren Städte Pompeji und Herculanum unter der Asche und dem Lavastrom verschüttet wurden und untergingen.

In diesem Zustande der Verschüttung blieben die gedachten Städte mehr als anderthalb Jahrtausende, bis man im Jahre 1711 beim Graben eines Brunnens auf drei weibliche Statuen in Lebensgröße stieß. Doch ließ erst 1738 der König Karl von Neapel diese Spur weiter verfolgen, welches zur Entdeckung eines Theaters führte. Durch eine Inschrift überzeugte man sich, daß man sich in dem alten Herculanum befände. Bald darauf entdeckte man einen runden Tempel und eine Villa von ansehnlichem Umfange. Sowol im Theater und in dessen nächsten Umgebungen als in dieser Villa fand man einen außerordentlichen Schatz von Statuen in Marmor und Bronze, und namentlich unter den letztern sind mit die schönsten Denkmäler dieser Art, welche wir aus dem Alterthume besitzen. Ein kleines Zimmer der Villa enthielt eine Bibliothek, aus der man über tausend Papyrusrollen hervorgezogen hat. Man versprach sich anfänglich davon

eine große Bereicherung für die alte Litteratur, doch ist diese Hoffnung immer mehr verschwunden. Denn einmal sind viele unbedeutende Sachen darunter, und dann befinden sich die Rollen im Zustande der Verkohlung, so daß auch bei Anwendung der größten Sorgfalt in dem unglaublich mühsamen Geschäft des Abwickelns immer sehr beträchtliche Theile verloren gehen.

Erst um das Jahr 1748 fand man das alte Pompeji, und da dasselbe nur mit einer hohen Schicht Asche bedeckt ist, worauf nur einige wenige Häuser stehen, hat man die Aufgrabung dieses Orts von jener Zeit an ununterbrochen, bald ämsiger, bald lässiger, betrieben. Namentlich hat man in den sechziger Jahren die sogenannte Villa des Diomed, die Grabmäler der Einwohner, das Theater, das Odeon und einen Isistempel gefunden. Mit der viel später angefangenen Aufgrabung der Ringmauern kam man erst 1812 zu Stande. Dadurch zeigte sich, daß die ganze Stadt den sehr mäßigen Umfang von ungefähr viertausend fünfhundert Schritten gehabt hat. Zunächst fand man Amphitheater und Forum. Die Ausgrabungen der Jahre 1824 bis 1826 haben sehr merkwürdige Bäder zu Tage gefördert. Bei allem dem ist gegenwärtig nicht mehr als etwa der zehnte Theil des Flächeninhalts der Stadt ans Licht gebracht, und also noch ein sehr weites Feld für künftige Entdeckungen übrig. Aus der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Skeletten, welche man in beiden Städten gefunden, geht hervor, daß die meisten Einwohner sich noch in Zeiten gerettet haben müssen.

Die Entdeckung und Ausgrabung dieser beiden Städte, namentlich Pompeji's, ist für uns von sehr großer Wichtigkeit. Von dem Lebenszustande und den häuslichen Einrichtungen der Alten bekommen wir dadurch einen anschaulichen Begriff. Die Straßen sind eng, häufig so, daß sich nicht zwei Wagen ausweichen können, die Privathäuser sind meist klein, niedrig, und nur Ein Stockwerk hoch. Um ein oder zwei viereckige Höfe liegen in der Regel sehr kleine Gemächer, die ihr Licht nur durch die Oeffnung der weiten Thüre empfangen. Das Aeußere ist sehr einfach, desto mehr Sorgfalt ist auf Ausschmückung des Innern gewandt, denn selbst in Häusern, welche man aus dem darin vorgefundenen Geräth als Handwerkern, z. B. Bäckern, zugehörig erkannt hat, findet man die Fußböden mehr oder weniger zierlich mit Mosaik ausgelegt, die Wände mit den geschmackvollsten Arabesken, welche auch häufig ein historisches Gemälde von der schönsten Erfin-

bung einschließen, bemalt. Nichts aber spricht mehr dafür, wie sehr die bildende Kunst das ganze Leben der Alten durchdrang, als der mannichfache Hausrath, zum Schmuck wie zum Bedürfniß, welcher sich in reichem Maaße vorgefunden. Lampen der verschiedensten Art, Dreifüße, Candelaber, Gefäße von der mannichfaltigsten Form und zum verschiedensten Gebrauch, von Bronze oder gebranntem Thon, Alles trägt das Gepräge des feinsten Geschmacks, der ausgesuchtesten Schönheit und Zierlichkeit. Der Einfluß, welchen diese Entdeckungen auf die Veredelung des im achtzehnten Jahrhundert über alle Maaßen gesunkenen Geschmacks in allen bildnerischen Dingen ausgeübt haben, ist sehr groß gewesen, und wird immer mehr zunehmen, je mehr eine anschauliche Kenntniß jener Gegenstände durch treue Abbildungen (wie es denn schon ganze, diesen Alterthümern gewidmete Kupferwerke giebt) allgemein verbreitet werden wird.

Wir kehren zum Titus zurück. Auch er stiftete sich durch ein herrliches Werk der Baukunst ein in großen Ueberresten zum Theil noch vorhandenes Denkmal: die Bäder oder Thermen des Titus genannt. Noch von zwei anderen späteren Kaisern, dem Caracalla und dem Diocletian, sind Ruinen solcher Thermen zu Rom übrig. Sie bieten in ihrer Anlage und Beschaffenheit manches Räthselhafte dar. Das Baden selbst mag darin nur Nebensache gewesen seyn, vielmehr scheint aus dem großen Stile, in dem sie angelegt waren, aus der großen Menge von Sälen, Gängen und Zimmern, die sie außer den Badegemächern enthielten, aus den vielen herrlichen Bildsäulen, die man hier ausgegraben hat, hervorzugehen, daß diese Anstalten der Mittelpunkt Römischer Pracht und Zerstreuungen waren*). Bei der Einweihung seiner Thermen und des vom Vespasian erbauten Amphitheaters gab Titus hundert Tage hindurch dem Volke die herrlichsten Schauspiele. Gleich darauf erkrankte er an einem hitzigen Fieber, und starb am 13. September 81, nach einer kurzen Regierung von zwei Jahren, zur gerechten Trauer des ganzen Römischen Volkes.

Unähnlicher konnte schwerlich Jemand dem Titus seyn, als es zum Unglück der Welt sein Bruder und Nachfolger Domitianus war. Schon in seinem frühern Leben hatte er sich verhaßt gemacht, und von seinem Charakter eine so üble Meinung erweckt, daß der Verdacht

*) Kephalides Reise durch Italien und Sicilien Th. I. S. 83.

entstehen konnte, er habe den Titus vergiftet. Er war ungebildet, roh und der Trägheit ergeben; Stunden lang konnte er täglich mit Fliegenfangen zubringen. Im Anfange seiner Regierung spielte er auf kurze Zeit den guten Regenten. Bald aber nahm er die Maske ab, und zeigte sich wieder in seiner wahren Gestalt, eitel, nach Schmeichelei begierig, eifersüchtig auf jedes Verdienst und Talent, finster, argwöhnisch, grausam, verschwenderisch, feig und wollüstig. Sein Aufwand in prächtigen Bauwerken, Spielen, Austheilungen, ferner die Erhöhung des Soldes der Truppen, um in ihnen eine sichere Stütze der Herrschaft zu gewinnen, leerten seine Cassen. Daher sah man bald wieder gewaltsame Erpressungen, und Verfolgungen der Reichen durch falsche Anklagen, um ihr Vermögen einziehen zu können. Die angesehensten Senatoren wurden hingerichtet, und ganz Rom schwebte wiederum in beständiger Todesfurcht.

Die Eitelkeit trieb den Domitian, Kriegsruhm zu suchen. Er unternahm einen Zug gegen die Chatten, welche damals sehr mächtig waren, kehrte aber um, ohne einen Feind gesehen zu haben, und hielt einen lächerlichen Triumph nach Art des Caligula, mit Sklaven, die als Deutsche verlarvt wurden. Noch mehr aber gab er Rom's Ehre Preis in einem Kriege gegen die Dacier oder Geten. Dieses Volk, in den Ländern seßhaft, welche wir heut zu Tage das Temeswarer Banat, Siebenbürgen, die Moldau und Wallachei nennen, beunruhigte die benachbarten Römischen Gebiete durch häufige Einfälle, vorzüglich aber zu den Zeiten Domitian's, wo ein kluger und unternehmender Fürst, Decebalus, an der Spitze desselben stand. Domitian zog in Person wider ihn, aber während seine Feldherren mit abwechselndem Glücke fochten, blieb er in Mösien zurück. Dann fing er einen Krieg mit den Marcomannen und Quaden an, und als sein Heer von diesen geschlagen wurde, schloß er einen schimpflichen Frieden mit dem Decebalus, in welchem sich der Kaiser des weltherrschenden Volkes zu einer jährlichen Zahlung an den Barbarenkönig verpflichtete.

Seitdem die Römer unter dem Kaiser Claudius Herren eines Theiles von Britannien geworden waren, hatten die Einwohner das fremde Joch mit Unwillen und Erbitterung getragen, und unter Nero einen so gefährlichen Aufstand erregt, daß der Römische Statthalter Paullinus Suetonius ein Heer von 230,000 Mann gegen sich in Waffen sah (61). Trotz dieser großen Macht erlagen die Briten der Kriegskunst ihrer Unterdrücker. Nun folgten weitere Eroberungen.

Vespasian sandte den als Menschen und Feldherrn ausgezeichneten Cn. Julius Agricola nach Britannien, dessen Lebensbeschreibung wir von seinem Schwiegersohne, dem großen Geschichtschreiber Tacitus, besitzen, welcher ihm darin ein herrliches Denkmal gesetzt hat. Agricola unterwarf nicht nur das ganze jetzige England, sondern auch das südliche Schottland bis zu einer Linie zwischen den heutigen Meerbusen Firth of Clyde und Firth of Forth, wo er eine Kette von Befestigungen anlegte. Auch noch nördlich von dieser Linie drang er vor, und schlug die Caledonier, diese jedoch ohne dauernden Erfolg. Solche Siege erweckten die Eifersucht des Domitian. Agricola wurde zurückgerufen (85), und starb nach acht Jahren, die er in gänzlicher Zurückgezogenheit verlebt hatte. Dem Kaiser war dieser Todesfall so willkommen, daß Viele glaubten, er habe ihn durch Gift herbeigeführt.

Tacitus rechnet es zu dem Glücke des Agricola, daß er die letzten Jahre Domitian's nicht erlebt habe, wo dieser Fürst die früheren an Wuth und Grausamkeit noch weit überbot. Die Verschwörung, welche die Welt endlich von ihm befreite, ging weder vom Volke noch vom Heere aus, sondern von den Dienern seiner Abscheulichkeiten, die für sich selbst zu fürchten anfingen. Auch seine lasterhafte Gemahlin Domitia war darin verwickelt. Auf seinem Zimmer überfallen, sank der Tyrann von Dolchstichen durchbohrt (18. September 96).

---

13. Ausartung der damaligen Römer.

Das Uebermaaß von Grausamkeit, Frevel und jeder die Menschheit verhöhnenden Herrscherwillkür, welche uns die Geschichte der meisten bisher geschilderten Imperatoren zeigt, würde unglaublich seyn, wenn es nicht in dem tiefen Verfall des Römischen Volkes seine Erklärung fände. Dieser Verfall, durch keine aus dem Innern hervorgehende Erfrischung aufgehalten, mußte seit dem Ende der Republik nothwendig noch zunehmen. Die große Masse des Volkes war so entartet, daß sie keiner besseren Beherrscher als eines Nero oder Caligula werth war. Würden sich diese Kaiser solche Grausamkeiten erlaubt haben, wenn sie nicht so viele bereitwillige Vollstrecker ihrer Befehle gefunden hätten? Würde vor einem Volke, welches Achtung eingeflößt hätte, Nero als Schauspieler oder Sänger haben auftreten können? Wenn die vornehmen Römer sich von den Tyrannen die herabwürdigendste

Behandlung gefallen ließen, so erscheinen sie nicht minder verächtlich, als jene verabscheuungswerth. Der tigerartige Tiberius erstaunte selbst zuweilen über die Kriecherei des Senats, ja er nahm viele Vorschläge zu despotischen Handlungen, die ihm von seinen Schmeichlern gemacht wurden, nicht an. Ihm wurden zu seinen Grausamkeiten schon die Hände geboten, noch ehe er sie verlangte, und er konnte kaum so viele Angeber anhören, als sich täglich zu ihm drängten. Auch Nero würde ein so frecher Mörder nicht geworden seyn, wenn er nicht nach der Hinrichtung seiner Mutter, vom Senat und Volk zu Rom, wie nach einer Heldenthat, wie ein triumphirender Sieger empfangen worden wäre. So groß war die Stumpfheit, so groß die Feigheit, den Zorn des Tyrannen zu reizen, wenn seine Unthaten nicht Freude zu erwecken schienen. So oft, sagt Tacitus, Hinrichtungen befohlen wurden, so oft wurden den Göttern Danksagungen gebracht, so daß die ehemaligen Zeichen glücklicher Begebenheiten nun die des öffentlichen Elends wurden*).

Für den größten Theil dieses entwürdigten Geschlechts gab es keinen Reiz mehr, als den unmäßigsten Sinnengenuß. Was uns davon erzählt wird, läßt die Ausschweifungen der letzten republicanischen Zeiten in vielem Betracht noch weit hinter sich. Ein Bild aus einzelnen, besonders auffallenden, zum Theil in satirischen und moralischen Schriftstellern enthaltenen Zügen zusammengesetzt, wird freilich leicht zum Zerrbild; aber diese Züge sind zu häufig und zu beglaubigt, als daß man nicht berechtigt seyn sollte, von ihnen auf das Gewöhnlichere und Verbreitetere zu schließen. Ja ein Schriftsteller jener Zeit behauptet ausdrücklich, die Mimen, statt in ihren Schilderungen zu vergrößern, blieben noch hinter der Wahrheit zurück**). Von den Ausschweifungen in der Geschlechtslust, von den unnatürlichen Wollüsten, denen sich damals Männer und Weiber mit der größten Schamlosigkeit überließen, kann vor züchtigen Ohren kaum gesprochen werden. Die Schlemmerei unter den ersten Kaisern übertrifft Alles, was sonst von der Art irgend aufgezeichnet oder erhört worden ist. Der seiner Leckerei wegen sprichwörtlich gewordene Apicius, der zu den Zeiten des Augustus und Ti-

---

*) Annal. XIV, 64.

**) I nunc, et mimos multa mentiri ad exprobandam luxuriam puta. Plura mehercule praetereunt quam fingunt, et tanta incredibilium vitiorum copia, ingenioso in hoc unum seculo, processit, ut jam mimorum arguere possimus negligentiam. Seneca de brev. vit. c. 12.

berius lebte, und von dem Seneca sagt, daß er mit seiner Kunst und Schule der Köcherei das Jahrhundert angesteckt, hatte in seinen Schmäusen mehr als fünf Millionen Thaler unseres Geldes verpraßt, und fand, als er einst einen Ueberschlag seines Vermögens machte, daß ihm nur noch der zehnte Theil dieser Summe übrig bliebe. Sich darauf beschränken zu müssen, schien ihm so erschrecklich, daß er sich mit Gift tödtete. Ein Zeitgenosse desselben, P. Octavius, erlangte schon dadurch Ruhm, daß er eine Barbe von fünftehalb Pfund für einen höhern Preis, als selbst Apicius geboten, nämlich für fünftausend Sestertien gekauft hatte. Der ungeheuren Summen, welche die Kaiser, welche ein Caligula und Vitellius in ihren Mahlzeiten vergeudeten, wollen wir hier gar nicht einmal gedenken, weil das Bestreben dieser Unsinnigen, die Steuern ganzer Provinzen in einem einzigen Schmause zu verprassen, von Privatpersonen freilich nicht erreicht werden konnte. Aus allen Weltgegenden wurden die seltensten Leckereien nach Rom gebracht, und die Speisen wurden mehr nach ihrer Kostbarkeit und der Mühe sie herbeizuschaffen geschätzt, als nach ihrem Wohlgeschmack. Auch aß man von den feinsten Fischen und Vögeln nur gewisse, besonders zarte Theile. Uebrigens war dieser Tafelaufwand, nach Tacitus, auf seiner Höhe in den hundert Jahren, die von der Schlacht bei Aktium bis auf den Galba vergingen. Von dieser Zeit an sank er allmählig, vorzüglich durch das gute Beispiel des Vespasian.

In den Häusern der Großen waren ganze Schaaren von Köchen, und bei der Tafel bedienten Sklaven in Gold und Silber prangend, mit denen wol gar nach Abstammung und Farbe bei den Gängen gewechselt wurde. Ganze Nächte mußten sie aufmerksam auf einem Flecke stehen, und zuweilen wurden die Unglücklichen für ein einziges Husten oder Niesen, wodurch die Gemüthsruhe der Schlemmer gestört ward, mit Geißelhieben bestraft.

Um solche überfüllte, stets wiederholte Mahlzeiten bestehen zu können, wurden alle künstlichen Mittel aufgeboten. Vorerst stärkte man sich vor und nach den Mahlzeiten durch kalte sowol als warme Bäder, die oft zur Hälfte aus Wein bestanden. Dann dienten die Brechmittel, die man vor und nach der Mahlzeit nahm, die ersteren die Eßlust zu reizen, die letzteren zur Erleichterung des Magens. „Die Schwelger, sagt Seneca, übergeben sich, um zu essen, und essen, um sich zu übergeben.“ Diese ekelhafte Sitte fand schon zu Cicero's Zeiten Statt.

Aber mit allen diesen Hülfsmitteln konnte man doch das Heer vorher unbekannter Krankheiten nicht abhalten, welche diese Wüstlinge ausmergelten und entstellten. Eine blaßgelbe Gesichtsfarbe, Hautausschläge und Geschwüre, wankende Knie und ein ungewisser Gang, Zittern der Glieder, widrige Magerkeit oder Aufgedunsenheit, Schwindel u. s. w. — das waren die unfehlbaren Folgen jener unnatürlichen Lebensart.

In der Kleiderpracht, in Schmuck aller Art, kostbaren Ringen, Armbändern u. dgl. wurden ungeheure Summen verschwendet, und die Römischen Stutzer gaben weder in allem diesen Putz, noch in der ängstlichen Sorgfalt für Zierlichkeit und Pflege des Körpers den weichlichsten Frauen etwas nach. Mehr als ein mal des Tages rieben sie den ganzen Leib mit wohlriechenden Salben ein, und brachten Stunden unter den Händen des Haarkräuslers zu. Der Aufwand mit Palästen und Landhäusern, so wie der mit den darin befindlichen Kunstwerken und dem Hausrathe aller Art hatte gleichfalls seit dem Ende der Republik noch außerordentilch zugenommen. Da die Prachtliebe sich in den theuersten und seltensten zu den Geräthen angewandten Stoffen und in der trefflichsten Kunstarbeit daran schon erschöpft hatte, so mußte man auch in der Ausschmückung der Häuser und Zimmer auf ganz besondere Mittel sinnen, den abgestumpften Sinnen zu gefallen. So lesen wir von einer künstlichen Vorrichtung, Decken und Wände der Speisezimmer beweglich zu machen und zu verschieben, so daß die Gäste, ohne den Platz zu verändern, sich bei jedem Gange der Mahlzeit mitten in einen ganz neuen Raum versetzt glaubten.

Wie die Entartung den Despotismus erzeugt hatte, so wuchs jene wiederum durch diesen, und beide lähmten und hemmten die Geistesentwicklung. Die Erziehung wurde kläglich vernachlässigt, die Obhut der Kinder auch in vornehmen Familien Sklaven anvertraut, oft denen, die zu keinem andern Geschäfte tauglich waren. Diese pflanzten den jungen Seelen schlechte und gemeine Gewöhnungen ein, und das Beispiel der Aeltern vermochte den Sinn eben so wenig auf das Große und Würdige zu lenken. Die Begünstigung dieses oder jenes Schauspielers, die Liebhaberei für Fechterspiele und Pferde erfüllte die Gemüther. Wie kann da, ruft ein Schriftsteller jener Zeit aus, noch Raum für edle Geistesbeschäftigungen bleiben! *)

*) Jam vero propria et peculiaria hujus urbis vitia paene in utero matris concipi mihi videntur, histrionalis favor et gladiatorum equorumque studia: quibus occupatus et obsessus animus quantulum loci bonis artibus relinquit? Tacitus Dial. de orator. c. 29.

14. Nerva, Trajan, Hadrian.
(96—138.)

Fünf preiswürdige Herrscher, welche in ununterbrochener Reihe auf einander folgten, sorgten für die Wiederherstellung der verfallenden Ordnung so gut, daß das Reich noch eine geraume Zeit der Ruhe im Innern und des Ansehens nach Außen genoß.

Die Verschwornen, durch welche Domitian gefallen war, hatten die Herrschaft dem bejahrten Senator M. Coccejus Nerva bestimmt, der seiner Verdienste wegen in großer Achtung stand. Der Senat gab seine Zustimmung mit großer Freude, die Prätorianer verweigerten sie nicht. Nerva that Alles, um die Freude der Gutgesinnten über seine Erhebung zu rechtfertigen; er schaffte die Untersuchung über die Majestätsverbrechen gänzlich ab, beschränkte die Spiele, setzte einige drückende Auflagen herunter, theilte Ländereien unter Unbegüterte aus, und sorgte für bessere Gerechtigkeitspflege. Nur Kraft und Festigkeit fehlten ihm. Die Prätorianer forderten im wilden Tumult die Auslieferung der Mörder Domitian's, und der schwache Greis vermochte nicht, diese zu beschützen. Er sah nun wol, daß er einer Stütze bedürfe, und traf eine Wahl, durch welche er seine Herrschaft erst recht wohlthätig gemacht hat. Mit scharfem Blick erkannte er den Mann, der wol der Tüchtigste im Reiche war, den M. Ulpius Trajanus, und erklärte ihn, der beim Volke schon in hohem Ansehn stand, zu seinem Nachfolger, indem er ihn an Kindes Statt annahm. Bald nachher starb er, nach einer Regierung von nur sechzehn Monaten (Jan. 98).

Trajanus, ein Spanier von Geburt, aber von einer Römischen Familie stammend, war durch einen großen Geist und das edelste Herz des Thrones würdig. Seine zwanzigjährige Regierung ward durch eine Reihe rühmlicher Thaten geschmückt, die ihm Liebe und Bewunderung erweckten und den Beinamen des Besten erwarben. Mehr als zweihundert Jahre nach ihm pflegte der Senat neuen Kaisern zuzurufen: „herrsche glücklicher als August, besser als Trajan." Er regierte mit großer Kraft, Einsicht und Thätigkeit, war gerecht, milde, gütig, freigebig und bescheiden; und wenn er den Genüssen der Liebe und des Weins zu sehr ergeben war, so ließen sich wenigstens keine üblen Folgen dieser Neigungen spüren. Er stellte in den

Heeren die Kriegszucht wieder her, versorgte die Hauptstadt mit hinreichender Getraidezufuhr, belegte falsche Ankläger mit harten Strafen, verbannte die Angeber aus Rom, ermäßigte die Abgaben, und hatte durch seine Sparsamkeit doch gefüllte Cassen. Er wies Gelder für die Unterhaltung armer Kinder an, und stiftete öffentliche Bibliotheken. Seine einfache Lebensweise übte einen trefflichen Einfluß auf das Volk, wie denn in monarchischen Staaten das Beispiel des Fürsten immer von großer Wirksamkeit bei der Menge ist. Er zierte Rom mit herrlichen Werken der Baukunst, unter denen besonders das nach ihm genannte Forum hervorstrahlte. Man bewunderte dies als ein in seiner Art einziges Werk, sowol seiner großen Massen, als seiner Schönheit wegen. Ringsum standen Prachtgebäude, und quer über den Platz liefen Säulengänge. In der Mitte ragte das noch jetzt stehende riesenhafte Monument empor, Trajan's Säule genannt. Sie ist 109 Fuß hoch; im Innern hatte sie 185 Stufen. Ehemals trug sie des Kaisers kolossales Standbild in Erz, welches sich aber nicht erhalten hat. Der Papst Sixtus V. ließ an dessen Stelle eine Statue des Apostels Petrus setzen.

Trajan war unter den Waffen aufgewachsen, daher blieb ihm auch als Kaiser eine zu große Liebe für den Kriegsruhm. Doch hätte er ohne Thaten im Felde bei dem Heere schwerlich das der eingerissenen Verwilderung wegen doppelt nöthige Ansehen erlangt, und die Kriege, die er führte, waren nicht weniger der Sicherheit des Reiches förderlich, als sie den Glanz desselben erhöhten. Decebalus, jener stolze König der Dacier, der dem Domitian einen Tribut abgenöthiget, fuhr fort, sich großen Uebermuth gegen die Römer zu erlauben. Trajan überzog ihn mit Krieg, vernichtete sein Heer, und eroberte seine Hauptstadt Sarmizegethusa. Zu spät sah Decebalus, welche ganz andere Hand jetzt Rom's Waffen lenke. Er erhielt den Frieden nur unter den drückendsten Bedingungen; seine Festungen wurden geschleift, im Angesichte seiner Hauptstadt blieb ein Römisches Lager stehen. Nicht lange hielt er den demüthigenden Vertrag, in welchem er, nicht mit Unrecht, den Anfang völliger Unterwürfigkeit sehen mochte, und suchte durch bessere Anstalten das Verlorene wiederzugewinnen. Aber Trajan kam ihm zuvor. Er erneuerte nach einigen Jahren den Krieg, und ließ eine große steinerne Brücke über die Donau (in der Nähe des heutigen Czernetz in der Wallachei) errichten, und vielleicht hat dieser

Strom in seinen unteren Theilen nie eine andere getragen *). Völlig überwunden, gab sich Decebalus selbst den Tod. Dacien wurde Römische Provinz, die einzige, welche jemals auf der Nordseite der Donau gemacht ward. In das entvölkerte Land verpflanzte Trajan aus vielen Provinzen des Reiches neue Bewohner.

Die Einsetzung eines Königs von Armenien durch den Parthischen König Cosroës schien ein Eingriff in die Rechte des Römischen Reichs, und ward daher die Veranlassung zu Trajan's glänzenden Feldzügen nach dem Orient. Er machte nicht nur Armenien zur Provinz, sondern eroberte auch Mesopotamien. In einem folgenden Feldzuge ging er sogar über den Tigris, unterwarf sich, begünstigt von inneren Unruhen im Parthischen Reiche, Assyrien, und nahm Ktesiphon ein. Er scheint damals, wo die Raschheit seiner Erfolge und die Länder, welche er bezwang, ihm Alexander's Thaten und Zwecke vor die Seele rufen mußten, die Absicht gehabt zu haben, die Grenzen des Römischen Reichs in dieser Richtung so weit als möglich auszudehnen. Aber während er vom Tigris aus in den Persischen Meerbusen schiffte, empörten sich die schon unterworfenen Länder. Daher zog er es vor, den Parthern einen König von seiner Wahl, Parthamaspates, zu geben, und ihn einzusetzen (116). Die weiteren Anordnungen behielt er sich für das nächste Jahr vor, aber im Winter, den er in Syrien zubrachte, erkrankte er, wollte nach Rom zurückkehren, kam aber nur bis Selinus in Cilicien, wo ihn der Tod überraschte (117).

P. Aelius Hadrianus, Trajan's Landsmann und Vetter, der ihm in der Herrschaft folgte, verdankte sie, nach Dio Cassius, nur der List der Gemahlin des Trajan, der Plotina, die seine Adoption durch den verstorbenen Kaiser erdichtete. Er war ein Mann von Geist, Einsicht und Thätigkeit, unter dem sich der Staat wohlbefand, der aber durch Unbeständigkeit, durch manches Kleinliche in seiner Gemüthsart, durch Launen und einigen Hang zur Grausamkeit hinter seinem großen Vorgänger sehr zurückstand. Die Eroberungen desselben im Orient gab er auf, erkannte, da Parthamaspates sich bei seinem Volke nicht hatte geltend machen können, den Cosroës als König der Parther, und den Euphrat wieder als Grenze des Reichs: aus Friedensliebe und weil er einsah, daß weiter ausgedehnte Grenzen unaufhörliche Anstrengungen erfordern, und große Gefahren erzeugen würden; schwerlich aus Eifersucht auf

*) Mannert Geographie, Th. IV. S. 219.

den Ruhm des Trajan, wie Einige behaupten, obschon sonst der Neid allerdings ein hervorstechender Zug seines Charakters war. Aus dem letztern Grunde ließ er beim Antritt seiner Regierung vier der angesehensten Männer unter dem Vorwande einer Verschwörung hinrichten. Den Namen großer Schriftsteller und Künstler suchte er zu verkleinern. Ein berühmter Architekt hatte es ihm ein mal unter Trajan's Regierung spöttisch verwiesen, als er über Bauangelegenheiten mitsprechen wollte. Dies kostete ihm jetzt das Leben. Indeß treffen die Vorwürfe, die man dem Hadrian machen muß, im Ganzen mehr den Menschen als den Herrscher. Dem Senate bewies er die größte Achtung, und entschied nie eine wichtige Angelegenheit ohne Berathung mit demselben. Doch ließ er sehr verdiente Senatoren hinrichten, die er des Hochverraths beschuldigte. Gegen das Volk war er milde und freigebig, erließ Schulden an den Staatsschatz, unterstützte bei Unglücksfällen die Provinzen sehr reichlich, und verwandte große Summen auf öffentliche Gebäude und andere Anlagen in unzähligen Städten des Reichs. Auch Rom verschönerte er. Eines der vorzüglichsten Gebäude, welches er dort errichten ließ, war sein Grabmal. Im Mittelalter diente es als Festung, und ist auch noch heutiges Tages, wo es die Engelsburg heißt, der einzige feste Punkt in Rom. Der Kern des runden Thurms, der die Hauptmasse des Gebäudes bildet, ist stehen geblieben; die Bekleidung von weißen Marmorquadern fehlt jetzt.

Einen großen Theil seiner Regierungszeit brachte Hadrian auf Reisen zu, die er durch alle Provinzen seines ungeheuren Reiches unternahm, und zwar meist zu Fuße. Auf diese Weise hatte er Gelegenheit, Alles mit eigenen Augen zu sehen; überall zeigte er sich hülfreich durch Unterstützungen und Anordnungen zum Besten der Provinzen. Beamte, die ihre Gewalt gemißbraucht hatten, strafte er mit unerbittlicher Strenge. In Britannien, wo die Anfälle der Caledonier auf das Römische Gebiet fortdauerten, gab er einen Theil der früheren Eroberungen auf, indem er die Truppen an den Busen von Solway zurückzog, welcher noch jetzt England und Schottland trennt, und von hier aus eine Mauer von sechzehn Meilen bis zur Mündung des gegenüberliegenden Tyne-Flusses zog. Auf sein Bestreben, die Grenzen des Reiches zu sichern und nicht auszudehnen, weisen auch seine Anordnungen in Deutschland hin, wo er die auf dem rechten Rheinufer von den Römern angelegten Befestigungslinien ausbessern und verstärken ließ. In Aegypten verlor er seinen Liebling, den schö-

nen Jüngling Antinous, der nach einer Nachricht von ungefähr im Nil ertrank, nach einer andern, durch einen abergläubischen Wahn verleitet, sich für den Kaiser opferte. Dieser, von tiefem Schmerze ergriffen, suchte des Lieblings Bild und Namen auf alle Weise zu verewigen. Er ließ zu seinem Andenken die Stadt Antinoopolis in Aegypten erbauen, ihm Tempel und Altäre errichten, und ihn als einen neuen Gott verehren. Die Kunst hat sein Bild auf alle Weise, als Statue und Büste, auf Reliefs, Gemmen und Münzen dargestellt und vervielfältigt.

Die Ruhe wurde unter der Regierung dieses Kaisers fast nur durch einen Aufstand der Juden unterbrochen. Rachgier und der bitterste Ingrimm über den Untergang ihrer Hauptstadt, des Tempels und des an denselben geknüpften Gottesdienstes hatten schon unter Trajan's Herrschaft die Juden in Aegypten, in Cyrene, in Cypern und in Mesopotamien zu Empörungen gebracht, wo sie viele Tausend Einwohner, zum Theil unter grausamen Martern, tödteten. Trajan's Feldherren dämpften diese Aufstände, deren Folge die Ausrottung aller Juden in einigen jener Provinzen war. Noch gefährlicher war die Empörung, die sie unter Hadrian erregten. Schmerz und Zorn, daß in dem wiederhergestellten, jetzt Aelia Capitolina genannten Jerusalem Fremde wohnten, und ein dem Jupiter geweihter Tempel sich erhob, trieben sie dazu. Ein Betrüger, Bar=Chochba oder Bar=Chozba, der sich für den Messias ausgab, und vielen Anhang fand, regte sie besonders auf. Die Römer endeten diesen Krieg, der auch außerhalb Palästina große Bewegungen hervorbrachte, erst im dritten Jahre, nachdem 580,000 Juden in Gefechten gefallen, eine unzählbare Menge durch Hunger, Pest und Feuer umgekommen, und Palästina fast in eine Wüste umgewandelt war, so daß man diesen Krieg als die vollendete Zerstörung des Jüdischen Staates betrachten kann.

Hadrian war eben so wie sein Vorgänger kinderlos. Da er sich nun von einer Krankheit befallen sah, die keine Genesung hoffen ließ, adoptirte er den C. Cejonius Commodus Verus, der von nun an Aelius und Cäsar hieß (Cäsar war jetzt ein Titel für die bestimmten Nachfolger in der Herrschaft). Aber dieser, ein schwächlicher Wollüstling, starb zum Glücke des Staats bald, und an seine Stelle trat der Consular Titus Antoninus, der aber seinerseits, da er keine männlichen Erben hatte, den L. Verus, einen Sohn des Verus Cäsar, und den M. Annius, den nachmaligen Kaiser M. Aurelius, adoptiren mußte.

Die überhandnehmende Krankheit quälte den Hadrian so, daß er sich mehrere Male selbst das Leben nehmen wollte. Endlich begab er sich nach Bajä, und beschleunigte dort, durch Uebertretung aller ärztlichen Vorschriften, seinen Tod, welcher am 10. Julius 138 erfolgte.

---

15. Die beiden Antonine.
(138 — 180.)

Antoninus Pius regierte das Reich mit der Menschenfreundlichkeit eines Titus. Höchst preiswürdig erscheint er schon wegen der dankbaren Achtung, die er für den Ruf seines Vorgängers hegte. Dieser hatte sich zuletzt so verhaßt gemacht, daß der Senat jetzt seine Anordnungen vernichten, und ihm den für die verstorbenen Kaiser gewöhnlichen Götterrang nicht gewähren wollte. Antoninus widersetzte sich diesen Beschlüssen, woher wahrscheinlich sein Beiname Pius (der Fromme, kindlich Gesinnte) stammt. Einige innere Unruhen und Kriege wurden schnell gedämpft und beendet; sonst verfloß die ganze Regierung dieses Kaisers in geräuschlosen Wohlthaten für seine Völker, deren Glück zu befördern er unablässig besorgt war. Nicht nur seine Unterthanen liebten ihn, auch bei auswärtigen Königen und Völkern stand er in der größten Achtung. Den M. Aurelius machte er zu seinem Schwiegersohn, und erhob ihn zum Cäsar. Er starb, drei und siebzig Jahre alt, den 7. März 161.

M. Aurelius Antoninus der Philosoph, ein Beiname, der ihm seiner ernsten Beschäftigung mit der Philosophie wegen geworden ist, hat sich einen Platz unter den Weisen auf dem Throne erworben. Wir haben von ihm noch ein Werk „Betrachtungen über sich selbst," in Griechischer Sprache, welches die Grundsätze der Sittlichkeit im Geiste der Stoischen Schule, zu deren Lehren er sich bekannte, enthält. Aber er war nicht bloß in der Betrachtung und im Forschen Philosoph, er strebte das Ideal des Weisen auch zu verwirklichen. Er war ein Fürst von den reinsten Gesinnungen, wie sein Vorgänger stets für das Wohl der Unterthanen thätig, streng nur gegen sich selbst, gegen Andere milde, bis zu übermäßiger Nachsicht. Große Unglücksfälle und schreckliche Naturerscheinungen, die sich in den neunzehn Jahren seiner Regierung ereigneten, Hungersnoth, Seuchen, Ueberschwemmungen, Erdbeben und furchtbare Kriege gaben ihm Ge-

legenheit genug, seine Herrscherthätigkeit und seine Neigung zum Wohlthun zu zeigen.

Gleich beim Antritt der Regierung nahm er den L. Verus zum Mitkaiser an, eine Erscheinung, welche damals noch nicht vorgekommen war. Es war ein ganz unfähiger Mensch, der nur für Vergnügungen und Ausschweifungen Sinn hatte, den daher auch der vorige Kaiser von der Regierung hatte entfernen wollen. Marc Aurel scheint damals geglaubt zu haben, er könne sich noch zu einem tüchtigen Krieger bilden, sonst wäre die freiwillige Theilung des Thrones mit ihm eine viel zu weit getriebne, fast schwächliche Großmuth. Da die Parther in Armenien eingefallen waren, und ein schwerer Krieg mit ihnen bevorstand, sandte er den Verus nach dem Orient, dieser ergab sich dort aber gänzlich den Wollüsten, und überließ den Krieg seinen Feldherren. Diese, und besonders Avidius Cassius, erfochten in einem Zeitraum von vier Jahren sehr wichtige Siege. Unter andern ward Seleucia am Tigris genommen und gänzlich zerstört.

Viel bedenklicher aber war eine große Bewegung der Völker an der Donau und am Rhein, die sich fast zu gleicher Zeit gegen das Reich erhoben, so daß es schien, als ob ganz Germanien mit den nach Osten dahinter liegenden Ländern im Aufstande wäre. Am furchtbarsten zeigten sich die Feinde an der mittlern und obern Donau; hier stand ein großer Völkerbund in den Waffen, welcher, so wie nach ihm der Krieg, der Marcomannische genannt wird. Marc Aurel zauderte, bis der Parthische Krieg geendet war; dann, nach der Rückkehr des Verus aus dem Morgenlande, machten sich beide Kaiser auf, zogen nach Aquileja und von da über die Alpen (166). Die Barbaren wichen anfangs zurück; als aber die beiden Kaiser wieder nach Rom gegangen waren, brachen sie von Neuem hervor, plünderten Pannonien, und nöthigten zu neuen Feldzügen. Während derselben starb Verus eines plötzlichen Todes (169), Rom aber zitterte vor dem gewaltigen Kriegsmuthe dieser Feinde, und dachte des Cimbrischen und der Punischen Kriege. Der philosophische Marcus nahm selbst zu einem abergläubischen, von einem Wahrsager vorgeschlagenen Mittel seine Zuflucht; er ließ zwei Löwen über die Donau schwimmen, welche aber von den Deutschen als große Hunde mit Keulen erschlagen wurden. Bald darauf erlitten die Römer eine bedeutende Niederlage, und die Deutschen drangen bis Aquileja vor, so daß der Kaiser Sklaven und Fechter bewaffnen, und zur Aufbringung des nöthigen Geldes eine große

Versteigerung von Kleinodien und Kostbarkeiten des Palastes anstellen ließ. Das Kriegsglück in diesem an Wechselfällen reichen Kampfe wandte sich jetzt wieder auf die Seite der Römer, die Jazygen wurden geschlagen, der Kaiser ging über die Donau, um die Quaden in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Endlich kam es zum Frieden, wenigstens zu Verträgen mit einzelnen Völkern, wo wir hören, daß die Jazygen allein hunderttausend Römische Gefangene zurückgaben, und daraus auf die Größe dieser Kämpfe und der Römischen Verluste schließen mögen. Der Kaiser verstand sich zu manchen Bewilligungen, denn er hatte Nachricht erhalten, daß der Statthalter von Syrien, der oben schon genannte Avidius Cassius, ein kraftvoller Mann und tüchtiger Feldherr, wider ihn aufgestanden sey, und sich zum Herrscher aufgeworfen habe. Aber ehe es zum Bürgerkriege kam, ward der Empörer von einigen Hauptleuten seines Heeres getödtet. Der Kaiser verläugnete auch hier seine große Milde nicht, und verzieh allen Theilhabern der Verschwörung. Nachdem er im Orient, wohin er gezogen war, selbst Alles geordnet hatte, ging er nach Rom (176), und hielt einen Triumph über die Marcomannen. Seine Thaten im Deutschen Kriege wurden, wie die Trajan's, auf einer Säule verherrlicht, welche sich ebenfalls bis auf unsere Tage erhalten hat. Zwei Jahre nachher finden wir den M. Aurelius abermals mit seinem Sohne Commodus, gegen Marcomannen und Quaden, die ihre Anfälle erneuert hatten, im Felde. Einer seiner Feldherren gewann einen Sieg über die nicht zu ermüdenden Deutschen, aber während der Kaiser auf Einrichtungen dachte, diesen Provinzen eine dauernde Ruhe zu sichern, raffte ihn der Tod hin zu Vindobona (Wien), an demselben Orte, wo ein Jahrtausend später eine lange Reihe Römischer Kaiser, aus demselben Volke, welches er zu verdrängen und zu vertilgen trachtete, herrschen sollte. Er starb den 17. März 180 im neun und funfzigsten Jahre seines Alters.

Mit dem Marcus Aurelius schließt die schöne Reihe wohlthätiger Kaiser, deren sich Rom seit dem Tode Domitian's erfreute, zugleich aber auch die blühende Zeit des Reiches, auf die wir hier beim Scheiden noch einen Blick werfen wollen. Das weite Römische Gebiet war, wie bei den einzelnen Regierungen bemerkt ist, seit den Zeiten des Augustus noch durch manche Provinz vergrößert worden. Im Westen, in Africa, Spanien, Gallien, Britannien, Pannonien, war

das Lateinische so eingedrungen, daß die ursprünglichen Volkssprachen sich nur noch in den Gebirgen, oder in einzelnen Gegenden auf dem Lande fanden. Der Osten, welcher meistens den Macedonischen Herrschern gehorcht hatte, bediente sich fast eben so allgemein der Griechischen Sprache. Wie nie vorher und nie nachher waren die Länder vom Atlantischen Ocean bis zum Euphrat, und von den Ausflüssen des Rheins bis zu den Sandwüsten Africa's unter einer Herrschaft vereinigt. Ein gemeinschaftliches Band umschlang die verschiedenartigen Völker dieses schönsten und cultivirtesten Theiles der Erde, welche ihr Daseyn von dem der weltgebietenden Stadt nicht trennten. Sie führten keine Kriege mehr mit einander, welche die Früchte ihres Fleißes so oft zerstört hatten, sondern lebten unter der Regierung milder Fürsten in friedlicher Zusammenwirkung. Die Provinzen gediehen unter dem Schutze der Gesetze, und fanden bei den wohlwollenden Kaisern schnelle Abhülfe ungerechter Eingriffe der Statthalter. Die Künste des Friedens, Ackerbau, Gewerbe, Handel, blühten. Die trefflichsten Landstraßen erleichterten den Verkehr der entlegensten Theile des Reichs; der Schifffahrt von Alexandria bis zu den Säulen des Hercules drohten keine seeräuberischen Barbaren. Nicht minder als die Erzeugnisse der Natur und des Kunstfleißes hatte sich die Bildung verbreitet; Homer und Virgil wurden am Rhein und an der Donau gelesen.

Alle diese Glückseligkeit zeigt sich indeß bei tieferer Betrachtung doch nur als glänzende Oberfläche und täuschender Schein. Gepriesen werden die Zeiten Trajan's, Hadrian's und der Antonine immer mit Recht werden, wenn man auf die Bemühungen der edlen Fürsten sieht, wenn man sie mit dem scheußlichen Despotismus des voraufgegangenen, mit der wilden Unruhe und der beginnenden Auflösung des folgenden Jahrhunderts vergleicht. Aber groß kann auch, trotz des Friedens und des ungestörten Verkehrs, nicht einmal das leibliche Wohlbefinden der Völker gewesen seyn, für welches der Zustand der Bevölkerung ein ziemlich sicherer Maaßstab ist. Nun aber hatte sich Griechenland von den Stürmen früherer Jahrhunderte so wenig erholt, daß der Zeitgenosse Plutarch klagt, das ganze Land möchte nunmehr kaum dreitausend Krieger stellen können, da die einzige Stadt Megara so viel nach Platää zum Kampfe gegen die Perser gesandt habe. Der Staatsaufwand erforderte drückende Steuern *), die Reichthümer der

*) „Die Auflagen vermehrten sich durch die vermehrten Bedürfnisse der Verwaltung

Welt waren in den Händen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Geschlechtern. Und will man nun nach den höheren Gütern der Menschheit fragen, so fällt die Antwort trostlos aus. Kein äußeres Glück kann den Völkern den Verlust ihrer Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit ersetzen, aus denen allein Rüstigkeit, Gesundheit und Kraft hervorblühen. Wenn aber mit dem Hinschwinden der Volksehre und Volksfreiheit der innere Quell des geistigen Daseyns stockt und versumpft, so ersterben auch bald die Regungen des äußern Lebens. Darum erschlaffte die Kraft der Völker mitten in dem Glanze des Weltreichs, darum verödeten die Landschaften und wurden die Städte entvölkert mitten unter den Prachtgebäuden, mit welchen die Kaiser sie schmückten *). Dieser innerlich kranke und hohle Zustand des Reichs bei allem äußern Glanze wurde auf furchtbare Weise kund, als in den nächsten Menschenaltern die inneren Spaltungen und die Angriffe von Außen überhand nahmen, und der Mangel an Kraft und Gesinnung den Staat an den Rand des Abgrunds führte

16. Litteratur seit Augustus.

Mit dem Geiste, der Kraft und den Sitten der Völker gerathen auch Wissenschaft und Kunst in Verfall, obschon dieser nicht gleich so stark hervortritt, wie in den politischen und häuslichen Verhältnissen, weil die einmal gewonnene Meisterschaft in der Form sich noch lange fortsetzt, wenn die Triebfedern, die sie hervorgerufen, schon ihre Spannkraft verloren haben, und einzelne begabte Geister, wie das letzte Aufflammen erlöschender Kräfte, diese Formen noch mit einem großen Inhalt beleben können.

Vom Tode des Augustus bis auf den Trajan erhielt sich die Litteratur bei den Römern noch auf einer gewissen Höhe. Die schriftstellerischen Werke aus dieser Periode zeugen von Feinheit und Bildung,

und durch Besoldung der Beamten bei aller Sparsamkeit der drei Kaiser Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, und die Art der Steuern ward beschwerlicher und für die Gewerbe drückender. Man mußte alle erdenklichen Dinge besteuern, Wasserleitungen und Cloaken mußten für den Staat einträglich gemacht werden, und selbst die wilden Thiere, welche bei den Thierhetzen und Spielen gebraucht wurden, waren einer Steuer im Hafen unterworfen." Schlosser Universalhistor. Uebersicht u. s. w. Th. III. Abth. 2 S. 133.

*) F. Roth Bemerkungen über Fronto und das Zeitalter der Antonine, S. 10 u. fg.

aber wenn schon das goldene Zeitalter der redenden Künste in Rom weit mehr Absichtlichkeit und Streben nach Wirkung verrieth, als die Werke der Griechen, so tritt diese Richtung in der Art und Kunst der spätern Zeit noch weit entschiedener hervor. Die einfache Kraft und Natürlichkeit des Ausdrucks verschwindet, und das Streben, neu zu seyn und zu glänzen, führt zu Uebertreibung, Schwulst und gesuchten Spielen des Witzes. Beredsamkeit und Geschichte, diese glänzendsten Seiten der Römischen Litteratur müssen unter dem Despotismus verstummen, oder eine ganz falsche Richtung nehmen, denn der erstern ist ihr würdigster Stoff geraubt, da sie die Staatsangelegenheiten nicht mehr frei verhandeln darf; die zweite kann nur laut werden, wenn sie zu niedriger Schmeichelei herabsinkt, denn die Wahrheit wäre Todesverbrechen.

Unter den epischen Dichtern nach Virgil (S. 224.), die auf uns gekommen, ist der oben (S. 254.) schon erwähnte Lucanus der vorzüglichste, aber auch fast mehr Rhetor als Dichter. Merkwürdig sind zwei Satirendichter, der stoisch strenge und dunkle A. Persius Flaccus (geb. 34, gest. 62), und der heftig und bitter strafende Decimus Junius Juvenalis, dessen Blüthe unter Domitian fällt. Die Werke dieser Dichter sind Erzeugnisse des tiefen Unmuths, welchen ihnen das Verderben ihrer Zeit einflößte.

Als der eigentliche Urheber der neuen gekünstelten Weise in der Prosa ist L. Annäus Seneca, der uns aus der Geschichte des Nero schon bekannte Erzieher dieses Kaisers, zu betrachten. Seine Schreibart ist gesucht; das darin herrschende Spiel mit Gegensätzen, die mehr scheinbare als wirkliche Kürze des Ausdrucks sind durch ihr verführerisches Beispiel verderblich geworden. Er war der stoischen Philosophie zugethan, und seine Schriften sind größtentheils der Entwicklung ihrer Lehren in Bezug auf die sittliche Vervollkommnung der Menschen gewidmet.

In der Geschichte brachte das alternde Rom noch einen der größten Geister hervor, den C. Cornelius Tacitus, welcher, wahrscheinlich im Anfange der Regierung des Nero geboren, unter dem Trajan seine herrlichen Werke schrieb. Sie umfaßten die Geschichte der Kaiser vom Tode des Augustus bis auf seine Tage; die Zeit hat uns leider nur einen Theil derselben gegönnt. Er entwirft uns ein Gemälde von der größten Anschaulichkeit, und über Alles lehrreich durch den großen Verstand, mit welchem er in alle Tiefen des menschlichen Herzens dringt,

und uns die Triebfedern der Handlungen enthüllt. Das Laster durch das Gericht der Geschichte zu schrecken, ist seine ausgesprochene Absicht. Voll Begeisterung für die sittliche Würde und Freiheit des Menschen und voll edlen Unwillens über die Gräuel, die er zu berichten hat, wägt und prüft er doch die Thatsachen mit strenger Besonnenheit, und hütet sich, auch von dem Schlimmsten den Verdacht als erwiesene Thatsache hinzustellen (Vgl. oben S. 244.). Jener glühende Unwille und sein großes Gemüth malen sich in den dem Gegenstande angemessenen, düstern und doch höchst anziehenden Farben seiner kunstvollen Darstellung. Jeder Ausdruck ist gedanken- und inhaltsschwer. Außer den genannten Geschichten haben wir noch das oben bereits erwähnte Leben des Agricola von ihm, und eine kurze, aber unschätzbare Beschreibung Deutschland's und seiner Bewohner.

Unter den Lehrern der Redekunst zeichnete sich vorzüglich M. Fabius Quinctilianus aus, von dem wir noch ein sehr geschätztes Lehrbuch der Rhetorik besitzen, der erste jener Lehrer, welche nach der Einrichtung des Vespasian in Rom öffentlich angestellt und besoldet wurden. Es war, wie er selbst sagt, seine Absicht, dem schlechten Geschmacke, welcher sich durch Seneca's Schriften verbreitete, entgegen zu wirken. Aber dies ist ein seltenes Beispiel, denn in der Regel trugen die immer zahlreicher auftretenden Rhetoren selbst dazu bei, Urtheil und Geschmack zu verderben. So entsprachen die Lehre und die im Zeitgeiste liegende Richtung einander; auch konnten keine Lehrer den ermattenden Geist zu neuer Wirksamkeit und Tüchtigkeit aufrufen. Vergebens war es, daß Antonin der Fromme in allen Provinzen des Reichs Rhetoren und Philosophen anstellte und ihnen Besoldungen auswarf, und spätere Kaiser diesem Beispiele folgten, vergebens, daß Büchersammlungen angelegt wurden und ein vielseitiger Unterricht ertheilt: das ganze geistige Leben starb zusehends ab, und der Verfall wurde immer sichtbarer. Nach Trajan's Zeiten hat die Römische Litteratur kein wahres und echtes Kunstwerk mehr aufzuweisen. In den strengen Wissenschaften hatten die Römer nie etwas Originelles von Bedeutung geleistet, mit Ausnahme der Rechtswissenschaft, für die sie ein eigenthümliches Talent besaßen, und in der sie schöpferisch waren. Diese hatte auch bis ins dritte Jahrhundert hinein noch bedeutende Schriftsteller.

Dagegen regte sich in der Griechischen Litteratur von Trajan und Hadrian an wieder auf einige Zeit ein besseres Leben. Zu den Schriftstellern dieser Art, von denen sich Werke erhalten haben, gehören be-

sonders: Plutarchus aus Chäronea (geb. 50, gest. 120), der in seinen historischen und philosophischen Schriften einen Schatz von Belehrung aus der Fülle seiner ungemeinen Belesenheit mittheilt, für uns höchst wichtig, da die meisten Schriftsteller, aus denen er schöpft, längst verloren gegangen sind; Arrianus aus Nikomedien, gleichfalls Geschichtschreiber und Philosoph; Lucianus aus Samosata, unter den Antoninen, der mit Geist und Witz satirische Sittengemälde von seiner Zeit entworfen hat. Um dieselbe Zeit blühten der Arzt Claudius Galenus (geb. 131, gest. 200) und etwas früher der Mathematiker und Geograph Claudius Ptolemäus, welche in ihren Wissenschaften Lehrgebäude aufgestellt haben, die länger als ein Jahrtausend nach ihnen im höchsten unerschütterten Ansehen standen.

---

17. Die Kaiser von Commodus bis auf den Tod des Alexander Severus.

(180—235.)

Commodus, der Sohn des trefflichen M. Aurelius, der ihm in der Herrschaft folgte, war feige, beschränkten Geistes und zur Trägheit geneigt. Dadurch ward er der Sklav seiner Vertrauten, die seine bösen Neigungen weckten und nährten, so daß Schwelgerei und Mordsucht bei ihm erst zur Gewohnheit, dann zu herrschenden Leidenschaften wurden. Mit den Quaden und Marcomannen schloß er einen für Rom nicht unvortheilhaften Frieden, doch übereilte er ihn, um schneller wieder zu den Genüssen der Hauptstadt zurückkehren zu können. Im vierten Jahre seiner Regierung weckte ein verfehlter Mordanschlag auf ihn seinen Haß gegen die edelsten Männer Rom's, deren Blut er nun in Strömen vergoß. Grausamkeiten folgten auf Grausamkeiten; den Reichen wurden Verbrechen angedichtet, und wenn sie dem Tode entgingen, so geschah es nur durch Aufopferung ihres Vermögens. Der Tyrann fand ein Vergnügen daran, Menschen selbst zu verstümmeln. Die Geschäfte überließ er niedrigen Günstlingen, und brachte seine Zeit im Schlamme schändlicher Wollüste zu. Alle feinere Bildung war ihm verhaßt; desto mehr brüstete er sich mit seiner Stärke in Leibesübungen. Er wollte der Römische Hercules genannt seyn, umgab sich mit den Abzeichen dieses Heroen, und erschoß von sicherer Stelle im Amphitheater eine Menge wilder Thiere, die von den entlegensten

Ländern nach Rom gebracht werden mußten. Endlich sank er so tief, seinen Ruhm als Gladiator zu suchen. Er trat als solcher siebenhundert fünf und dreißig mal im Circus auf, und ließ sich für jedes mal eine Million Sestertien aus dem öffentlichen Schatze zahlen. Allgemein verachtet und verabscheut fiel er endlich durch eine Verschwörung seiner nächsten Vertrauten, als diese für ihr eigenes Leben zu zittern anfingen (31. December 192).

Nach dem Tode des Commodus fiel die Besetzung des Throns in die Hände der Soldaten zurück, denen sie zum Glücke für den Staat seit mehr als hundert Jahren entrissen gewesen. Die Prätorianer und die Legionen erhoben und ermordeten die Kaiser nach ihrem Gefallen. Die Provinzen wurden durch die inneren Kriege der um die Herrschaft Streitenden großen Leiden Preis gegeben. Das stete Wanken des Throns und der wachsende Uebermuth der Soldaten beschleunigten das Sinken des an innerer Ermattung schwer krankenden und bald von Anfällen äußerer Feinde hart bedrängten Reiches.

Die Verschwornen, welche den Commodus ermordet, bestimmten den Stadtpräfecten Pertinax, einen alten Senator von consularischem Rang und großen Verdiensten, zum Kaiser. Senat und Prätorianer erkannten ihn an. Pertinax wollte ernstlich die Wunden heilen, welche die eben vertilgte Tyrannei dem Staate geschlagen, und richtete seine Aufmerksamkeit auf den völlig zerrütteten Staatshaushalt. Aber indem er damit beschäftigt war, ihn zu ordnen, wurden die Prätorianer eines Kaisers von so ernstem Sinne überdrüssig, erschlugen ihn nach einer Herrschaft von sechs und achtzig Tagen (28. März 193) und trugen seinen Kopf im Triumph auf einer Pike durch die Stadt.

Und nun stiegen sie auf die Wälle ihrer Casernen, und boten im eigentlichen Sinne des Worts das Römische Reich in öffentlicher Versteigerung dem Meistbietenden feil *). Didius Julianus, ein reicher Senator, erstand es, indem er jedem Soldaten 6250 Drachmen (1340 Thaler) bot. Sie riefen ihn nun zum Kaiser aus, aber die Schmach dieser Erhebung war zu groß, um nicht empfunden zu werden. Das Volk zeigte seinen Unwillen laut und ungescheut, und die Heere in den Provinzen weigerten sich, einen solchen Herrscher

*) Οἱ στρατιῶται . . . ἀναγαγόντες τοὺς εὐφωνοτάτους ἑαυτῶν ἐπὶ τὸ τεῖχος, προεκήρυττον ὤνιον τὴν βασιλείαν· τῷ τε πλεῖον ἀργύριον δώσοντι ἐγχειριεῖν ὑπισχνοῦντο τὴν ἀρχήν. Herodian. II, 6.

anzuerkennen. Die Legionen in Pannonien erhoben den Septimius Severus, die in Syrien den Pescennius Niger. Der Erstere eilte sofort nach Italien, Julianus ward von den Prätorianern verlassen, und mußte die kurze Lust der Herrschaft mit dem Tode bezahlen, den er nach einem Senatsbeschlusse empfing (1. Juni 193).

Die erste Handlung des Severus war, daß er die trotzigen Prätorianer ganz auseinander jagte, wodurch er eben so sehr den Tod des Pertinax zu rächen schien, als er für seine eigne Sicherheit sorgte. Der Befehlshaber in Britannien, Clodius Albinus, hatte die Macht, ihm das Reich streitig zu machen, und die Soldaten desselben wünschten seine Erhebung. Severus wußte ihn durch List zu täuschen, indem er ihn zum Cäsar ernannte, und konnte nun, ohne Besorgniß vor Unruhen in seinem Rücken, gegen Niger ziehn, für den der ganze Orient war, den Senat und Volk in Rom gleich nach dem Tode des Pertinax zum Kaiser gewünscht hatten. In drei Schlachten, einer bei Cyzikus, einer zweiten bei Nicäa, und einer dritten in der Nähe desselben Issus, wo sich Alexander und Darius die Herrschaft streitig gemacht hatten, wurden die Heere des Niger besiegt, er selbst nach der letzten auf der Flucht getödtet. Die Stadt Byzanz bewies dem gestürzten Fürsten eine seltene Treue. Drei Jahre wurde sie von den Truppen des Severus belagert, bis endlich der Hunger sie zur Uebergabe zwang, und der Sieger die Besatzung hinrichten, den wichtigen Ort seiner Mauern berauben ließ. Auch über andere Anhänger des Niger ließ Severus ein schweres Strafgericht ergehen. Den Albinus wollte er jetzt beseitigen, als dieser aber inne ward, daß er getäuscht sey brach er mit Heeresmacht auf, und der Krieg mußte zum zweiten mal entscheiden. In der Nähe von Lugdunum (Lyon) geschah die höchst blutige Schlacht, deren Erfolg dem Albinus das Schicksal des Niger bereitete, und den Severus zum unbestrittenen Herrn der Römischen Welt machte. Er bezeichnete seinen Sieg durch Grausamkeiten, und ließ zwei und vierzig der angesehensten Senatoren, die dem Albinus geneigt gewesen, oder dessen verdächtig waren, hinrichten. Ueberhaupt war der Senat ihm verhaßt; er vernichtete auch den Schein der Theilnahme dieser Behörde an der Regierung, und ließ die rauhe Herrschaft eines Kriegers spüren. Gegen das Volk zeigte er sich gerecht, und suchte es durch Spiele und Austheilungen zu gewinnen. Seine Bestrebungen, sich der Gunst der Soldaten durch mannichfaltige Bewilligungen zu versichern, richteten die Kriegszucht zu Grunde

Da er einer Leibwache nicht entbehren konnte, bildete er neue prätorianische Schaaren aus den tüchtigsten Soldaten aller Legionen, vierfach zahlreicher als die früheren. Seinen beiden Söhnen, Bassianus (später gewöhnlich Caracalla genannt) und Geta, gab er Rang und Titel der Auguste (d. h. er machte sie zu Mitregenten), aber eine tiefe Feindschaft unter den Brüdern ließ die Welt eine unglückliche Zukunft fürchten. Nach der Niederlage des Albinus führte Severus einen siegreichen Krieg gegen die Parther; einige Jahre vor seinem Tode ging er begleitet von seinen Söhnen nach Britannien, welches wieder durch Einfälle der Caledonier beunruhigt ward. Er machte einen Zug durch Nordschottland, der ihm sehr viele Menschen kostete, und das Ergebniß war eine geringe Gebietserweiterung. Die letzten Tage des Severus wurden noch durch die Pläne des abscheulichen Caracalla, den Vater aus der Welt zu schaffen, verbittert. Er starb zu Eboracum (York) im sechs und sechzigsten Jahre seines Alters (4. Febr. 211). Noch stehen in Rom zwei ihm zu Ehren errichtete Triumphbogen, ein größerer und ein kleinerer, und bekunden, daß der allgemeine Verfall sich damals auch schon auf die Baukunst erstreckte.

Unversöhnlich blieb der Haß der Brüder, welche ihrem Vater im Reiche folgten, und kurze Zeit, nachdem sie nach Rom zurückgekehrt waren, ließ Caracalla den Geta, in den Armen ihrer Mutter, der Julia Domna, in die er sich geflüchtet hatte, ermorden (212). Dabei blieb die Grausamkeit des blutigen Unmenschen nicht stehen; er wüthete gegen alle Anhänger des ermordeten Bruders, so wie gegen alle Die, welche ihm durch ihre Gesinnungen die Schandthat vorzuwerfen schienen; man rechnet, daß unter dem Namen von Freunden des Geta zwanzigtausend Menschen von beiden Geschlechtern den Tod erleiden mußten. Papinianus, ein berühmter Rechtsgelehrter, ward hingerichtet, weil er sich standhaft weigerte, eine Vertheidigung des Brudermordes, welche Caracalla von ihm forderte, zu schreiben. Ein Jahr nach dem Tode des Geta verließ Caracalla Rom, um die Gräuel seines Blutdurstes und seiner Erpressungen über die Provinzen zu verbreiten, deren Bewohner er vorher schon sämmtlich zu Römischen Bürgern gemacht hatte, aus keinem andern Grunde, als weil die Bürger gewisse Steuern zahlten, von welchen die übrigen Einwohner des Reichs befreit waren. Zuerst ging er nach Gallien, und kriegte am Oberrhein mit den Deutschen, über die er, nach dem Berichte des Aurelius Victor, einen Sieg davon trug. Er nahm daher den Beinamen Alemannicus

an, und bei dieser Gelegenheit erschien der Name der Alemannen zuerst in der Geschichte. Es war ein Völkerbündniß, zwischen Main, Rhein und Donau, und vielleicht bedeutet auch die Benennung nichts anders als Männer aus allerlei Volk. Hierauf begab sich Caracalla in den Orient, und ließ zu Alexandria, weil das Volk dort spöttische Reden über ihn geführt hatte, unter den Einwohnern ein fürchterliches Blutbad anrichten, wobei viele Tausende umkamen. Zuletzt kostete ihm eine Prophezeihung, welche dem Obersten der Leibwache, Opilius Macrinus, die Herrschaft verkündigte, das Leben. Denn Macrinus, der seinen Tod vor Augen sah, wenn der Tyrann davon Kunde erhielt, ließ ihn um sich zu retten, am 8. April 217 zu Edessa niederhauen.

Da der Anstifter des Mordes anfangs unbekannt blieb, so wählte ihn das Heer zum Kaiser, und Macrinus nahm nachher seinen Sohn, den zehnjährigen Diadumenianus, zum Mitregenten an. Zu dem Amte eines prätorischen Präfecten, welches jetzt eine noch weit größere Macht in sich schloß, als unter den ersten Kaisern, hatte er sich aus niedrigem Stande emporgeschwungen, darum haßten ihn in Rom, welches er als Imperator nie sah, die Vornehmen, und bald wurde das Heer unzufrieden, weil er es zu strenger Zucht und Ordnung zurückführen wollte. Auch machte er sich dadurch verhaßt, daß er von den Parthern, gegen welche Caracalla Krieg begonnen hatte, den Frieden erkaufte. Damals lebte Julia Mäsa, Schwester der Julia Domna, zu Emesa, woselbst ihr vierzehnjähriger Enkel Bassianus (bekannter unter dem Namen Elagabalus oder Heliogabalus) Priester der Sonne war. Die Soldaten glaubten, in den Zügen des Knaben den Caracalla wieder zu erkennen, und die schlaue und ehrgeizige Großmutter säumte nicht, ihn für einen natürlichen Sohn desselben auszugeben. Bald ward er von den dortigen Truppen zum Kaiser ausgerufen, und sein Anhang mehrte sich täglich. Macrinus zog den Abtrünnigen von Antiochia aus entgegen, in dessen Nähe es am 7. Juni 218 zur Schlacht kam. Anfangs schwankte das Glück, erklärte sich aber zuletzt wider den Macrinus, der auf der Flucht erkannt und mit seinem Sohne getödtet ward.

Heliogabalus war auf den Thron gelangt, weil man ihn für den Bastard eines der ruchlosesten Kaiser hielt, und sein Thun wenigstens verleugnete diesen Ursprung nicht. Als er nach Rom gekommen war, zeigte er dieser Stadt, daß es noch eine neue Erniedrigung für sie gebe, das Knie vor der weibischen Ueppigkeit des orientalischen Despotismus beugen zu müssen. Dieser wahnsinnige Knabe schändete den Thron

durch Grausamkeit und durch viehische Lüste, in denen er sich wälzte, und da er schon in so früher Jugend durch das Uebermaaß jedes sinnlichen Genusses völlig erschöpft war, so gab es nichts Unnatürliches und Verkehrtes, das ihm nicht willkommen gewesen wäre, um die abgestumpften Sinne noch zu reizen. Jedes Gesetz der Sitte und Natur zu verletzen, war seine Lust, und schwerlich hat es ein Sterblicher in der Schamlosigkeit noch weiter gebracht, als er. Die Soldaten errötheten wegen einer so schmachvollen Wahl, und richteten nach einiger Zeit ihre Augen auf den Vetter des Kaisers, Alexianus, welchen Heliogabalus auf Zureden der beiderseitigen Großmutter zum Cäsar erhoben und Alexander Severus genannt hatte. Aber bald bereuete er diesen Schritt. Die Tugenden dieses jungen Fürsten und die Achtung, welche er genoß, weckten eine wüthende Eifersucht in ihm. Er wollte ihn aus dem Wege räumen, aber zu eigenem Verderben. Die Prätorianer, die ihren Schützling bedroht sahen, erregten einen Aufstand, und als Heliogabalus die Schuldigen bestrafen wollte, ward er mit seiner Mutter ermordet, sein nackter Leichnam durch die Straßen geschleppt und in die Tiber geworfen (11. März 222).

Alexander Severus war ein siebzehnjähriger Jüngling*), als er zur Herrschaft gelangte. Seine Mutter Mammäa übte den entscheidendsten Einfluß auf ihn, sowol zu seinem, als des Staates Besten. Es wurde von ihr ein Ausschuß von sechszehn der einsichtsvollsten und redlichsten Senatoren, an deren Spitze der berühmte Rechtsgelehrte Ulpianus stand, niedergesetzt, in welchem alle Geschäfte von Wichtigkeit berathen wurden. Alexander besaß einen trefflichen Verstand, er war von Natur milde und mäßig. Unter seiner Regierung erholte sich die Römische Welt wieder einigermaßen von vierzigjährigen Erschütterungen und Leiden. Aber die zügellosen Kriegsschaaren zu strenger Zucht und Gehorsam zurückzuführen, war eine Aufgabe, die seine Kräfte überstieg. Die Leibwache betrachtete den trefflichen Ulpian als den vorzüglichsten Widersacher ihrer sträflichen Ungebundenheit, und ermordete ihn zu den Füßen des erschrockenen Kaisers, der den Frevel weder zu verhindern noch zu rächen vermochte.

Zu dem orientalischen Wesen, welches mit Heliogabalus nach Rom gekommen war, gehörte auch eine förmliche Hofeinrichtung, da Trajan, Hadrian, Antoninus mit den Männern ihrer Umgebung noch ganz wie

*) Nach Herodian wäre er kaum vierzehn Jahre alt gewesen. Allein die übereinstimmende Angabe des Lampridius und der Alexandrinischen Chronik verdient den Vorzug.

mit Freunden verkehrten, in völlig ungezwungener Weise. Jetzt war Alles orientalisch geworden; Hoffitten, Rang, Vortritt, Dienerschaft, Kleidung wurden nach strengen Regeln, die sich auch auf die Frauen erstreckten, geordnet. Es ging dies so weit, daß z. B. vorgeschrieben war, welche sich einer Sänfte bedienen, und welche bloß reiten durften, sogar die Verzierung der Sänften sollte nach dem Range verschieden seyn. Dies beförderte Pracht und Luxus ungemein. Alexander suchte möglichst wieder einzulenken, und dem Pompe zu steuern. Er fand Schaaren von Hofbedienten von verschiedenen Arten und Gewerben, die auf einen ansehnlichen Rang Anspruch machten. Er glaubte nicht, sie ganz abschaffen zu dürfen, aber er verminderte ihre Zahl und ihre Einkünfte, und entzog ihnen Titel und Rang gänzlich *).

Während seiner Regierung ereignete sich im Innern des Parthischen Reichs eine große und merkwürdige Veränderung. Ein Perser, Ardschir Babegan oder Artaxerxes, ein Nachkömmling Sassan's, stellte sich an die Spitze seiner Stammgenossen, und empörte sich gegen den König Artaban IV. Dieser, der letzte Arsacide (Th. II. S. 230.), verlor gegen ihn Schlacht und Leben (226), und Artaxerxes, der Stammvater der Sassaniden, wurde Herr des Reiches, das in der Geschichte nun das Neupersische heißt. Denn er wollte nicht bloß eine neue Dynastie gegründet haben, sondern eine durchgreifende nationale Veränderung bewirken. Der alte Persische Geist sollte wieder lebendig werden, dadurch wollte er seine und seines Volkes Herrschaft befestigen. Zu diesem Zwecke unternahm er die Herstellung und Reinigung der alten Zoroastrischen Religion, welche unter der Herrschaft der Macedonier und Arsaciden entstellt, und durch das Eindringen anderer Gottesverehrungen beschränkt worden war. Er gab den Magiern ihr altes Ansehen wieder, und verbot jede fremde Religion. Sein Ehrgeiz begnügte sich nicht mit den weiten Ländern zwischen dem Tigris und dem Indus, er wollte mit dem Namen des Persischen Reiches auch seine größte Ausdehnung in früheren Zeiten wieder erneuen, und verlangte hochmüthig von den Römern die Räumung von ganz Asien. Sich diesen gefährlichen Anmaßungen zu widersetzen, zog Alexander in den Orient. Wir haben sehr verschieden lautende Berichte von dem Erfolge dieses Krieges; gesetzt aber auch, Alexander habe Verluste hinter Erzählungen von Siegen verbergen wollen, so ist wenigstens gewiß, daß

*) Schlosser a. a. O. Th. III. Abth. 2. S. 139 fg.

Artaxerxes seinen Plan, im Westen des Euphrat's Eroberungen zu machen, aufgeben mußte. Alexander blieb nach seiner Rückkehr von diesem Kriege nicht lange in Rom, sondern eilte nach dem Rhein, um diese nicht minder wichtige und nicht minder bedrohte Reichsgrenze gegen die Deutschen zu decken. Dort aber wurde er von den Soldaten, die schon wieder ungeduldig nach neuen Dingen, nach Geschenken und größerer Ungebundenheit trachteten, nicht weit von Mainz mit seiner Mutter erschlagen (19. März 235).

---

18. Zeiten großer Verwirrung bis auf den Tod des Carinus.
(235—285.)

Maximinus, den die Legionen jetzt mit dem kaiserlichen Purpur schmückten, war der erste, welcher trotz seiner barbarischen Abkunft auf den Thron der Cäsaren gelangte. In Thracien geboren, aber von einem Gothischen Geschlechte, hatte er in den Zeiten des Septimius Severus Römische Kriegsdienste genommen, durch seine riesenmäßige Größe und Stärke allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sich bald emporgeschwungen. Besonders zeichnete ihn Alexander aus, und machte ihn, seiner unermüdeten Thätigkeit wegen, endlich zu einem der obersten Befehlshaber des Heeres. Von ungemessenem Ehrgeiz getrieben, soll Maximinus die Soldaten zum Morde seines Wohlthäters gereizt haben, aber diese Nachricht ist nichts weniger als erwiesen *). Während der drei Jahre, die seine Regierung dauerte, kam er nie in die Hauptstadt des Reiches, nie nach Italien; von dem Lager in Deutschland aus ertheilte er seine Befehle. Seine Verwaltung verleugnete die rohen und wilden Sitten nicht, unter welchen er aufgewachsen war; er war unerbittlich streng und grausam, aber die Römer reizten ihn dazu durch die Verachtung, deren sie sich gegen den Barbaren nicht enthalten konnten, und durch Verschwörungen wider sein Leben. Seine vorherrschende Neigung trieb ihn in den Krieg. Er drang über den Rhein vor, verwüstete das Land weit und breit, und lieferte den Deutschen an einem Landsee, bei dem sie ihre Stellung genommen hatten, ja in demselben (denn die Fluthen, in die der Kaiser sich unerschrocken stürzte, bespülten die Heere) eine blutige Schlacht.

---

*) Herodian, VI, 8, erzählt vielmehr, daß sich Maximinus erst zur Uebernahme der Herrschaft entschloß, als ihm die Soldaten bei fortgesetzter Weigerung den Tod drohten.

Dann führte er das Heer wieder zurück. Aber während er auf Kriegsruhm bedacht war, bereitete sich sein Sturz vor. Was das Volk am meisten erbitterte, war die Härte, mit welcher auf seinen Befehl Gelder eingetrieben, sogar die Tempel nicht geschont wurden. In Africa brach die Unzufriedenheit in Empörung aus (Mai 237). Der achtzigjährige Proconsul Gordianus und sein Sohn wurden von den Mißvergnügten genöthigt, den Purpur anzunehmen. Der Senat bestätigte diese Wahl mit Freuden, in einem vorübergehenden Rausche glaubte er sich wieder zu Macht und Einfluß berufen, und erklärte Maximin für einen Feind des Staats. Aber schon nach wenigen Wochen blieb der jüngere Gordian in einem Treffen wider den Statthalter von Mauritanien, und der unglückliche Vater gab sich selbst den Tod. Der Senat glaubte auf halbem Wege nicht stehen bleiben zu dürfen, und ernannte zwei Consularen, Pupienus Maximus und Clodius Balbinus, denen ein Enkel des alten Gordian als Cäsar zugesellt wurde, zu Imperatoren. Ein furchtbarer Aufstand in Rom, wo Prätorianer und Volk sich bekämpften, und ein Quartier der Stadt in Feuer aufging, zeigte, wie gering das Ansehen der neuen Regierung war. Im folgenden Jahre (238) drang Maximinus in Italien ein, aber vor Aquileja, welches ihm Widerstand leistete und von ihm belagert ward, tödteten die meuterischen Soldaten ihn und seinen Sohn. Dasselbe Schicksal erfuhren wenige Monate nachher Pupienus und Balbinus von den Prätorianern, welche Kaisern, die der Senat eingesetzt hatte, nicht gehorchen wollten.

Den dreizehnjährigen Cäsar Gordian, der durch Jugend, Schönheit und Sanftmuth alle Herzen gewann, erhoben sie zum Augustus. Unter der Leitung eines trefflichen Führers, des prätorischen Präfecten Misitheus, zog Gordian nach dem Orient, wo der Perserkönig Sapores I. das Römische Gebiet mit Krieg überzogen hatte, und Antiochia bedrohte. Die Perser wurden geschlagen und über den Euphrat getrieben, Mesopotamien ihnen entrissen. Aber Misitheus starb, und sein Nachfolger in der Präfectenwürde, Philipp, ein Araber, Sohn eines Räuberhauptmanns, stieß den jungen Kaiser vom Thron und ließ ihm das Leben rauben, um sich an seine Stelle zu setzen (März 244).

Im Jahre 248 beging Philipp in Rom durch festliche Spiele die Feier der tausendjährigen Dauer der Stadt. Aber, sagt ein neuerer Geschichtschreiber*), das alte Römische Volk hatte sich damals unter

*) Gibbon, V. I. p. 258. Ed. Basil.

der großen Masse der übrigen Menschen verloren, und war zusammengeschmolzen mit den knechtischen Bewohnern der Provinzen, welche den Namen Römer erhalten hatten, aber nicht ihren Geist. Das Söldnerheer, von welchem die kraftvollen Barbaren der Grenzländer einen großen Theil ausmachten, hatte allein seine Unabhängigkeit bewahrt, und erhob nach seiner Laune einen Syrer, Gothen, Araber, um über das Vaterland der Scipionen zu herrschen. Die Ermordung so vieler Kaiser hatte alle Bande des Gehorsams gelös't. Die Ausdehnung des Reichs war noch unverringert, und den blöden Augen des Haufens schien Philipp's Macht noch der des Augustus oder Hadrian zu gleichen; aber der Geist war entflohen, die Kriegszucht erschlafft, und die Barbaren machten sich bereit, die Grenzen zu durchbrechen, deren Schwäche ihnen offenkundig ward.

In mehreren Provinzen empörten sich die Legionen wider Philipp. Zu den Aufrührern in Mösien schickte er den Senator Decius, um die Ruhe wiederherzustellen, aber diese Legionen drangen dem neuen Führer den Purpur auf, und in dem ausbrechenden innern Kriege fand Philipp seinen Tod (249). Kaum hatte Decius angefangen, den Geschäften der Regierung obzuliegen, so rief ihn die Nachricht von dem Einbruche eines großen Gothenheeres an die Donau. Die Gothen, dieses vorzüglich merkwürdige Deutsche Volk, welches wir bei der Auflösung des westlichen Römerreichs besonders thätig sehen werden, findet die Geschichte früher an der Weichsel; in der Mitte des dritten Jahrhunderts erscheint es an den nördlichen Ufern des Schwarzen Meeres, sey es, daß die Gothen ihre alten Wohnsitze verlassen hatten, und in diese neuen eingewandert waren, oder daß sich jetzt nach ihnen ein großer, weitverbreiteter Völkerbund nannte, dessen Mittelpunkt sie ausmachten*). Der Anbau und die Reichthümer Dacien's lockten sie über den Dniester zu Einfällen in diese Provinz; bald kamen sie auch über die Donau. Als dem Decius angesagt ward, daß Cniva, König der Gothen, mit siebzigtausend Mann in Mösien eingedrungen sey, zog er mit Heeresmacht wider ihn. Die Gothen wandten sich nach Thracien und eroberten Philippopolis, wobei hunderttausend Menschen umgekommen seyn sollen. In Mösien stießen sie mit Decius zusammen. Es geschah eine Schlacht, deren Ausgang einem großen Theile des Römischen Heeres und dem Decius selbst den Tod brachte (251). Er war der erste Kaiser, welcher gegen die Barbaren fiel.

*) Luden: Geschichte des Teutschen Volkes, Bd. II. S. 65.

So sehen wir denn in den Begebenheiten des Reichs zu jenen Zeiten nichts als eine Geschichte der Bestrebungen, die starken Barbaren von den Provinzen abzuhalten, und der Revolutionen, welche den blutbefleckten Purpur nach dem Willen der Soldaten rasch von Hand zu Hand fördern. Gallus, der Nachfolger des Decius, den das Gerücht beschuldigte, den Tod dieses Fürsten durch Verrath herbeigeführt zu haben, schloß mit den Gothen einen schimpflichen Frieden, in welchem er ihnen das Versprechen, das Römische Gebiet nicht mehr zu beunruhigen, durch die Verpflichtung zu einem jährlichen Tribut abkaufte. Aber dieser Vertrag, welcher das gefährliche Geheimniß der Schwäche des Reichs offenbarte, war mehr eine Lockung zu neuen Einfällen, als ein Schutz dagegen. Andere Schwärme kamen, drangen plündernd und zerstörend bis zum Adriatischen Meere vor, und veranlaßten den Statthalter von Pannonien und Mösien, Aemilianus, sie mit den Waffen zurückzutreiben (253). Sogleich ward der Sieger als Kaiser begrüßt, Gallus verlassen und erschlagen. Dieser fand einen Rächer an dem Valerianus, der mit Legionen, die er dem Gallus hatte zuführen wollen, aus Gallien und Germanien herbeikam; ehe eine Schlacht erfolgte, ward Aemilianus von seinen Soldaten in der Nähe von Spoleto getödtet.

Valerianus, ein milder, einsichtsvoller und erfahrner Mann, aber nicht kräftig genug zur Regierung des Reiches in den Zeiten so gefährlicher Stürme, nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an. Vater und Sohn regierten zusammen sieben, der letztere dann noch allein acht Jahre (253—268), und dieser ganze Zeitraum bietet nichts als eine fortgehende Reihe von Verwirrung und Mißgeschick dar.

Im Osten und Westen, am Rhein, an der Donau und am Euphrat stürmten die Feinde gegen das Reich: am Euphrat die Perser, an der Donau die Gothen, am Rhein Alemannen und Franken. Der Name der Letzteren, welche sich um diese Zeit zu den Feinden und Angreifern Rom's gesellten, ist wahrscheinlich kein alter, sondern ein kurz vorher entstandener, da kein früherer Schriftsteller ihn kennt, und es ist darunter kein aus fernen Gegenden erst herangezogenes Volk zu verstehen, sondern es sind längst bekannte Völker vom Rhein bis zur Ems und zur Fulda hin, Sigambrer, Bructerer, Chatten und Andere, welche zu gemeinschaftlichen Unternehmungen sich vereinen, und durch diese theilweise so zusammenschmelzen, daß im Laufe der Zeit die einzelnen Volksnamen sich in dem für die Verbindung aufgekommnen Namen

der Franken verlieren. Diese Franken und die Alemannen verheerten damals Gallien weit und breit; einigen Nachrichten zufolge sollen sie sogar nach Spanien gekommen seyn, und Tarragona zerstört haben. Valerianus sandte den Gallienus in das bedrängte Gallien, und ordnete ihm den Posthumus als Feldherrn zu, dem es auch gelang, die Deutschen zurückzutreiben. Indeß gingen die Gothen, durch den Erfolg ihrer bisherigen Einfälle immer verwegner gemacht, auf Schiffen über das Schwarze Meer, plünderten und zerstörten die reichen Küstenstädte Pityus und Trapezunt. Auf einer zweiten Fahrt nahmen sie ihre Richtung nach dem Hellespont, eroberten das von seiner Besatzung feig verlassene Chalcedon, verbrannten Nicäa und Nicomedien, und schleppten unermeßliche Beute davon. Um diese Zeit war Valerianus zu Antiochia, welche Hauptstadt des Römischen Asien's kurz vorher von den Persern eingenommen, aber wieder verlassen worden war. Von so verschiedenen Seiten drang damals das Verderben zu den Hauptsitzen der alten Cultur. Der Kaiser zog gegen die Perser, welche Edessa belagerten, ward aber geschlagen, und gleich darauf bei einer Unterredung mit jenem Könige Sapores treulos gefangen genommen (260). In dieser Gefangenschaft, wo er von dem übermüthigen Sieger höchst unwürdig behandelt worden seyn soll, mußte er bis an sein Ende schmachten, während Sapores Antiochia zum zweiten male einnahm, und in Kleinasien eindrang, bis der Römische Feldherr Balista ihn zwang, seine Eroberungen wieder aufzugeben, und ihn über den Euphrat zurückdrängte.

Gallienus, nunmehr Alleinherrscher, war ein Fürst beweglicher Gemüthsart, empfänglich für Eindrücke sehr verschiedener Art, leicht zum Schlimmen wie zum Guten fortgerissen. Bald erscheint er gutmüthig und versöhnlich, bald in der Aufwallung der Leidenschaft zur Härte und Grausamkeit geneigt. Er liebte die Philosophie und den Umgang mit Philosophen und schönen Geistern, aber auch die sinnlichen Genüsse so sehr, daß er darüber zuweilen in Weichlichkeit und Trägheit versank; zu andern Zeiten zeigte er sich wiederum rüstig und muthig in Gefahren. Das Reich bedurfte aber damals, wenn je, eines unermüdlich thätigen und mit Geistesüberlegenheit rastlos wirkenden Herrschers. Es war eine Zeit, wo sich zu den verheerenden Plünderungszügen der Barbaren furchtbare Hungersnoth und Pest gesellten, und die ganze Römische Welt in Trümmer zu fallen schien. Die Deutschen drangen schon in Italien bis Ravenna vor, und als der Senat die

Vertheidigung des Staats übernahm, die Prätorianer ausrücken ließ, und dadurch die feindlichen Schaaren zum Rückzuge bewog, verbot Gallienus den Senatoren für die Folge alle Theilnahme am Kriege. So glaubte der Despotismus, selbst bei solchen Bedrängnissen, jede eigenthümliche Regung der Beherrschten für ihre und des Reiches Ehre und Sicherheit unterdrücken zu müssen. In den Provinzen aber erhoben sich, bei solcher Höhe der öffentlichen Noth und der Unzulänglichkeit der vom Kaiser ergriffenen Maaßregeln, die Befehlshaber, und erklärten ihre Unabhängigkeit. Die Schriftsteller jener Zeit haben sie, nach einer in jeder Rücksicht unpassenden Vergleichung mit den bekannten Tyrannen Athens nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges, die dreißig Tyrannen genannt; auch die Zahl kommt nur auf eine sehr gezwungene Art heraus *). Sie traten nicht als muthwillige Empörer auf, sondern von den außerordentlichen Umständen und dem allgemeinen Jammer gedrängt **). So erhob in Gallien, als Gallienus aus dem Lande gezogen war und seinen Sohn, einen unmündigen Knaben, dort zurückgelassen hatte, das Volk jenen Posthumus, dem es seine Rettung schuldig war, und dieser fuhr fort, die Provinz zu schützen. Aehnlichen Antrieben folgten Heer und Volk in Illyrien und Pannonien, als sie den wackern Statthalter Ingenuus zur Unabhängigkeit aufforderten. Im Morgenlande nahm sich Odenathus, Herrscher von Palmyra, einem wichtigen, seit Trajan zum Römischen Reiche gehörenden Handelsorte in der Syrischen Wüste, ein Mann von großer Einsicht, Entschlossenheit und Ruhmbegierde, der verwirrten Angelegenheiten so kräftig an, und war gegen Sapores, den er bis nach Ktesiphon verfolgte, so siegreich, daß Gallienus nicht umhin konnte, ihn mit der Augustuswürde zu bekleiden, und ihn so in der angenommenen Herrschergewalt zu bestätigen. Alle diese Machthaber wurden entweder gewaltsam ermordet, oder kamen im Kriege um, aber ihr Tod rief fast immer neue Erschütterungen hervor und neue Usurpatoren.

Während Posthumus, und nach seinem Tode andere Machthaber, Gallien mit Erfolg gegen die Deutschen vertheidigten, hörten die Gothen nicht auf, Plünderungszüge in der gewohnten Weise zu unternehmen. Da sie keinen planmäßigen und dauernden Widerstand fanden, wurden sie immer verwegner, und der Raub, den sie hinwegführ-

*) Tillemont, histoire des empereurs, T. III. p. 1171, zählt ihrer achtzehn.

**) Manso über die dreißig Tyrannen, hinter dem Leben des Constantin, S. 446.

ten, lockte stets neue Schaaren herbei. So erscheint jetzt ein bis dahin noch nicht genanntes Deutsches Volk, die Heruler, welche mit einer Flotte von fünfhundert Schiffen, die man sich freilich nur als kleine Seeräuberfahrzeuge zu denken hat, über das Schwarze Meer herbeikamen. Sie schifften durch den Hellespont, plünderten in Verbindung mit Gothen und anderen Völkern die Küsten und Inseln des Aegeischen Meeres, verbrannten den alten, weltberühmten Tempel der Diana zu Ephesus, und jene Städte, welche einst durch die Tapferkeit und Tugend ihrer Bewohner einer Welt von Barbaren getrotzt hatten, welche die Geschichte, nach so langer Trennung von ihnen, nur mit Trauer und Wehmuth nennen kann, Athen, Korinth, Sparta und Argos, fielen vor ihrem Schwerte. Von da wandten sie sich nördlich nach Thracien und Illyrien. Bei dieser Kunde ermannte sich Gallienus, zog gegen die Gothen und warf sie zurück. Während seiner Entfernung empörte sich in Italien Aureolus gegen ihn. Da Italien, Rom und der Senat bisher keinen andern Kaiser anerkannt hatten, so sah Gallienus seine Herrschaft jetzt mehr als durch alle die anderen Anmaßer und in der Wurzel bedroht. Daher wandte er sich sofort, sie zu retten, schlug den Aureolus, und schloß ihn in Mailand ein, fiel aber nun als ein Opfer einer Verschwörung unter den Seinen (268), und hinterließ dem Claudius, der an seiner Statt erwählt ward, die schwierige Aufgabe, die verwirrte Welt zu ordnen *).

Claudius war ein Mann von Kraft, Entschlossenheit und kriegerischer Tüchtigkeit. Nachdem Aureolus überwunden und getödtet war, ließ er die Provinzen, in denen noch unabhängige Machthaber walteten, um gegen die Barbaren zu ziehen, welche ihn näher bedrängten. Er schlug die Alemannen, welche durch Rhätien in Italien einbrachen, beim See Benacus (Garda-See), und wandte sich dann gegen die Gothen, welche jetzt mit ihren Verbündeten in größerer Zahl gekommen waren, als je. Dreimal hundert und zwanzigtausend Barbaren, schrieb der Kaiser an den Senat, stehen auf Römischem Boden unter den Waffen. Bei Naissus in Obermösien geschah die Schlacht (269), welche die Gothen nach großem Verluste zum Rückzuge zwang, den

*) Den gewöhnlichen, nach einseitigen Quellen gefällten, allzuharten Urtheilen über Gallienus ist neuerlich, nach dem Vorgange Lennep's, besonders Creuzer entgegengetreten, in einer Abhandlung: Gallienus und Salonina, Schriften zur Röm. Geschichte und Alterthumskunde, Heft 1. Nach sorgfältiger Vergleichung der Quellen glaube ich das Urtheil über diesen Kaiser so fassen zu müssen, wie es im Text geschehen ist.

kaiserlichen Sieger mit dem Beinamen Gothicus zierte. Die Pest, welche damals zahlreiche Opfer fällte, und das Reich, mit Hungersnoth und Krieg um die Wette, furchtbar entvölkerte, machte auch dem Leben des Claudius, nach einer kurzen Regierung, ein Ende (270).

Die Legionen an der Donau bekleideten mit dem Purpur den Aurelianus, dessen Regierung nicht volle fünf Jahre währte, aber an wichtigen Begebenheiten reich ist. Als er in Rom die Huldigung des Senats und Volks empfangen hatte, zog er in den Kampf gegen die von neuem vordringenden Deutschen. Nach einer blutigen Schlacht, in der nur die Nacht die Kämpfenden getrennt hatte, kam man endlich zu einem festen Frieden. Die Hauptbedingung desselben scheint die Räumung Dacien's von Seiten der Römer gewesen zu seyn; wenigstens wissen wir, daß Aurelianus diese Eroberung Trajan's aufgab, und Gothen sich dort ansiedelten. Der Kaiser fühlte die Unmöglichkeit, bei so vielen den Mittelpunkt des Reiches bedrohenden Kämpfen, eine Provinz jenseits der Donau länger mit Erfolg zu schützen, und verschaffte dadurch den zunächst im Süden des Stromes liegenden Ländern Ruhe. Hiernächst schlug er andere Deutsche Völker, die in Italien eingebrochen waren, bei Placentia ein großes Römisches Heer vernichtet, und die Hauptstadt in Furcht und Schrecken gesetzt hatten, in zwei Treffen, und zwang sie zum Rückzuge. Wie sehr er indeß, trotz dieses Glücks, für künftige Zeiten fürchtete, zeigt, daß er Rom mit einer Mauer umgab. Aber noch gehorchten ihm Gallien, Spanien und Britannien, so wie Aegypten, Syrien und ein Theil von Kleinasien nicht. In den westlichen dieser Provinzen stand jetzt Tetricus an der Spitze, aber mit einer solchen Abhängigkeit von dem übermüthigen Heere, daß er selbst mit Aurelian in geheime Unterhandlungen trat, und in der Schlacht, die er ihm an der Marne lieferte, zu ihm überging. Die Krieger, die er gegen seinen scheinbaren Feind führte, sahen sich auf schreckliche Weise verrathen, und wurden vernichtet.

Vor oder nach diesem Siege — denn die Berichte lauten nicht einstimmig — wurde Aurelianus auch des Morgenlandes Herr. Dort war, noch beim Leben des Gallienus, Odenathus durch einen Verwandten, Namens Mäonius, der nach der Herrschaft strebte, getödtet worden; aber bald opferte seine Gemahlin, die berühmte Zenobia, den Mörder ihrer Rache. Diese zweite Semiramis war durch Schönheit unter ihrem Geschlechte ausgezeichnet; durch Einsicht, Kenntnisse, männlichen Unternehmungsgeist und kriegerische Tapferkeit ließ sie es weit

hinter sich zurück. Sie erhielt sich nicht nur in dem Ansehen, welches Odenathus im ganzen Morgenlande genossen, sie erweiterte das Reich, welches sich vom Euphrat bis zu den Grenzen Bithynien's erstreckte, noch durch Aegypten, bekleidete ihre Söhne mit dem Purpur, und behauptete sich fortwährend unter Claudius. Als der kriegerische Aurelianus gegen sie ins Feld rückte, vertheidigte sie sich in zwei Schlachten; aber in beiden unterlagen ihre Schaaren den Veteranen des Donauheeres, und es blieb ihr keine Zuflucht, als ihre Hauptstadt Palmyra. Die Belagerung war äußerst schwierig, doch Aurelian's Ausdauer und Kriegsgeschick räumten alle Hindernisse aus dem Wege. Vergebens versuchte Zenobia sich durch die Flucht zu retten, sie wurde eingeholt und gefangen, und die Stadt ergab sich. Schon war Aurelian auf dem Wege nach Europa, als er umkehren mußte, um das in Empörung begriffene Palmyra zum zweiten male zu erobern. Jetzt empfand es die Rache des Siegers, der es gänzlich zerstören ließ, und die Herrlichkeit der mit prächtigen Tempeln und Palästen geschmückten, unter Odenathus und Zenobia zu einem glänzenden Herrscherſitze eingerichteten Stadt ging für immer zu Grunde. Die von neueren Reisenden besuchten Ruinen erheben sich noch gegenwärtig majestätisch, und eine einzige von ihnen bietet Raum genug für die Hütten der Araber, welche jetzt die ganze Bevölkerung der berühmten Palmenstadt ausmachen. Die gefangene Zenobia mußte bei dem mit allem erdenklichen Pompe geschmückten Triumphe des Aurelian als die glanzreichste Zeugin seiner Thaten dem kaiserlichen Siegeswagen vorangehn, erfuhr aber dann eine edle Behandlung. Sie erhielt eine schöne Villa zu Tibur; ihre Töchter wurden an vornehme Römer verheirathet. Die Erfolge des Aurelian waren des pomphaften Titels, eines Wiederherstellers des Weltreichs (restitutor orbis), den er sich beilegen ließ, nicht unwerth. Nur seine Strenge, die bei einem in Rom ausgebrochenen Aufstande in blutgierige Grausamkeit gegen die angesehensten Männer überging, beleidigte und schreckte, und kostete ihm zuletzt das Leben. Kurz nach seinem Triumphe trat er einen Kriegszug gegen die Perser an, aber wie er Kleinasien betreten hatte, wurde er, auf Veranstaltung eines seiner Geheimschreiber, der wegen eines Vergehens harte Strafe fürchtete, ermordet (275).

Der Senat in Rom erstaunte nicht wenig, als er durch ein Schreiben des verwais'ten Heeres aufgefordert ward, dem Ermordeten einen Nachfolger zu geben. Ja es entspann sich sogar wunderbarer Weise

ein Streit zwischen der längst nicht mehr geachteten Staatsbehörde und den Legionen, indem sie sich die Besetzung des Throns gegenseitig zuschoben. Endlich, nach einem Zwischenreiche von acht Monaten, wählte der Senat den fünf und siebzigjährigen Consularen Tacitus, aus dem Hause des großen Geschichtschreibers, der während einer sechsmonatlichen Regierung manche gute Einrichtungen machte. Als er aber in Kleinasien Barbaren, welche die Provinz verwüsteten, besiegt hatte, brach die auf kurze Zeit zurückgetretene Zügellosigkeit und Widerspenstigkeit der Soldaten wieder hervor, und der greise Fürst erlag entweder dem Grame hierüber, oder ward, nach anderen Schriftstellern, ermordet (276). Diesen, damals so häufigen Tod von den Händen der eigenen Soldaten fand auch nach wenigen Monaten des Tacitus Bruder Florianus, nachdem sein Versuch die Herrschaft zu behaupten mißlungen, und er von Probus, Oberbefehlshaber im Osten, den seine Legionen zum Augustus ausgerufen hatten, besiegt war.

Probus, von Geburt, wie Claudius und Aurelianus, ein Pannonischer Landmann, welcher Stand allein dem Reiche noch kräftige Herrscher geben zu können schien, hatte sich schon unter den vorigen Regierungen durch große kriegerische Tüchtigkeit und Einsicht ausgezeichnet. Dem Senate bewies er nach seiner Erhebung viele Achtung. Er vertrieb die Deutschen aus Gallien, welches sie nach dem Tode des Aurelianus wieder überschwemmt hatten; namentlich werden Franken, Vandalen und Burgunder genannt, welche Letztere früher an der Weichsel ihre Wohnsitze gehabt, und jetzt zum erstenmale in diesen westlichen Gegenden vorkommen. Aber dabei blieb Probus nicht stehen, vielmehr suchte er, was seit den Zeiten des Thraciers Maximinus nicht geschehen war, die Deutschen in ihrem eignen Lande auf. Wenn wir den sehr unvollständigen und prahlenden Berichten der Römischen Geschichtschreiber trauen dürfen, so kamen die Fürsten der Germanen und baten den Kaiser um Frieden, den er ihnen unter der Bedingung einer vollständigen Rückgabe aller Beute und Gefangenen, die sie noch hatten, und eines ansehnlichen Tributs an Korn und Vieh, gewährte. Zugleich wurden sechzehntausend Deutsche Jünglinge auserlesen, um unter die Römischen Legionen aufgenommen zu werden, denn die Bewohner Italien's und vieler Provinzen waren der Führung der Waffen nicht mehr gewachsen. Die Seltenheit der Ehen und der Verfall des Ackerbaues hatten neben Hunger, Pest und Krieg eine furchtbare Abnahme der Bevölkerung bewirkt. Probus beschloß, die erschöpften Grenzländer

durch Colonien von Barbaren wieder zu füllen, und in ihnen ein frisches Kriegergeschlecht zu erziehen. So wurden Franken und Gepiden an den Rhein und die Donau versetzt. Ein Haufe der Ersteren gab hier ein merkwürdiges Beispiel der Sehnsucht nach dem Vaterlande. Sie bemächtigten sich einer Flotte im Schwarzen Meere, durchschifften den Hellespont, plünderten im Mittelländischen Meere die Küsten und eroberten Syrakus, segelten dann in den Atlantischen Ocean, und gelangten zum Ausflusse des Rheins und in die Heimath.

Wie Probus die Ehre des Reichs in siegreichen Kämpfen gegen die äußeren Feinde aufrecht erhielt, so züchtigte er im Innern das räuberische, stets zu Unruhen geneigte Bergvolk der Isaurier, und besiegte zwei Usurpatoren in Gallien und einen im Osten. Das von Domitian erlassene Verbot, den Weinbau in den Provinzen auszubreiten, hob er auf, und ließ in Gallien und Pannonien Rebenhügel anlegen, so daß ihm die Rheinischen und Ungrischen Weine ihre Entstehung verdanken. Zu solchen und ähnlichen Arbeiten bediente er sich der Legionen, um diese zugleich von verderblichem Müßiggange abzuhalten. Aber dies erbitterte die Soldaten, und führte den Untergang des Kaisers herbei. Denn als er an einem heißen Sommertage die Austrocknung der Sümpfe bei Sirmium eifrig betrieb, ergriffen sie die Waffen und erschlugen ihn (282).

Das Ansehen des Senats hatte schon wieder sein Ende erreicht. Ohne sich um dessen Einwilligung zu kümmern, begrüßten die Legionen als Augustus den prätorischen Präfecten Carus, der seine Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren ernannte. Carus war ein strenger, kriegerischer Fürst, der die Sarmaten, welche über die Donau vorgedrungen waren, schlug, dann seine Waffen wider die Perser wandte, Seleucia und Ktesiphon eroberte, und über den Tigris ging. Mitten in dieser Laufbahn seiner Siege ward er vom Blitze erschlagen, oder starb, nach einem andern Berichte, an einer Krankheit; vielleicht ward er heimlich ermordet (283). Das Reich wurde als das Erbtheil seiner Söhne betrachtet. Während Carinus sich zu Rom schamlos den Lüsten überließ, und grausam herrschte, führte Numerianus das Heer aus Asien zurück, hatte aber an der Grenze dieses Welttheils und Europa's das Schicksal seines Vaters, auf räthselhafte Weise sein Leben zu verlieren (284). Die allgemeine Stimme nannte den prätorischen Präfecten Aper als Mörder, und Diocletianus, der von den Kriegsobersten zum Kaiser erwählt wurde, fing seine Regierung damit an, den Ange-

klagten mit eigner Hand zu tödten. Zwischen dem neuen Herrscher und Carinus mußte Krieg entscheiden. In der Schlacht, welche in Mösien vorfiel, blieb der Letztere, dem es nicht an kriegerischer Tapferkeit fehlte, zwar Sieger, wurde aber von einem seiner eignen Tribunen, dessen Frau er verführt hatte, und der nun die Gelegenheit zur blutigen Rache ergriff, getödtet (285).

---

19. Diocletianus und seine Mitkaiser.

(285 — 305.)

Diocletianus, dem jetzt die Herrschaft niemand mehr streitig machte, stammte aus einer kleinen Dalmatischen Stadt, und war von so niedrer Geburt, daß er vielleicht nicht einmal im Stande der Freiheit geboren war, denn sein Vater war der Freigelassene eines Römischen Senators. Aber seine ausgezeichneten Eigenschaften, durch welche er sich zu hohen Würden im Heere emporgeschwungen, hatten ihm auch den Weg zum Throne gebahnt. Er war ein Mann von Kraft, Geschick, Einsicht und Beharrlichkeit, der aber auch Biegsamkeit genug besaß, sich in die Verhältnisse zu fügen, und seinen Ehrgeiz mit dem Staatsvortheil zu verbinden wußte. In einigem Betracht erinnert er an den Augustus. Die Verwaltung und Vertheidigung des in der That unübersehbaren Reiches schienen ihm bei den jetzt so veränderten Umständen die Kräfte auch des Tüchtigsten zu übersteigen, darum gesellte er sich in dem Maximianus einen Genossen der Herrschaft zu, und gab ihm den Titel Augustus und den Beinamen Herculius, so wie er sich selbst Jovius nannte. Maximianus, aus der Gegend von Sirmium, ebenfalls geringer Herkunft, war ein harter Kriegsmann, welcher sich zwar vor den höheren Einsichten des Diocletian beugte, aber auf dem Throne stets die rauhen Sitten des Feldlagers behielt, und den Künsten und Kenntnissen des Friedens eben so fremd blieb, als seiner Milde. In Gallien war damals eine Empörung der durch schreiende Ungerechtigkeiten und harte Erpressungen aufs äußerste gereizten Bauern ausgebrochen. Diese, Bagauden genannt, durchstreiften in großen Schaaren das Land, verheerten es weit und breit, und griffen die Städte an. Maximian schlug ihre Haufen, und dämpfte diese Unruhen wenigstens für einige Zeit. Auch überwand er die Alemannen und Burgunder, die in das Land eingedrungen waren, und soll selbst den Rhein siegreich

überschritten haben. Um diese Zeit ward der nördliche Theil Gallien's von den Franken, die zur See kamen, geplündert, und neben ihnen wird jetzt als furchtbarer Seeräuber der Sachsen gedacht. Unter diesem Namen wurde im zweiten Jahrhundert eine kleine Völkerschaft im heutigen Holstein verstanden, die sich aber nachher immer weiter, und über einen großen Theil des nordwestlichen Deutschland's verbreitete, theils erobernd, theils indem sich andere Völker an sie anschlossen, und mit ihnen so verschmolzen, daß sie ihren eigenthümlichen Namen verloren, wie wir es bei den Franken sahen.

Britannien ward damals von einem tapfern Heerführer Carausius, der den Kaisertitel annahm, und sich sieben Jahre lang behauptete, dem Reiche entfrembet. Mit einer mächtigen Flotte beherrschte er das Meer, Maximianus vermochte nichts wider ihn, und die Auguste sahen sich genöthiget, seine Herrschaft anzuerkennen. Auch im Osten entstanden neue Verwicklungen und Gefahren, so daß Diocletian den einen Reichsgenossen noch nicht für hinreichend hielt, sondern im Jahre 292 noch zwei geprüfte Feldherren, unter dem Titel der Cäsaren, welcher sie den Augusten unterordnen sollte, zu Theilhabern der höchsten Gewalt bestellte. Der eine derselben, Galerius, glich in seinem Wesen ganz dem Maximianus, der andere, Constantius Chlorus, war von edler Geburt und, obgleich er den Waffen von Jugend auf obgelegen, doch von sanfter und milder Gemüthsart. Er erhielt die Verwaltung von Spanien, Gallien und Britannien; dem Galerius wurden Illyrien, Thracien, Macedonien und Griechenland, dem Maximianus Italien und Africa zugewiesen; den Osten behielt Diocletian sich selbst vor. Bei dieser Theilung der Gewalt wurde die Hauptstadt der Welt in den Hintergrund gerückt, Maximianus machte Mailand, Diocletianus Nikomedien zum gewöhnlichen Regierungssitze. Es war nicht allein um dem Euphrat und der Donau näher zu seyn, daß Diocletian Rom vernachlässigte, die neuen Regierungsgrundsätze, die ihn leiteten, hatten nicht weniger Theil daran. Jene schwachen Reste republicanischer Einrichtungen, die mit dem furchtbaren Despotismus so vieler Kaiser im grellsten Widerspruche standen, schienen diesem Herrscher der Festigkeit und Sicherheit der Regierung Eintrag zu thun. Darum wurde dem Senate Name und Würde gelassen, aber aller Einfluß auf die Verwaltung des Reichs genommen, darum wurden die Prätorianer aller ihrer Vorrechte beraubt; und wenn die bisherige Art, wie man sich den Kaisern nahete, sie begrüßte und anredete, noch an die alte republicanische Gleichheit erinnerte,

so wie ihre äußere Auszeichnung nur in einem purpurnen Gewande bestand, so führte Diocletian dagegen den ganzen Pomp und die Sitten des Persischen Hofes ein. Die Versuche, die unter Heliogabalus gemacht wurden, orientalischen Hofprunk einzuführen, entbehrten aller Haltung und waren vorübergehend, Diocletian's Veränderungen waren entschiedner und umfassender. Er nahm das Diadem an, d. i. eine weiße Stirnbinde, das Zeichen der königlichen Gewalt, welches als solches den Römern seit den Zeiten der Republik immer äußerst verhaßt gewesen war. Der Zutritt zu der geheiligten Person des Kaisers wurde durch neue Formen und Gebräuche täglich schwieriger gemacht, die Bewahrung der inneren Gemächer Verschnittenen anvertraut, und wenn ein Unterthan endlich vorgelassen ward, so mußte er, wer er auch seyn mochte, sich vor seinem Herrn und Kaiser zur Erde werfen. Einen Mann, wie Diocletian, der bald den überzeugendsten Beweis gab, daß er in der Stellung des Herrschers das höchste Glück nicht suche, konnte unmöglich bloße Eitelkeit zu diesen Einrichtungen reizen. Es war vielmehr offenbar seine Absicht, dadurch jene Ehrfurcht hervorzurufen, welche in monarchischen Staaten vor der Person der Herrscher Statt findet und einen wesentlichen Theil ihrer Grundlage und Festigkeit ausmacht, die aber in dem an die Stelle der Römischen Republik getretenen Imperatorenregiment gänzlich vermißt ward. Freilich mußte er, da das rechte Verhältniß zwischen Volk und Monarchen fehlte, dabei zu jenen ganz äußerlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen; auch konnte die Rettung und Heilung des so schwer erkrankten Staates nicht in der Aufhebung dieses Mißverhältnisses allein gesucht werden.

Die Tugenden des mäßigen und bescheidenen Constantius Chlorus gewährten den westlichen Provinzen das Glück einer milden Regierung, und erwarben ihm die Liebe seiner Untergebenen in einem hohen Grade. Als Carausius von einem seiner Vertrauten getödtet worden, und dieser der Rolle des Oberherrn, die er sich anmaßte, nicht gewachsen war, gelang es dem Constantius, Britannien, nachdem es zehn Jahre vom Römischen Reiche getrennt gewesen war, wieder zu unterwerfen (296). Wie der Rhein von ihm, so ward die Donau von Galerius glücklich gegen die Barbaren geschützt. Unterdeß erhoben sich in Africa fünf mit einander verbundene Maurische Völker; in Karthago und Alexandria standen Anmaßer auf. Dieser Bewegungen wurden Maximian und Diocletian Meister; der Letztere dämpfte die Aegyptische Empörung mit großer Strenge. Ein Krieg gegen Persien, zu welchem auch Ga-

lerius von der Donau an den Euphrat gerufen ward, endete durch einen so vortheilhaften Frieden für das Römische Reich, daß die Perser Mesopotamien und fünf Armenische Landschaften jenseits des Tigris abtraten (297).

Im sechsten Jahre nach diesem Frieden feierten die beiden Auguste zu Rom das Fest ihrer zwanzigjährigen Regierung, und bald nachher verließ Diocletian die Hauptstadt, die unter seiner Regierung schon aufgehört hatte, der Mittelpunkt des Kaiserreichs zu seyn, um sie nie wieder zu sehen. Er eilte wieder nach dem Osten; auf der Reise in der übeln Jahreszeit zog er sich eine Krankheit zu, die ihn, als er nach seinem geliebten Nikomedien zurückgekehrt war, lange Zeit verhinderte, sich öffentlich zu zeigen. Diese Krankheit, Ueberdruß an den Geschäften und die Bitten, nach einem christlichen Schriftsteller sogar die Drohungen, des ehrgeizigen Galerius ließen den merkwürdigen Entschluß in ihm reifen, die Herrschaft niederzulegen, und sich in den Privatstand zurückzuziehen. Am 1. Mai 305 legte er zu Nikomedien vor dem erstaunten Volke den Purpur ab, und begab sich nach Spalatum (Spalatro), in der Nähe von Salona in Dalmatien. An demselben Tage entkleidete sich, wiewol nur ungern dem höhern Ansehen des Diocletian nachgebend, zu Mailand Maximian der Kaiserwürde, vermochte aber in der Zurückgezogenheit die Ruhe jenes überlegnern Geistes so wenig zu finden, daß er sich, wie wir sehen werden, bald wieder in den Strudel der neuen Herrschaftskämpfe stürzte, und den Diocletian überreden wollte, das Nämliche zu thun. Aber dieser, welcher sich auf seiner prachtvollen, bei Spalatum erbauten Villa mit der Gärtnerei beschäftigte, schrieb seinen Freunden: „Wenn ihr nur die Kohlköpfe sehen könntet, die ich hier mit eigner Hand gepflanzt, ihr würdet mich gewiß dazu nicht überreden wollen.“ Diocletian starb im neunten Jahre nach seiner Abdankung, im acht und sechzigsten seines Alters (313). Sorgen und Kummer wegen der harten Behandlung, die seine Gemahlin und seine Tochter von einem der folgenden Herrscher erfuhren, hatten ihm die letzten Jahre verbittert. Ja der drohende Ton, in welchem die Kaiser ihm zuletzt schrieben, soll ihn sogar dahin gebracht haben, seinem Leben selbst ein Ende zu machen.

20. Innere Unruhen nach Diocletian's Abdankung.

(305—323.)

Nach der Verfassung, welche Diocletian dem Reiche gegeben, erhielten Galerius und Constantius jetzt den Titel und die Obergewalt der Auguste, und zwei neue Cäsaren traten an ihre Stelle. Aber es zeigte sich bald, daß diese Regierungsform, welche für die übermäßige Größe des Römischen Reichs nicht übel berechnet war, nur bestehen konnte, wenn sich unter den Herrschern ein überlegner Geist fand, dem die Uebrigen willig ein höheres Ansehen einräumten, der ihre Leidenschaften und ihren Ehrgeiz zu zügeln verstand, ohne doch die wohlthätigen Folgen der getheilten Gewalt aufzuheben. Nach dem Rücktritt des Diocletian war Keiner, der ein solches Ansehen genossen hätte, und die Welt wurde achtzehn Jahre durch Bürgerkriege verwirrt, bis alle Gewalt wieder an einen Einzigen gekommen war.

Bei der Wahl der neuen Cäsaren wurden Maxentius, der Sohn des Maximianus, und Constantinus, der Sohn des Constantius, die das nächste Anrecht zu haben schienen, übergangen, und, ohne alle Zuziehung des Constantius, durch den Galerius zwei ihm ergebene Illyrier von niedrer Geburt, Severus und Maximinus, zu dieser Würde erhoben. Auf diese Weise glaubte der von heftigem Ehrgeize erfüllte Galerius sich bald im Besitze des ganzen Reichs zu sehen. Aber als Constantius im Jahre 306, nach einem glücklichen Kriegszuge gegen die Picten, welche von ihren Wohnsitzen im nördlichen Schottland aus in das Römische Britannien eingefallen waren, zu Eboracum starb, begrüßten die Soldaten seinen damals im zwei und dreißigsten Lebensjahre stehenden Sohn, den später so berühmt gewordenen Constantin den Großen, als Augustus, und seine ausgezeichneten Eigenschaften schienen diese Erhebung zu rechtfertigen. Galerius gerieth anfangs in großen Zorn, dann hielt er es für das Beste, den Umständen nachzugeben, und bestätigte ihn, aber nicht als Augustus, wozu er den Severus ernannte, sondern nur als zweiten Cäsar. Bei seiner Rückkehr nach Gallien warf Constantin die Franken, welche über den Rhein gekommen waren, zurück, und sicherte den Strom durch neue Festungen.

Indeß trug die alte Hauptstadt der Welt ihre Zurücksetzung seit Diocletian mit großem Mißbehagen, und der vermehrte Abgabendruck,

den die vervierfachte Hofhaltung nöthig machte, steigerte die Unzufriedenheit so, daß ein Sohn des Maximianus, der unwürdige Maxentius, von den in der Nähe der Stadt noch liegenden Prätorianern zum Augustus erwählt, von Volk und Senat freudig anerkannt ward. Severus, dessen Provinz Italien war, eilte herbei, sie wieder zu gewinnen, ward aber, als nun Maximianus auch wieder den Purpur nahm, und ins Feld rückte, von seinen Truppen verlassen. Er sah sich genöthigt, sich in Ravenna zu werfen, wo ihn Maximianus belagerte. Rathlos übergab er sich dem alten Krieger auf Treu und Glauben, fand aber doch bald einen gewaltsamen Tod (307). Galerius drang nun zwar in Italien ein, mußte es aber bald wieder verlassen, ohne daß er den Tod seines Mitkaisers hatte rächen können, an dessen Stelle er den Illyrier Licinius zum Augustus erhob, so daß die Welt, da auch Constantinus und Maximinus sich nun Auguste nannten, jetzt nicht weniger als sechs Kaiser hatte, denen als siebenter noch ein Anmaßer in Africa, Namens Alexander, beizuzählen ist.

Von diesen Herrschern fand zuerst Maximianus seinen Untergang. Nachdem er sich mit seinem Sohne entzweit, den Purpur zum zweiten male abgelegt, und ihn in Gallien zum dritten male angenommen hatte, um seinem Schwiegersohne Constantinus den Thron zu entreißen, ward er von diesem in Massilia eingeschlossen, besiegt, und, als er ihm später hinterlistiger Weise nach dem Leben trachtete, getödtet (310). Ein Jahr darauf starb Galerius an einer widrigen und schmerzhaften Krankheit, worauf Maximinus und Licinius seine Besitzungen theilten, und ein Feldherr des Maxentius besiegte den Usurpator Alexander in Africa. Jetzt waren wieder nur vier Kaiser, Constantinus, Licinius, Maximinus und Maxentius, wie es Diocletian's Anordnung wollte; aber die Erhaltung des Friedens unter ihnen war nicht zu hoffen. Zuerst verfeindeten sich Constantin und Maxentius. Da der Letztere entschlossen schien, den Tod seines Vaters zu rächen, eilte Constantin, ihm zuvorzukommen, und ging mit großen Streitkräften über die Alpen. Nach mehreren glücklichen Gefechten war er Herr von ganz Oberitalien, während Maxentius zu Rom in dumpfer Trägheit verharrte. Endlich da Constantin auf die Hauptstadt losging, erschien er im Felde. Die entscheidende Schlacht geschah nur zwei Meilen von Rom bei den sogenannten rothen Felsen (27. Oct. 312), und endete mit einem vollständigen Siege Constantin's. Bei der Verfolgung fanden Tausende der Feinde ihren Tod in der Tiber, unter ihnen Maxentius

selbst. Italien war von einem Wüthrich befreit, unter dessen Plünderungen, Ausschweifungen und Grausamkeiten es sechs Jahre geseufzt hatte, und Rom empfing den Sieger mit lautem und allgemeinem Jubel.

Schon das nächste Jahr ist durch den Tod des Maximinus bezeichnet. Als er vernahm, daß Constantin und Licinius zu Mailand eine Zusammenkunft gehalten, und Letzterer sich dort mit einer Schwester des Erstern vermählt habe, fürchtete er für sich, brach mit Heeresmacht aus Asien auf, um Licinius anzufallen, ward aber von diesem zwischen Perinthus und Adrianopel gänzlich geschlagen. Er floh, und starb bald nachher an genommenem Gift zu Tarsus. Auch die Eintracht unter den beiden jetzt allein noch übrig gebliebenen Herrschern, von denen Constantin dem Westen, Licinius dem Osten gebot, war von kurzer Dauer. Es brach Krieg zwischen ihnen aus (314), über dessen Veranlassung die Berichte sehr verschieden lauten, der aber eben sowol durch Constantin's Ehrgeiz, als durch Licinius' Treulosigkeit hervorgerufen seyn mochte. Nachdem Constantin in einer Schlacht siegreich, in einer zweiten mit unentschiedenem Glück gestritten hatte, kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Licinius in die Abtretung des größten Theiles seiner Provinzen in Europa willigte, wo ihm nur Thracien und Niedermösien blieben. Es folgte nun ein neunjähriger Friede zwischen den beiden Nebenbuhlern, während dessen die Ruhe nur durch einen Einfall der Franken am Niederrhein und durch einen andern der Sarmaten an der Donau, welche siegreich zurückgeschlagen wurden, unterbrochen ward. Aber dieser Stillstand war nur die Vorbereitung zu dem im Jahre 323 wieder ausbrechenden Kampfe um den ausschließlichen Besitz der Herrschaft, wo Constantin den durch seine Laster verhaßten Licinius leicht zu stürzen hoffte. Nachdem Licinius bei Adrianopel trotz hartnäckiger Gegenwehr hatte weichen müssen, seine Flotte im Hellespont zu Grunde gegangen war, und er den Uebergang Constantin's nach Asien nicht mehr zu hindern vermochte, geschah der letzte Entscheidungskampf am 18. September 323 in der Nähe von Chalcedon. Er endete mit der gänzlichen Niederlage des Licinius, der sich dem Sieger gegen eidliche Zusage seines Lebens ergab, und nach Thessalonich gesandt ward. Nichtsdestoweniger ließ ihn Constantin, den Eingebungen einer mißtrauischen, grausamen Staatskunst folgend, hinrichten, ein Verbrechen, mit welchem er sich um so weniger hätte beflecken dürfen, weil er die Erreichung seiner lang genährten Absicht,

sich zum Alleinherrn des Römischen Weltreichs zu machen, seiner überlegenen Geisteskraft und Kriegskunst verdankte. Nachdem ihm dieses gelungen, konnte er sich ungestört der Ausführung seiner großen Pläne und Veränderungen überlassen, deren wichtigste die Befreiung des Christenthums vom Drucke und eine solche Begünstigung desselben, daß es bald zur alleinherrschenden Religion emporwuchs, war. Doch davon können wir erst berichten, wenn wir vorher der frühern Entwicklung und Fortschreitung des Christenthums eine kurze Betrachtung gewidmet, die wir nicht ohne Absicht bis zu dem Augenblicke verschoben haben, wo es in großer universalhistorischer Wirksamkeit hervortritt.

---

21. Das Christenthum in den ersten drei Jahrhunderten.

Um die Zeit, wo in Rom, nachdem es das Haupt der Länder und Völker geworden, die Herrschaft der Kaiser begann, wo die alte Welt äußerlich noch in aller Pracht und in vollem Schmucke glänzte, im Innern aber hohl und verderbt, zu ermatten und ihrer Auflösung entgegenzugehen begann, erschien unter einem der verachtetsten Völker, den Juden, Jesus Christus, der Heiland der Welt, brachte Allen, die an ihn glauben wollten, eine innere Beseligung, die keines äußern Wohlergehens bedurfte, und bereitete durch seine göttliche Lehre die Erfrischung und Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts auf einem Wege vor, welcher sich auch den Weisesten der gebildetsten Völker nicht eröffnet hatte. Die Juden, unter welchen er geboren war, lebte und lehrte, erwarteten zwar einen Messias, aber mit ganz sinnlichen Vorstellungen und Hoffnungen, daß er sie zu einem großen und mächtigen Volke machen, und ein glänzendes irdisches Reich aufrichten würde. Darum ward Jesus von Pharisäern und Sadducäern, von Gesetzlehrern und Priestern auf gleiche Weise gehaßt, darum der Gegenstand ihrer heftigsten Verfolgung; und ihn, den Reinen und Sündenlosen, dessen ganze Wirksamkeit Liebe war, klagten sie vor dem Römischen Landpfleger Pontius Pilatus des Aufruhrs und der Gotteslästerung an. Er starb für die Sünden der Menschen den Tod am Kreuze, erstand zur augenscheinlichsten Bekräftigung seiner Lehre und seiner Verheißungen am dritten Tage wieder, und lebte noch einige Zeit auf Erden unter seinen Jüngern und Freunden. Das Leben des Erlösers den Evangelisten, die es in unnachahmlicher Einfachheit und Erhabenheit

dargestellt haben, ausführlich nachzuerzählen, haben wir uns billig enthalten.

Nach dem Hingange Jesu fühlten sich die durch ihn zur Ausbreitung seiner göttlichen Lehre berufenen Apostel (d. i. Gesandte) von dem ihnen verheißenen heiligen Geiste auf wunderbare Weise ergriffen. Sie predigten mit aller Kraft voller und inniger Ueberzeugung das Evangelium, d. i. die frohe Botschaft von dem Heile, welches durch den Gekreuzigten den Menschen geworden, und stifteten aus Denen, welche ihr Wort annahmen, zu Jerusalem die erste christliche Gemeinde. Von den Juden, deren größter Theil das Christenthum verschmähte und von sich stieß, erfuhr diese Gemeinde bald Verfolgungen. Aber auch die ersten Christen waren nur Juden und Jüdische Proselyten, welche sich sogar zur Befolgung des Mosaischen Gesetzes verbunden hielten, so daß das Christenthum, bei aller innern Verschiedenheit, zuerst als eine innerhalb des Judenthums befindliche und von demselben ausgehende Secte erschien. Bald jedoch fand es seine zahlreichsten Anhänger unter den Heiden, an welche die Apostel sich wandten, da sie sich überzeugt hatten, daß die Heilbotschaft an alle Menschen, an Heiden wie an Juden gerichtet sey. Hier wirkte Keiner mit so großem und augenscheinlichem göttlichen Segen als der große Apostel der Heiden, Paulus, ein früher der pharisäischen Secte zugethaner, damals Saulus genannter Jude aus Tarsus in Cilicien, und heftiger Verfolger der Christen. Dann auf wunderbare Weise bekehrt, ward er zu einem der thätigsten und herrlichsten Beförderer dessen, was er vorher angefeindet. Er war groß durch Lehre und Beispiel, ein Geist voll Feuereifer in der Verkündigung des Evangeliums, voll Scharfsinn in der Darlegung seiner Wahrheiten, voll Liebe und Geduld in der Uebung seiner Tugenden. Durch ihn besonders wurde das Christenthum in Syrien, Kleinasien, Griechenland und Macedonien verbreitet. Sehr bald kam es auch nach Rom und Italien, so wie es schon zu den Zeiten der Apostel nach Africa und zu den jenseits der östlichen Grenze des Römischen Reiches gelegenen Ländern drang.

Auf den ersten Blick befremdet diese schnelle Verbreitung des Christenthums in einem Zustande der Welt, welcher demselben durchaus widersprechend scheint. Das Leben der höheren Classen war getheilt zwischen den sinnlichen Genüssen, und dem Jagen nach Mitteln, sie sich stets von Neuem und mit erhöhten Reizen verschaffen zu können. In ihnen war die Ueberzeugung von der Wahrheit der alten

Volks- und Staatsreligion längst vor den Angriffen gewichen, welche die Untersuchungen des Verstandes und die Waffen des Witzes gegen sie richteten. Diejenigen, welche den unendlichen, wunderbaren Geist in der Natur ahneten, erblickten darin doch kein Heil noch Trost für den Menschen, sondern betrachteten die Gottheit als eine um die Schicksale der Sterblichen unbekümmerte Macht, die Menschen aber als der Gewalt einer unerbittlichen Nothwendigkeit hingegeben. Die Gebildeten, welche an den philosophischen Bestrebungen der Zeit Antheil nahmen, warfen sich meistens entweder den der Sinnlichkeit schmeichelnden Meinungen Epikur's, oder dem Alles bezweifelnden Skepticismus in die Arme. Edlere Seelen wandten sich den Lehren der Stoa oder des Platonismus zu. Aber die erstere ermangelte in der stolzen Allgenugsamkeit, welche nach ihren Grundsätzen den Charakter des Weisen ausmacht, gänzlich der Liebe und Demuth, und der zweite konnte das Volk nicht durchdringen, ihm kein höheres religiöses Leben einflößen, und wollte es auch nicht, da man im Alterthume alle rein geistige Religionserkenntniß nur als Eigenthum einer kleinen Zahl von Geweiheten betrachtete. Und doch hatte der Unglaube sich schon dem großen Haufen mitgetheilt, und ihm die auch in der alten heidnischen Religion liegenden Antriebe zur Bekämpfung lasterhafter Begierden geraubt, ohne etwas Anderes an deren Stelle zu setzen. Aber das religiöse Bedürfniß ist ein der menschlichen Natur tief eingepflanztes, und gewaltsam zurückgedrängt geräth es auf die gefährlichsten Irrwege. Die Leere des Herzens, die Angst im Unglück, welche die von keinem Glauben an eine göttliche Weltregierung getrösteten, und sich doch stets von einer höhern Macht abhängig fühlenden Menschen ergriff, führte sie dem Aberglauben zu, der sich stets dem Unglauben nahe verwandt zeigt. Die dämonischen Mächte, denen man alle Gewalt in der Natur zuschrieb, sollten durch besondere geheimnißvolle Mittel versöhnt und günstig gestimmt werden, und da das Fremde, Seltsame, Räthselhafte auf den Menschen in solchen Stimmungen den meisten Einfluß übt, so suchten damals Griechen und Römer in ausländischen Götterdiensten, besonders in solchen, welche sich, wie der Aegyptische, durch mystische Lehren und Ceremonien empfahlen, Trost, Zuflucht und Rettung von Uebeln, und den betrügerischen Gauklern, welche sich höherer Kräfte rühmten, und die Länder durchzogen, war ein weites Feld für ihre Wirksamkeit eröffnet.

Andrerseits lag aber auch in diesem gänzlichen Verfall der alten

heidnischen Religion, wie in der Unzulänglichkeit der angewandten Mittel, sie wieder herzustellen und zu ersetzen, keine geringe Beförderung des Christenthums. Wo wäre denn eine vollere Befriedigung des religiösen Bedürfnisses, der Sehnsucht nach einem höhern Troste zu finden gewesen, als in ihm? Der Untergang des alten Staatsthums im Römischen Reiche, die Grausamkeit und Willkür der Herrscher, denen Leben und Güter der Menschen Preis gegeben waren, zeigten deutlicher als je die Unsicherheit alles weltlichen Besitzes und Glückes, und öffneten viele Gemüther einer Religion, welche in Tugend und Gottseligkeit unvergängliche Güter darbietet, und in der festen Ueberzeugung von Gottes Beistand und der demüthigen Unterwerfung unter seinen Willen unerschütterlichen Muth giebt, alle Leiden zu ertragen. Mit stiller, aber siegreicher Kraft machte die Wahrheit sich Bahn, und das Evangelium bekundete sich, wie der Apostel sagt, als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Der reine Wandel der meisten Christen in den ersten Jahrhunderten erweckte Bewunderung und Nacheiferung. Nimmt man dazu, daß das Christenthum nach den Veranstaltungen der Vorsehung zu einer Zeit in die Welt kam, wo das große Römische Reich die Verbindung der Länder und Völker ungemein erleichterte, die überall zerstreuten Juden den Verkündigern des Evangeliums Anknüpfungspunkte darboten, zwei Sprachen, die Griechische und Römische, fast überall verstanden wurden, so wird die schnelle Verbreitung des Christenthums auch aus äußeren Gründen begreiflicher. Aber selbst die Verfolgungen, die es unterdrücken und ausrotten sollten, trugen nur zu seinem Wachsthum bei.

Diese Verfolgungen gingen aus von der Ansicht des Alterthums, welche Staatsthum und Religion eng mit einander verband. Den Alten und besonders den Römern erschienen die Fortdauer und das Heil des Staats ganz von der Verehrung der vaterländischen Götter abhängig. So lange daher diese Meinung in Ansehen war, so lange es der Staatsvortheil zu erheischen schien, sie in Ansehen zu erhalten, mußten die Anhänger einer Religion, welche jene Verehrung verbot und bekämpfte, als strafwürdig angesehen werden, und sie wurden es unter der Regierung der Kaiser um so mehr, weil sie die Abgötterei, welche diesen Tempel und Altäre errichtete, ja die verstorbenen Herrscher unter die Himmlischen versetzte, natürlich verabscheuen mußten. Auch die enge Vereinigung der Christen unter einander wurde politisch gedeutet, erregte Argwohn und Furcht. Dazu kam, daß die ersten

Christen mit den gehaßten und verachteten Juden verwechselt und von eifrigen Anhängern des Heidenthums sogar als gottlose Menschen betrachtet wurden, weil sie die vorzüglich ins Auge fallenden religiösen Gebräuche, Götterbilder und Opfer, bei ihnen vermißten. Die erste öffentliche Verfolgung traf die Christen unter Nero; die nähere Veranlassung ist schon oben erzählt. Damals litten auch, nach einer sehr alten Ueberlieferung, die Apostel Petrus und Paulus zu Rom den Märtyrertod.

Unter den folgenden Kaisern bis auf Constantin den Großen herab wechselten Zeiten der Ruhe mit Verfolgungen, welche bald mehr bald weniger grausam waren, bald mehr bald weniger allgemein, je nachdem die Verordnungen der Kaiser milder oder härter lauteten, und die Statthalter in den Provinzen zur Strenge hinneigten, oder nur ungern straften. Wenn die ihrer Religion wegen angeklagten Christen vor Gericht erschienen, so ward von ihnen gefordert, daß sie die Götter anrufen, ihren und des Kaisers Bildern Weihrauch streuen, Christum verläugnen und ihm fluchen sollten. Weigerten sie sich dessen, und bekannten sie standhaft, daß sie Christen seyen und bleiben wollten, so wurden sie zum Tode, und oft zu einem martervollen, verurtheilt. Manche traten dann aus Menschenfurcht zurück, Andere aber bekannten freudig und scheuten weder die Flammen, noch die wilden Thiere, denen sie vorgeworfen wurden. Und wenn schon der Irrwahn durch die fanatischen Märtyrer, welche er erzeugt, Anhänger gewinnt; wie mußte nicht erst der stille Glaubensmuth der christlichen Blutzeugen für die beseligende Lehre, die ihn einflößte, Zeugniß ablegen, und ihr viele Gemüther zuwenden! Das Blut der Märtyrer war eine Saat, aus der eine große Zahl neuer Glaubenshelden hervorging.

Unter Trajan's Regierung erschrak der von ihm als Statthalter nach Bithynien und Pontus gesandte jüngere Plinius*), als er die Tempel verlassen, den gewöhnlichen Gottesdienst ganz vernachlässigt fand. So sehr hatte sich das Christenthum in diesen Gegenden damals schon ausgebreitet. Er untersuchte, fand durchaus nichts politisch Strafbares an den Christen, und dies hätte ihn zur Duldsamkeit be-

*) Derselbe, dessen oben (S. 264) beim Tode seines Oheims gedacht ist. Wir haben von ihm noch eine Sammlung Briefe und eine Lobrede auf den Trajan. Er ist einer der letzten unter den guten Schriftstellern Rom's, wiewol die Fehler seiner Zeit in ihm sehr erkennbar sind.

wegen sollen, aber er war in der engherzigen politischen Betrachtungsweise der Römer zu sehr befangen, und verlangte daher blinden Gehorsam gegen die Staatsgesetze über Religion. Wir haben den Bericht noch, den er dem Trajan über diese Angelegenheit erstattete, und die Antwort des Letztern, in welcher er verordnet, daß die Christen zwar bestraft, aber nicht aufgesucht werden sollten. Man sieht, daß er vom Christenthum so viel als möglich keine Kunde zu nehmen wünschte, und da er es nur als eine Schwärmerei betrachtete, so meinte er, daß es sich, ohne großes Aufsehen zu machen, am besten unterdrücken lassen würde, und wenn nichts Höheres im Christenthum gewesen wäre, würde der Erfolg diesem Urtheil auch wol entsprochen haben *).

Auch Marcus Aurelius sah die Christen als Schwärmer an, die der bürgerlichen Ordnung gefährlich wären, blieb aber bei dem Grundsatze und der Verfahrungsweise Trajan's nicht stehen, sondern er, sonst so gerecht und mild, ließ zu, daß die Christen aufgesucht wurden, und befahl, sie unter Martern hinzurichten. Damals litt auch der ehrwürdige Greis Polykarpus, Bischof von Smyrna, ein Schüler des Apostels Johannes, den Märtyrertod. Als der Proconsul von ihm forderte, Christo zu fluchen, antwortete er: „Sechs und achtzig Jahre bin ich in seinem Dienste, und er hat mir nur Gutes erwiesen — wie könnte ich ihm fluchen, meinem Herrn und Heiland!" worauf er muthig den Feuertod starb. Anders als Marc Aurel dachte Alexander Severus, der seine Milde und Güte auch auf die Christen erstreckte, weil er selbst für die Lehren des Christenthums nicht ohne Empfänglichkeit war. Auf ähnliche Weise scheint der Kaiser Philipp der Araber gedacht zu haben, so daß die übertreibende Sage ihn sogar zu einem Christen machte. Desto strenger und schärfer wurden die Gesetze wegen der Nichtbeachtung der Staatsreligion unter der Regierung des Decius vollzogen. Auch hier erschienen wieder herrliche Beispiele christlicher Glaubenskraft und Ergebung. Da dem Decius die Bischöfe besonders verhaßt waren, so zogen sich Mehrere derselben von ihren Gemeinden zurück, nicht aus Feigheit, sondern um diesen durch ihre Entfernung Ruhe zu verschaffen, und sich ihnen für bessere Zeiten zu erhalten. So handelte unter Andern der Bischof Cyprianus von Kar-

*) Neander Geschichte der christlichen Religion und Kirche, Bd. I. Abtheilung 1. S. 146, welches treffliche Werk bei diesem Abschnitte besonders benutzt worden ist.

thago, der späterhin, als unter Valerianus die Verfolgung mit erneuerter Schärfe betrieben ward, freudig den Tod litt. Aber auch dieser Versuch, durch Vertilgung der Bischöfe und Lehrer das Christenthum zu unterdrücken, blieb fruchtlos, und die Verfolgungswuth war jetzt auf geraume Zeit gestillt. Sobald Gallienus Alleinherrscher geworden war, erließ er sogleich einen Befehl, welcher den Christen freie Ausübung ihrer Religion gestattete. Diese Zeit der Ruhe dauerte über vierzig Jahre, während welcher die Zahl der Christen unter allen Ständen sich vermehrte. In Diocletian's Staatsgrundsätzen lag es, daß er die Verehrung der alten Götter wieder gehoben wünschte; doch war er harten Maaßregeln wider die Christen lange abgeneigt, bis der blindem heidnischen Aberglauben ergebene Galerius ihn im Jahre 303 zu solchen bewog. Zuerst wurden die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen verboten, die Auslieferung der Bibeln verordnet, wer diesem Glauben anhing, seiner Bürgerrechte beraubt; dann erfolgte das Gebot, die Christen auf jede Weise zum Opfern zu zwingen. Nur in den Provinzen des milden und menschenfreundlichen Constantius Chlorus, der, wenn er auch selbst nicht zu den Christen gehörte, ihnen doch sehr geneigt war, blieben die Blutbefehle so viel als möglich unausgeführt, und als Diocletianus die Regierung niedergelegt hatte, konnte Constantius mit seiner Gesinnung ganz offen hervortreten. Galerius aber, als er Augustus geworden, und der von ihm zum Cäsar erhobene, ihm gleichgesinnte Maximinus wütheten fort mit Martern und Blutvergießen, bis Galerius in seiner letzten schmerzhaften Krankheit von Gewissensqualen beunruhigt, die Verfolgung aufhob (311), und so den letzten blutigen Kampf der christlichen Kirche im Römischen Reiche endete. So hatte denn die Jahrhunderte hindurch versuchte Gewalt, so hatten Bande, Qualen und Tod dem Christenthume nicht zu schaden, noch seine Verbreitung zu verhindern vermocht, und eben so wenig vermochten es die geistigen Waffen, welche heidnische Schriftsteller gegen dasselbe in Bewegung setzten, indem sie es bald durch Spöttereien, bald von einem unzureichenden philosophischen Standpunkte aus zu bekämpfen suchten.

Da die Meisten, welche sich in jenen Jahrhunderten zum Evangelium bekannten, erst als Erwachsene durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurden, so ist wol vorauszusetzen daß wahrer, innerer Drang sie zu einem Schritte führte, der sie so vielen Gefahren Preis gab, und ihnen manche Entsagungen und Ent-

behrungen auferlegte. Aber wie überall, wo Menschen handeln, das, was die Einen aus den schönsten und heiligsten Antrieben thun, von Anderen aus unreinen Beweggründen gesucht und geübt wird, so auch hier. Einige wurden durch die große Wohlthätigkeit der Christen angelockt, Andere durch die abergläubische Vorstellung von einer magischen Sündenreinigung durch die Taufe. Viele waren auch damals schon nur dem Scheine nach Christen, und die Lehre, zu der sie sich äußerlich bekannten, ohne in ihr Wesen eingedrungen zu seyn, bewirkte in ihnen keine wahre Sinnesänderung. Daher vernehmen wir von christlichen Schriftstellern des dritten Jahrhunderts bittre Klagen über eingerissenen Sittenverfall; jener Bischof Cyprianus sieht in der Verfolgung unter Kaiser Decius eine besondere Veranstaltung Gottes zur Besserung der Christen und zur Strafe für ihre Sünden. Dagegen zeugten aber die Sitten vieler anderen Christen mit großer Stärke für die Trefflichkeit ihres Glaubens. Ihre thätige Bruderliebe, ihre Sorge für Arme, Kranke und Gefangene, ihr stilles, einfaches, mäßiges Leben, ihre gewissenhafte Pflichterfüllung gegen die Staatsobrigkeit stellten ihren Wandel in einen starken Gegensatz mit der in jener Zeit tiefverderbten Heidenwelt. Das Christenthum war es auch, welches die wahre Gleichheit der Herren und Knechte vor Gott, und die innere Freiheit der letzteren lehrte, da die antike Welt, für Freiheit sonst so glühend, das wahre Wesen derselben doch so beschränkt und selbstsüchtig faßte, daß sie ihr nicht für den Menschen, sondern nur für den Bürger vorhanden war. Allen äußeren revolutionären Veränderungen fremd und feind, verlangte das Christenthum keine plötzliche Freilassung aller Sklaven, aber es bereitete sie vor, da die Sklaverei neben dem die Gemüther wahrhaft durchdringenden und bildenden christlichen Glauben unmöglich bestehen kann. Es gab unter den Christen Solche, welche sich ein besonders enthaltsames und strenges Leben auferlegten, unverheirathet blieben, sich nur religiösen Betrachtungen widmeten. Man nannte sie, mit einem Griechischen Worte, Asceten. Aber diese Richtung, die, wo sie aus einem unbezwinglichen Drange der Seele kommt, an sich nichts Tadelnswerthes hat, streute, als Grundsatz, die Keime zu einer verderblichen, finstern Weltverachtung aus, welche selbst erlaubte Genüsse von sich stößt, und auch in den höheren Freuden, welche die Kunst gewährt, eine Verführung ahnet, die doch nur aus dem unreinen Herzen stammt.

Die Gottesverehrungen der ersten Christen trugen das Gepräge

der größten Einfachheit. Sie kamen häufig zusammen, wie eine Gesellschaft liebender Brüder, um sich durch gemeinschaftliche Andacht gegenseitig im Glauben und zur Erfüllung ihrer Pflichten zu stärken und zu ermuntern. Ihre Versammlungsplätze waren einfach. Nachdem ein Stück aus der Bibel vorgelesen war, hielt der Vorsteher der Gemeinde eine Ermahnungsrede, worauf ein stilles Gebet aller Anwesenden für das Heil der Kirche und aller Menschen folgte. Dann gaben sie sich den Bruderkuß, und der Vorsteher theilte das Abendmahl aus. Solche Versammlungen wurden besonders am Sonntage, als am Auferstehungstage Christi, gehalten, dann auch am Mittwoch und Freitag. Die allgemeinen Jahresfeste waren in dieser ersten Periode besonders das Passah- oder Osterfest, als die Feier des Leidens und der Auferstehung des Erlösers, ferner die Feste der Himmelfahrt Christi und der Ausgießung des heiligen Geistes (Pfingstfest). Die Taufe ward den Erwachsenen, die zum Christenthum übertreten wollten, erst nach einer Zeit der Vorbereitung durch Unterricht, während welcher sie Katechumenen hießen, ertheilt; die Kindertaufe, über deren Zulässigkeit und Nothwendigkeit verschiedene Ansichten herrschten, ward erst später allgemein. Die Feier des Abendmahls war anfangs mit gemeinschaftlichen Mahlzeiten, Liebesmahle (ἀγάπαι) genannt, verbunden.

Die Verfassung der christlichen Kirche ging aus nicht weniger einfachen Elementen hervor. Die Vereinigung der Christen bedurfte nothwendig einer festen äußern Form, und es mußten Personen bestellt werden zur Leitung und Führung der allgemeinen Angelegenheiten. Von solchen findet man schon im apostolischen Zeitalter genannt: die Diakonen, welchen besonders die Sorge für die Armen und Kranken der Gemeinde, und noch manche andere äußere Geschäfte oblagen, wie es auch für den weiblichen Theil der Gemeinde Diakonissinnen gab; ferner die Gemeindevorsteher oder Aeltesten (πρεσβύτεροι), welche die Aufsicht über das Ganze führten, und auch als Lehrer auftraten, aber nicht ausschließlich, da alle Christen das Recht hatten, in der Versammlung vor den Brüdern zu reden; dann die Bischöfe (ἐπίσκοποι, Aufseher), von denen zweifelhaft ist, ob sie in den frühesten Zeiten den Presbytern noch gleich gesetzt, oder schon damals die obersten Vorsteher der ganzen Gemeinde waren. Nach dem apostolischen Zeitalter gingen in diesen Verhältnissen große Veränderungen vor. Die Bischöfe wurden bald allgemein als Bewahrer und Fortpflanzer der reinen christlichen Lehre, und in dieser Rücksicht als Nachfolger der Apostel, sowie

als oberste Regierer ihrer Gemeinden anerkannt, wodurch die monarchische Kirchenverfassung vorbereitet ward. Die Gesammtheit der Gemeindebeamten aber trat jetzt als ein streng abgesonderter Priesterstand (Klerus) den übrigen Christen (Laien) entgegen. Das ursprüngliche Christenthum kannte eine solche Scheidewand nicht, die es vielmehr da, wo sie vorhanden war, niederreißen wollte, indem in einem höhern geistigen Sinne alle Christen Priester Gottes seyn sollten. Es fragt sich freilich, wie weit es möglich war, bei der täglich wachsenden Ausbreitung der Kirche und ihrer Berührung mit der Welt, den ersten Einrichtungen treu zu bleiben, und ob der abgesonderte Priesterstand nicht lange Zeit als eine nothwendige Entwicklung in den kirchlichen Verhältnissen zu betrachten ist, bis die Reformation die Scheidewand wieder aufheben, und sich den ursprünglichen Formen wieder nähern konnte. Endlich wurden auch die Kirchenämter durch mehrere neue, die der Subdiakonen, Vorleser, Exorcisten u. s. w. vermehrt, und dadurch ein Verhältniß der Unterordnung hervorgerufen, welches dem Klerus als abgesondertem Stande ein höheres Ansehen gab.

So wie die auf dem Lande entstehenden kirchlichen Gemeinden häufig dem Bischof der zunächstgelegenen Stadt untergeordnet wurden, wodurch die Sprengel derselben sich erweiterten, so schlossen sich wiederum die Kirchen der Provinzialstädte an die in der Hauptstadt oder Metropolis an, deren Bischöfe dadurch als die Häupter der übrigen erschienen, und späterhin Metropoliten oder Erzbischöfe genannt wurden. In einem noch höhern Verhältniß standen die Kirchen der großen Hauptstädte, wie Ephesus, Antiochia, Alexandria und vor allen Rom, wo die Apostel der leichten Mittheilung mit ganzen Ländern wegen besonders thätig gewesen waren. Die Bischöfe dieser Kirchen nahmen daher unter den übrigen Metropoliten einen gewissen Vorrang ein, und der von Rom trat schon mit einem Streben, das höchste Ansehen zu behaupten, hervor. Auch die Versammlungen (Synoden) der Bischöfe einer Provinz unter dem Vorsitze des Metropoliten gehörten zu den Mitteln, die Kirche in Gemeinschaft und lebendiger Verbindung zu erhalten. Wie daher die Christen im Geiste durch Einen Glauben vereinigt waren, so stellten die verbundenen Kirchen auch in der äußern Erscheinung ein großes Ganze dar, und aus dieser innern und äußern Einheit entwickelte sich der Gedanke einer allgemeinen (katholischen) Kirche im Gegensatz gegen Diejenigen, welche durch abweichende Lehren oder Gebräuche diese Einheit störten und als Secten erschienen. Wenn

nur diese an sich löbliche Idee nicht späterhin in einen harten Geisteszwang ausgeartet wäre, welcher der Erhaltung der äußern Einheit die freie Entwicklung opferte.

Diejenigen, welche durch grobe Sünden die Gebote des Evangeliums verletzten, wurden von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Wer im Bewußtseyn seiner Schuld Wiederaufnahme verlangte, dem versagte sie die Kirche nicht, wenn er vorher durch abgelegte Proben der Reue und Buße sich derselben würdig gemacht hatte. Wenn man seine Buße hinlänglich bewährt fand, wurde ihm mit dem Segen und der Handauflegung des Bischofs und der Geistlichkeit die Absolution verliehen, womit er in die Gemeinde wiederaufgenommen ward. Diese mildere Ansicht behielt die Oberhand über die strengere Partei des Römischen Presbyters Novatianus (im dritten Jahrhundert), welche die einer Todsünde Schuldigen von der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft ganz ausgeschlossen wissen wollte.

Verschiedene Ansichten über solche die Kirchenzucht, so wie die Kirchenverfassung und Aehnliches betreffende Gegenstände führten zuweilen zu Spaltungen, welche Schismata genannt werden. Folgenreicher als sie waren die eigentlichen Häresien oder Trennungen über die Lehre. Die Lehre Christi und der Apostel war sehr einfach; es lag aber in der Natur der Sache, daß im Fortgange der Zeit manche Sätze Gegenstand weiterer Entwicklung und Forschung wurden, und eben hieraus gingen Meinungsverschiedenheiten hervor. Das Christenthum versöhnt und vermittelt durch die stete Hinweisung auf den geistigen Kern und Mittelpunkt des Lebens sehr verschiedenartige Richtungen und Bestrebungen. Indem aber diese Vielseitigkeit desselben verkannt ward, Einige sich ausschließlich an diese, Andere an jene Seite hielten, Einige nur die irdische Erscheinung des Göttlichen ergriffen, Andere, nicht weniger einseitig, mit gänzlicher Verachtung dieser Erscheinung Alles zu sehr vergeistigten, entstanden Abwege und irrige Systeme von sehr verschiedener Art, und Secten, welche den Irrthum immer mehr ausbildeten.

Unter den Judenchristen bildeten sich die Secten der Nazaräer und Ebioniten, welche sich von der beschränkten Vorstellung nicht trennen konnten, daß die fortdauernde Beobachtung des Mosaischen Ceremonialgesetzes zur Seligkeit nothwendig sey. Von einer ganz entgegengesetzten Geistesrichtung und Bestrebung gingen die Gnostiker aus, so genannt von dem Griechischen Worte γνῶσις, welches Erkenntniß, vor-

züglich höhere Erkenntniß und Einsicht bedeutet. Es unterschieden nämlich die Gnostiker, einer im Orient weit verbreiteten Ansicht zufolge, die gemeine Religionserkenntniß von einer höhern, welche die Religionswahrheiten in einem besondern, mystischen Sinne deutet. Diese Einsicht, meinten sie, könne nur von einer geringen Anzahl geistig Begabter erlangt werden, und befanden sich dadurch in gänzlichem Widerspruch mit dem Geiste des an alle Menschen gebrachten Evangeliums. Bei dem Suchen nach einer solchen Einsicht verloren sich die Gnostiker in schwärmerische Vorstellungen, und die Bilder, in welche sie nach orientalischer Weise ihre Gedanken kleideten, blieben nicht bloß Bilder, sondern flossen ihnen mit der Sache selbst zusammen. Die Sittenlehre einiger Gnostiker verfiel in den zu tiefem Verderben führenden Wahn, daß für den die göttlichen Dinge auf dem höchsten Standpunkte Betrachtenden alles Aeußere völlig gleichgültig sey.

Die Erscheinung des Bösen in der Welt war ein Problem, welches die Gnostiker vorzüglich beschäftigte, und da sie überhaupt Vorstellungen aus den orientalischen Systemen mit christlichen Ideen vermischten, so diente ihnen hier die aus der Persischen Religion (Th. I. S. 167.) entlehnte Vorstellung von dem Gegenstreben eines Reiches der Finsterniß gegen das Lichtreich. Ein vollständiger Versuch aber, das Christenthum in die Formen der Zoroastrischen Lehre umzubilden, war das System des Persers Mani oder Manes, welcher im dritten Jahrhundert lebte. Seine Geschichte wird auf verschiedene Weise erzählt. Er soll der Abstammung nach zu den Magiern gehört haben, und als Gelehrter und Maler ausgezeichnet gewesen seyn. In späteren Jahren trat er zum Christenthum über, und da man zu seiner Zeit mit der Wiederherstellung der Zoroastrischen Religion umging (oben S. 291.), so entstand in ihm der Gedanke, den Persern das Christenthum durch Vermischung mit ihrem alten Glauben annehmlich zu machen. Sich selbst erklärte Mani für den von Christo verheißenen Paraklet (Tröster, Joh. XV, 26). Darüber ward er von den Magiern verfolgt, und nach mancherlei Schicksalen auf Befehl des Königs Varanes lebendig geschunden. Sein System hat mit dem der Gnostiker viel Verwandtes; seine Anhänger, die Manichäer, breiteten sich im vierten und fünften Jahrhundert auch im Römischen Reiche aus.

An die Verheißung des Paraklet knüpfte auch eine andere, sich sonst von den Grundlehren des Christenthums nicht entfernende Secte, die der Montanisten, ihre Meinungen an. Montanus trat im zweiten

Jahrhundert in Phrygien auf, wollte von der ganzen Kirche als ein besonders erleuchteter Lehrer und Prophet angesehen seyn, und schrieb einen sehr strengen Lebenswandel vor. Er fand viele Anhänger, zu welchen auch der Karthagische Presbyter Tertullianus, ein sonst durch Geisteskraft ausgezeichneter kirchlicher Schriftsteller, gehörte.

Die Lehre von der Dreieinigkeit und die Art, wie die göttliche Natur Christi zu denken sey, wurden besonders Gegenstand der Untersuchung und abweichender Meinungen. Während Christus den Ebioniten ein bloßer, nur mit Wunderkräften ausgerüsteter Mensch war, hielt ihn eine Partei der Gnostiker, die Doketen, nur für ein göttliches Wesen, und seinen Körper in der irdischen Erscheinung für einen Scheinkörper. Der Gegner der Dreieinigkeit (Antitrinitarier) gab es verschiedene Arten.

Allen diesen und vielen anderen hier nicht genannten Secten gegenüber, bildete nun die katholische Kirche den Lehrbegriff aus, welchen sie den rechtgläubigen (orthodoxen) nannte, und zugleich alle abweichenden Meinungen als irrig (heterodox) bezeichnete. Zu den vorzüglichsten Kirchenlehrern des zweiten und dritten Jahrhunderts gehören Irenäus, Bischof von Lyon, der schon genannte Tertullianus, Klemens von Alexandria, und dessen Schüler Origenes. Klemens und Origenes, und besonders der Letztere, bezeichnen die eigenthümliche Richtung der Alexandrinischen theologischen Schule. Wie Irenäus und die Schule, zu welcher er gehört, vorzüglich das Praktische heraushoben, und das Verderbliche in den müßigen Träumen der Gnostiker zu bekämpfen suchten, so wollten dagegen die Alexandriner dem Christenthume den Gebrauch der Wissenschaft und Philosophie erhalten, ohne darüber in die Willkür der Gnostiker zu verfallen, nur gingen sie in der allegorisirenden Bibelerklärung zu weit. Origenes, und nach ihm seine Schule, fanden Widersacher, und die Kämpfe, welche hieraus hervorgingen, bewahrten die Theologie vor einer einseitigen Richtung in ihrer Entwicklung.

---

22. Constantin's des Großen Alleinherrschaft.
(323 — 337.)

Als Constantin, so erzählt sein Biograph, Eusebius Bischof von Cäsarea, wider den Maxentius zog, wandte er sich in brünstigem Gebet an Gott, daß er sich ihm offenbaren und bei seinem Vorhaben Hülfe

leisten möge. Da habe er in der Mittagsstunde am Himmel über der Sonne das Zeichen des Kreuzes gesehen, mit einer Schrift daneben: „Hiedurch wirst du siegen," und sey dadurch mit seinem ganzen Kriegsheere in großes Erstaunen gerathen. In der Nacht sey ihm Christus im Traume erschienen und habe ihm befohlen, das Zeichen, das er am Himmel gesehen, nachahmen zu lassen, und sich dessen als Panier gegen seine Feinde zu bedienen. Dies sey geschehen, und die solchergestalt gebildete Fahne habe ihn fortan stets zum Siege geführt. Wie man nun auch diese Erzählung beurtheilen und deuten mag, es ist gewiß, daß Constantin, der ohne Zweifel schon von seinem Vater von dem Christenthume günstig zu denken gelernt hatte, nach seinem Siege über den Maxentius mit der bestimmten Absicht hervortrat, die christliche Kirche von dem Drucke, unter welchem sie seufzte, zu befreien. Bei der Zusammenkunft, welche er mit Licinius zu Mailand hielt, gab er ein Gesetz, welches allen Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens, freie Ausübung ihrer Religion gestattete, und Licinius trat dieser Verordnung bei, der bald eine zweite, den Christen noch günstigere, folgte. Als Licinius aber in seinem ersten Kampfe mit Constantin unterlegen hatte, betrachtete er die Christen, denen er in seinem Herzen wol niemals geneigt gewesen, als geheime Freunde Constantin's, und suchte sie zu unterdrücken. Der letzte Kampf der beiden Nebenbuhler um die Herrschaft im Römischen Reiche konnte daher auch als ein Kampf der Religionen betrachtet werden, und als das Glück sich für Constantin erklärt hatte, war auch der Sieg des Christenthums entschieden. Der Kaiser verbot zwar den heidnischen Cultus nicht ausdrücklich, blieb auch selbst bis kurz vor seinem Tode in der Classe der Katechumenen, sonst aber beförderte und begünstigte er das Christenthum auf alle Weise. Er zeigte den größten Eifer für die Beilegung der Streitigkeiten innerhalb desselben, ließ viele Tempel verschließen, einige sogar zerstören, Kirchen dagegen aufbauen, und nahm bei den zu besetzenden Aemtern und Ehrenstellen auf Christen vorzügliche Rücksicht.

Ueber Constantin's Werth als Mensch und Herrscher und über die Beweggründe seines Uebertritts zum Christenthume ist sehr verschieden geurtheilt und viel gestritten worden. Die christlichen Schriftsteller jener Jahrhunderte zollen ihm eben so einseitig unbedingte Bewunderung, als heidnische ihn herabsetzen und schmähen. Während Jene seine Bekehrung der wirklichen Ueberzeugung von der Wahrheit und Trefflichkeit

des christlichen Glaubens zuschreiben, läßt ihn eine besonders in neueren Zeiten ausgeführte und beliebt gewordene Ansicht aus bloßer Staatsklugheit und Berücksichtigung äußerer Verhältnisse und Vortheile handeln. Die letztere Meinung beruht auf der Voraussetzung, daß Constantin sich der Christen als einer mächtigen und zahlreichen Partei bedienen wollte, um das Ziel seines ganzen Strebens, die Alleinherrschaft, zu erreichen. Aber es wäre gewiß eine sehr übel berechnete Staatsklugheit gewesen, darum die weit mächtigere, einflußreichere und mindestens eben so zahlreiche Partei der Heiden gegen sich zu erbittern. Indeß dürfen wir uns eben so wenig unbedingt der ersten Ansicht zuwenden, und die Bekehrung des Kaisers aus dem innern Bedürfnisse und Drange eines ächt religiösen Gemüths ableiten. Diesem würde schon allein die ungemäßigte Herrschsucht und die Treulosigkeit widersprechen, welchen Licinius zum Opfer fiel. Und dies ist nicht die einzige Handlung blutiger Grausamkeit, welche die Geschichte an ihm zu rügen hat. Seinen eignen, durch treffliche Eigenschaften ausgezeichneten Sohn Crispus ließ er auf die unerwiesene Anklage seiner Gemahlin Fausta, der Stiefmutter des Crispus, hinrichten, mit ihm seinen Neffen, den elfjährigen Sohn des Licinius, und bald darauf, als er sich von der Unschuld des Crispus überzeugt hatte, die Fausta. Wer könnte hier ein von wahrem religiösen Gefühl durchdrungenes Herz erkennen! Erwägt man nun ohne vorgefaßte Meinung alle Umstände, so sieht man, daß Constantin, wie er seinem Vater als Alleinherrscher folgte, schon eine gewisse Vorliebe für das Christenthum hegte, ohne doch in den Sinn desselben tiefer eingedrungen zu seyn. Als an ein vorzüglich mächtiges Wesen wandte er sich auf dem Zuge gegen Maxentius an den Gott der Christen, und hoffte in den Schlachten Hülfe von ihm. In dieser Stimmung sah er in einer seltenen Lufterscheinung das Zeichen des Kreuzes, und von dieser Vorstellung voll, im Traume eine göttliche Erscheinung. So erklärt sich jene Erzählung am besten, ohne daß man nöthig hat, sie gänzlich zu läugnen, oder eine übernatürliche Begebenheit anzunehmen. Durch das Glück, welches ihn fortan treu begleitete, wurde Constantin in seinem Glauben an die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums immer mehr bestärkt, obschon in seinem Herzen sich damit noch abergläubische und heidnische Vorstellungen mischten. Das aber erkannte er, und besonders nach seinem letzten Siege über den Licinius, mit Klarheit, daß das Kreuz ihm nicht bloß hülfreich gewesen sey in dem Kampfe gegen seine Nebenbuhler, sondern daß es mehr und

mehr die Welt überwinden werde. Nun sich an die Spitze dieses auf Erden siegreichen Glaubens zu stellen, den Völkern die Bahn zu zeigen, welche die menschlichen Verhältnisse zu einer neuen Entwicklung und Gestaltung führen würde, dazu fühlte er sich berufen, und weil er diesen Beruf mit Klarheit erkannte, und mit großem Sinne erfüllte, verdient er den Namen des Großen, welche Flecken sein Leben auch sonst zeigen mag. Zwar täuschte er sich, wenn er glaubte, daß die neue Religion dem gesunkenen Geschlechte ein neues Leben einhauchen werde. Dazu war das Zeitalter schon zu sehr erschlafft und innerlich verderbt, es bedurfte dazu anderer, von frischer Naturkraft beseelter Völker, und diese waren die Germanen. Aber daß eben diese Völker das Christenthum, woran sich ihre Entwicklung und Bildung knüpfte, von dem durch sie eroberten Römischen Reiche als eine große Erbschaft übernehmen konnten, indem sie die Kirche von der Staatsgewalt anerkannt und geehrt fanden, dazu hat Constantin den Grund gelegt.

Die Kirche ihrerseits trat durch die Anerkennung und Begünstigung, die ihr von Seiten des Staats zu Theil wurde, in ganz neue Verhältnisse. Das christliche Princip konnte jetzt auf das Staatsganze wirken, da es vorher nur die Menschen als Einzelne hatte durchdringen können, andrerseits aber erhielt der Staat dadurch, wenn er seine Macht mißbrauchte, einen Einfluß auf die Kirche, welche ihrer freien Entwicklung hemmend in den Weg trat, und die Kirche wurde verlockt, die weltliche Gewalt für geistliche Zwecke in Anspruch zu nehmen. Der Form nach mußten die beiden Regimente zwar nothwendig getrennt bleiben, im vollen Gegensatz mit der heidnischen Welt, wo das Priesterthum mit der Staatsregierung auf das innigste verknüpft war, und seit Augustus alle Imperatoren die Würde des Pontifex maximus bekleidet hatten. Auch Constantin führte diesen Titel noch fort, und seine Nachfolger bis auf Gratian thaten dasselbe. Dieses Verhältniß auf das Christenthum auszudehnen, widersprach freilich dem Wesen desselben; auch fand Constantin eine schon ausgebildete christliche Kirchenverfassung vor. Es sprachen die christlichen Kaiser sogar den Grundsatz aus, daß die Kirche ihre inneren Angelegenheiten selbst leiten müsse. Nichts desto weniger lag jener Einfluß der weltlichen Regierung in der Natur der Sache, und mußte sich von selbst bilden, schon darum, weil die Gewohnheit des heidnischen Priesterthums so nahe lag. Die Kaiser beriefen allgemeine Versammlungen von allen Bischöfen des Reichs, deren Beschlüsse unter ihrer Autorität bekannt gemacht, oft

durch ihre Gewalt in Vollziehung gesetzt wurden. Die Bischöfe größerer Kirchen, und besonders die in den kaiserlichen Herrschersitzen, wurden fast immer unter dem Einflusse des Hofes gewählt, ja die Kaiser ernannten sie auch wol geradezu. Und diese Gewalt des Staates in der Kirche erhielt sich, bis diese im Mittelalter das Verhältniß umkehrte, und es ihr für eine Reihe von Jahrhunderten gelang, den Staat von ihren Anordnungen abhängig zu machen.

Die äußeren Verhältnisse der Geistlichen gewannen durch den Sieg des Christenthums in der Welt ungemein. Constantin wies ihnen Einkünfte auf den öffentlichen Schatz an, aber noch weit mehr that er für die Kirche durch ein im Jahre 321 gegebenes Gesetz, vermöge dessen er ihr gestattete, Erbschaften jeder Art anzunehmen, folglich auch Güter zu besitzen. Der Erfolg dieser Erlaubniß war so groß, daß nach einem halben Jahrhundert der Klerus im Besitz des zehnten Theils aller liegenden Gründe war *), und die Kaiser diesem Uebermaaß durch Gesetze steuern mußten. Zu den Vorrechten, welche Constantin den Geistlichen einräumte, gehörten besonders noch die Befreiung von der Uebernahme gewisser öffentlicher Leistungen, das Recht in bestimmten Fällen nicht der bürgerlichen, sondern einer besondern geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen zu seyn, und die den Bischöfen eingeräumte Befugniß, im Namen der Kirche über alle Rechtshändel, die von den Parteien freiwillig vor sie gebracht wurden, gültig zu erkennen. Das letztere Recht mußte besonders dazu beitragen, den Einfluß der Kirche zu vergrößern.

Der Eifer, mit welchem forschende, für das Evangelium begeisterte Männer ihre Meinungen über streitige Sätze verfochten, kann an sich unmöglich getadelt werden. Unbegnügt mit allgemeinen Anschauungen und Gefühlen, suchten sie tiefer in das Wesen des Christenthums einzudringen, und was ihnen als Ueberzeugung theuer geworden war, vermochten sie nicht mit lauer Gleichgültigkeit zu behandeln. Nur ging leider in späteren Zeiten das Forschen nach Wahrheit oft in spitzfindige Grübeleien über; Leidenschaft, Haß und Verfolgungssucht mischten sich in diese Meinungskämpfe, führten zu beklagenswerthen Trennungen, und riefen im Schooße der Religion des Friedens gewaltsame Auftritte hervor. Zu den Zeiten Constantin's ging von der für die Grundlage der christlichen Ueberzeugung allerdings höchst wichtigen Frage über die

*) Planck Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Bd. I. S. 281.

göttliche Natur Christi und das Verhältniß desselben zum Vater, ein Streit aus, welcher zu dem folgenreichsten der alten Kirche wurde. Er fing in derjenigen Kirche an, welche schon lange ein vorzüglicher Sitz theologischer Speculation war, der Alexandrinischen nämlich. Der dortige Bischof Alexander schloß sich der am meisten, und besonders in der abendländischen Kirche, verbreiteten Meinung an, daß der Sohn Gottes von gleichem Wesen mit dem Vater sey, und aus dem Wesen desselben von Ewigkeit gezeugt. Dagegen behauptete Arius, ein Presbyter der dortigen Kirche: Christus, obschon unendlich erhabener als alle übrigen Wesen, sey durch den Willen Gottes aus Nichts geschaffen. Der Streit breitete sich bald in der orientalischen Kirche aus, und wurde heftiger. Man legte sich gegenseitig ganz übertriebene Folgerungen zur Last, und die Erbitterung der Gemüther ging von den Geistlichen auf das Volk über. Alexander entsetzte endlich den Arius sogar seines Amtes, und schloß ihn von der Kirchengemeinschaft aus. Mehrere gemäßigte Bischöfe ermahnten beide Parteien zur Eintracht; der Kaiser Constantin wünschte in einem an Alexander und Arius gerichteten Schreiben, daß sie, wenn keine völlige Verständigung unter ihnen möglich sey, ihre verschiedenen Vorstellungen beibehalten, und dennoch in kirchlicher Gemeinschaft und Eintracht mit einander leben möchten. Aber der Streitpunkt war zu bedeutend, als daß man sich leicht über einen mittlern Ausweg hätte verständigen können, und das Lehrsystem noch zu wenig durchgebildet, das Christenthum überhaupt noch zu sehr in den Anfängen seiner Entwicklung, als daß man den Gedanken eines ruhigen Nebeneinanderbestehens verschiedener Meinungen hätte auffassen und ausführen können. Da nun von der Zunahme und Verbreitung der heftigen Gährung in den Gemüthern die übelsten Folgen zu fürchten waren, so beschloß der Kaiser, ein, wie er hoffte, sehr kräftiges Mittel zur Stillung derselben anzuwenden. Er berief im Jahre 325 eine Versammlung von allen Bischöfen seines Reiches nach Nicäa, um den Streit im Namen der ganzen Kirche zu entscheiden, die erste Kirchenversammlung dieser Art, daher das erste allgemeine oder ökumenische Concilium genannt. Mehr als dreihundert Bischöfe, meist orientalische, erschienen auf derselben. Der Kaiser selbst wohnte dem Concil bei, und nahm an den Verhandlungen lebhaften Antheil. Die Gemäßigten wünschten eine Glaubensformel zu Stande zu bringen, in welcher die genauen metaphysischen Bestimmungen vermieden würden, konnten aber ihre Meinung wider die heftigen Gegner des Arius nicht

durchsetzen. Diese Letzteren gewannen den Kaiser, und so kam das berühmte Nicäische Symbol oder Glaubensbekenntniß zu Stande, in welchem nicht nur, besonders durch die Formel, daß der Sohn Gottes gleiches Wesens (ὁμοούσιος) mit dem Vater sey, die Lehre, welche Arius bestritt, festgestellt, sondern auch die Meinung des Letztern ausdrücklich verdammt ward. Das Ansehen des Kaisers und seine Drohungen brachten die noch bedenklichen Bischöfe zum Nachgeben. Nur zwei weigerten sich beharrlich, das Symbol zu unterschreiben, und wurden mit dem Arius verwiesen. Aber durch diese Beschlüsse ward der Kirchenfriede doch nicht hergestellt. Viele Bischöfe, welche die Glaubensformel aus Ueberredung oder Furcht genehmigt hatten, waren in der Stille mit ihr unzufrieden, und nach einiger Zeit gelang es den Arianischgesinnten, selbst den Kaiser umzustimmen. Arius und seine mit ihm verwiesenen Anhänger wurden aus der Verbannung zurückgerufen. Ja Athanasius, der Nachfolger des seitdem gestorbenen Alexander im Bisthum von Alexandria, ein Mann von großer Festigkeit und Thätigkeit, welcher, aus innerer Ueberzeugung und Religionseifer, als der heftigste Gegner des Arius auftrat, erfuhr nun seinerseits das Schicksal der Verbannung; Arius dagegen sollte in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen werden, starb aber am Tage zuvor eines plötzlichen Todes (336). Da der Kaiser indeß die Nicäischen Glaubensbestimmungen auf keine Weise hatte aufgehoben wissen wollen, so schien er am Ende seines Lebens beiden Parteien gleiches Recht widerfahren zu lassen.

Wir haben Constantin bisher als den Schöpfer einer neuen Ordnung der religiösen Verhältnisse im Römischen Weltreiche betrachtet; doch blieb diese große Veränderung obschon die wichtigste, nicht die einzige, die er hervorrief. Eine zweite war die Gründung eines neuen Herrschersitzes. Rom, von dessen Bürgerschaft die Herrschaft über so viele Länder an die Imperatoren übergegangen war, hatte seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts schon allmählig von seinem Ansehen eingebüßt, da viele Kaiser ihre Regierungszeit mehr in den Feldlagern als in der Hauptstadt verlebten, und eine große Zahl derselben sie als Ausländer mit Gleichgültigkeit betrachtete. Diocletian, welcher die republicanischen Erinnerungen mehr als einer seiner Vorgänger auszulöschen bemüht war, sah Rom schon mit unverhohlnem Widerwillen an, und Constantin, der in dem Sinne dieses Vorgängers zu handeln fortfuhr, fand in der Herrschaft, die er dem Christenthum bereiten wollte, neuen

Grund, eine Stadt zu meiden, welche in dem großen geschichtlichen Daseyn eines Jahrtausends ihren Ruhm mit der heidnischen Götterverehrung eng verknüpfte. Daher der Gedanke, sich einen neuen Herrschersitz zu gründen, der ihn und den glänzenden Hofstaat, mit welchem er sich umgab, von der Stätte jener republicanischen Größe weit entfernte. Er wählte dazu den Boden des alten Byzanz, dessen glückliche Lage die größten Vortheile vereinigte. Das Klima ist gemäßigt und milde; von zwei Meeren ist die Zufuhr leicht; die Nähe so vieler Küsten und ein trefflicher Hafen begünstigen den Handel; fremden Anfall erschwert die ungemeine, natürliche Festigkeit der Lage. Auch der Gedanke, daß die Donau und der Euphrat jetzt mehr der Beachtung und des Schutzes bedurften, als der Rhein, mochten Constantin bestimmen, den Kaisersitz jenen beiden Punkten zu nähern. Die Prachtgebäude, welche er aufführen ließ, unter denen auch christliche Kirchen glänzten, sollten mit denen der alten Hauptstadt wetteifern, aber die Zierden Rom's waren allmählig und in den Zeiten der höchsten Blüthe entstanden; jetzt flossen nicht mehr wie sonst Schätze von allen Reichen zusammen, und die Baukunst war verfallen. Den Schmuck indeß, welchen bessere Jahrhunderte leihen konnten, Werke der Bildnerkunst berühmter Meister, ließ Constantin aus den ansehnlichsten Orten des Reichs zusammenbringen. Für eine zahlreiche Bevölkerung sorgte er durch lockende Vorrechte für die Einwohner; den Vornehmen ließ er überdies Ländereien anweisen; der große Haufe erhielt Kornspenden, wie in Rom. In wenigen Jahren wuchs der Umfang des neuen Herrschersitzes so, daß er sich mit Antiochia und Alexandria messen konnte. Constantin wollte, daß die Stadt Neu-Rom heiße, aber die von seinem Namen hergenommene Benennung Constantinopel hat die Oberhand behalten, und ist ihr geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wie die Religion und die Hauptstadt, wurden auch die Verfassung und Verwaltung des Staates neu, und wenn schon Diocletian die Soldatenherrschaft brechen und die republicanischen Schatten beseitigen wollte, um eine Monarchie auf andere Grundlagen zu bauen, so fühlte sich Constantin noch mehr dazu veranlaßt. Was Jener begonnen hatte, vollführte Er, und wenn auch manche Einrichtungen, die wir fortan im Römischen Staate finden, erst unter Constantin's Nachfolgern ihre Ausbildung erhalten haben, so ist doch das Wesentliche durch ihn geschehen. Die neue Form ruhte auf der von Diocletian herrührenden Zer-

fällung des Staats in vier Theile*), welche Constantin beibehielt, obschon er keine Mitherrscher annahm. Das Reich ward in vier Präfecturen getheilt: die des Orients, wozu außer dem Römischen Asien auch Aegypten und Thracien; Illyricum, wozu Griechenland, Macedonien und Mösien; Italien, wozu noch die Süddonauländer nebst dem westlichen Africa gehörten; endlich Gallien, welche auch Britannien und Spanien einschloß. Die Präfecturen zerfielen in Diöcesen, diese wieder in Provinzen. Jeder Präfectur war ein prätorischer Präfect vorgesetzt. Diese, wie wir wissen, ursprünglich nur Obersten der Leibwache, hatten seit den Zeiten des Commodus und Septimius Severus auch die oberste richterliche Gewalt besessen, und waren dadurch zu wahren Gebietern in Krieg und Frieden geworden. Da Constantin dem Militär-Despotismus entgegen wirken wollte, so war es eine vorzügliche Aufgabe für ihn, die bürgerliche und Kriegsgewalt ganz zu trennen, und besonders in den Häuptern. Es wurden daher die prätorischen Präfecten auf die bürgerliche Verwaltung beschränkt, hier aber die Aufsicht über Finanzen und Polizei und die Leitung der Gerechtigkeit ihnen in einem solchen Grade übergeben, daß von ihrem Spruche nicht einmal Berufung an den Kaiser Statt fand. Diese übermäßige Gewalt setzte sie fast Persischen Satrapen gleich, und machte einen häufigen Wechsel nöthig, welcher zwar die Ausübung langer Ungerechtigkeit hinderte, aber wieder andere Mängel mit sich führte. Den Diöcesen standen Vicarien, den Provinzen Rectoren vor, und außer diesen gab es noch eine Menge von Unterbeamten. In dem Befehl über das Heer traten an die Stelle der prätorischen Präfecten zwei Oberfeldherren (ein magister peditum und ein magister equitum); die Unterfeldherren führten die Titel comites und duces (Grafen und Herzoge), welche die neueren Zeiten in einem so ganz verschiedenen Sinne brauchen. Die Prätorianer hob Constantin schon nach der Ueberwältigung des Maxentius gänzlich auf, um alle von dieser trotzigen und stets unruhigen Kriegerschaar veranlaßte Bewegungen für immer zu unterdrücken. Das Heer findet sich jetzt in Feld- und Besatzungstruppen gesondert, von welchen die ersteren überall als die besseren und geehrteren hervortreten. Aber die Kraft, welche, neben allem Mißbrauche, in den Heeren so viel länger als in den Bürgern gewaltet hatte, war nun auch schon erloschen, die Ehr- und Kampfliebe war dahin, und die Aufnahme von Fremden, besonders

*) Das Folgende besonders nach Manso Leben Constantin's, S. 124 fg.

von Deutschen in das Heer, nicht bloß als Hülfsschaaren, sondern als Glieder der Legionen, wurde immer allgemeiner, nöthiger und zugleich verderblicher.

Die prätorischen Präfecten und die Oberfeldherren vertraten in den Provinzen und beim Heere den Kaiser; zunächst um die Person desselben, welche den Mittelpunkt und Schlußstein des Ganzen darstellte, standen sieben Minister und obere Hofbeamten: der Vorsteher des heiligen Gemachs (Praepositus sacri cubiculi) oder der kaiserliche Oberkammerherr, der mit einer ganzen Schaar von Unterbeamten, als Kämmerern, Edelknaben u. s. w., für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Kaisers sorgte, der Befehlshaber der Hofdienerschaften (Magister officiorum), welcher sowol den Kriegshaufen, die den Wachedienst im Palaste besorgten, vorstand, als einer besondern Dienerschaft für Zutritt und Vorlassung beim Kaiser, und den Kanzleien für die Bittschriften; der Quästor oder Cabinetsrath des Kaisers; der Graf der heiligen Spenden (Comes sacrarum largitionum), d. h. der Reichsschatzmeister, oder Finanzminister; der Graf des heiligen Privatvermögens (Comes rerum privatarum divinae domus), welcher den Fiscus verwaltete; endlich die Befehlshaber der von jenen Palastwachen noch verschiedenen Haustruppen zu Pferde und zu Fuß (Comites domesticorum equitum et peditum).

Mit so vielen glänzenden Würden und einer so gemessenen Abstufung der Aemter war eine Rang- und Titelordnung verbunden, welche gewisse ehrende Beiwörter als prunkende Auszeichnung besonderer Classen feststellte, und mit der einfachen, natürlichen Sitte der republicanischen Zeit in dem schneidendsten Widerspruch stand. Vier Classen, welche Illustres, Spectabiles, Clarissimi, Perfectissimi hießen (Namen, welche man durch Erlauchte, Hochansehnliche, Vielberühmte, Hochvollkommne übersetzen kann), umfaßten die Beamten, von den prätorischen Präfecten, Oberfeldherren und Ministern herab bis zu den geringeren Stufen. Höher noch standen das Nobilissimat, das Consulat und das Patriciat; aber die Consuln, welche die Kaiser alljährlich ernannten, besaßen nur noch den tönenden Titel, ohne alle Bedeutung und Befugniß, und unter Patriciat ward nicht mehr der alte Römische Erbadel verstanden, sondern eine hohe, besonderen Günstlingen des Kaisers ertheilte Würde.

Fälschlich werden Constantin's Verwaltungsformen beschuldigt, den Untergang des Reiches befördert zu haben, denn sie waren nicht schlech-

ter, als die alten, welche sie verdrängten, und die Ursachen der Auflösung des Reichs sind in dem gesunkenen Geiste, nicht in diesen oder jenen Formen zu suchen. Aber schwere Mängel in den Constantinischen Staatseinrichtungen waren die große Beamtenwillkür, gegen die es gar keinen Schutz gab, und die gänzliche Vernachlässigung aller Versuche, den Volksgeist zu wecken, und die Völker zu einem Antheil an der Gesetzgebung zu berufen.

Ein anderes, nicht minder großes Uebel jener Zeit war der vermehrte Abgabendruck. Alle bisherigen Gefälle wurden beibehalten, und die mannichfaltig erhöhten Bedürfnisse des Hofes seit den Zeiten des Diocletian führten neue herbei. Dahin gehörte besonders die Indiction, eine Grundsteuer, welche von dem Ertrage sämmtlicher Ländereien erhoben ward. Da unter Indiction auch ein wiederkehrender Cirkel von funfzehn Jahren verstanden wird, so ist wahrscheinlich, daß das Grundeigenthum zum Behufe dieser Steuer alle funfzehn Jahre einer neuen Schätzung unterlag. Was diese Abgabe vorzüglich drückend und beschwerlich machte, war der jährlich wechselnde Betrag derselben, nach der Forderung, welche die kaiserliche Regierung alle Jahre an das ganze Reich machte, wodurch sich denn die Vertheilung auf die einzelnen Güter erst bestimmte. Durch sie wurden die Kräfte der Landleute verzehrt und die Aecker verlassen. Dazu kam noch das Chrysargyrum, eine Gewerb- und Nahrungssteuer. Aber alles dieses muß für Constantin's Bedürfnisse noch nicht hingereicht haben, denn wir finden, daß er vielen Städten die Gemeindegüter raubte, aus welchen sie ihre öffentlichen Bedürfnisse bestritten. Und die Entkräftung durch diese Erpressungen ist denn allerdings ein Hauptgrund gewesen, welcher den Barbaren den Umsturz des Reiches erleichterte.

Constantin wußte die Angriffe derselben noch kräftig zurückzuweisen, und stritt im Jahre 332 siegreich gegen die Gothen. Einige Jahre nachher verwickelten sich die Verhältnisse mit Persien, und der Kaiser wollte den Krieg in Person gegen sie beginnen, als er plötzlich erkrankte, und nachdem er in einer Vorstadt von Nikomedien von dem dasigen Arianischgesinnten Bischofe Eusebius *) die Taufe empfangen hatte, starb er, am 22. Mai 337.

*) Man darf diesen Eusebius nicht mit dem als Biographen Constantin's oben schon genannten Eusebius von Cäsarea verwechseln, welcher als kirchlicher Schriftsteller und Geschichtschreiber ausgezeichnet ist.

23. Constantin's Nachfolger bis zum Tode Valentinian's I.

(337—375.)

Nach des verstorbenen Kaisers Anordnung sollte das Reich unter seine drei Söhne, Constantinus, Constantius und Constans, und zwei seiner Neffen, Dalmatius und Hannibalianus, getheilt werden. Aber die Truppen wollten keine anderen Herrscher erkennen, als die Söhne Constantin's des Großen, und Constantius, welcher aus den ihm zugewiesenen Provinzen früher als seine Brüder nach der Hauptstadt gekommen war, ließ, dem Ungestüm der Soldaten gewiß gern nachgebend, die Ermordung jener zwei Vettern, ferner zweier Brüder seines Vaters und noch fünf anderer Verwandten zu. Mit diesem Blutbade begann die Regierung der Söhne Constantin's, welche nun das Reich von Neuem theilten. Keiner von ihnen besaß die zum Herrschen nöthigen Eigenschaften, welche auch ihre Erziehung mitten unter dem Schaugepränge und den Ränken des Palastes und der Umgebung von Schmeichlern schwerlich zu wecken und zu fördern vermocht hätte. Und doch wurden sie durch Ehrgeiz und Herrschsucht zu inneren Kriegen getrieben. Constantin, der die Präfectur Gallien erhalten hatte, verlangte von Constans zur Vergrößerung seines Antheils Africa, brach in Italien ein, und fiel im Kriege (340). Gegen den schwachen und seiner Laster wegen verachteten Constans, den nunmehrigen Herrn von zwei Dritteln der Römischen Welt, erhob sich das alte Spiel. Zwei Usurpatoren standen auf, Magnentius in den Präfecturen Gallien und Italien, Vetranio in Illyrien; Constans ward auf der Flucht von den Leuten des Erstern erschlagen (350). So waren die Heere wieder zu der alten, von Constantin dem Großen kaum gedämpften Zügellosigkeit zurückgekehrt; doch gewann Constantius die Truppen des Vetranio, daß sie ihren Führer verließen, welcher in den Privatstand zurückkehren mußte; gegen den Magnentius zog er zu Felde. In einer Schlacht bei Mursa (dem heutigen Esseck), die so blutig war, daß die Kräfte des Reiches hier verzehrt zu seyn schienen, wurde der Anmaßer besiegt; als er auch eine zweite in Gallien verloren hatte, stürzte er sich in sein Schwert (353), und das Reich gehorchte wieder nur Einem Herrn.

Von allen Abkömmlingen des Constantius Chlorus waren jetzt, außer dem regierenden Kaiser, nur noch zwei Brudersöhne Constantin's des Großen, Gallus und Julianus, übrig. Sie allein waren jener

blutigen Vernichtung ihrer Verwandten entgangen, weil sie sich damals noch im Knabenalter befanden. In strengem Gewahrsam gehalten, wuchsen sie heran, und mußten einen Theil ihrer Jugend in der Einsamkeit eines Cappadocischen Bergschlosses verleben. Auf den ältern derselben, Gallus, warf, nach dem Falle des Constans, Constantius seine Augen, erhob ihn zum Cäsar, und übertrug ihm die Verwaltung des Morgenlandes, wo fast während seiner ganzen Regierung Krieg mit den Persern war oder drohte. Aber Gallus war zur Führung der Geschäfte ganz untüchtig, und befleckte seine Würde durch Grausamkeit und Willkür; dadurch führte er selbst seinen Untergang herbei. Er ward zum Kaiser beschieden, welcher sich damals im Abendlande befand, aber auf der Reise ins Gefängniß geworfen. Dann entlockten seine Feinde dem ängstlichen und eifersüchtigen Constantius den Befehl zu seiner Hinrichtung (354). Mit Mühe entging Julian dem gleichen Schicksal. Aber Constantius, welcher von den Verschnittenen des Palastes so beherrscht wurde, daß ein Schriftsteller jener Zeit bitter sagt, bei dem Ersten derselben, dem Kämmerlinge Eusebius, habe der Kaiser viel gegolten, bedurfte der Stütze und Hülfe in den Regierungsgeschäften. Im Osten drohten die Perser von Neuem, an der Donau die Sarmaten, Gallien war von verheerenden Franken und Alemannen überschwemmt. Daher trugen diesmal die Vorstellungen der Kaiserin Eusebia, welche dem Julian geneigt war, über das Mißtrauen des Constantius und die Einflüsterungen der Verschnittenen den Sieg davon; Julian ward nach Mailand an den Hof gerufen, mit dem Auftrage, das Abendland zu verwalten, zum Cäsar ernannt und mit einer Schwester des Constantius vermählt (355). Im zweiten Jahre nachher verließ Constantius das Abendland für immer, nachdem er vorher noch seinen Stolz und seine Neugier durch eine Reise nach dem von ihm vorher nie gesehenen Rom befriedigt hatte. Das Volk war nicht weniger erstaunt seinen Kaiser zu sehen, als der Monarch die Weltstadt, deren Herrlichkeiten er, trotz der feierlichen Haltung und steifen Unbeweglichkeit, welche morgenländische Hofsitte und Erziehung ihm gegeben hatten, Bewunderung zollte. Hierauf zog er in die Illyrischen Provinzen, und nachdem seine Heere die Quaden und Sarmaten, welche Pannonien und Obermösien verwüsteten, besiegt, und diesen Ländern Ruhe verschafft hatten, ging er nach dem Morgenlande, wo die Perser die wichtige Festung Amida erobert hatten.

Julian zeigte indeß in Gallien, was ein starker und gewandter

Geist unter schwierigen Umständen vermag. Von früher Jugend war er von dem Streben nach großen und edlen Dingen erfüllt, und die Gefahren seiner Jugend, so wie der Druck, unter welchem er lebte, hatten diese Begierde mehr gehoben, als zurückgedrängt. Gelehrte waren bisher fast sein einziger Umgang gewesen; Bücher und Wissenschaften seine einzige Beschäftigung. Dennoch lernte er so schnell den Krieg führen, und so gut, daß er bald der Schrecken der kriegerischen Alemannen und Franken wurde. Die Ersteren schlug er in einer blutigen Schlacht bei Strasburg (357), wo ihr König Chnodomar gefangen ward, die Franken zwang er zum Frieden, drei mal trug er die Römischen Waffen über den Rhein. Es gelang ihm, in den Truppen wieder einen bessern Geist zu erwecken; auch der bürgerlichen Verwaltung Gallien's lag er mit großem Eifer ob, steuerte Ungerechtigkeiten, und milderte die Lasten des Volkes.

Diese Erfolge Julian's und die Achtung, welche seine trefflichen Eigenschaften ihm in allen Herzen gewannen, erweckten in Constantius Neid und Furcht, und die Höflinge säumten nicht, das Feuer zu schüren. Er forderte von Julian die Entlassung eines großen Theiles seiner Truppen nach dem Morgenlande. Aber dieser Befehl wurde von dem zu Paris versammelten Heere mit Erbitterung aufgenommen, die Soldaten holten den Cäsar aus seinem Palaste, riefen ihn zum Augustus aus, und brachten ihn, nach langem Widerstreben, durch Bitten und Drohungen dahin, ihrem Willen zu folgen*). Vergebens betheuerte er dem Kaiser seine Unschuld, vergebens bot er ihm einen billigen Vergleich an; taub gegen alle Vorstellungen, verlangte Constantius unbedingte Unterwerfung, und nun erst brach Julian zur Waffenentscheidung nach dem Morgenlande auf. In Naissus erhielt er die Nachricht, daß Constantius auf dem Zuge gegen ihn in der Nähe von Tarsus (3. Nov. 361) gestorben sey. So ward er ohne Bürgerkrieg allgemein anerkannter Kaiser des ganzen Reiches.

Der schärfste Gegensatz mit der vorigen Regierung trat jetzt hervor. Julian unterschied sich von seinem verstorbenen Vetter eben so sehr in

*) Anders die Kirchenschriftsteller und Zonaras. Ihnen zufolge hat Julian den Aufstand angeregt, und seine Weigerung war ein Gaukelspiel. M. s. die Stellen bei Tillemont, Histoire des Emper. T. IV. p. 863. Schlosser, a. a. O. Th. III. Abth. 2. S. 335. ist geneigt, ihnen beizupflichten, ohne jedoch zu läugnen, daß Julian nur die Wahl hatte zwischen dem Diadem und dem Untergang. Dagegen Gibbon: If Iulian had tried to conceal a deep design under the appearances of chance, he must have employed the most consummate artifice without necessity and probably without success.

seinen Neigungen und seiner Regierungsweise, als er ihn in glänzenden Geisteseigenschaften und trefflichem Willen für das Wohl der Unterthanen überragte. Er war im hohen Grade mäßig, keusch, und ein entschiedener Feind alles Prunkes und jeder Weichlichkeit. Einen großen Theil der zahlreichen müßigen Hofdienerschaft verjagte er sogleich aus dem Palaste, und übte an den schändlichen Günstlingen des Constantius strenge Gerechtigkeit. Seine Thätigkeit war so unermüdlich, daß die Räthe und Schreiber sich ablösen mußten, während der Kaiser nach kurzer Ruhe die Arbeit schon wieder von Neuem begann. Um nicht unbedingter Alleinherrscher zu scheinen, brachte er sogar wieder einige republicanische Formen in Ansehen, gab dem Senate in Constantinopel die Rechte des Römischen, und nahm selbst unter den Mitgliedern desselben seinen Platz. Indeß war er nicht frei von Eitelkeit und Uebertreibung. Das Strafgericht, welches er über die verbrecherischen Diener der vorigen Regierung ergehen ließ, traf auch Unschuldige; seine Verachtung alles äußeren Schmuckes ging in Cynismus über. Doch würden seine großen Regententugenden Treffliches gewirkt haben, wenn er nicht in der verkehrten Richtung befangen gewesen wäre, das Heidenthum wieder über das Christenthum zu erheben, und an der Erreichung dieses Zweckes vergeblich Kraft und Mühe verschwendet hätte. Julian war in seiner Jugend von Geistlichen umgeben gewesen, die sorgfältig bemüht waren, ihn zu einem Christen zu erziehen und die Einflüsse des Heidenthums von ihm abzuhalten, aber die Absichtlichkeit ihres Verfahrens und die unbedingte Achtung, die sie vor dem Ansehen der Kirche verlangten, brachten in Julian's nach Freiheit strebendem Geiste die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er war ein eifriger Freund der Griechischen Litteratur, und diese Neigung führte ihn zur Philosophie. Er kam mit Anhängern der im dritten Jahrhundert entstandenen neuplatonischen Schule in Berührung, welche damals besonders bemüht war, dem Polytheismus, durch jene oben schon erwähnte Reinigung und Verfeinerung desselben, wieder Glanz und Ansehen zu verschaffen. Diese Ideen sagten der Geistesrichtung Julian's, welcher an dem Anspruchlosen und Demüthigen im Christenthume keinen Gefallen fand, ungemein zu; er fand hier reichen Stoff für seine feurige Phantasie, Mysterien, die nicht wie die christlichen seiner Speculation Grenzen setzten, sondern durch symbolische Deutung sein Gemüth und seinen Geist beschäftigten; das Beispiel der alten Heroen feuerte ihn zu großen Thaten an, und es wurde das Gefühl in ihm rege, daß er von den Göttern auf die

Erde gesandt sey, das durch die Verachtung der vaterländischen Religion, wie er meinte, gefallene Reich durch Erneuerung derselben wieder aufzurichten *). Er wurde begeisterter Verehrer der polytheistischen Religion, und gebrauchte den christlichen Cultus, dem er vorher aufrichtig zugethan gewesen, nur noch als Maske, seine wahren Meinungen zu verbergen. Der Ruf von diesen Gesinnungen Julian's verbreitete sich schnell unter den Heiden, deren manche durch die Unduldsamkeit des Constantius gegen sie von neuer Begeisterung für ihre Religion ergriffen waren. Sie faßten große Hoffnungen von Julian, und sahen sich darin auch nicht getäuscht, als er Alleinherr des Römischen Reiches ward, seine Denkart unverhohlen kund gab, und seine Absichten sich entwickelten. Wegen seines förmlichen Abfalls vom Christenthum heißt er bei den christlichen Schriftstellern der Abtrünnige (apostata). Er wollte den Cultus der alten Götter wiederherstellen, aber gereinigt und durch bessere Priester, als die bisherigen, von deren unwürdigem Wandel, so wie von der Gleichgültigkeit der Menschen gegen die alten Religionseinrichtungen, er den Verfall derselben ableitete. Daher unterzog er selbst sich den Verrichtungen des oberpriesterlichen Amtes mit Freude und großem Eifer, um den übrigen Priestern mit seinem Beispiele voranzugehen. Zur Veredelung des heidnischen Cultus nahm er manche Einrichtungen der christlichen Kirche herüber, besonders suchte er mit der öffentlichen Gottesverehrung Religionsunterricht zu verbinden, was dem Polytheismus sonst ganz fremd war. Dies aber mußte in den Augen jedes Unbefangenen nur dem Christenthume zum Triumphe gereichen; auch ging diese Veredelung keineswegs so weit, daß sie gegen den Aberglauben und seine Gaukeleien aufgetreten wäre; vielmehr war selbst Julian, dieser eifrige Schüler der Philosophie, so darin befangen, daß er in den Eingeweiden der Opferthiere ängstlich nach der Zukunft spähte. Verfolgungen und gewaltsame Bekehrungen waren ihm zwar nach seinen politischen, wie nach seinen philosophischen Ueberzeugungen zuwider, aber er that auch nicht Einhalt, und strafte nicht, als die Heiden an mehreren Orten, besonders in Kleinasien, ihrer lang verhaltenen Rachsucht und Wuth gegen die Unterdrücker ihrer Religion Luft machten, und einzelne Christen erschlugen. Die Waffen, die er selbst gegen das Christenthum in Bewegung setzte, und von denen er sich die meiste Wirksamkeit ver-

*) Neander über den Kaiser Julianus, S. 78.

sprach, waren Zurücksetzungen jeder Art, Verachtung und Spott, welche er bei jeder Gelegenheit gegen die Christen übte; ja er wandte kleinliche Ränke und Kunstgriffe an, die seiner völlig unwürdig waren. Die Jüdische Religion zog er ihres äußerlichen Cultus wegen der christlichen vor, und begünstigte theils deswegen, theils um die Christen zu kränken, die Juden, und wollte sogar den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen lassen. Aber Erderschütterungen und Feuerausbrüche aus den alten Tempelgewölben verletzten und erschreckten die Arbeiter, und das Unternehmen ward nicht ausgeführt. Von allen seinen Bestrebungen gegen das Christenthum und zu Gunsten des Heidenthums sah er nur geringe Frucht, und nach seinem Tode gingen sie gänzlich und spurlos unter. Und doch stand ihm zur Erreichung seines heißesten Wunsches die ganze Fülle äußerer Macht zu Gebot, und doch war er ausgerüstet mit seltenen Gaben, Willenskraft und Thätigkeit. Aber die herrlichsten Kräfte werden nutzlos vergeudet und verwandeln den Segen, den sie wirken könnten, in Fluch, wenn sie sich gegen eine Ueberzeugung richten, welche tief und innig die Zeit ergriffen hat, und durch die Gewalt, mit der sie sich alle geschichtliche Entwicklung unterwirft, Zeugniß ablegt von dem göttlichen Geiste, der ihr inwohnt.

Zu Julian's Lieblingsplänen gehörte ein Perserkrieg. Auf den Wegen Alexander's zu schreiten, einen Entwurf auszuführen, mit welchem der große Cäsar seine Thaten hatte krönen wollen, entflammte seine Einbildungskraft und seine Ruhmbegierde. Voll von den kühnsten Hoffnungen überschritt er die Grenzen Persien's im Frühling des Jahres 363, mit dem größten Heere, welches je ein Römischer Kaiser gegen dieses Reich geführt. Alle Anstalten waren mit sorgfältiger Ueberlegung getroffen, dennoch schlug das Unternehmen fehl. Nachdem der Kaiser ein Heer, welches sich ihm am Tigris entgegenstellte, geschlagen und den Uebergang über diesen Fluß erstritten hatte, schickte er sich an, tief in das Land einzudringen, und verbrannte seine mit großen Vorräthen versehene Flotte auf dem Tigris, als überflüssig. Aber bald zeigte es sich, wie sehr er derselben bedurft hätte. Denn die Einwohner verwüsteten beim weitern Vordringen das Land weit und breit, und Mangel an Lebensmitteln zwang ihn umzukehren. Jetzt aber erschien ein zahlreiches Persisches Heer, und obschon die Römer in den Kämpfen Sieger blieben, so wurden doch die Feinde nicht müde, sie auf dem Marsche durch vereinzelte Angriffe zu belästigen und zu hemmen. Jede Stunde vermehrte die Noth, und verschlin-

merte die Lage des Heeres. In einem jener Gefechte ließ sich Julian von seinem Muthe verleiten, den zurückgeschlagenen und flüchtigen feindlichen Haufen selbst nachzusetzen, obschon er ohne Rüstung war. Da drang ihm ein Wurfspieß in die linke Seite, und verwundete ihn tödtlich. Er starb im noch nicht vollendeten zwei und dreißigsten Lebensjahre (26. Juni 363), nachdem seine merkwürdige Regierung nur Ein Jahr und acht Monate gedauert hatte.

Sein vom Heere fast nur durch Zufall erwählter Nachfolger Jovianus, ein Mann ohne Kraft und Entschlossenheit, war nur bedacht, sich und das Heer aus der drohenden Gefahr zu retten, und überließ den Persern in einem Vertrage für den ungehinderten Abzug die Erwerbungen Diocletian's und mehrere Plätze in Mesopotamien. Unter diesen war das feste Nisibis, eine Vormauer des Römischen Reiches von dieser Seite, welches dreimal den stärksten Angriffen der Perser widerstanden hatte. Uebrigens war Jovianus ein eifriger Christ, und so sah sich auch die christliche Kirche sogleich wieder im Besitze aller der Vortheile, aus welchen Julian sie zu verdrängen angefangen hatte. Er starb schon am 17. Februar 364. Zu seinem Nachfolger wählte man den kraftvollen Valentinianus, welcher seinen Bruder Valens, mit dem Titel Augustus, zum Herrscher des Orients einsetzte, obschon die Eigenschaften desselben keine großen Hoffnungen einflößen konnten. Er selbst nahm seinen Sitz zu Mailand. Beide Kaiser waren mäßig und sparsam, und gaben manche heilsame Gesetze, aber durch eine in Grausamkeit übergehende herbe Strenge und durch häufige Hinrichtungen machten sie sich verhaßt. Valentinian stellte es gleich beim Antritte seiner Regierung Jedem frei, zu welcher Religion er sich bekennen wollte, und vielleicht ist es grade dieser Duldsamkeit zuzuschreiben, daß das Christenthum sich jetzt unter den gebildeten Ständen immer mehr ausbreitete. In einem Gesetze dieser Kaiser findet man von den Heiden zuerst das Wort Pagani (d. i. Landleute) gebraucht, wodurch also ihre Religion als eine Dorf- und Bauernreligion bezeichnet wird. Nach außen gaben die steten Einfälle der Grenzvölker dem kriegerischen Valentinian und seinen Feldherren Beschäftigung genug. Britannien ward von den Picten und Scoten durchzogen und furchtbar verwüstet, die kühnen Sachsen trotzten auf ihren leichten und gebrechlichen Fahrzeugen allen Gefahren des Meeres und plünderten die Seeprovinzen Gallien's; dasselbe Land ward vom Rheine her von den Alemannen überschwemmt. Mit diesem Volke ward in harten Schlachten

gestritten, der Kaiser selbst drang über den Rhein vor, auch Verrath und Meuchelmord gegen die Häupter der gefährlichen Feinde wurden nicht verschmäht. Endlich schloß Valentinian mit den Alemannen Frieden, und zog gegen die Quaden, welche, um einen treulosen, von den Römern an ihrem Könige begangenen Meuchelmord zu rächen, mit den Sarmaten in Pannonien eingefallen waren. Als er nun zu Bregetium (nicht weit von dem heutigen Komorn in Ungern) mit den Abgeordneten der Quaden handelte, ergriff ihn im Reden ein so heftiger Zorn, daß er plötzlich, wie von einem Blitzstrahle getroffen, hinsank, und kurz darauf verschied (17. Nov. 375). Es folgten ihm im Abendlande seine beiden Söhne Gratianus und Valentinianus, der erstere siebzehn, der zweite vier Jahre alt.

Valens sah bald nach seiner Einsetzung einen Verwandten des Julianus, Namens Procopius, wider sich aufstehen, der einen Aufenthalt des Kaisers in Asien benutzte, aus der Verborgenheit, in der er sich bisher gehalten, hervorzutreten, und in Constantinopel mit Hülfe erkaufter Truppen den Purpur zu nehmen. Sein Unternehmen hatte anfangs einigen Erfolg, bald aber fiel er durch Verrath und Abfall der Seinen in die Hände des Valens, der ihn hinrichten ließ (366). Eine Folge dieses Aufstandes war ein Krieg mit den Gothen, welche seit den Zeiten Constantin's des Großen friedliche Nachbarn der Römer gewesen waren. Damals erscheinen die Stämme der Gothen in zwei Hauptvölker, Westgothen und Ostgothen, getheilt. Die letzteren standen unter einem mächtigen Könige, Ermanarich, aus dem edlen Hause der Amaler, der in siegreichen Kriegen viele barbarische Völker unterwarf und zuletzt ein Reich beherrschte, welches sich vom Schwarzen Meere weit nach Norden und Westen hin erstreckte, nach einer wahrscheinlich übertreibenden Nachricht, bis zur Ostsee hin. Die Westgothen hatten dem Procopius drei tausend Mann Hülfstruppen geschickt, welche in die Gefangenschaft des Valens gerathen waren. Als der Westgothische Fürst Athanarich sie zurückforderte, Valens aber, statt diesem Begehren zu willfahren, ihm den Beistand, den er einem Empörer geleistet, vorwarf, kam es zum Kriege. Nach drei Jahren (369) ward Friede geschlossen, unter Bedingungen, die Keinem Vortheile gewährten, aber für das Reich doch nicht unrühmlich waren.

Das Christenthum war den Gothen bei ihrer Niederlassung in dem Römischen Dacien schon bekannt geworden, und hatte einzelne Anhänger gewonnen; jetzt breitete es sich unter ihnen, und besonders

unter den Westgothen, welche ihre östlichen Stammbrüder an Bildung übertrafen, immer mehr aus. Unsterbliche Verdienste erwarb sich der damals lebende treffliche Bischof Ulphilas oder Wulphilas, indem er das trefflichste Mittel zur Begründung christlicher Bildung unter seinem Volke ergriff, und die Bibel in das Gothische übersetzte, eine Arbeit, auch für uns noch im hohen Grade schätzbar, da die Ueberreste derselben das älteste auf unsere Zeit gekommene Denkmal der Deutschen Sprache sind.

---

21. Die Ankunft der Hunnen in Europa, und der Gothenkrieg. (375—378.)

Der Friede, welchen Kaiser Valens mit den zunächst an der Donau wohnenden Gothischen Stämmen geschlossen, und die Richtung der Eroberungen Ermanarich's nach Norden, schien die Römer gegen ernstere Kämpfe von dieser Seite sicher zu stellen, als um die Zeit, wo Valentinianus starb, das Gothenreich von einer neuen Macht einen Stoß erhielt, der sich bald dem Römischen Morgenlande auf höchst gefährliche Weise fühlbar machte. Es waren die Hunnen, welche aus den Steppen Mittelasien's hervorbrachen, den Don, den Grenzfluß Europa's, überschritten, und Deutschen wie Römern Schrecken einflößten. Da die Hunnen andere Völker vor sich her drängten, und dadurch heftigere Angriffe der Deutschen auf das Römische Reich veranlaßten, so ist man gewohnt, diese Begebenheit als den Anfang der großen Völkerwanderung zu betrachten, welche die außerordentlichen Bewegungen jener Zeit und besonders die Eroberung des weströmischen Reiches durch die Germanen und ihre Niederlassungen daselbst umfaßt.

Aus der Beschreibung des gleichzeitigen Geschichtschreibers Ammianus Marcellinus von dem Körperbau und der Lebensweise der Hunnen erkennt man leicht, daß sie ein zu dem Mongolischen Menschenstamme gehörendes, den heutigen Kalmücken ähnliches Nomadenvolk waren. Sie sind, heißt es in dieser Schilderung, von fürchterlicher Wildheit und gräßlichem Ansehen. Sie zerschneiden sich in der Kindheit Kinn und Wangen, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken. Bei der größten Häßlichkeit des Gesichts haben sie einen festen Knochenbau, breite Schultern, und so wenig von der feinern menschlichen Gestalt, daß sie wie zweibeinige Bestien er-

scheinen. Ihre Speisen erfordern kein Feuer und kein Gewürz, sie leben von wildem Wurzelwerk und rohem Fleische, welches sie wie einen Sattel aufs Pferd legen, und von einem tüchtigen Ritt durchwärmt verzehren, Ackerbau ist ihnen fremd, feste Wohnsitze kennen sie nicht, von Kindesbeinen an streifen sie in Bergen und Wäldern herum, und lernen Kälte und Hunger erdulden. Sie tragen leinene, oder aus Fellen von Waldmäusen zusammengesetzte Kleider, und wechseln sie nicht eher, als bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Von ihren kleinen, zähen Pferden sind sie unzertrennlich, sie essen, trinken, schlafen und treiben alle Geschäfte auf ihnen; auch bei gemeinsamen Berathungen sitzt Alles zu Pferde. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führen sie auf Karren mit sich. Was anständig und schicklich ist, wissen sie nicht, sie haben keine Religion; eine ungemessene Begier nach Gold treibt sie zu Raubzügen. Lanzen und Pfeile mit Knochen zugespitzt sind ihre Waffen; auch wissen sie mit vieler Geschicklichkeit Schlingen über den Feind zu werfen. Sie bewegen sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, umschwärmen die feindliche Schlachtordnung von allen Seiten, reizen, zerstreuen sich, fliehen und brechen dann unerwartet wieder hervor.

Diese Feinde waren es, welche sich bei ihrem Uebergange nach Europa zuerst auf die Alanen warfen. Diese, auch ein Nomadenvolk, aber Kaukasischer Abkunft, den Germanen wahrscheinlich stammverwandt, unterlagen im Kampfe, und schlossen sich dann an die Sieger an, welche nur Bundesgenossenschaft zu ferneren Eroberungen forderten. Vereint griffen sie nun das Gothenreich an. In diesem war keine feste Verkettung der Völker zu gemeinsamem Widerstande gegen den furchtbaren Sturm; die Westgothen ergriffen lieber die Gelegenheit, sich unabhängig zu machen. Der hundert und zehnjährige Ermanarich siechte an einer Wunde, welche ihm die Brüder einer Roxolanischen Fürstin, aus Rache für die grausame Hinrichtung derselben, beigebracht hatten. An Sieg und Rettung verzweifelnd gab er sich selbst den Tod, und mit ihm fiel sein Reich. Die Ostgothen wurden von den Hunnen besiegt, und ihnen meistens dienstbar, und als der ungeheure Schwarm sich nun auf die Westgothen stürzte, wurde auch dieses tapfere Volk so vom Schrecken fortgerissen, daß der größte Theil desselben über die Donau zu setzen verlangte, um dort Sicherheit zu finden. Zwei Fürsten, Alaviv und Fridigern, standen an ihrer Spitze. Sie verlangten vom Valens friedliche Aufnahme im Reiche, und ver-

hießen dafür Kriegsdienst. Die Gewährung dieses Verlangens konnte die gefährlichsten Folgen haben, indeß entschloß sich Valens dazu und wies den Gothen Wohnsitze in Thracien an. Die Zahl der streitbaren Gothischen Männer, welche hierauf über die Donau gebracht wurden, wird auf zweimalhunderttausend angegeben; mit Weibern, Kindern und dem Troß gegen eine Million Menschen. Die Behandlung einer solchen Volksmenge erforderte die größte Vorsicht, aber die Verordnungen des Kaisers wurden von den Beamten nicht befolgt. Schon bei der Ueberfahrt unterblieb die anbefohlne durchgängige Entwaffnung der Gothen; die Meisten gewannen die Aufseher durch Geschenke, und kamen mit ihren Waffen auf das Römische Ufer. Und bald zwang sie die eben so unmenschliche als unkluge Behandlung, die sie erfuhren, davon Gebrauch zu machen. Die Römischen Befehlshaber in Thracien, Lupicinus und Maximus, wollten nämlich die Gothen durch Mangel dahin bringen, ihnen alle ihre Habe zu überlassen. Die schlechtesten Nahrungsmittel wurden ihnen zu ungeheuern Preisen verkauft. Nachdem die Gothen, um den quälenden Hunger zu stillen, alle ihre Besitzthümer und Sklaven schon hingegeben hatten, kam die Reihe an ihre Kinder, die Viele, um nicht mit ihnen eines schmählichen Todes zu sterben, den Römern zu Sklaven hingaben. Aber noch war kein Ende dieser Noth abzusehen, und die nächste Veranlassung mußte das schwer mißhandelte Volk zum Ausbruche seines gerechten Zornes treiben. Fridigern und Alaviv wurden von Lupicinus in Marcianopolis zu einem Gastmahle geladen. Den an den Thoren der Stadt zurückgebliebenen Gothen verweigert man schnöde die dringend begehrten Lebensmittel, und diese, durch den Anblick des Ueberflusses gereizt, greifen zu den Waffen; im Handgemenge werden mehrere Römer erschlagen. Als Lupicinus dies vernahm, befahl er, die Leibwache der beiden Gothischen Fürsten niederzumachen. Fridigern hörte das Mordgeschrei, erkannte die Gefahr, in welcher er schwebte, und faßte einen raschen Entschluß. Mit gezogenem Schwerte eilte er hinaus, seine Gefährten folgten ihm; Keiner wagte, die gewaltigen Männer aufzuhalten. So erreichten sie das Thor, schwangen sich auf ihre Pferde, und kamen zu den Ihrigen. Dort forderte Fridigern das Volk zum Kampfe auf, und die Gothen, die dies nur erwartet hatten, erhoben sich mit freudigem Muthe. Lupicinus büßte die verübten Gräuel durch eine völlige Niederlage seines Heeres, er selbst entrann mit Mühe. Die Sieger, durch eine Schaar Ostgothen, welche schon frü-

her wider den Willen der Römer über die schlecht bewachte Donau gekommen war, und durch einen andern Haufen ihrer Landsleute im Römischen Dienste, der zu ihnen überging, verstärkt, schalteten nun als Herren in Thracien, und rächten die Leiden, die sie hatten erdulden müssen, durch Plünderung- und grausame Behandlung der Einwohner.

Auf die Nachricht von diesen Unfällen sandte der erschreckte Valens, der sich damals in Antiochia befand, ein Heer ab, welches mit den Gothen bei Salices, nicht weit von der südlichsten Donaumündung, blutig, aber ohne Entscheidung stritt. Hierauf kam der Kaiser selbst nach Constantinopel, wo ihn das Volk, wegen der Noth, die seine Maaßregeln über das Land gebracht, mit Murren empfing. Dies trieb ihn an, seine Kriegsrüstungen zu beschleunigen. Er ging mit einem großen Heere nach Adrianopolis, und schlug unter den Mauern dieser Stadt sein Lager auf. Da empfing er Botschaft von seinem Neffen, dem Kaiser Gratianus, welcher unterdeß die Alemannen, die wieder einen Angriff auf Gallien versucht, zurückgeschlagen hatte: er ziehe ihm mit seinem siegreichen Heere zu Hülfe, Valens möge nur vor seiner Ankunft nichts unternehmen. Aber gerade deswegen beredeten die Schmeichler den Kaiser, sofort zur Schlacht zu schreiten, damit er den unzweifelhaften Kriegsruhm nicht mit dem Jünglinge zu theilen habe, und er folgte dem schlimmen Rathe. Am 9. August 378 geschah die Schlacht, und die Römer erlitten eine der furchtbarsten Niederlagen, deren ihre Geschichte erwähnt. Ammianus will ihr nur die bei Cannä an die Seite setzen. Zwei Drittel des Heeres fanden den Untergang; unter den Getödteten war der Kaiser selbst. Adrianopel und Constantinopel wiesen die Sieger zwar von ihren festen Mauern zurück, aber über das ganze offene Land bis zum Adriatischen Meere hin breiteten sich diese aus, plündernd und verheerend.

---

25. Theodosius der Große.

(379—395.)

Dieser Gothenkrieg gab der Römerwelt einen Stoß, von dem sie sich nicht wieder erholte, und der ihren Untergang, so sehr dessen Ursachen auch in der innern Auflösung und dem Ersterben des Volksgeistes lagen, sichtlich beschleunigte. Der Eindruck, welchen die Schlacht bei

Adrianopel hinterließ, war viel größer als ihre eigentliche Bedeutung. Das Vertrauen, welches sie den Siegern gab und den Besiegten raubte, blieb dauernd in den Gemüthern. Doch warf noch einmal die Regierung eines ruhmvollen Fürsten einigen Glanz, den letzten, auf das Gesammtreich.

Gratianus fühlte, daß seine Kraft nicht hinreichend sey, unter so bedenklichen Umständen auch den Osten zu schützen, und nachdem er fünf Monate die Wahl eines Herrschers für denselben in Ueberlegung gezogen, bekleidete er (19. Jan. 379) den Spanier Theodosius mit dem Purpur, und räumte ihm zu der Präfectur des Orients noch zwei Diöcesen der Illyrischen ein. Theodosius lebte in seinem Vaterlande in völliger Zurückgezogenheit, als er an den Hof gerufen ward. Sein gleichnamiger Vater hatte sich unter der Regierung Kaiser Valentinian's I. große Verdienste erworben. Er hatte Britannien von den Picten und Scoten befreit, und in Africa den Aufstand des Maurischen Fürsten Firmus gedämpft, welcher wegen des harten Drucks eines habsüchtigen Statthalters viele Anhänger gefunden hatte. Aber nach dem Tode Valentinian's stürzten ihn seine Feinde, und bewirkten, daß er zu Karthago enthauptet ward. Gratian's Glaube an des Sohnes Aufrichtigkeit und Treue muß nicht gering gewesen seyn, da er ihm zutraute, daß er eine so schreiende Ungerechtigkeit vergessen werde.

Theodosius rechtfertigte indeß dieses Zutrauen vollkommen, und wie ihn als Menschen viele Tugenden zierten, zeigte er sich auch des großen Berufs, der ihm geworden, durchaus würdig. Die Beendigung des Gothenkrieges war das wichtige und schwierige Geschäft, welches er vor allen anderen zu vollbringen hatte. Es gelang ihm durch Klugheit, Vorsicht und Milde, und durch Benutzung von Zwistigkeiten, welche nach Fridigern's Tode unter den Gothen ausgebrochen waren. Aber freilich mußte er sich im Frieden (381) entschließen, den Westgothen Wohnsitze innerhalb des Reiches einzuräumen, und zwar nicht zerstreute, sondern zusammenhängende, wo sie unter eigenen Häuptern und nach eigenen Gesetzen leben sollten, und also dem Römischen Reiche leicht sehr gefährlich werden konnten, wie sie sich denn in der That jetzt zu Eroberern eines großen Theiles desselben ausbildeten. Aber eine so kräftige Anstrengung, wie die Vertreibung der Deutschen mit Waffengewalt erfordert hätte, konnte Theodosius dem durch den Mangel aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gänzlich erschlafften Volksgeiste unmöglich zutrauen. Vierzigtausend Gothen

nahm er in seine Dienste und bildete aus ihnen ein Heer, welches in den folgenden Kriegen seine vorzüglichste Stütze ward.

Diese Kriege waren gegen Anmaßer gerichtet, welche wider die Kaiser des westlichen Reiches aufstanden. Als Gratian durch ein müßiges, nur dem Vergnügen gewidmetes Leben das Zutrauen der Truppen eingebüßt hatte, wurde in Britannien der Befehlshaber Maximus als Kaiser begrüßt. Er ging nach Gallien hinüber; Gratian floh und fiel durch Meuchelmord (383). Damals mußte Theodosius den Anmaßer als Kaiser der Präfectur Gallien anerkennen; Italien und das westliche Illyrien blieben dem jungen Valentinian II., welcher von seiner Mutter Justina geleitet ward. Als aber Maximus 387 in Italien einbrach, und der junge Kaiser mit seiner Mutter zu Theodosius floh, da gewährte dieser seinem Schwager (denn er hatte Valentinian's Schwester Galla, von ihrer Schönheit ergriffen, zum Weibe genommen) Hülfe, zog aus wider Maximus, und besiegte ihn. Der Anmaßer ward in Aquileja ausgeliefert und hingerichtet (388). Valentinian war nun wieder Herr des ganzen Westen, und Theodosius eignete sich nichts von seinen Provinzen zu, so leicht er es auch gekonnt hätte. Der junge Kaiser zeigte Eigenschaften, welche von seiner Regierung gute Hoffnungen erweckten, aber sein Oberfeldherr, der Franke Arbogast, maßte sich eine völlige Herrschaft über ihn an und wollte Alles nach seinem Willen leiten. Das Unwürdige dieses Verhältnisses fühlend, sprach Valentinian die Absetzung des Uebermüthigen aus; dafür wurde er bald darauf ermordet (392). Arbogast, welcher den Thron nicht selbst besteigen wollte, gab das Diadem dem Befehlshaber der Hofdienerschaften, Eugenius. Aber es galt einen Kampf mit Theodosius, welcher große Rüstungen machte, um den Tod seines Schwagers zu rächen. Erst im dritten Jahre hatte er sie vollendet; dann drang er in Italien ein, siegte in einer Schlacht, und ließ den gefangenen Eugenius tödten; Arbogast nahm sich auf der Flucht selbst das Leben (394).

Während dieser Waffenkämpfe ward auch der Sieg des Christenthums über das Heidenthum durch den Theodosius vollendet. Die heidnischen Opfer wurden durch seine Befehle immer mehr eingeschränkt; endlich gab er im J. 392 ein Gesetz, welches alle Opfer und den ganzen heidnischen Cultus streng untersagte. Auch der Senat zu Rom mußte sich dem siegreichen Herrscher fügen, und den Dienst der Götter abstellen, von deren Gunst so Manche noch das Heil und die Fortdauer

Rom's abhängig glaubten. Indeß wurden damals die meisten vornehmen Familien in Rom, die noch heidnisch gewesen, Christen. In beiden Theilen des Reiches begnügte man sich nicht, die Tempel zu verschließen; sie wurden im heiligen Eifer zerstört, und in ihnen die schönsten Denkmäler der alten Baukunst. Die Anhänger der alten Religion schmolzen nun allmählig ganz zusammen; daß aber manche Bekehrungen nicht aufrichtig waren, zeigen mehrere in diese Zeit fallende Gesetze (das letzte vom J. 426) gegen den Uebertritt vom Christenthume zum heidnischen Götterdienst.

Wie Theodosius für den vollständigen Triumph der christlichen Kirche wirkte, so erhielt auch durch ihn innerhalb derselben der Nicäische oder katholische Glaube über den Arianischen den Sieg. Denn die Streitigkeiten dieser beiden Parteien hatten nach Constantin dem Großen nicht aufgehört, sondern an Heftigkeit und Schärfe noch zugenommen. Die Gegner des Nicäischen Bekenntnisses zerfielen wiederum in mehrere Parteien, je nachdem sie entschiedene Anhänger der Arianischen Lehre waren, oder sich ihr nur näherten. Man verfolgte einander mit der größten Erbitterung, und die Theilnahme der Kaiser an dem Streite gab ihm nur größere Leidenschaftlichkeit, und vermehrte die Zerrüttung. Athanasius wurde bald nach dem Tode Constantin's des Großen wieder als Bischof von Alexandria eingesetzt, dann noch dreimal vertrieben, und dreimal seiner Kirche zurückgegeben. Constantius begünstigte den Arianismus; Julian duldete beide Lehren, damit sich die Anhänger derselben unter einander schwächten; Valentinian I. beschützte im Westen den Nicäischen Glauben, übte aber gegen die Andersgesinnten Duldung, während im Osten der Arianischgesinnte Valens die Gegner dieser Lehre mit Grausamkeit verfolgte. Wie er war Justina, die Mutter Valentinian's II., eine leidenschaftliche Beschützerin der Arianer. Als aber Theodosius mit Nachdruck und Entschiedenheit für den katholischen Glauben auftrat, endete der Kampf der Parteien im Römischen Reiche, und innerhalb desselben verlor sich der Arianismus allmählig; dagegen fand er noch eine Zeit lang an mehreren Deutschen Völkern, welche zum Christenthum übertraten, den Gothen, Vandalen, Burgundern, eifrige Freunde.

Der Glanz, welchen dieser Eifer für die rechtgläubige Kirche auf den Kaiser warf, hinderte einen der standhaftesten Anhänger und Vertheidiger derselben, den durch Geist, ausgezeichnete Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit berühmten Bischof Ambrosius von Mailand, nicht,

den Grundsatz von der Gleichheit aller Menschen, folglich auch der Monarchen, vor der das göttliche Recht darstellenden Kirche geltend zu machen. Theodosius, bei der sonstigen Milde und Güte seiner Gemüthsart zu heftigen Zornesaufwallungen geneigt, hatte die Ermordung eines Befehlshabers zu Thessalonich durch ein furchtbares Blutbad unter dem im Circus dieser Stadt versammelten Volke gerächt, wobei, nach der geringsten Angabe, siebentausend Menschen umkamen. Als er nun zu Mailand in die Kirche gehen wollte, trat ihm der unerschrockene Bischof vor derselben entgegen, verwehrte ihm den Eintritt, und ermahnte ihn, seine große Sünde nicht dadurch mit einer neuen zu vermehren, daß er die vom Blute seiner ungerecht ermordeten Mitmenschen triefenden Hände zu Gott erhebe. Der tief erschütterte Kaiser unterwarf sich hierauf der kirchlichen Büßung, und erst nach acht Monaten erfolgte die Lossprechung. Es ist rührend und erhebend, dieses Beugen eines der hochgestelltesten Herrscher auf Erden vor der unsichtbaren, geistigen und sittlichen Macht zu sehen. Tröstend mußte Allen der Gedanke seyn, daß das Christenthum den Mißbrauch der Herrschergewalt strafen und zügeln könne. Nur machte die Kirche leider von dieser behaupteten Befugniß in der Folge einen so selbstsüchtigen Gebrauch, daß die geistige Macht, zu irdischen Zwecken herabgewürdigt, ihre wahre Bedeutung und ihren heilsamen Einfluß darüber einbüßte.

---

26. Theilung des Reiches. Niederlassungen und Eroberungen der Deutschen in den westlichen Provinzen.

Schon vier Monate nach der Besiegung des Eugenius, die ihn zum Alleinherrn des Römischen Reiches machte, starb Theodosius der Große (17. Januar 395). Seinen Anordnungen zufolge erhielt sein älterer, achtzehnjähriger Sohn Arkadius die Präfectur des Ostens und den östlichen Theil der Illyrischen, das Uebrige der jüngere, elfjährige Honorius. Es war nicht die Absicht des Theodosius, dadurch eine scharfe, immerwährende Trennung der östlichen und westlichen Römerwelt zu veranlassen, aber sie bildete sich von da an von selbst. Der Hof von Constantinopel ward mehr und mehr zu einem orientalischen, und entfremdete sich dem westeuropäischen Wesen gänzlich; die Sprache der Einwohner, die Griechische, ward auch zur amtlichen, und es erhob sich

eine scharf trennende Scheidewand zwischen Ländern, welche früher so eng verbunden gewesen waren.

Die Jugend der Söhne des Theodosius machte die Führung der Reichsgeschäfte durch Andere nöthig: ihre Schwäche konnte, so lange sie lebten, fremder Stütze und Leitung nicht entbehren. Reichsverweser im Westen war Stilicho, aus einem Vandalischen Geschlechte, ein geprüfter Feldherr, und dem regierenden Hause als Gemahl einer Nichte des Theodosius nahe verwandt; bald nachher ward er auch Schwiegervater des jungen Honorius. Im Osten stand der grausame und habsüchtige Gallier Rufinus an der Spitze der Regierung. Stilicho aber trachtete nach der Verwaltung des Ganzen, und dadurch entspann sich zwischen ihm und Rufinus eine verhängnißvolle Feindschaft. Als daher die Westgothen nun Krieg begannen, und unter ihrem zum Könige erhobenen, kühnen und tapfern Führer Alarich in Griechenland einbrachen, wies der Hof zu Constantinopel die Hülfe ab, welche Stilicho anbot. Dieser überließ seine Rache den Gothischen Truppen im Dienste des morgenländischen Reiches, welche, von Theodosius bei seinem letzten Feldzuge nach Italien geführt, jetzt unter dem Befehle des Gainas zurückkehrten. Von den Händen derselben fiel der schuldige Rufinus, zur großen Freude des Volkes von Constantinopel; aber Stilicho erntete keine Frucht von dieser That; denn sowol der Verschnittene Eutropius, welcher nunmehr den größten Einfluß auf Arkadius gewann, als Gainas selbst, traten jetzt als seine Feinde auf. Indeß ging Stilicho nun mit einem Heere nach Griechenland, welches die Gothen durchzogen und, ohne Widerstand zu finden, verheerten. Aber sein Plan, Alarich im Peloponnes einzuschließen, mißlang, und dieser kam über das Meer nach Epirus. Der Hof zu Constantinopel schloß mit dem gefürchteten Feinde Frieden, und ernannte den Alarich zum Oberfeldherrn des östlichen Illyrien's. Eutropius hatte dabei die Absicht, ihn zum Werkzeuge seiner heimtückischen Pläne gegen das Abendland zu machen. Wirklich brach Alarich in Italien ein, und Stilicho mußte die Grenze in Caledonien gegen Picten und Scoten, ja selbst den Rhein, von ihren Vertheidigern entblößen, um Italien zu decken; so groß war der Mangel an Kriegern, so sehr hatte die Schwäche des fallenden Reiches zugenommen. Der kränkliche Kaiser Honorius, dessen Lieblingsbeschäftigung darin bestand, Geflügel zu füttern, der, wie Gibbon sich ausdrückt, den Schlummer seines Lebens als ein Gefangener in seinem Palaste, als

ein Fremder in seinem Lande, und als der geduldige, wenigstens als der gleichgültige Zuschauer der Zerstörung des westlichen Reiches hinbrachte, floh nach Ravenna, welches, von Sümpfen und Canälen umgeben, gegen jeden feindlichen Angriff geschützt schien. Im Osterfeste des Jahres 403 kämpften Stilicho und Alarich eine blutige Schlacht bei Pollentia (im heutigen Piemont), über deren Ausgang die Berichte nicht übereinstimmen; wahrscheinlich blieb der Sieg unentschieden *). Alarich verließ Italien; er war geschwächt, aber noch immer so furchtbar, daß Stilicho einen Vertrag mit ihm einging, worin er zum Oberfeldherrn in ganz Illyrien ernannt ward. Er sollte dadurch eine Richtung gegen das Morgenland erhalten, blieb aber, im Dienste beider Reiche, gegen beide in einer zweideutigen Stellung.

Schon zwei Jahre nach dem Abzuge des Alarich ward Italien von einem furchtbaren Heere anderer Deutschen Völker heimgesucht. Es zählte, nach der geringsten Angabe, zweimalhunderttausend Mann, und ward vom Könige Radagais geführt, der ein Heide war, und als wild und grausam geschildert wird. Die Geschichte dieses Zuges und der Befreiung Italien's von den ungeheuren Schwärmen ist dunkel und zweifelhaft. Doch stimmen die meisten Nachrichten darin überein, daß Radagais von Stilicho in den Gebirgen in der Nähe von Florenz geschlagen worden, und ein großer Theil des Heeres durch Schwert und Hunger umgekommen ist (406). Indeß scheint eine noch größere Zahl dieser Deutschen aus Italien abgezogen zu seyn, und die Schaaren gebildet zu haben, welche sich jetzt über Gallien herwarfen. Denn Deutsche Völker, unter denen besonders Vandalen, Sueven und Burgunder genannt werden, und neben ihnen Alanen, zogen in diesem und dem folgenden Jahre über den Rhein, und verließen die Römischen Provinzen nicht wieder. Doch mögen sie damals die bestimmte Absicht, sich anzusiedeln, noch nicht gehabt haben, denn sie erfüllten das von keinen Legionen mehr beschützte, von einem knechtisch gesinnten Volke bewohnte Gallien mit grauenvoller Verheerung, und brachten einen Jammer über dasselbe, welchen Zeitgenossen mit den düstersten Farben schildern. Noch größer ward die Verwirrung, als die Soldaten in Britannien zwei Usurpatoren nach einander erhoben und ermordeten, und der dritte derselben, Namens

*) Aschbach Geschichte der Westgothen, S. 74. Ob noch eine zweite Schlacht, bei Verona, vorfiel, die man gewöhnlich wie die erstere als einen Sieg Stilicho's darstellt, ist sehr zweifelhaft.

Constantin, nach Gallien hinüberging und sich einen Theil dieses Landes, so wie Spanien, unterwarf.

Ueber diesen großen Unfällen vergaß der Hof zu Ravenna die Verdienste Stilicho's, der mehr noch gethan als die alten Helden und Befreier Rom's, da er nicht, wie sie, eine kriegerische Nation in den Kampf führen konnte, sondern seine Heere selbst schaffen mußte *). Auch die Vornehmen in Rom fingen an, ihn mit Unwillen und Abneigung zu betrachten, als könne die Zerrüttung des Reiches ihm zur Last gelegt werden, der zu wehren damals doch die Kräfte auch des begabtesten Mannes nicht vermochten. Als Alarich die Zahlung des ihm im letzten Vertrage verheißenen Jahrgeldes forderte, und Stilicho darauf bestand, sie ihm zu gewähren, weil er die Unmöglichkeit eines glücklichen Krieges gegen den mächtigen Gothenkönig einsah, erregten seine Feinde bei dem Kaiser den Verdacht gegen ihn, er sey mit den Barbaren im Einverständnisse, und strebe für seinen Sohn nach dem Throne. Honorius hörte auf diese Einflüsterungen, und ließ erst die Freunde des Stilicho, dann diesen selbst zu Ravenna tödten (408). Und als ob die Verkehrtheit, sich in den Zeiten so harter Bedrängniß eines solchen Mannes beraubt zu haben, noch nicht groß genug gewesen wäre, ließ man die Weiber und Kinder von dreißigtausend fremden, im Solde des Staates stehenden Kriegern erschlagen, und erfüllte diese dadurch mit heißem Rachedurst. Da brach Alarich, dem noch immer seine Geldforderung nicht bewilligt war, in Italien ein. Die dreißigtausend stießen sofort zu ihm, und durch sie verstärkt, erschien er vor Rom, welches seit Hannibal keinen Feind vor seinen Thoren gesehen hatte. Aber jene Tugend und Mannhaftigkeit, welche den Sieger der Römer in vier Schlachten von einem Angriff auf ihre Stadt scheu hatten abstehen lassen, waren in den Mauern derselben längst nicht mehr zu finden; die in Ueppigkeit und Schwelgerei versunkenen Reichen und der müßige Pöbel, welche jetzt Rom's Einwohner ausmachten, zagten feig und rathlos vor dem gewaltigen Deutschen. Hungersnoth und Pest begannen in der eingeschlossenen Stadt zu wüthen, und man mußte sich entschließen, mit dem Gothenkönige zu unterhandeln. Die Gesandtschaft, welche zu ihm hinausgeschickt wurde, sprach von dem unzählbaren Volke Rom's. „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen," erwiederte er mit Hohnlachen.

*) Schlosser, a. a. O. Th. III. Abth. 3. S. 179.

Endlich ließ er sich willig finden, für fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber und eine große Anzahl von kostbaren Gewändern und Waaren abzuziehen. Da aber der Hof zu Ravenna fortfuhr, Alarich's jetzt freilich gesteigerte Forderungen mit lächerlichem Dünkel zurückzuweisen, erschien dieser im folgenden Jahre (409) zum zweiten male vor Rom, und diesmal mußten die Römer von seiner Hand in der Person des Stadtpräfecten Attalus einen Kaiser annehmen. Honorius schien verloren, und bot dem Attalus schon die Theilung der höchsten Gewalt an, als dieser mit Alarich zerfiel, und von ihm der Herrscherwürde wieder beraubt ward. Dennoch ließ Honorius die bequeme Gelegenheit zur Versöhnung mit Alarich unbenutzt, der nun zum dritten mal vor Rom rückte. Im Jahre 410 nach christlicher, 1163 nach Römischer Zeitrechnung, am 24. August, kam das Schicksal über Rom, welches von ihm so vielen berühmten Städten des Erdkreises gebracht worden war, es fiel in die Hände erobernder Feinde, aber schmachvoll und ohne tapfern Kampf um seine Rettung und Ehre. Doch ward ihm die Unbarmherzigkeit, mit der es in den Tagen seines Glücks besiegte Feinde behandelt hatte, nicht vergolten. Denn die Sitten der Gothen waren durch das Christenthum gemildert, und obschon Plünderung und Raub nicht unterblieben, manche Gebäude in Feuer aufgingen, auch an den Menschen — besonders wol von den heidnischen Bundesgenossen der Gothen — Mord und Frevel verübt wurden, so war die Zerstörung doch weder groß noch allgemein.

Schon nach wenigen Tagen führte Alarich das Heer von der eroberten Stadt hinweg, und durchzog siegreich Unteritalien bis zur äußersten Spitze. Dort ereilte den Helden der Tod. Seine Gothen leiteten nicht weit von der Stadt Consentia den Fluß Burentinus ab, begruben in dem Bette desselben den König, legten viele Kostbarkeiten zu ihm, und nachdem der Fluß wieder in seine alte Richtung geführt war, tödteten sie die Gefangenen, welche die Arbeit verrichtet, damit Keiner verrathen könne, wo der Gothenkönig begraben sey. Sodann erhoben sie seinen Schwager Ataulph zum König, welchen wir im J. 412 Italien ganz verlassen und nach Gallien ziehen sehen, in Folge von Unterhandlungen mit Honorius, die jedoch nachher nicht zum Abschluß kamen. Ataulph liebte die Placidia, eine Schwester des Kaisers, welche bei der Eroberung Rom's in Gothische Gefangenschaft gerathen war, und wünschte sie zu heirathen; dazu aber versagte Ho-

norius seine Einwilligung. Es scheint, daß man sich des Ataulph anfangs gegen den Anmaßer Constantinus bedienen wollte, da aber dieser, als die Gothen nach Gallien kamen, schon durch die Waffen eines Feldherrn des Honorius besiegt und ermordet war, so glaubte man des Bundesgenossen nun entbehren zu können. Daher finden wir Ataulph in feindlichen Verhältnissen mit dem Kaiser seine Herrschaft in Gallien ausbreiten, und sich mit der Placidia auch wider den Willen desselben vermählen (414). Aus Gallien aber waren schon früher (409) in die seit den Zeiten des Augustus in Frieden und Wohlstand blühende Pyrenäische Halbinsel Vandalen, Sueven und Alanen gezogen, und hatten das schöne Land mit allen Gräueln eines Verheerungskrieges heimgesucht. Dann hatten sie sich dort niedergelassen, die Sueven im nordwestlichen Theile, in Gallicien, die Alanen in Lusitanien, die Vandalen in der Mitte und im Süden des Landes. Jetzt zogen auch die Westgothen über die Pyrenäen, und bemächtigten sich sogleich des wichtigen Barcellona (414). Dort fiel schon im nächsten Jahre Ataulph von der Hand eines beleidigten Gothen. Sieben Tage behauptete ein wüthender Feind des Hauses der Balten, d. i. des Geschlechts des Alarich, den Westgothischen Thron, und ließ alle Kinder des Ataulph (aus einer frühern Ehe) ermorden, dann wurde er erschlagen, und an seine Stelle trat der kriegerische Wallia. Dieser schloß sich an die Römer an, und eroberte dem Kaiser Honorius in Kämpfen gegen die in Spanien eingebrochenen Völker einen großen Theil dieses Landes wieder. Die Alanen wurden so geschwächt, daß der Rest derselben sich unter den Vandalen verlor; diese und die Sueven wurden auf Gallicien beschränkt. Hierauf wandten sich die Gothen wieder nach Gallien, wo sie, dem mit den Römern eingegangenen Vertrage gemäß, feste Wohnsitze erhielten. Es war der Landstrich am Meere zwischen der Garonne und der Loire, welcher ihnen eingeräumt ward. Tolosa (Toulouse) ward die Hauptstadt des neuen Reiches, des ersten, welches von Deutschen auf den Trümmern der zerfallenden Römerwelt errichtet ward. Nach dem Tode des Wallia (419) trat sein Nachfolger Theoderich wieder feindlich gegen die Römer auf, und erweiterte sein Gebiet. Und die Gothen waren nicht die einzigen, welche die Römische Herrschaft in Gallien beschränkten; auch die Burgunder erhielten im südöstlichen Theil des Landes Wohnsitze (414), und im nordöstlichen, vom Niederrhein her, breiteten sich die Franken aus. Britannien, von keinen Legionen mehr gegen seine nördlichen Dränger

beschützt, und Armorica (Bretagne) erklärten sich unabhängig von Rom. In Spanien brachen nach dem Abzuge der Gothen die Deutschen aus Gallicien auch wieder hervor, und so hätte Honorius den Verlust seiner meisten Provinzen erfahren müssen, als der Tod seinem thatenlosen Leben ein Ende machte (27. August 423).

Unter seinen Nachfolgern ging es noch schlimmer. Ein sechsjähriger Sohn Placidia's aus einer zweiten Ehe, Valentinianus, schien das nächste Recht zur Herrschaft zu haben, aber ein Anmaßer, Namens Johannes, bemächtigte sich derselben, bis der Hof von Constantinopel Truppen sandte, die ihn stürzten, und den Knaben Valentinian III. auf den Thron des Westens setzten. Placidia führte im Namen ihres Sohnes die Herrschaft bis an ihren Tod (450), da Valentinian, auch herangewachsen, zur Regierung ganz unfähig blieb. Rom besaß damals zwei tüchtige Feldherren, seine letzten, Bonifacius und Aëtius, aber sie waren zum Unglück erbitterte Feinde, und die Ränke des Aëtius gegen seinen Nebenbuhler zogen dem Staate den Verlust von Africa zu, dem einzigen Lande von Wichtigkeit, welches ihm außer Italien noch geblieben war. Die Statthalterschaft von Africa war nämlich dem Bonifacius anvertraut; um ihn daraus zu verdrängen, machte Aëtius der Placidia seine Treue verdächtig, und vermochte sie, ihn zurückzurufen. Zugleich aber stiftete er den Bonifacius heimlich an, diesem Befehl nicht zu gehorchen. Bonifacius folgte dem tückischen Rathe, empörte sich, und um sich halten zu können, rief er die Vandalen aus Spanien nach Africa herüber. Sie kamen unter der Anführung ihres Königs Giserich, der auch Genserich genannt wird (429). Giserich war grausam und rachsüchtig, aber auch tapfer, kühn und voll weitaussehender, ehrgeiziger Pläne, die er mit Geschicklichkeit zu verbergen, zu deren Ausführung er nicht nur offene Gewalt, sondern auch Verschlagenheit und Hinterlist zu brauchen wußte. Die Maurischen Einwohner des Landes und eine von der katholischen Kirche verfolgte christliche Partei, die Donatisten (s. unten Abschn. 29), schlossen sich den Vandalen an, und halfen ihre Fortschritte befördern. Zu spät erfuhren Placidia und Bonifacius, wie schrecklich sie getäuscht seyen. Bonifacius wollte sich nun den Vandalen widersetzen; es war aber zu spät, er wurde geschlagen, und kam verzweiflungsvoll nach Italien (432). Hier erhielt er sogleich wieder die volle Gunst der Placidia, aber Aëtius, welcher bis dahin in Gallien gegen die Deutschen Krieg geführt hatte, empörte sich auf diese Kunde, und kam herbei, um die

Frage, welchem von ihnen die Leitung des Reiches gebühre, mit den Waffen zur Entscheidung zu bringen. Es geschah ein Treffen, in welchem er zwar geschlagen ward und fliehen mußte, aber Bonifacius starb bald nachher an den Folgen einer in der Schlacht erhaltenen Wunde. Aëtius nahm seine Zuflucht zu den Hunnen, und mit ihrer Hülfe ertrotzte er von dem Römischen Hofe den Oberbefehl über das ganze Heer und die Würde eines Patricius, so daß er dem Valentinian nur den Titel ließ, in der That aber alle Macht besaß.

Wenn er sich indeß auch nun als Feldherr in Gallien bewährte, und mit Hülfe von barbarischen Soldtruppen die Burgunder demüthigte und den Frankenkönig Clodio schlug, so konnte er doch nicht zugleich den Sueven wehren, welche sich jetzt wieder in Spanien mächtig ausbreiteten, und durch den Verlust Africa's war dem Reiche die empfindlichste, und eine unheilbare Wunde geschlagen. Die Eroberung dieses Landes vollendete Giserich durch die Einnahme von Karthago (439), welches wieder herrlich emporgeblüht war, und wo er den Sitz seiner Regierung aufschlug, obschon er einige Jahre vorher mit den Römern Friede geschlossen, und mit Eidschwüren verheißen hatte, seine Besitzungen nicht weiter auszudehnen. So hatte Italien, wo der Ackerbau ganz darnieder lag, seine Kornkammer verloren. Aber Giserich verstand es auch, seine ehedem mit dem Meere ganz unbekannten Vandalen zu kühnen Seefahrern zu machen, und die alte Meeresherrschaft Karthago's wieder zu erneuern. Er eroberte einen Theil von Sicilien, dann Sardinien und Corsica, und ein Hülfsheer, welches Valentinian vom östlichen Reiche erhielt, vermochte nicht, diese Fortschritte zu hemmen.

In diesem Reiche, welches wir, seit Alarich es verlassen, aus den Augen verloren haben, herrschte, nachdem Rufinus ermordet war, dem Namen nach der schwache Arkadius, in der That aber Eutropius, ein Verschnittener, mit ungemessener Willkür. Er verfolgte die würdigsten und angesehensten Männer, und übte mit schamloser Raubsucht ungeheure Erpressungen, bis er gestürzt ward (399), vorzüglich durch Gainas, der nicht länger unter einem Verschnittenen stehen wollte, und einen von ihm selbst heimlich begünstigten Aufruhr Gothischer Hülfsvölker in Asien benutzte, dem Kaiser den Fall des Günstlings als unvermeidlich darzustellen. Gainas, der jetzt offen zu den Empörern überging, und den Oberbefehl über alle Truppen des Reiches ertrotzte, schien, hiemit noch nicht zufrieden, sich zum unmittelbaren Herrn des

Staates machen zu wollen, ward aber geschlagen, und kam auf der Flucht um. Jetzt fiel die Gewalt der Gemahlin des stets der Leitung bedürftigen Arkadius, der Eudoxia, zu. Damals zierte den erzbischöflichen Stuhl von Constantinopel Johann Chrysostomus (Goldmund), welchen Beinamen er wegen seiner ausgezeichneten geistlichen Beredsamkeit erhalten hat, ein Mann, der nicht nur durch große Geistesgaben glänzte, sondern auch von ächten christlichen Tugenden erfüllt war. Mit unermüdlichem Eifer wirkte er für seinen Beruf, und predigte rücksichtslos gegen die herrschenden Laster. Dadurch machte er sich in der verderbten Stadt viele Feinde, unter der Geistlichkeit wie am Hofe. Besonders zog er sich auch den Haß der herrsch= und habsüchtigen Eudoxia zu, und diese, in Verbindung mit einem andern seiner Hauptfeinde, dem Alexandrinischen Bischof Theophilus, bewirkte seine Verbannung. Er wurde zwar, da das Volk über die Entfernung des hochverehrten Bischofs laut seinen Unwillen bezeigte, wieder zurückgerufen, aber, da sich Eudoxia aufs neue von ihm beleidigt glaubte, bald wiederum verwiesen (404). Trotz großer und mannichfacher Leiden, die er an dem Orte seiner Verbannung in einer öden, den Plünderungen der räuberischen Isaurier ausgesetzten Gegend Armenien's zu erdulden hatte, behielt er die volle Stärke und Heiterkeit seines Geistes, sorgte auch hier fortwährend für Andere, und war für die Milderung fremder Leiden thätig. Eudoxia war indeß gestorben, aber Chrysostomus hatte viele andere Feinde, welche, durch seine fortwährende, von keiner Gewalt zu unterdrückende Wirksamkeit noch heftiger gegen ihn erbittert, seine weitere Verbannung nach einer noch entfernteren Gegend bewirkten. Auf der Reise dahin erlag der treffliche Mann den Beschwerden und starb (407). Seine Gebeine wurden späterhin, als man sich dieser unwürdigen Verfolgung schämte, nach Constantinopel zurückgebracht und feierlich bestattet.

Nach dem Tode des Arkadius (408) saß sein siebenjähriger Sohn Theodosius II. auf dem Throne des Morgenlandes. Sechs Jahre später wurde dessen nur um zwei Jahre ältere Schwester Pulcheria zur Augusta und Reichsregentin erhoben. Sie führte ein strenges, klösterliches Leben, widmete sich aber auch den Staatsgeschäften mit Thätigkeit und Einsicht. Der gutmüthige Theodosius theilte seine Zeit zwischen religiösen Uebungen, dem Schönschreiben, worin er es zu einer großen Vollkommenheit brachte, und der Jagd, blieb aber der Welt und aller ernsten Theilnahme an ihren Angelegenheiten fremd bis

an seinen Tod, den er durch einen Sturz vom Pferde fand (450). Pulcheria nahm hierauf den verdienten, fünf und funfzigjährigen Senator Marcian zum Gemahl und Mitregenten an.

---

27. Attila, König der Hunnen.

(433—453.)

Nachdem die Hunnen den großen Anstoß gegeben hatten, welcher so viele Reibungen und neue Verhältnisse in Europa hervorrief, blieben sie lange Zeit in den Ländern zunächst am Schwarzen Meere und an der untern Donau, welche ihnen große und reiche Weideplätze darboten. Das Verhältniß, in welchem damals die Völker zu ihnen standen, welche früher zu dem Ostgothischen Reiche gehörten, dann von ihren Waffen besiegt waren, ist dunkel. Ohne Berührung mit der zusammensinkenden Römischen Welt und dem Kampf derselben mit den Deutschen Völkern waren sie nicht; wir finden Hunnen in Römischen Kriegsdiensten, und mit Hunnischen Schaaren schrieb, wie wir gesehen haben, Aëtius dem Kaiserhofe Gesetze vor. Doch bedurfte es einer neuen Aufregung, um sie wiederum zu Heerzügen und Eroberungen zu bringen, und eine solche gab ihnen ihr König Attila. Dieser und sein Bruder Bleda begannen, als sie Fürsten der Hunnen geworden waren (433), ihre Laufbahn damit, von dem Hofe zu Constantinopel ein auf das Doppelte erhöhtes Jahrgeld und andere Vortheile zu erzwingen. In der Folge schaffte Attila seinen Bruder aus der Welt, und machte sich zum Alleinherrn. Die Gestalt dieses berühmten Eroberers zeigte die ganze Häßlichkeit des Mongolischen Menschenstammes, aber es wohnte darin ein starker, unternehmender Geist, dessen kühnes Auftreten Staunen und Furcht erregte, und ihm Völker unterwarf, ehe sie noch die Stärke seines tapfern Arms erfahren hatten. Es verbreitete sich ein Glaube an seine Unwiderstehlichkeit, den er durch das Vorgeben, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben, schlau zu erregen und zu nähren wußte. Er wird ein Herr aller Germanischen und Scythischen Reiche genannt, eine Bezeichnung, bei der man freilich nichts Bestimmtes denken kann, aber die Grenzen dieser Macht mußten auch in der Wirklichkeit sehr ungewiß und schwankend seyn. Daß er von der Wolga bis tief in Deutschland hinein allen Hunnischen Stämmen und vielen Sarmatischen und Germanischen Völkern gebot,

die sich theils freiwillig zu ihm gewandt hatten, theils durch seine Waffen bezwungen waren, ist nicht zu bezweifeln; wie weit sich auch noch in Asien seine Herrschaft erstreckte, kann nicht bestimmt werden, doch wissen wir, daß er einen Krieg mit Persien führte. Ein Haufe von Königen umgab den Gewaltigen; sie erschienen wie seine Diener, zitterten bei seinen Winken, und eilten seine Befehle zu vollziehen. Unzählbar waren die Heeresmassen, die er zu seinen Kriegen aufbot. Aber er wußte nicht bloß mit dem Schwerte dreinzuschlagen; er durchschaute die Verhältnisse mit Klugheit, und griff darin ein mit berechnender List. Auch war er nicht in dem Grade Barbar, daß nicht Züge einer gewissen Milde und Großmuth in seiner Geschichte zu finden wären. Ein anderes Ziel aber, als das Erobern, um der Lust des Gebietens willen, kannte er nicht, und ein schreckliches Schicksal hätte die Europäische Bildung erfahren, wenn er sich der Länder, die sie aufbewahrten, bemächtiget hätte.

Die Stellung seines Reiches wies ihn zunächst auf den östlichen Römerstaat hin. Wenn er Geld oder die Bewilligung anderer Vortheile erlangen wollte, ließ er dem Hofe zu Constantinopel seinen Willen verkünden, und drohte auf den Fall der Weigerung mit Krieg. Dann fügte sich meistens der zitternde Theodosius in Alles, um den furchtbaren Hunnen zu versöhnen. Wurden ihm seine Forderungen einmal abgeschlagen, so erzwang er sie durch Einfälle in das Reich. Einen besonders verwüstenden dieser Art unternahm er im Jahre 447; die Römischen Heere wurden geschlagen, die Provinzen vom Schwarzen Meere bis zum Adriatischen und bis nach Thermopylä hin schrecklich verwüstet; siebzig Städte wurden damals von den Hunnen heimgesucht und geplündert, Constantinopel rettete nur seine große Festigkeit. Endlich mußte man unter den härtesten Bedingungen Frieden schließen (448), das Jahrgeld von siebenhundert Pfund Gold auf zweitausend erhöhen, ein großes Stück Land im Süden der Donau abtreten, und noch Anderes bewilligen. Die Erfüllung der Friedensbedingungen veranlaßte mehrere Hunnische Gesandtschaften nach Constantinopel, dann auch eine des Byzantinischen Hofes an Attila, welcher letztern wir, durch den sie begleitenden Geschichtschreiber Priscus, merkwürdige Nachrichten über den Hof und die Lebensweise des Hunnenkönigs verdanken. Nachdem die Gesandten über die Donau gekommen waren, und nach manchen Abenteuern und Streitigkeiten mit den Hunnen, wurden sie durch das städteleere Land zu dem Herrschersitze Attila's gebracht, wel-

cher sich damals im heutigen Oberungern zwischen der Theiß und Donau befand. Das Lager, welches die Hunnen hier aufgeschlagen hatten, war allmählig zu einem großen Dorfe geworden. Die Häuser, auch das des Königs, waren von Holz, nicht ohne eine gewisse rohe Pracht; jede der zahlreichen Frauen Attila's hatte ein besonderes. Während das Gefolge des Königs mit kostbaren Stücken aus der Kriegsbeute, mit prächtigen Kleidern und Waffen und geschmückten Pferden prunkte, suchte er selbst seine Auszeichnung darin, daß er allen diesen Pomp verschmähte. Die Geräthe an seiner Tafel waren von Holz; er aß nur Fleisch; wie ein ächter Hunne enthielt er sich des Brotes, als einer zu weichlichen Nahrung. Die Byzantiner fanden dort auch Gesandte des westlichen Reiches, und Attila benahm sich gegen beide mit gleichem Stolze.

Als Marcianus Kaiser des östlichen Reiches geworden war, und, die tiefe Schmach seiner Stellung zu den Barbaren fühlend, eine entschlossenere Sprache gegen ihn zu führen begann, sehen wir Attila seine Richtung gegen den Westen nehmen. Wahrscheinlich hielt er das Morgenland für eine Beute, die ihm früher oder später doch nicht entgehen könne. Dazu kam, daß der schlaue Giserich, welcher den Westgothenkönig schwer beleidigt hatte, und eine Verbindung desselben mit Rom zum Rachekriege gegen ihn fürchtete, den Hunnen aufreizte, um Jenen eine andere Beschäftigung zu geben. Auch erzählt man, daß Honoria, Kaiser Valentinian's III. Schwester, welche wider Willen und Neigung von ihrer Mutter zu einem jungfräulich enthaltsamen Leben bestimmt war, heimlich dem Attila ihre Hand angetragen habe. Dieser verlangte sie nun zur Gemahlin und einen Theil des Reiches als Mitgift, erhielt aber abschlägige Antwort. Wie dem auch sey, Attila brach im J. 451 mit einem unermeßlichen, auf fünf, ja auf siebenmalhunderttausend Streiter angegebenen, aus vielen Völkerschaften bestehenden Heere über den Rhein in Gallien ein, ließ das Land verwüsten und viele Städte zerstören. Aber die listigen Unterhandlungen, die er schon früher mit den Römern und den Westgothen angeknüpft hatte, um beide zu trennen, mißlangen. Vielmehr waren diese klug genug einzusehen, daß ihr gemeinschaftlicher Vortheil sie gegen die große, von den Hunnen drohende Gefahr eng vereinigen müsse, und es gelang dem Aëtius einen großen Gegenbund zu Stande zu bringen, an dem nicht bloß Theoderich, der König der Westgothen, Theil nahm, sondern auch die Burgunder, ferner Franken, Sachsen, Alanen und andere Völker-

schaften. In den Catalaunischen Feldern, wo jetzt Chalons an der Marne liegt, geschah die Riesenschlacht, in welcher die Völker von der Wolga bis zum Atlantischen Meere, hier unter Aëtius und Theoderich, dort unter Attila, wider einander stritten. Welche Ströme Blutes hier flossen, mag aus der Menge und der Wuth der Kämpfenden geschlossen werden, so übertrieben gewiß auch die Angaben sind, von 162,000 oder gar 300,000 Todten. Theoderich fiel; dies reizte die Westgothen zu unwiderstehlicher Wuth, und die Hunnen wurden in ihre Wagenburg zurückgedrängt. Die Nacht wurde von beiden Theilen in banger Ungewißheit hingebracht; erst als Attila am folgenden Tage aus seinen Verschanzungen nicht hervorkam, konnten sich die Römer und Gothen für die Ueberwinder halten. Aber sie verfolgten ihren Sieg nicht weiter, sey es, weil auch sie zu geschwächt waren, oder weil, wie behauptet wird, Aëtius es verhinderte, um der Hunnen zu schonen, damit die Macht der Gothen nicht unwiderstehlich emporstrebe. Wenigstens rieth er dem Thorismund, welcher an der Stelle seines gefallenen Vaters Theoderich zum Könige erhoben worden war, in sein Reich zu ziehen, um seine neue Herrschaft zu sichern. So zog Attila ungestört über den Rhein zurück, und das Bundesheer wider ihn lös'te sich auf. Doch hat die Catalaunische Schlacht die Europäische Cultur vor der Zerstörungswuth der Hunnen gerettet, und ist in so fern eine wahrhaft weltgeschichtliche zu nennen.

Doch war Attila noch mächtig genug, im folgenden Jahre (452), als ihm die Hand der Honoria, die er von Neuem gefordert, wiederum abgeschlagen worden war, mit einem großen Heere in Italien einzubrechen. Die Alpenpässe fand er unbesetzt. Das wichtige Aquileja, der Schlüssel Italien's von der Nordostseite, widerstand ihm lange; als er es eingenommen, ließ er es so zerstören, daß man späterhin kaum Spuren fand, wo es gestanden. Ganz Oberitalien gerieth hierauf in seine Gewalt. Viele Einwohner der Landschaft Venetien flohen vor den wilden Horden auf die kleinen Inseln oder Lagunen des Adriatischen Meeres am Ausflusse der Brenta und Etsch, ließen sich dort nieder, und legten dadurch den ersten Grund zu dem nachmals so mächtig und berühmt gewordenen Staate von Venedig. Als aber das zitternde Rom den furchtbaren Feind schon vor seinen Thoren erwartete, kehrte er um und verließ Italien. Man schreibt diesen unerwarteten Entschluß der Beredsamkeit des Römischen Bischofs oder Papstes Leo I. (des Großen) zu, welcher mit zwei anderen vornehmen Römern im

Feldlager des Attila erschien, um ihn zu einem Vergleiche zu bewegen. Aber gewiß haben andere Gründe noch mehr dazu beigetragen, Attila zu bestimmen; wir lesen von Mangel und bösen Krankheiten im Hunnischen Heere. Welche Verpflichtungen der Kaiser in dem Vertrage übernommen hat, ist unbekannt. Es war aber diese Italische Heerfahrt die letzte des Eroberers. Denn schon im folgenden Jahre (453) starb er, als er zu vielen anderen Weibern noch die schöne Ildico heirathete, in der Hochzeitnacht an einem Blutsturze. Seine Söhne stritten um die Nachfolge, und dies benutzten die unterworfenen Völker, um sich unabhängig zu machen. So verging die große Herrschaft, so schnell als sie entstanden war, und ohne in der Geschichte der Menschheit andere Spuren zu hinterlassen, als die einer großen Zerstörung.

---

28. Gänzliche Auflösung des abendländischen Reiches.
(454 — 476.)

Durch alle diese äußeren Erschütterungen war das westliche Kaiserthum bei gänzlicher innerer Hülflosigkeit dahin gekommen, daß seine Fortdauer nur noch vom Zufall abhing. Die Deutschen theilten sich in seine Provinzen, oder trieben, indem sie sich Diener und Vertheidiger des Thrones nannten, ihr Spiel mit ihm. Als sie dieses Verhältnisses müde waren, hörte das Reich auch dem Namen nach auf zu seyn.

Valentinian III., nach dem Tode seiner Mutter Placidia von einem Verschnittenen geleitet, fürchtete den Aëtius, dessen Stellung freilich über alles Verhältniß eines Unterthanen hinausging, und dessen Stolz leicht den Verdacht eines noch weiter strebenden Ehrgeizes einflößen konnte, um so mehr, da er Valentinian zu dem Versprechen bewogen hatte, daß eine Tochter desselben mit seinem Sohne vermählt werden solle, und nun auf Erfüllung drang. Von dem Günstlinge aufgehetzt, entledigte sich der Kaiser des Mannes, der Westeuropa gegen die Hunnen zu vertheidigen vermocht hatte, auf die unwürdigste Weise; er durchstieß ihn, der sich keiner Gewaltthat versah, bei einer Unterredung im Palaste mit dem Schwerte, und seine Hofleute vollendeten den Mord (454). Die Verachtung gegen den unthätigen, feigen, sinnlichen Ausschweifungen ergebenen Valentinian verwandelte

sich jetzt in Haß. Der Senator Petronius Maximus, dessen Frau er geschändet, reizte zwei Freunde des Aëtius, die unter der Leibwache waren, wider ihn auf, und diese ermordeten ihn (16. März 455). Maximus ward zum Kaiser ausgerufen, und da seine Frau gestorben war, zwang er die Wittwe des Valentinian, die Eudoxia, eine Tochter Theodosius II., ihn zu heirathen. Diese nun soll sich, um die Blutthat zu rächen, und aus dem Ehebette des Mörders befreit zu werden, an den Vandalenkönig Giserich gewandt haben, um ihn zum Kriege gegen Maximus zu bewegen. Vielleicht ist aber der Erscheinung des stets nach Raub und Schätzen lüsternen Giserich dieser Grund auch nur angedichtet worden. Er landete an der Tiber, Maximus dachte auf Flucht, ward aber auf den Straßen vom Volke gesteinigt, nachdem er kaum drei Monate regiert hatte. Vierzehn Tage lang ward Rom von den Vandalen geplündert; was in der Stadt von Kostbarkeiten und Schätzen noch zu finden war, darunter die Gefäße, welche Titus aus dem Tempel zu Jerusalem genommen und im Triumph aufgeführt hatte, ferner unzählige Bildsäulen, und eine Menge Gefangener, unter ihnen auch die Kaiserin Eudoxia mit ihren Töchtern, wurden fortgeführt. Mord und Brand hatte Giserich abzuwenden verheißen, und die Zusage ward erfüllt. So ward denn der Stadt, welche sich so lange mit dem Raube des Erdkreises bereichert hatte, die von dem Blute und den Thränen anderer Völker groß geworden war, zum zweiten male vergolten, doch auf eine Weise, welche gegen die erbarmungslose Grausamkeit, die sie einst geübt, noch menschlich und milde zu nennen war. Karthago's Rache aber vollzog nach sechshundert Jahren ein Deutscher, und in dieser seiner Hauptstadt linderte ein christlicher Bischof mit frommer Thätigkeit die Leiden der dorthingebrachten Römischen Gefangenen, so viel er es vermochte. So wunderbar hatten die Zeiten sich geändert!

Durch die Unterstützung des Westgothen Theoderich II., der seinen Bruder Thorismund hatte ermorden lassen, und nun den Thron einnahm, ward jetzt in Gallien Avitus zum Kaiser gemacht. In Italien aber wurde dieser bald verhaßt, und schon im folgenden Jahre (456) seiner Würde beraubt durch seinen Oberfeldherrn, Ricimer. Dieser tapfere und kluge Sueve trachtete nicht selbst nach dem Throne, aber Denjenigen, welche den Kaisertitel führten, zu gebieten, sie nach Gefallen zu erheben und wieder zu stürzen, war sein Ehrgeiz. Jetzt bekleidete er den Majorianus mit dem Purpur, einen Mann, der durch

Gaben und thätigen Eifer einer bessern Zeit werth gewesen wäre. Majorianus sah, daß die Herrschaft der Vandalen auf dem Meere, welche die Zufuhr hemmte, allen Handel zerstörte, und durch die wiederholten Raubzüge alle Küsten unsicher machte und sie der Plünderung Preis gab, der tiefste Schaden sey, an welchem Italien krankte, und machte daher große Rüstungen zu einem Angriffskriege gegen Africa. Schon lag in Neu-Karthago in Spanien eine mächtige Flotte zur Abfahrt bereit, als Giserich durch Verrath Mittel fand, in den Hafen zu bringen, und sie zu zerstören. Ein so thätiger und einsichtsvoller Kaiser paßte für Ricimer's Absichten nicht; er ließ ihn tödten (461), und der ganz unbedeutende Libius Severus, den er ihm zum Nachfolger setzte, und der im vierten Jahre seiner Namensherrschaft starb (465), ist vielleicht auch ein Opfer seiner Hinterlist geworden.

Des Anspruchs, auf die Angelegenheiten des Westen ordnend einzuwirken, hatte sich damals der Hof von Constantinopel noch nicht begeben. Es herrschte dort seit dem Tode Marcian's (457) Leo I., befördert durch den mächtigen Oberfeldherrn Aspar, der als Arianer auf die Krone nicht selbst Anspruch machen konnte. Da nun nach dem Tode des Severus der Thron des Abendlandes erledigt blieb, so sandte Leo den Anthemius als Kaiser dorthin (467), und Ricimer widersetzte sich nicht, weil er den neuen Fürsten, der ihm seine Tochter zur Frau gab, ganz zu beherrschen hoffte. Beide Kaiserhöfe vereinten jetzt ihre Kräfte gegen die Vandalen. Die Byzantinische Ausrüstung war die Frucht außerordentlicher Anstrengungen und kostete eine ungeheure Summe; die Zahl der Schiffe und der Truppen, die sie führten, schien hinreichend, große Erfolge auszuführen und zu sichern. Schon waren Sardinien und das Gebiet von Tripolis gewonnen, und der Byzantinische Hauptanführer Basiliscus, der Schwager des Kaisers, näherte sich Karthago, und würde es unfehlbar genommen haben, wenn er die erste Bestürzung benutzt hätte. Aber er ließ die kostbarste Zeit unthätig verstreichen, und zwar, wie man allgemein glaubte, in verrätherischer Absicht, denn Giserich soll Mittel gefunden haben, ihn zu erkaufen. Sobald der Wind dem Vandalenkönige günstig war, ging er mit Brandern auf die Römische Flotte los, und verbrannte den größten Theil derselben. Basiliscus mußte die Schiffe, die der Zerstörung entgangen waren, nach Sicilien führen; und die Vandalen fuhren fort, die Küsten mit Raubzügen heimzusuchen und das Meer unsicher zu machen.

Da Anthemius sich dem Ricimer nicht so willenlos fügte, als dieser geglaubt hatte, so entstand bald Eifersucht zwischen ihnen, und nach einigen Jahren brach offener Krieg aus. Ricimer ging auf Rom los, welches sein Gegner inne hatte, ließ die Stadt stürmen und plündern, den Anthemius tödten (11. Juli 472). Aber er und sein neuer Kaiser, Olybrius, genossen die Frucht ihres Sieges nicht lange, beide starben noch vor Ablauf des Jahres. Mit Hülfe des Burgundischen Fürsten Gundobald, welcher an seines Oheims Ricimer Stelle getreten war, nahm Glycerius den tief herabgewürdigten Purpur, ungeschreckt durch das Beispiel seiner Vorgänger. Julius Nepos, der, vom Byzantinischen Hofe zum Kaiser ernannt, ihn verdrängte, ließ ihn zum Bischof weihen (474). Gegen diesen Nepos aber erhob sich Orestes, der einst ein Diener Attila's gewesen, nun Römischer Patricius und Feldherr war, an der Spitze der barbarischen Hülfsvölker, und zwang ihn zur Flucht (475). Orestes selbst lehnte den Purpur ab, und bekleidete seinen jungen Sohn, Romulus Augustus oder Augustulus, damit.

Jene fremden, größtentheils Deutschen Truppen, welche, unter dem Namen von Verbündeten, das Heer des Reiches ausmachten, entschieden jetzt Alles, und da sie ihre Bedeutung fühlten, forderten sie vom Orestes den dritten Theil aller Ländereien Italien's. Da dieser ihr Begehren abschlug, trat der kühne Odoacer an ihre Spitze und wider Orestes auf. Odoacer wird bald ein Fürst der Rugier, bald der Turcilinger, bald der Scirren genannt. Diese Deutschen Stämme und die Heruler waren damals besonders zahlreich im Heere, und Odoacer scheint kurz vorher als Führer solcher Schaaren nach Italien gekommen, und in Römische Kriegsdienste getreten zu seyn. Orestes ward erschlagen (476), den jungen Romulus zwang Odoacer bloß zur Abdankung, und wies ihm die ehemalige Villa des Lucullus in Campanien zum Aufenthalt an. Mit ihm, der seltsamer Weise die Namen des Stifters der Stadt und des Gründers der Alleinherrschaft trug, schließt sich die Reihe der Römischen Herrscher im Abendlande, denn Odoacer hielt es für unnöthig, auf den längst nicht mehr geachteten Kaiserthron ein neues Schattenbild zu setzen. Er beherrschte Italien, und ließ sich König der dortigen Deutschen Völker *) nennen. Also erlosch die Herrschaft Rom's im Jahre zwölfhundert neun und

*) Mascow Geschichte der Teutschen X, 33.

zwanzig nach seiner Erbauung, ruhmlos und völlig unwürdig seiner frühern Geschichte und weltberühmten Großthaten.

Es war keine plötzliche Revolution, kein schnell und gewaltsam hervortretendes Ereigniß, kein mächtiger Stoß von außen, wodurch das Reich sein Ende fand; es war vielmehr die in Folge eines langen alle Kräfte auflösenden Siechthums eintretende allmählige Auflösung von innen heraus. Das Geschlecht der Menschen, welche die Reichsbürger in den verschiedenen Provinzen ausmachten, war fast durchgehends matt, erschlafft, die kleinlichsten Zwecke verfolgend, ohne das Interesse für den Staat, welches große Gedanken und kräftige Entschlüsse zu seiner Vertheidigung hätte hervorbringen können, und ohne die Tüchtigkeit und den Willen, die von Einzelnen ausgehenden Bestrebungen zu unterstützen und auszuführen; neben Ueppigkeit, Prunk und Frivolität war der Wohlstand der Allermeisten gänzlich zerrüttet, das Elend durch die unaufhörlichen Verwüstungen und Plünderungen der Barbaren und unerschwinglichen Abgabendruck auf eine so furchtbare Höhe gestiegen, daß viele große Grundbesitzer Weib, Kinder und Güter verließen und ins Elend gingen, um sich den unleidlichen, mit der größten Härte beigetriebnen Forderungen zu entziehen. Das Heer bestand fast gänzlich aus Fremden, seine Anführer waren größtentheils Fremde und in viele Stellen der höhern Verwaltung waren diese gleichfalls eingedrungen. Die Herrschaft war entweder in den Händen von Emporkömmlingen, die eben so schnell gestürzt wurden als sie zum Throne gelangt waren, oder im Purpur geborner Schwächlinge, die prunkvoll und weichlich erzogen, von elenden Schmeichlern umgeben, ihr ganzes Leben mit der Welt, ihren Unterthanen und deren Bedürfnissen unbekannt blieben. Eines solchen Zustandes Auflösung wurde von Allen erwartet und von den Meisten gewünscht. Es bedurfte also nur eines Entschlusses, eines Zugreifens jener im Reiche längst mächtigen Fremden, der Deutschen, um in den einzelnen Provinzen allmählig auch den Namen der Herrschaft an sich zu bringen.

Von diesen durch die Deutschen gestifteten Staaten war um die Zeit, wo der Kaisertitel im Westen erlosch, keiner so mächtig, als der Westgothische. Es beherrschte ihn jetzt Eurich (466—484), nachdem er seinen Bruder Theoderich II. hatte ermorden lassen, dem der Thron also geraubt ward, wie er ihn gewonnen hatte. Durch Eurich erhielt dies Tolosanische Gothenreich seine größte Ausdehnung. Er erweiterte es nicht nur in Gallien, daß es alle Länder von den Pyrenäen und

dem Meere bis zur Loire und Rhone umfaßte, und noch im Osten des letztern Flusses an der Küste bis zu den Ligurischen Alpen reichte, sondern er drang auch in Spanien ein, und unterwarf sich die ganze Halbinsel bis auf den nordwestlichen Theil, welcher den Sueven blieb.

Seitdem schon unter Honorius die Römer ihre Truppen aus Britannien zurückgezogen hatten, war diese Insel unabhängig geworden, aber die verweichlichten Einwohner vermochten sich nicht wider die Picten und Schotten zu vertheidigen, welche das Land durchzogen, und furchtbar verwüsteten. Endlich beschlossen sie, Sächsische Krieger zu Hülfe zu rufen. Diese kamen und schützten Britannien gegen jene gefährlichen Nachbarn. Aber bald ergriff sie die Begier, sich selbst zu Herren des Landes, das sie befreit, zu machen; es erschienen bald zahlreichere Schaaren aus der Deutschen Heimath, die den Briten im Kampfe einen Landstrich nach dem andern abgewannen, und eine Anzahl kleiner Reiche gründeten, von welchen Kent das erste war. Der Britische Fürst oder König, der sich zuerst Sächsischer Hülfe bedient, wird Vortigern genannt; die Führer der ersten Deutschen Schaaren von dem den Sachsen verwandten Stamm der Jüten sollen zwei Brüder, Hengist und Horsa, gewesen und im Jahre 449 nach Britannien gekommen seyn. Aber alle näheren Umstände der ersten Deutschen Niederlassungen in Britannien gehören der Sage an *).

So finden wir also am Ende des letzten Zeitraums der Alten Geschichte in ganz Westeuropa, wo die Römische Herrschaft und Bildung die Celtische verdrängt hatte, die Deutschen erobernd oder schon in vollem Besitz, und durch ihre heimathlichen Einrichtungen, Sitten und Lebensweise, die sie in die Ansiedelungen verpflanzten, eine neue Zeit vorbereitet, deren Entwicklung uns in der Geschichte des Mittelalters entgegentreten wird.

---

*) Dieses hat besonders gründlich Lappenberg gezeigt, Geschichte von England Bd. I. S. 166 fg., so wie, daß die erste Niederlassung mehrere Jahre früher als 449 gesetzt werden muß. In Bezug auf die ausgeschmückte Erzählung der ersten Thaten der Sachsen auf der Insel, sagt auch schon Palgrave, History of England, Vol. I. p. 36: These details have been told so often, that they acquire a kind of prescriptive right to credit; but I believe, that they bear no nearer relation to the real history of Anglo-Saxon England, than the story of Aeneas, as related by Virgil, does to the real history of the foundation of Rome.

29. Das Christenthum und die Kirche seit Constantin dem Großen.

Schon in der Geschichte Constantin's sind die neuen, durch die Bekehrung dieses Kaisers eingetretenen Verhältnisse der Kirche zum Staate erwähnt worden; die Veränderungen, welche sich seitdem im Innern der Kirche gestalteten, waren gleichfalls groß und einflußreich.

Das höhere Ansehen der Bischöfe, welches schon in der frühern Periode so bedeutend hervortritt, befestigte sich jetzt immer mehr; der übrige Klerus ward ihnen immer entschiedener unterworfen. Sie allein waren jetzt im Besitz des Stimmrechts auf den Synoden, welches im dritten Jahrhundert auch von Presbytern und Diakonen noch geübt worden war. Und wie die Bischöfe gegen die niederen Geistlichen, so gewann der Klerus überhaupt gegen die Laien, welche ihre Theilnahme an den Wahlen der Bischöfe, Presbyter und Diakonen, so wie an der Gesetzgebung und Verwaltung in den Angelegenheiten der Kirche allmählig fast gänzlich einbüßten. Die Rechte der Metropoliten und die Grenzen ihrer Befugnisse wurden jetzt genauer bestimmt. Zwei mal im Jahre mußten sie die Provinzialsynoden zusammenrufen, und ohne deren Beistimmung und Einwilligung durften sie nichts Bedeutendes verfügen.

Bischöfe, welche einen noch höhern Rang als den der Metropoliten einnahmen, waren im Anfange des vierten Jahrhunderts die von Rom, Alexandria und Antiochia, und als der Sitz der Kaiser nach Constantinopel verlegt war, trat, sehr natürlich, der Bischof der neuen Hauptstadt in dasselbe Verhältniß. Von der Mitte des fünften Jahrhunderts an wurden sie durch den Namen der Patriarchen unterschieden, ein Titel, welchen man auch dem Bischof von Jerusalem einräumte, obschon er nicht die gleiche Macht besaß. Die Patriarchen hatten das Recht, die Metropoliten ihres Sprengels zu ordiniren und größere Synoden zusammenzurufen, und in allen wichtigen Angelegenheiten konnte von den Erzbischöfen noch an sie appellirt werden. Die Bande der Diöcesan- und Metropolitanverfassung wurden durch diese Vereinigung zu noch größeren Körpern nicht erschlafft, sondern noch verstärkt, aber eine sehr nachtheilige Folge davon war der Rangstreit, der sich unter diesen Bischöfen erhob, und die dadurch beförderte und vermehrte Einmischung weltlichen Ehrgeizes in die Angelegenheiten der Kirche. In den Römischen Bischöfen aber bildete sich schon der Anspruch auf das höchste kirchliche Supremat, und die mancherlei günsti-

gen Umstände, die sich ihnen zur Ausführung eines solchen Gedankens darboten, wurden von ihnen mit vieler Klugheit und Umsicht benutzt. Der Glanz, den die erste Stadt des Reiches oder der Welt, wie die Römer sagten, die Gründerin und Beherrscherin, der Mittelpunkt des Ganzen, um sich verbreitete, floß auch auf ihren Bischof über, und wenn die Ehrfurcht, welche der Name des weltgebietenden Rom's in den Gemüthern erweckte, nur ein weltlicher Gedanke war, so erhielt er eine geistliche Weihe durch die allgemein angenommene Tradition von der Stiftung der christlichen Gemeinde zu Rom durch den Apostel Petrus, als ihren ersten Bischof, und von dessen dort erlittenem Märtyrertode. Petrus aber wurde als der Fürst der Apostel betrachtet; in den an ihn gerichteten Worten Christi: „auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde" (Matth. XVI, 18) sah man — und sieht die katholische Kirche fortwährend — einen förmlichen Auftrag zur Oberleitung der gesammten Kirche; und indem die nachherigen Römischen Bischöfe die Erbschaft dieser höchsten Stellung und Ehre für sich in Anspruch nahmen, gaben sie ihren Forderungen die Stütze einer Glaubenslehre. So viel auch noch fehlte, daß eine solche Oberhoheit von der ganzen Kirche anerkannt wurde, so kamen ihnen doch die übrigen Bischöfe schon in vielen einzelnen Fällen auf halbem Wege entgegen. Auch die Verlegung des Herrschersitzes nach Constantinopel hemmte ihre Bestrebungen nicht, sondern war ihnen förderlich, denn während die dortigen Patriarchen durch die lästige Aufsicht und Einmischung des Hofes überall beengt wurden, hatten jene in der Ferne freien Spielraum.

Eine der heftigsten Störungen der sichtbaren und äußern Einheit der Kirche in dieser Zeit war die Donatistische Spaltung in Africa. Ein im Jahre 311 zu Karthago erwählter Bischof, Cäcilianus, wurde von einer Partei unter den dortigen Christen nicht anerkannt, weil ihn ein Traditor geweiht habe, d. i. ein Bischof, welcher in der Diocletianischen Verfolgung die heiligen Schriften ausgeliefert hatte. Sie stellte dem Cäcilian einen andern Bischof entgegen, und der Streit verbreitete sich über alle Africanischen Kirchen. Constantin der Große ordnete mehrere Untersuchungen der Sache durch Bischöfe aus anderen Provinzen an, und diese fielen sämmtlich zu Gunsten des Cäcilian aus. Hierauf trennte sich jene Partei, welche von einem ihrer vorzüglichsten Häupter, dem Bischofe Donatus, den Namen der Donatisten bekam, ganz von der Kirchengemeinschaft mit ihren Gegnern

Sie behauptete, daß in ihr allein die wahre Kirche vorhanden sey, denn deren Kennzeichen sey Heiligkeit der Glieder, aber durch die Duldung lasterhafter Personen beflecke sie sich, ein Grundsatz, welcher von der katholischen Kirche geleugnet ward. Constantin und nach seinem Tode Constans suchten die Donatisten durch Güte wieder mit der Kirche zu vereinigen, aber vergeblich. Wüthende Schwärmer unter dieser Partei, Circumcellionen genannt, schweiften in Africa auf dem Lande umher, und begingen arge Gewaltthaten. Sie überfielen die Reichen und Vornehmen und mißhandelten sie, und besonders ließen sie an den katholischen Geistlichen ihre grausame Wuth aus. Man mußte Gewalt gegen sie brauchen, und daraus entwickelte sich die Anwendung strenger Maaßregeln gegen die ganze Partei der Donatisten. Aber hiedurch wurde ihr Fanatismus nur erhöht, und der Verwirrung kein Ende gemacht; vielmehr dauerte die Spaltung unter den folgenden Regierungen fort. Am Ende des vierten Jahrhunderts fing der berühmte Kirchenlehrer Augustinus, Bischof zu Hippo (geb. 354, gest. 430), an, die Donatisten mit großem Eifer zu bekämpfen. Durch seine Veranstaltung kam es im Jahre 411 zu einem Religionsgespräch, wo von jeder Partei gegen dreihundert Bischöfe erschienen. Der kaiserliche Bevollmächtigte erklärte die Katholiken für die Sieger, was die Donatisten natürlich leugneten. Indeß verloren sie von dieser Zeit an immer mehr an Ansehen und Ausbreitung; nur durch die Eroberung der Vandalen, welche eine verfolgte Partei begünstigten, um sich Anhänger zu verschaffen, erhoben sie sich auf einige Zeit wieder.

So wie die Bischöfe und Patriarchen durch ihre Bestrebungen, Einfluß und Macht zu gewinnen, von der Einfachheit des ursprünglichen christlichen Lebens abgeführt, und immer mehr in die Welthändel verwickelt werden mußten; so ging aus der entgegengesetzten Richtung bei Vielen der Entschluß hervor, von der Welt und ihren Verhältnissen gänzlich getrennt, als Einsiedler zu leben, und hieraus gestaltete sich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der christlichen Welt, das Mönchs- und Klosterleben. Die Wurzeln desselben sind in der Weise und dem Bestreben der Asceten zu suchen, welche, noch höher gesteigert, sich als die möglichste Ertödtung aller Forderungen und Bedürfnisse unserer sinnlichen Natur darstellten, und in der damit verknüpften Vorstellung, daß ein in Entbehrungen aller Art, Fasten, Bußübungen, Selbstpeinigungen hingebrachtes Leben als eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu betrachten sey. Es ist dies eine Ansicht,

welche das Christenthum nicht zuerst und allein erzeugt hat. Der Orient, dessen glühende Natur den Menschen zu allen Extremen treibt, zeigt uns noch heut zu Tage unter heidnischen Völkern Leute, welche der Glaube an die hohe Verdienstlichkeit äußerer Entsagungen und Aufopferungen zu den allerschmerzhaftesten, ja wahrhaft wahnsinnig zu nennenden Bußübungen bringt, wofür sie denn vom Volke als Heilige verehrt werden. Die strengeren Asceten unter den Christen wurden Einsiedler, zuerst in Aegypten, dem Lande, dessen Klima und Naturbeschaffenheit immer einen gewissen düstern Sinn erzeugt haben. Einer der berühmtesten unter diesen Einsiedlern ist Paulus von Theben, welcher, im dritten Jahrhundert, bei der Decianischen Verfolgung in eine Aegyptische Wüste floh, und dort sein Leben unter Gebet, frommen Betrachtungen, Fasten und Kasteiungen des Leibes hinbrachte. Doch hat er keine Schüler und Nacheiferer erweckt, wie sein etwas jüngerer Zeitgenosse, der Aegypter Antonius, gethan. Dieser, welcher als der eigentliche Stifter des Mönchslebens zu betrachten ist, hatte früh eine religiöse Richtung genommen, aber wissenschaftliche Bildung war ihm fremd geblieben. Nachdem er sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilt hatte, zog er sich ganz von der Welt zurück, und begab sich im Jahre 285 in eine Wüste. Die körperlichen Bedürfnisse so wenig als nur irgend möglich zu befriedigen, war eine seiner vorzüglichsten Bestrebungen. Das Leben dieses Heiligen ist, wie das vieler anderer frommen Christen in diesem und späteren Jahrhunderten, mit Mährchen und Wundergeschichten ausgeschmückt worden, aber wahre Züge von einfacher Größe lassen sich darin nicht verkennen. Sein Beispiel und seine Ermahnungen brachten Viele dahin, sich zu ihm zu gesellen und dieselbe Lebensweise zu ergreifen. So entstanden in dieser Gegend viele Hütten solcher einzeln Lebenden (Griechisch μοναχοί, daher „Mönche"), unter welchen Antonius Verbindungen stiftete, und über die er die Aufsicht führte. Außer den Andachtsübungen, dem Beten und Fasten machte er ihnen Handarbeiten zur Pflicht, weil er einsah, wie verderblich ihnen ein ganz müßiges Leben werden müsse. Er starb in einem Alter von fast hundert und fünf Jahren (356).

Während sich das Mönchthum von Aegypten aus schon mit großer Schnelligkeit in andere Gegenden verbreitete, bekam es in seinem Vaterlande durch die Entstehung des eigentlichen Klosterlebens seine unterscheidende Ausbildung. Dies geschah durch den Pachomius, einen Schüler des Antonius, unter dessen Aufsicht die Mönche in ge-

meinschaftlichen Gebäuden zu wohnen anfingen, welche Griechisch κοινόβια, Lateinisch von der Einschließung claustra (daher Deutsch „Klöster") genannt wurden. So unterschied man nun die Anachoreten (Einsiedler) von den Cönobiten. Der Vorsteher eines Klosters wurde Vater (Abbas, daher „Abt") genannt. Als Pachomius starb (348), hinterließ er einige tausend Mönche, die unter seiner Aufsicht gestanden hatten. Verbindungen in gleicher Absicht und zu derselben Lebensweise bildeten sich damals auch schon unter Frauen, und die Nonnenklöster gingen gleichfalls von Aegypten aus. Es entstand eine wahre Begeisterung für diese Lebensart; die angesehensten Kirchenlehrer empfahlen dringend diesen Weg zu einer höhern Frömmigkeit. Schnell fanden die Klöster den Weg aus den Einöden in die Städte, und überall sah man neue emporsteigen. Damals gehörten die Mönche noch nicht zu den Klerikern; erst später wurden sie als Glieder dieses Standes betrachtet.

Athanasius, jener eifrige Kämpfer für die Lehre von der dem Vater gleichen Gottheit Christi, brachte das Mönchswesen im Jahre 340 nach Rom, und in Gallien wirkte der Bischof Martinus von Tours mit großer Thätigkeit für die Verbreitung desselben. Größere Festigkeit gewann es aber in den Abendländern erst durch eine eigenthümliche Gestaltung, welche der Geschichte des Mittelalters angehört. Dort wird sich uns das Mönchthum in einer thätigen, die Bildung fördernden Richtung zeigen, während es im Oriente (obschon es hier durch das auf die Menge stets großen Einfluß übende Beispiel strenger Enthaltsamkeit ebenfalls manches Gute wirkte) der müßigen Beschaulichkeit zu sehr hingegeben war. Daraus entwickelten sich oft Hochmuth und Starrsinn, und die Leidenschaften, in weltlichen Dingen gehemmt und zurückgedrängt, brachen in religiösen Parteikämpfen, woran Mönche und in den Klöstern gebildete Männer den meisten Antheil hatten, desto heftiger und ungebändigter hervor. Ueberhaupt war es die schlimmste Seite des Mönchthums, daß sich zu einer Lebensweise, die, von den starken Gemüthern würdig durchgeführt, die menschliche Natur in einer ganz eignen Größe zeigt, Tausende drängten, welche gar keinen innern Beruf dazu hatten, daher vom Klosterleben nichts als das äußere Wesen annehmen konnten, und den Keim zu aller Verderbniß hineintrugen.

Es gab Anachoreten, welchen die Strenge des gewöhnlichen Mönchslebens nicht genügte, und die, um es zu überbieten, ihre

Wohnung in Klüften, in Gräbern, auf den Spitzen der Berge, auf Bäumen nahmen, aber alle diese wurden in der Selbstpeinigung noch weit von einem im Anfange des fünften Jahrhunderts in der Nähe von Antiochia lebenden Einsiedler, Namens Simeon, übertroffen, welcher sich entschloß, auf einer Säule zu wohnen. Er baute sich immer höhere, zuletzt bestieg er eine von vierzig Ellen und brachte darauf dreißig Jahre unter freiem Himmel zu. Man verehrte ihn als einen Wunderthäter und aus allen Gegenden strömten Leute herbei, um ihn zu sehen und sich seinem Gebete zu empfehlen. Er fand Nachahmer dieser Lebensweise in Syrien und Palästina, und diese Säulenheiligen (stylitae) sind erst im zwölften Jahrhundert gänzlich erloschen *).

Wie das Christenthum unter Constantin dem Großen aus der Verborgenheit hervor an den Glanz der Welt trat, ward auch der Gottesdienst glänzend und prunkvoll. An die Stelle der einfachen Versammlungshäuser traten prächtige Kirchen. Um den Sinnen der Menge zu schmeicheln, wurde mancher äußere Schmuck aus dem Heidenthum herübergenommen; Altäre, Bilder, Lichter, Weihrauch, kostbare Gefäße und eine pomphafte Feierlichkeit bei den gottesdienstlichen Handlungen wurden nach und nach eingeführt.

Zu den Hauptfesten, deren oben, als den früheren Jahrhunderten gehörend, bereits gedacht ist, Ostern **), Himmelfahrt Christi und Pfingsten, trat jetzt noch das Weihnachtsfest, als Andenken der Geburt des Heilandes, wofür man in der abendländischen Kirche den 25. December annahm. Es wurden um diese Zeit bei den heidnischen Römern die Saturnalien gefeiert, ein Fest zum Andenken des mythischen goldnen Zeitalters unter der Regierung des Saturnus, wo noch keine Verschiedenheit der Stände und keine Sklaverei war. Man entband daher die Sklaven an diesem Feste von jedem Dienste und erlaubte ihnen die ganze Lebensweise der Freien. Indem die Christen dieses Fest zu dem ihrigen machten, konnten sie der Ahnung, die ihm zum Grunde lag, eine viel höhere Beziehung geben, da ihnen das goldne

---

*) Schröckh Christl. Kirchengeschichte, Th. VIII. S. 241.

**) Schon im zweiten und dritten Jahrhundert war Streit darüber gewesen, ob man das Osterfest zugleich mit dem Jüdischen oder an einem andern Tage begehen sollte. Die Nicäische Kirchenversammlung entschied für den letztern Gebrauch, und setzte fest, daß es allemal an dem Sonntage zu feiern sey, welcher auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsäquinoctium folgt; wenn aber dieser Vollmond auf einen Sonntag fällt, so solle das Fest eine Woche später begangen werden. Und bei dieser Bestimmung ist es geblieben.

Zeitalter der Geister mit der Geburt des Erlösers angebrochen war, und das Christenthum den Knechten in jedem Sinne zur Freiheit verhalf*). Auch das gegenseitige Beschenken der Freunde fand schon bei den Römern an den beiden letzten Tagen des Saturnalienfestes, welche Sigillarien genannt wurden, Statt.

Durch Fasten sich zur würdigen Feier der Leidenszeit des Heilandes vorzubereiten, hatte man schon früh für sehr verdienstlich gehalten. Jetzt wurde eine bestimmte Fastenzeit von vierzig Tagen verordnet, in welcher man sich der Fleischspeisen enthielt. Viele blieben hier bei dem Aeußerlichen stehen, und hielten das bloße Fasten schon für etwas Verdienstliches, wogegen die Kirchenlehrer zeigten, daß es ohne wahre Reue und Buße nichts nütze. Ueberall ist es schwer, die Unterscheidung des Innern und Aeußern bei der Menge im Laufe der Jahrhunderte zu erhalten, und die Geschichte des Christenthums lehrt nur zu sehr, wie das, was anfangs als Aeußerung und Bild der frommen Gesinnung in Ehren gehalten wurde, späterhin zur Hauptsache gemacht und für hinreichendes Verdienst geachtet ward.

Die Märtyrer und Heiligen waren schon in den ersten Jahrhunderten Gegenstände der Verehrung, und der Hinblick auf diese Glaubenshelden stärkte und ermuthigte Viele in den Kämpfen, die sie als Christen zu bestehen hatten. Auch die Männer und Frauen, welche späterhin von der Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurden, waren meistens Solche, welche durch ihre Tugenden allen Uebrigen als Beispiel voranleuchten konnten. Aber im vierten und fünften Jahrhundert begann schon die Anrufung der Heiligen, so wie der Apostel, der Jungfrau Maria u. s. w., um ihre Fürbitte bei Gott, der man eine besondere Kraft beilegte, woraus sich denn später eine fast abgöttische Verehrung derselben entwickelte. Auch die Wallfahrten und das Reliquiensammeln findet man schon in dieser Zeit. Die Mutter Constantin's des Großen, die fromme Helena reiste nach Palästina, und kniete andächtig auf dem Hügel nieder, den man ihr als die Kreuzigungsstätte des Erlösers zeigte. Das Verlangen die heiligen Oerter zu besuchen, wo Jesus einst gewandelt hatte, erfüllte mehrere fromme Seelen; auch zu den Gräbern der Märtyrer und Heiligen stellte man Wallfahrten an. Man forschte emsig nach leiblichen Ueberbleibseln (Reliquien) der heiligen Männer und Frauen, der Apostel,

*) Neander Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums, Bd II. S. 183.

der Jungfrau Maria, des Erlösers, und pries sich glücklich, Stücke, die man dafür hielt, aufzufinden und zu besitzen. Der Mensch denkt das Körperliche und Geistige in Verbindung, unbewußt wird er beim Anschauen der sichtbaren Gestalt dahin gebracht, sich zu dem, was sie beseelt oder einst beseelte, zu erheben; es ist ein schöner, seiner Natur tief eingepflanzter Trieb, die Orte mit Augen schauen zu wollen, wo sich das Große begeben, das seine Seele erfüllt; Liebe und Begeisterung geben die Sorgfalt und Hochschätzung ein, mit welchen eine Gabe, ein ehemaliger Besitz hochgeehrter Personen gepflegt und aufbewahrt werden. Aber auch diese an sich schönen und untadelhaften Gebräuche gingen durch Verwechselung des Mittels und des Zweckes bald in Mißbrauch und schädlichen Aberglauben über. Den Reliquien legte man Wunderkräfte bei. Und schon die Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts fanden für nöthig, daran zu erinnern, daß man durch Veränderung des Ortes Gott nicht näher komme *).

Die Secten und Trennungen wegen abweichender Glaubenslehren dauerten theils aus der frühern Periode fort, theils entstanden jetzt neue. So fanden in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts manichäische und gnostische Lehren in Spanien Eingang. Ein angesehener Spanier, Priscillianus, bildete sie auf eine besondere Weise aus, und fand zahlreiche Anhänger. Die Priscillianisten hatten, außer ihren dogmatischen Sätzen, auch in Bezug auf das Leben manche seltsame und schädliche Meinungen; sie wollten z. B. alle Ehen getrennt wissen. Da Priscillianus von den ihn verdammenden Bischöfen an den Kaiser und zwar an den damals in diesen Ländern gebietenden Anmaßer Maximus (oben S. 346.) appellirte, ward er auf Befehl desselben nebst sechs seiner Anhänger zu Trier hingerichtet (385), das erste Beispiel einer an Ketzern vollzogenen Lebensstrafe. Zwei der angesehensten Männer der damaligen abendländischen Kirche, Ambrosius und Martinus von Tours, gaben aber ihre Mißbilligung dieser That laut und stark zu erkennen, und als Maximus auf den Betrieb einiger unwürdigen Bischöfe, die ihn auch zu der Verurtheilung verleitet, Kriegsbefehlshaber nach Spanien senden wollte, um dort das grausame Verfahren gegen die Ketzer fortzusetzen, gelung es den eifrigen Bemühungen des Martinus, die Zurücknahme dieses Blutbefehls zu bewirken.

Die wichtigen, vom religiösen wie vom speculativ-philosophischen

*) Neander Denkwürdigkeiten, Bd. II. S. 155.

Standpunkte häufig aufgeworfenen und sehr verschieden beantworteten Fragen: wodurch der Mensch zum Glauben und zu einem gottseligen Leben gebracht werde, wie weit der freie Wille des Menschen sich erstrecke, vom Ursprunge der Sünde, von der Gnade und Vorherbestimmung Gottes, gaben in der abendländischen Kirche Anlaß zu einem merkwürdigen Streite, hauptsächlich geführt von zwei Männern, welche, jeder von aufrichtiger Ueberzeugung geleitet, entgegengesetzte Lehren aufstellten. Der Britische Mönch Pelagius trat im Anfange des fünften Jahrhunderts mit den Behauptungen auf: die Wirkungen der Sünde Adam's haben sich nicht auf seine Nachkommen erstreckt, der Mensch, unverderbt geboren, besitze moralische Kräfte, selbst das Gute zu wählen und zu üben. Gegen diese Sätze trat der tief forschende, in der Kirche nach vielen Richtungen eifrig thätige Augustinus auf und lehrte: alle Menschen befinden sich vermöge der Folgen des Sündenfalles in dem Zustande verdienter Verdammniß; nur die Gnade Gottes wirke bei der Umbildung der verderbten Natur zum Guten, nicht aber die freie Selbstbestimmung des Menschen; endlich sogar (auf die Frage, warum alsdann nicht alle Menschen sittlich gebessert würden), Gottes unerforschlicher Rathschluß habe nur eine bestimmte Zahl von Menschen zur Seligkeit vorherbestimmt (prädestinirt). Diese Lehre hängt mit dem Charakter und den innern Schicksalen des Augustinus genau zusammen. Er war in seiner Jugend in manche Verirrungen gerathen; die sündlichen Neigungen und die guten Vorsätze hatten lange in ihm gekämpft, er hatte in den vielversprechenden Mysterien der Manichäer die Lösung der ihn quälenden Zweifel gesucht, bis er endlich, gegen sein dreißigstes Lebensjahr, in der einfachen Lehre des Evangeliums Beruhigung fand, und nun plötzlich in sittlicher Hinsicht ein ganz anderer Mensch geworden war. Dadurch befestigte er sich in dem Gedanken, daß der Mensch zu seiner Bekehrung zu schwach sey, daß diese vielmehr durch eine unwiderstehliche Einwirkung Gottes hervorgebracht werde. Sein System siegte in der Kirche; und die Lehren des Pelagius, welcher das eigne Verdienst des Menschen viel zu sehr, die Nothwendigkeit der Erlösung durch Gott zu wenig hervorgehoben zu haben schien, wurden als ketzerisch verdammt. Dagegen rief die Härte der Augustinischen Lehren, namentlich der unbedingten Prädestination zur Seligkeit oder Verdammniß, wogegen sich schon das menschliche Gefühl sträubt, eine Partei hervor, welche zwischen beiden in der Mitte stand, und deren Anhänger daher Semipelagianer genannt

wurden. Diese Ansicht, welche die Extreme auf beiden Seiten zu vermeiden suchte, fand auch im Mittelalter den meisten Beifall.

Während so die dogmatischen Streitigkeiten der Abendländischen Kirche mit der praktischen und sittlichen Seite der Religion in naher Berührung standen, wurde dagegen die morgenländische durch Kämpfe verwirrt, deren Inhalt ein spitzfindiges Grübeln und verwegene Behauptungen über Geheimnisse, die dem menschlichen Verstande unerforschlich bleiben, deren Triebfedern von weltlichem Ehrgeiz und persönlichen Leidenschaften verunreinigt, deren Folgen unheilbringende Trennungen waren. Nachdem der für das christliche Religionssystem allerdings höchst wichtige Streit über die Gottheit Christi (S. 327) durchgekämpft war, entwickelte sich daraus ein anderer, über das Verhältniß der beiden Naturen in Christo, der göttlichen und menschlichen, zu einander. Zwei theologische Schulen standen sich hier besonders gegenüber. Die Alexandrinische wollte vermeiden, daß man sich den Sohn Gottes und den Sohn der Maria als getrennte Wesen denke, und bediente sich daher solcher Ausdrücke, wodurch die Einheit beider Naturen recht stark bezeichnet wurde; sie nannte z. B. die Maria Gottgebärerin (θεοτόκος). Dagegen strebte die Antiochenische Schule zwischen den Eigenschaften der beiden Naturen scharf zu unterscheiden.

Die Eifersucht der Patriarchen zu Alexandria auf das höhere Ansehen der Constantinopolitanischen brachte das Feuer zum Ausbruch. Nestorius, der seine theologische Bildung zu Antiochia erhalten hatte, seit dem J. 428 Patriarch in der Hauptstadt, predigte gegen den Ausdruck Gottgebärerin, von der Maria gebraucht. Dagegen erhob sich der Alexandrinische Patriarch Cyrillus, ein höchst ehrgeiziger, herrschsüchtiger, zu Gewaltthaten geneigter Mann. Der Streit entbrannte mit großer Heftigkeit; man legte sich Anathematismen oder zu verdammende Sätze vor, die sich hauptsächlich um die Lehre von den Naturen in Christo drehten; die ganze morgenländische Kirche theilte sich in zwei Parteien. Da nun Patriarchen und ganze Provinzen sich als Ketzer anfeindeten, schrieb Kaiser Theodosius II. eine Kirchenversammlung nach Ephesus aus (431). Hier ward aber gar nichts entschieden, indem die Aegyptische Partei den Nestorius, die Antiochenische den Cyrillus für abgesetzt erklärten, und der schwache Theodosius wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Absetzung Beider bestätigte. Aber die Ränke der Anhänger des Cyrillus brachten es dahin, daß das Urtheil wider diesen zurückgenommen

wurde, Nestorius dagegen, der am Hofe heftige Feinde hatte, in die Verbannung geschickt ward, wo er starb. Aber die Sache selbst war dadurch noch nicht entschieden. Der Patriarch Johannes von Antiochia gab zwar den Nestorius auf, aber nicht seine Meinung, und stellte den Kirchenfrieden mit der Gegenpartei erst her, als Cyrillus sich entschlossen hatte, ein ihm vorgelegtes Glaubensbekenntniß zu unterschreiben. Mit dieser Aussöhnung aber waren viele morgenländische Bischöfe unzufrieden, weil sie den Nestorius für unschuldig erklärt wissen wollten. Da sie und ihre Anhänger verfolgt wurden, flohen sie unter der Leitung des Barsumas, eines von der Schule zu Edessa vertriebenen Lehrers, nach Persien, wo der König sie gern aufnahm, ja alle mit dieser Lehre nicht übereinstimmende Christen auf den Rath des Barsumas aus seinem Lande verwies, um dadurch alle Verbindung seiner christlichen Unterthanen mit dem Oströmischen Reiche aufzuheben. So bildete sich die bis auf den heutigen Tag fortbestehende Partei der Nestorianer, oder, wie sie sich selbst nennen, der chaldäischen Christen. Barsumas, welcher Bischof von Nisibis ward, gab ihrer Kirche eine feste Einrichtung.

Indeß gaben Cyrillus und seine Anhänger, trotz der unterzeichneten Glaubensformel, weder ihre Meinung noch die Hoffnung auf, sie zur herrschenden zu erheben. Cyrillus starb zwar, aber in seinem Nachfolger Dioskurus hatte die Aegyptische Partei einen Führer, der ihm an Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit nichts nachgab, Gewaltthätigkeiten noch weniger scheute als Jener. Als der Constantinopolitanische Patriarch Flavianus den alten Abt Eutyches wegen irriger Lehren über die Natur Christi seiner Aemter entsetzte, sah Dioskurus in diesem Ereigniß einen bequemen Anlaß, den Streit zu erneuern. Durch seinen Einfluß am Hofe, wo Flavian verhaßt war, brachte er es dahin, daß eine neue allgemeine Kirchenversammlung ausgeschrieben ward, welche im J. 449 zu Ephesus zusammenkam. Diese Versammlung heißt in der Geschichte mit Recht die Räubersynode. Eutyches wurde losgesprochen, Flavianus abgesetzt, jede Abweichung von dem Glauben an Eine Natur in Christo mit dem Bannfluche belegt. Dioskurus erzwang diese Schlüsse durch offenbare Gewalt, denn er hatte die Kirche, in welcher die Versammlung gehalten ward, mit Soldaten und bewaffneten Mönchen umringen lassen, welche auf seinen Wink eintraten und die zitternden Gegner kräftiger zum Schweigen brachten, als alle seine Reden und Gründe. Ja der wüthende

Dioskurus soll über den Flavian hergefallen seyn, und ihn mit Schlägen gemißhandelt haben, deren Folgen man sogar den bald darauf erfolgten Tod desselben zuschrieb. Dieser unwürdige Sieg der Aegyptischen Partei mußte bei Vielen die größte Unzufriedenheit erregen, und namentlich erklärte sich der Römische Bischof Leo der Große, welcher schon die Verurtheilung des Eutyches gebilligt hatte, auf das nachdrücklichste wider die Ephesinischen Schlüsse, aber Dioskurus achtete seine Mißbilligung nicht, und die Lehre von Einer Natur Christi würde jetzt in der morgenländischen Kirche wol herrschend geblieben seyn, wenn nicht der Kaiser Theodosius gestorben wäre. Der neuen Regierung war Dioskurus verhaßt, und die Folge davon war die Berufung einer Kirchenversammlung, welche im J. 451 zu Chalcedon unter der eigenen Leitung des Kaisers Marcian gehalten ward. Was hier geschah, war leicht vorauszusehen, denn viele Bischöfe folgten mit derselben feigen Gesinnung, welche sie früher zu Anhängern des Dioskurus gemacht hatte, jetzt den veränderten Absichten des Hofes. Diese Absichten gingen dahin, zwischen dem Nestorianismus und den Lehren der Gegner einen Mittelweg zu treffen. Die Glaubensformel dieses Conciliums erklärte, daß Christus in zwei, ohne Vermischung mit einander verbundenen Naturen bestehe, zugleich aber wurde die Einheit der Person Christi stark hervorgehoben, und die Maria Gottgebärerin genannt. Aber die Lehre, der Nestorius angehangen, schien doch am meisten begünstigt, und die Aegyptische Partei fühlte sich so verletzt, der Eifer der ihr zugethanen Mönche wurde so erhitzt, daß an mehreren Orten heftige Aufstände ausbrachen. Nach dem Tode Marcian's wurden die Empörer noch kühner, da sie vom Kaiser Leo nicht die Festigkeit, die Jener gezeigt hatte, erwarteten; zu Alexandria wurde der dem Dioskurus zum Nachfolger gesetzte Proterius ermordet. Auch konnte die Regierung den Chalcedonischen Schlüssen nie das Uebergewicht in Aegypten verschaffen, und die von den Monophysiten (Anhängern der Lehre von Einer Natur) erregten Unruhen dauerten fort, bis auch diese Partei sich im folgenden Jahrhundert zum großen Nachtheil des Staates ganz von der herrschenden Kirche trennte. Im Abendlande konnten die Glaubensstreitigkeiten weder einen solchen Charakter annehmen, noch einen so großen Einfluß gewinnen; vielmehr erhielt die dortige Kirche durch ihre Stellung zu den neuen Germanischen Staaten eine eigenthümliche Richtung und Entwicklung, wie die Geschichte des Mittelalters zeigen wird.

Register
über den Ersten, Zweiten und Dritten Band.

(Die Römische Zahl bezeichnet den Band, die Arabische die Seitenzahl.)

Anzeige.

In demselben Verlage ist erschienen:

Dielitz, Th., Grundriß der Weltgeschichte für Realschulen und die mittleren Gymnasialklassen. 8. . . . . ½ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. . . . . ⅓ Thlr.

— Dasselbe. Zweiter Theil. Geschichte des Mittelalters. ½ Thlr.

— Dasselbe. Dritter Theil. Geschichte der neuern Zeit. ⅔ Thlr.

Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. gr. 8. 1½ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur. Dritte verbesserte Ausgabe. gr. 8. . . . . . . ½ Thlr.

Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie. Mit Beiträgen von K. O. Müller, Th. Panofka, Otto B. v. Stackelberg, F. G. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erster Theil. gr. 8. . . . . 2 Thlr.

Inhalt: 1. Grundzüge der Archäologie; von Ed. Gerhard. — 2. Ausgrabungsberichte; von Ed. Gerhard und Th. Panofka. — 3. Deimos und Phobos; von Th. Panofka. — 4. Ueber das Zeitalter des Gitiades; von F. G. Welcker. — 5. Die erhobenen Arbeiten am Friese des Pronaos vom Theseustempel zu Athen, erklärt von K. O. Müller. — 6. Der gefesselte Herakles; von Th. Panofka. — 7. Die Himmelfahrt des Herakles; von F. G. Welcker. — 8. Theseus und Antiope; von Dems. — 9. Die Enkaustik; von Dems. — 10. Die Hermes-Grotte bei Pylos; von K. O. Müller. — 11. Epigraphisches; von Th. Panofka.

Wissenschaftliche Syntax der Griechischen Sprache. Von G. Bernhardy. gr. 8. . . . . 2⅓ Thlr.

Die Aufgabe dieses Werks war: die syntaktische Kunst der Griechen in ihren Gesetzen und Anschauungen zu begreifen, den Zusammenhang ihrer geschichtlichen Entwicklung an den Momenten und Eigenthümlichkeiten der wechselnden Sprachperioden darzulegen, und den wahren Gehalt der Resultate von alten und neuen Forschungen auf diesem Gebiete kritisch zusammenzufassen. Ein klares lebendiges Bild jenes großartigen Organismus, auf welchem die Blüte und bewußte Selbständigkeit Griechischer Form ruht, sollte möglichst scharf in der ursprünglichen Einheit hervortreten, wodurch auch die schwankende ästhetische Analyse der antiken Darstellungsweise, einen sichern Boden erhielte, und zugleich die Summe der syntaktischen Reichthümer im naturgemäßen Fortschritt der Idiomen verfolgt und in den Ergebnissen aller bisherigen Untersuchungen nachgewiesen, als ein bedeutsames und bewährtes Ganzes sich erkennen lassen.

Inhalt des dritten Bandes.

Alte Geschichte. Viertes Buch.
Die Römer bis zur Alleinherrschaft des Augustus.
(Fortsetzung.)

Alte Geschichte. Fünftes Buch.

Die Römischen Imperatoren bis zum Untergange des westlichen Reiches (30 vor Chr. — 476 nach Chr.)

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Vierter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte des Mittelalters.

Siebente,

verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Max Wolfgang Duncker.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Zum vierten bis sechsten Bande.

Nach der fünften Ausgabe erhielten auch in der sechsten, wie das ganze Werk so diese das Mittelalter betreffenden Bände vielfache Verbesserungen und Erweiterungen, und eine Reihe von Abschnitten wurde ganz neu geschrieben. Auch diesmal sollten ihnen, nach dem Plane, der bisher unausgesetzt verfolgt worden ist, neue Sorgfalt und Pflege zu Theil werden, aber der rasche Gang des Drucks verhinderte mich, meine Arbeit diesmal auf alle bisher von mir umgeschmolzene Bände auszudehnen. Ich suchte daher einen Mitarbeiter, und fand ihn in dem Herrn Doctor Maximilian Duncker, dem ich, in Uebereinstimmung mit den Herren Verlegern, die Bearbeitung des Mittelalters übertrug; in der Geschichte der neuern, mit der Entdeckung von America beginnenden Zeit werde ich selbst wieder eintreten.

Indem ich nun dem Publicum hiemit die Arbeit des Herrn Duncker übergebe, freue ich mich, hinzufügen zu können, daß sie sich von selbst als eine wohlgelungene und ausgezeichnete empfehlen wird.

Bonn, im Juni 1836.

J. W. Loebell.

Vorrede zur siebenten Ausgabe.

Es gibt verschiedene Punkte, welche der Herausgeber eines Buches, das die Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß nicht unbedingt an die Spitze seiner Mittheilungen stellt, in vorläufiger Weise zu besprechen sich gedrungen fühlen kann. Ich komme schon als der dritte Bearbeiter zu dem vierten, fünften und sechsten Band des Beckerschen Werkes, welche der Darstellung des Mittelalters bestimmt sind, um dieselben nach einer neuen Gestaltung aus meinen Händen zu entlassen. Wenn zunächst nach der Nothwendigkeit einer nochmaligen Durchsicht und Umarbeitung gefragt wird, da doch der älteren Form verdientes Lob und ausgebreitete Anerkennung zu Theil geworden, so kann ich mich darüber im Ganzen auf das Vorwort zum ersten Bande beziehen, welches das Allgemeine über die vorliegende Ausgabe zu sagen und zu vertreten hat. Die Geschichte, welche den Namen Becker's trägt, hörte auf, ein Buch für Kinder und Kinderlehrer zu seyn, nachdem es durch die Eigenthümlichkeit seines Inhalts und seiner Darstellung die Interessen eines größeren Publicums gewonnen hatte. Seine Methode rechtfertigte sich nicht bloß den Massen gegenüber; auch auf dem strenger historischen Terrain machte sich hin und wieder ein nicht unbegründetes Verlangen geltend, in bequemer, sinn- und geschmackvoller Weise die wesentlichen Resultate der mannichfachen Durchforschungen, Untersuchungen und monographischen Studien, denen der historische Stoff in den letzten Decennien so häufig unterworfen wurde, mit einem nicht allzu anstrengenden Blicke zu übersehen. Als auf solche Weise der Vereinigungspunkt strenger Wissenschaft und weiterer Kenntniß gefunden, als diese Weltgeschichte gleichsam der Peristyl, die στοὰ ποικίλη des großen historischen Tempelbaues geworden war, von der jeder nach Lust und Belieben in die inneren

Räume weiter vordringen konnte, gehörte sie der Theorie und dem allgemeinen Bedürfniß auf gleiche Weise an und hatte die Aufgabe übernommen, mit den sich höher wölbenden Bogen der Wissenschaft auch ihre Giebel emporzubringen. Von hier an mußten alle conservative Neigungen aufgegeben werden, der Forschung mußte man auf den Fersen seyn, damit den gesteigerten Anforderungen, der vorgeschrittenen Bildung des Publicums genügt werden könne. Um das Werk zu erhalten, wie es in der zweiten Ausgabe vom Jahre 1806 erschien, mußte sich Gehalt und Aussehen drei und zwanzig Jahre später bedeutend verändert haben, und die Form von 1829 bedarf nach sieben Jahren wieder einer gründlichen Bearbeitung, wenn der alte Standpunkt behauptet werden soll. Durch diese wiederholte Wandelung allein kann die Stabilität des Verhältnisses zum Publicum und zur Wissenschaft bewahrt werden. Für meine besondere Arbeit trat noch der Umstand hinzu, daß die Geschichte des Mittelalters gegen die Darstellungen der alten und neuen Zeit an manchen Orten zurückgeblieben war, während unterdeß gerade hier die bedeutendsten Erwerbungen in der Sichtung und Auffassung des Stoffes gemacht wurden.

Ich habe diese Bemerkungen vorangeschickt, um das Princip des Fortschritts aufzuweisen, in welchem die mannichfaltigen Veränderungen, Zusätze und Erweiterungen, welche die von mir edirten Bände erfahren haben, ihre Rechtfertigung finden. Wie aber diese mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dem inneren Leben des Werkes selbst hervorgingen, so ergab sich hieraus andrer Seits ebenso eine festzuhaltende Beständigkeit, eine Ruhe neben der Bewegung; es galt den Grundgedanken des Werkes, seine Methode, die eigenthümliche Art und Weise seiner Vorführungen zu bewahren. Der erste Theil meiner Aufgabe bezog sich auf das Materielle. In der Anordnung fand ich nicht sehr Bedeutendes umzustellen; dieselbe wird sich dem Kundigen als eine leicht zu übersehende und nicht unbequem gruppirende empfehlen. Dann hat die strenge und durchgehende Berichtigung des Factischen, wo eine solche erforderlich war, meine ganze Sorgfalt in Anspruch genommen. Wenn gründliche Forscher vor mir die Pfade durchmessen hatten, habe ich auf ihren Arbeiten gefußt, und konnte mich dabei oft eines gar sichern und günstigen Standpunkts erfreuen. An anderen Stellen mußte ich bei dem Mangel solcher Erleichterungen zu den Ur-

springen und Quellen zurückgehen und mehrere Abschnitte sind ausschließlich nach ihren Ergebnissen umgearbeitet. Die Anführung der Beweisstellen habe ich bis auf wenige, sehr bezeichnende Aeußerungen für überflüssig erachtet, weil das Publicum nicht sehen will, wie die Geschichte gemacht wird, und die Wissenschaft solche Belege anderswo sucht und findet. Nichts desto weniger werden Allen, die selbst einmal in jenen Regionen verweilt haben, deutliche Spuren dieser Forschungen in die Augen springen, und bei bedenklichen oder schwierigen Punkten wird man finden, daß der Text nur nach möglichster Berücksichtigung und reiflicher Ueberlegung gewählt worden ist, wenn umfassendere und tiefere Combinationen auch auf andere Resultate führen sollten. Mit der Verbesserung sind Ergänzung und Zusammendrängung Hand in Hand gegangen. Letzteres ist besonders der Fall gewesen, wo die Hauptsachen durch zu vieles Detail verdeckt waren, das Erstere hat namentlich bei allen staatsrechtlichen Einrichtungen Statt gefunden. Es war dies eine Seite des historischen Stoffes, welche in den früheren Ausgaben so gut als gar nicht beachtet wurde, und der erst durch die Einfügungen des Hrn. Prof. Loebell ein gebührender Platz geworden ist. Ich habe die Verfassungszustände, bei dem bedeutsamen Interesse, welches die Entwickelung der Staatsformen in der Wissenschaft wie in der Praxis für sich in Anspruch genommen hat, in umfassenderer Weise behandelt, um das innere Leben und Treiben der Völker schärfer heraustreten zu lassen. Dabei ist noch die große Wichtigkeit einer genaueren Kunde dieser Art für das Verständniß der Begebenheiten zu erwägen, und als ein mehr äußerer Grund auch die Schwierigkeit, ja fast die Unmöglichkeit anzuführen, die es für den Laien hat, sich zusammenhängende Ueberblicke über die fortschreitende Gestaltung öffentlicher Verhältnisse zu verschaffen. Dem Vorwurfe größerer Ausdehnung in diesen Dingen, als es der Plan zulassen möchte, glaube ich dadurch begegnen zu können, daß gewisse Einzelnheiten nöthig sind, um die Hauptumrisse solcher Bilder deutlich vor Augen zu stellen, ganz allgemein gehaltene, und darum unklare Notizen, aber nur dazu beitragen könnten, die hierüber herrschende Verwirrung noch zu vermehren statt sie zweckmäßig zu lösen und aufzuhellen. Aehnliche Bemühungen habe ich der Kirche und ihren Institutionen angedeihen lassen, der man bei

der Behandlung des Mittelalters mindestens eben so viel Rücksicht schuldig ist als dem Staat.

Was die Darstellung selbst betrifft, so ist auf eine einfache und möglichst objective Haltung gesehen worden; wie man denn überhaupt davon zurückgekommen ist, eine gezierte, und auf den Absätzen herumspringende Manier für das Ideal historischen Stiles zu halten. Aus dem ruhigen, gedrängten Gang der Erzählung erheben sich dann bei wichtigen Ereignissen ausgeführtere Schilderungen. Wichtige Ereignisse sind aber die Stellen in der Geschichte, an welchen der Geist, nachdem er, mit Hamlet zu reden, „als Maulwurf und vortrefflicher Minirer" im Verborgenen gelegen und im Stillen gearbeitet hat, plötzlich hervortritt und neue Werkzeuge und Tendenzen an das Licht des Tages führt, oder erstarkt in der einen, erschlafft in der andern nunmehr abgelebten Richtung, ein Volk erhebend und das andere erniedrigend, das nächste Stadium seiner Entwickelung beschreitet. Da ist es dann nöthig, die ganze Breite der Erscheinung zu zeigen, damit der geistige Inhalt, die leitenden Ideen und die treibenden Kräfte, zwar nicht in ihrer Verwandlung und abstracten Uebersetzung durch den Gedanken, wohl aber in der Fülle und Macht ihrer concreten Unmittelbarkeit dem Leser vor Augen kommen. Die gelungene Vorstellung solcher Zusammendrängungen geistiger Kräfte, Massen und Richtungen in einzelnen Existenzen und Begebnissen ist es, was einem Werke das Lob eindringender Charakteristik sichert, und durch die Anschauung der vollen Figuration mit ihrem ganzen Hintergrund die Interessen aller Leser fesselt. Hier ist der Ort, wo allein mit Recht auf eine gewisse Kunstmäßigkeit gedrungen werden kann, wo dem Individualisiren Raum zu verstatten ist, und das Bestreben des Historikers muß es seyn, solche Erscheinungen herauszuheben und dieselben so zu stellen, daß ihr inneres Seyn und Wesen durch die äußere Hülle hervorleuchtet. Ich habe an verschiedenen Orten dergleichen Ausführungen einzuflechten versucht. Auch einige Schlachtstücke kommen vor. Obgleich im Allgemeinen diese Scenerie für historische Werke, die das Militärische nicht zu ihrem besonderen Vorwurf machen, zu vermeiden seyn möchte, weil es in den meisten Fällen unmöglich ist, hiebei den ersten aller Grundsätze der Geschichtschreibung, die äußere Richtigkeit zu bewahren und ein treues, vollständiges Bild zu zeichnen; so gibt es doch gewisse kriegerische

Vorfälle, wo der Geist siegreich die Kämpfer durchdringt und zu unerwarteten Anstrengungen treibt, oder die besondere Art des Auftretens den Charakter eines Volkes veranschaulicht.

Eben so wenig als die großen Momente der mittleren Geschichte durften ihre großen Männer vernachlässigt werden, da sie an der Spitze der Begebenheiten stehen, und mehr oder weniger in ihrem Geiste wiederum ganze Reihen von Bestrebungen und Befähigungen, ja selbst die Eigenthümlichkeiten von Völkern und Perioden concentrirt erscheinen. Es wird darum nicht bloß von ihren historischen Thaten gesprochen, sondern ihre Persönlichkeit auch nach minder wichtigen Seiten hin, so weit sich hier Reflexe der inneren und allgemeinen Bestimmtheit zeigen, vorzuführen versucht. Neben der Hervorhebung der Eigenschaften, in deren Kraft sie ihre Werke vollzogen, ist gewöhnlich auch der Hinweisung auf die Bedingungen ihrer Wirksamkeit, auf die Einflüsse der Zeit und der umgebenden Verhältnisse ein Platz verstattet. Die moralische Beurtheilung bleibt meist dem Leser überlassen, nur mag die Bemerkung hier angeführt werden, daß ein Charakter vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit noch nicht gerechtfertigt ist, wenn seine historischen Motive angegeben sind, daß aber andrer Seits auch jedes Jahrhundert seines besonderen Maßstabes bedarf und einen solchen mit Recht fordern darf.

So viel über Stoff, Darstellung und Individualisirung. Ein dritter Punkt ist die Betrachtung und Ansicht, das Generelle. Es ist den Bearbeitern dieses Werks niemals in den Sinn gekommen, ihre Erzählungen mit den vielfachen Raisonnements, Erwägungen, ursachlichen Beziehungen u. s. w. zu belasten, mit denen sich die fälschlich sogenannte pragmatische Geschichte schmückt, noch weniger mit ihren Sentiments vor den Augen der Leser zu prunken. Dagegen trat in den späteren Ausgaben, und namentlich in der Fortsetzung der Beckerschen Weltgeschichte durch Hrn. Consistorial-Rath Menzel, das Streben hervor, den tieferen Inhalt der historischen Thatsachen und das Wesentliche der herrschenden Ideen, neben der Darstellung in unmittelbarer Weise, welches die Hauptsache bleiben mußte, auch im Widerschein umfassender Reflexion zu zeigen. Wenn dieser oder jener hierin eine Abweichung von dem Grundgedanken des Werkes sah, so war es in der That nur eine Fortführung desselben, durch die Veränderung des Publicums und zu-

nächst auch durch den Inhalt der neusten Geschichte bedingt. Um den organischen Zusammenhang der einzelnen Theile dieses Werkes nicht zu stören, entstand nun die Aufgabe, jener Form der Betrachtung auch in den übrigen Zeiträumen, so weit es angemessen und thunlich schien, Eingang zu verschaffen. Auf diese Weise hat denn auch in der Geschichte des Mittelalters Entwickelung, Bewegung, Kampf und Bereicherung der gesammten Cultur eine größere Berücksichtigung erfahren als früherhin, zugleich aber trat hiemit die Gefahr ein, daß die mittlere Höhe und universale Bestimmung dieses Werks aus den Augen gelassen und für eine große Mehrzahl Unverständliches eingemischt werden könne. Darum war ich mit Andeutungen und Fingerzeigen zufrieden und habe besonders die Einleitungen zu den verschiedenen Perioden benutzt, um die Fortschritte und Absätze des Geistes klar und übersichtlich zu zeigen, damit jeder, den ein schärfer eindringender Sinn darauf hinführt, an diesen Fanalen seine Fackel zur helleren Beleuchtung des folgenden Weges anzünden möge. Hie und da ist auch auf die negativen Punkte hingeblickt worden, von denen der fernere Lauf der Ereignisse und Fortschritte seinen Ausgang nehmen mußte. Noch wäre von dem Inhalt der zu Grunde liegenden Ansichten ein Wort zu sagen. Jene völlig entfremdete und verneinende Stellung des Historikers zu einem großen Zeitraum, einer ganzen Bildungsperiode, welche sich unter fortdauernden Lamentationen über Rohheit und Barbarei aus dem Gesichtspunkte falscher Humanität kläglich durch die Ereignisse windet, oder die Institute des Mittelalters an Voltaire, Rousseau, oder an der Erklärung der Menschenrechte abmißt, ist bereits als antiquirt zu betrachten. Wem es nicht verliehen worden, sich in andere Zustände als die seinigen und die heutigen hineinzulesen, zu denken und zu leben, wer nicht dem Zuge der Sachen und Ereignisse sich hinzugeben und darüber sein Ich aufzugeben, wer das Wesen der Völker und Staaten nicht in ihrer Eigenthümlichkeit zu fassen vermag, wem dann, wenn er ans Ende und zum heutigen Tage gelangt ist, die einzelnen Epochen nicht als Momente der großartigsten Entwickelung erscheinen, der wird ohne Schaden der Wissenschaft von Darstellungen der allgemeinen Geschichte wegbleiben können. Ebenso gehörte ein beschränkt protestantischer Eifer dazu, um sich dem überwältigenden Eindruck zu entziehen, den das

erhabene Kirchengebäude des Mittelalters auf jeden unbefangenen, rein historischen Sinn und auf jede wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung machen muß.

Die Untersuchung, was in jedem Falle in den drei folgenden Bänden mir, oder den früheren Herausgebern angehöre, würde ein besonderes Studium des Werkes erfordern. Auch dürfte ich meine Arbeit für gelungener halten, je schwieriger diese Scheidung gemacht wäre, da die Hineinordnung in die vorhandene Objectivität eine Hauptaufgabe solcher Bestrebungen ist. Geringe Abweichungen dürfte die neben dem Zusammengehören mit dem Ganzen für sich dastehende Abgeschlossenheit eines Zeitraums, wie das Mittelalter, vertheidigen, und Unebenheiten, welche hie und da übersehen seyn mögen, finden wohl bei literarischen Erzeugnissen eine Entschuldigung, bei denen von Allem, nur nicht vom nonum prematur in annum die Rede ist.

Berlin, im November 1836.

Dr. M. Duncker.

Inhalt des vierten Bandes.

Mittlere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug (814—1096).

Seite

Mittlere Geschichte.

Einleitung.

Wir haben am Schlusse des vorigen Zeitraums das Römische Reich, welches die ganze Cultur der alten Welt in seinem Umkreis zusammengefaßt hatte, in einem allgemeinen Verfall gesehen, und die westlichen Länder desselben in einer gänzlichen Auflösung ihrer bisherigen bürgerlichen Ordnung verlassen. Die unaufhörliche Kriegsnoth hatte die Einwohner erschöpft, die Städte standen verödet, die Aecker lagen ungebaut. Besonders war Italien's Zustand traurig, wo schon seit den letzten Zeiten der Römischen Republik Landbau und Bevölkerung mit der Kraft und dem bessern Sinne des Volkes immer mehr abgenommen hatten. Der Römische Bischof Gelasius (st. 496) sagt in einem Briefe, in Tuscien und den benachbarten Provinzen sey fast kein Mensch mehr zu sehen. So viel rhetorische Uebertreibung in dieser Aeußerung auch liegen mag, so bedeutsam ist sie doch für den Zustand jener Zeit.

Wir haben noch Schriften aus dieser Periode übrig, in welchen denkende und gefühlvolle Beobachter ihre Betrachtungen über den Untergang aller Herrlichkeit des Alterthums wehmüthig niedergelegt haben. Diese edlen Männer blicken in den jammervollen Umsturz etwa mit der Empfindung, wie man vor den Trümmern eines ehemals prächtigen Marmortempels steht, und in dem Schmerze über das viele Große und Glänzende, das nun zerstört vor ihnen liegt, sind sie geneigt, den Verlust für unersetzlich zu halten, die ganze Menschheit auf immer verloren zu geben, im Vertrauen auf die Verheißungen des Christenthums kein anderes Heil als in einer andern Welt zu hoffen, und den unbezweifelt nahen Untergang der gegenwärtigen mit Zittern und Gebet zu

erwarten. Und diese Männer, wenn sie jetzt, nach dreizehn Jahrhunderten wieder erwachen könnten, würden die Bildung, deren gänzlichen Untergang sie schon betrauern zu müssen glaubten, auf eigenthümliche Weise wieder hergestellt und belebt, ja das nördliche Europa, zu ihrer Zeit noch der finstre Wohnsitz von Barbaren, im Besitz einer in vielem Betracht höhern und ausgebreitetern Cultur sehen, als je der alten Welt bekannt gewesen.

Es ist ein neuer Stamm, der jetzt den Schauplatz der Weltgeschichte betreten hat, es sind die Germanischen Völker, welche dieses neue Reich des Rechts und der Bildung erzeugt haben. Damals waren sie in Begriff, eine Weltherrschaft zu gründen durch die Gewalt ihrer Waffen. Die Römischen Provinzen waren von ihnen erfüllt, von den Spanischen Küsten bis dahin, wo die Donau ins Schwarze Meer fällt, von der Libyschen Wüste bis zu den Eisfeldern Norwegs hatten Deutsche die Macht in Händen. Auch das Byzantinische Reich schien dem Drucke der Ostgothen erliegen zu müssen. Sollte nun mit seinem Staate auch der ganze geistige Inhalt des Alterthums vernichtet werden, und die Germanen, nur aus eigener Kraft langsam ihre Rohheit zur Cultur umbildend, die Geschichte ganz von neuem beginnen? Oder trug die Hinterlassenschaft der Griechen und Römer noch eine solche Kraft in sich, die jugendlichen Deutschen Völker von innen heraus zu überwältigen? Aber diese Stämme waren nicht sowohl zur äußeren Herrschaft über die Erde berufen, als zu der inneren und geistigen, welche sie nach einem langen Bildungsprocesse in der neuen Zeit erlangt haben. So erhob sich zunächst das Byzantinische Reich wieder und erhielt sich durch die mechanische Schwere seiner Formen noch fast ein Jahrtausend, die Wissenschaft Griechenland's als einen todten Schatz bewahrend, bis die Germanen zur Aufnahme desselben befähigt worden waren. Und der Orient konnte noch weniger in die Germanischen Lebenskreise gezogen werden, vielmehr entriß er sich sogar den lang gewohnten Römischen Formen und erzeugte neue, seinem eigenthümlichen Geiste höchst angemessene Gestaltungen. So fand sich denn auch zwischen jenen beiden äußersten Wegen, welche wir angedeutet eine Mitte. Die Reste der alten Cultur wurden von den Germanen nicht zerstört, denn diese waren selbst an und in Rom groß geworden und keine Starrheit hemmte die Aneignung des Fremden; jene Trümmer konnten aber eben so wenig die Spannkraft des Deutschen Geistes überwältigen. Das neue Element ist das Vorherrschende im Mittelalter, allmählig

werden die Resultate der alten Geschichte aufgenommen und eigenthümlich verarbeitet. Vornehmlich ist es die christliche Kirche, welche das Alterthum mit den kommenden Jahrhunderten in Verbindung setzt. Im Römischen Reiche war das Christenthum geboren worden, hier hatte es seine dogmatische Entwicklung, hier politische Formen und zusammenhängende Institutionen für seine äußere Erscheinung erhalten, um dem ersten Drucke der Eroberer widerstehen zu können. Vielfach finden wir auch sonst die Kirche mit der Römischen Welt in Verbindung, sie spricht deren Sprache, beschäftigt sich mit ihren Geisteswerken und wendet bald auch das Römische Recht für ihre Zwecke an. Sie hat einen großartigen Organismus, allgemeinen Zusammenhang, geordnete Abstufungen, sie geht nicht wie der Staat des Mittelalters in eine Masse einzelner Punkte auseinander. Aber in diesen dem Alterthume gemäßeren Formen, welche ihr Einfluß und Nachdruck auf die rohen, für das rein Geistige noch nicht empfänglichen Germanen sichern, bewahrt sie dennoch die Fermente der ganzen folgenden Entwicklung. Griechen und Römer waren für andere geistige Principien organisirt gewesen, das Christenthum findet seine wahre Stätte, seine innere Macht im Gemüthe erst bei den Germanen. Die Kirche zeigt den Völkern wie den Einzelnen, daß es jetzt nicht mehr darauf ankomme, die natürlichen Richtungen und Anlagen auszubilden, daß vielmehr nun im Widerspruche mit diesen rein geistige Güter zu erwerben seyen. Und wie es gewöhnlich geschieht, daß neue Ideen in einem strengen Gegensatz zum Alten auftreten und wie der Fortschritt zunächst das innerlich Zusammengehörende äußerlich in getrennte Massen auseinander reißt, so verwarf auch jetzt die Kirche die Welt als das Niedere und Sündliche, statt sie geistig zu erheben und zu verklären. Nachdem sie zuerst die Völker des Abendlandes unter das Reich des Glaubens geeinigt, strebt Rom an ihrer Spitze auf die Gewalt religiöser Bedürfnisse und Empfindungen eine neue Weltherrschaft zu gründen. Bald geräth deshalb die Hierarchie in einen heftigen Kampf mit der weltlichen Macht, welche ihr Recht behauptet, und dieser bildet den Mittelpunkt der merkwürdigen Begebenheiten unseres großen Zeitraums bis dahin, wo durch die beginnende tiefere Auffassung des Christenthums, durch den selbständig gewordenen Geist der Völker auch dies zweite Gebäude Römischer Herrschaft in seinen Grundfesten erschüttert wird, und zum Theil in Trümmer fällt. Und da sich gegen dieselbe Zeit zugleich in den anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, im Staate, im

Kriege, in den Wissenschaften und Künsten, große und folgenreiche Veränderungen zutragen, und neue Bahnen eröffnet werden, so schließt sich jene Periode der Europäischen Geschichte, die mit dem Umsturze des Weströmischen Reiches beginnt, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts von selbst ab.

Der Name, welchen diese Hauptmasse der Weltgeschichte führt, der des **Mittelalters**, ist vielleicht in so fern kein ganz schicklich gewählter, weil er eine bloße Beziehung auf die alte Zeit, die dem Mittelalter vorangegangen, und die neue, die ihm folgt, andeutet. Auch ist er zu einer Zeit entstanden, wo die herrschende Ansicht vom Mittelalter keine unbefangene und richtige war. Da die Periode, die ihm folgte, mit unbegrenzter Verehrung des classischen Alterthums begann, so sollte Alles, was sich von dem Geiste desselben entfernte, reine Barbarei seyn; und da die besonderen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte, die Fortschritte derselben im Wissen wie in der Gesittung, große Veränderungen in allen Lebensverhältnissen herbeiführten, so erblickte man in dem Zeitraume, wo über Staat und Kirche, ja fast über alle Verhältnisse des Lebens ganz andere Begriffe vorwalteten, nichts als Rohheit, Unvollkommenheit und gänzlichen Mangel an Bildung. So verhält es sich aber keinesweges. So viel das Mittelalter auch von der höhern Geistes- und Lebenscultur des Alterthums verloren hatte, so sehr es auch von den folgenden Jahrhunderten an Erfindungen und in der Entwicklung des menschlichen Daseyns überflügelt worden ist: es war darum keinesweges eine Zeit allgemeiner Verfinsterung und Verwilderung, auf welche die künftigen Geschlechter vornehm herabsehen dürften. Vielmehr schuf sich das Mittelalter Formen, die seiner Denkungsart und Handlungsweise höchst angemessen waren, und sprach seine Gefühle und Anschauungen in Kunstwerken aus, deren Größe und Bedeutung nur ein verderbter, irregeleiteter Geschmack verkennen kann. Nur aus sich selbst und in Beziehung auf sich selbst muß das Mittelalter von seinem Geschichtschreiber behandelt werden, keinesweges aber danach, daß seine Formen für andere Zeiten und deren gänzlich veränderte Richtung mit Recht ganz unpassend gefunden werden.

Das Mittelalter theilt sich am natürlichsten in **vier** Perioden, welche den Stufengang seiner Bildung und Entwicklung bezeichnen.

I. Von der Auflösung des Weströmischen Reiches (476) bis auf den Tod **Karl's des Großen** (814). Ein Zeitraum, während dessen die begonnene Völkerwanderung erst ihr völliges Ende erreicht, und

die neugegründeten Staaten noch um ihr oft schnell wieder vorübergehendes Daseyn kämpfen.

II. Bis auf den ersten Kreuzzug (1096). Die Zeit, wo die Staaten sich befestigen und die Ideen, welche das Mittelalter lenken, ihre Ausbildung erhalten.

III. Bis auf Rudolph von Habsburg (1273). Die Periode der Kreuzzüge und des Gipfelpunktes der Hierarchie, wo jene Ideen und ihre Wirkung am vollständigsten zur Erscheinung kommen; die eigentliche Blüthezeit des Mittelalters.

IV. Bis zur Entdeckung von America (1492). Die Zeit, in welcher Formen und Ansichten des Mittelalters schon zu verfallen und zu verschwinden beginnen, und allmählig denen der neuern Zeit Platz machen.

Mittlere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Auflösung des Weströmischen Reiches bis auf den Tod Karl's des Großen.
(476—814.)

1. Theoderich, König der Ostgothen.
(Reg. in Italien 493—526.)

Wie der Deutsche Odoacer auch dem Namen des Kaiserthums im Westen ein Ende gemacht, und Italien gewonnen, hat der vorige Band (S. 364.) gelehrt. Er war schon zum Christen getauft, und dem Arianischen Glauben zugethan, doch ohne Haß gegen die katholische Partei. Vielmehr leitete ihn sein Christenthum zu allgemeiner Schonung und zu einer lobenswerthen Milde und Behutsamkeit. Er achtete die alten Römischen Einrichtungen, stellte sogar nach siebenjähriger Unterbrechung das Consulat wieder her, und besetzte es mit den würdigsten Römern. Er behielt die Gesetze der Kaiser bei, und ließ auch die Civilverwaltung Italien's in den Händen des prätorischen Präfecten (Th. III. S. 330) und seiner Unterbeamten. Die Städte bewahrten ebenfalls ihre frühere Verfassung und in den Verhältnissen der Römischen Bevölkerung änderte sich nichts. Ueber das Adriatische Meer und über die Alpen that er Kriegszüge, um Dalmatien zu gewinnen und Noricum vor den Einfällen der Rugier zu beschützen, welche damals am linken Donauufer in den Strichen zwischen den heutigen Städten Wien und Lorch ihre Wohnsitze hatten. Er besiegte sie und machte

ihrem Reiche ein Ende. Dem Westgothenkönig Eurich überließ er, was dieser im südlichen Gallien erworben hatte, und so schien seine Regierung gesichert.

Allein auch er sollte von einem Stärkern verdrängt werden. Die Ostgothen hatten, als sie, nach dem Tode Attila's, von der Herrschaft der Hunnen frei geworden waren, vom Kaiser Marcian Pannonien (das westliche Ungern) zum Wohnsitz erhalten, und drei Brüder aus dem Geschlechte der Amaler (Th. III. S. 340.) theilten sich darein. Doch mußten ihnen die Griechischen Kaiser jährlich eine Geldsumme zahlen, um von den Plünderungen des beutelustigen Volkes verschont zu bleiben. Zu mehrerer Sicherung der darüber geschlossenen Verträge sandte Theodemir, einer jener drei Brüder, seinen siebenjährigen Sohn Theoderich als Geisel nach Constantinopel (zwischen 459 und 462). Dieser fand dort im kaiserlichen Palast Anlaß und Gelegenheit, die Kenntnisse und Einrichtungen der Byzantinischen Griechen, die ihnen fortwährend große Vorzüge über die umwohnenden Barbaren gewährten, mit regem Sinne aufzufassen. Achtzehn Jahr alt, kehrte er unverderbt an Seele und Leib zu seinem Vater zurück, welchem damals auch die Herrschaft seiner Brüder zugefallen war, und als Theodemir bald nachher starb, wurde der Sohn einstimmig als Nachfolger anerkannt. Der Oströmische Kaiser Zeno (unten Abschn. 8.), welcher den Werth des Jünglings richtig würdigte, bemühte sich aus allen Kräften, ihn durch Gunstbezeugungen, unter andern durch die ihm für das Jahr 484 ertheilte Consulwürde, dann auch durch Einräumung eines Gebietes in Mösien, an sich zu fesseln, um sich seiner gegen andere in Thracien ansässige Gothen, Nachkommen derer, welche einst Kaiser Theodosius ins Reich aufgenommen hatte, zu bedienen. Sie wurden von einem Fürsten, ebenfalls Theoderich genannt, beherrscht, der aber nicht aus dem Hause der Amaler stammte. Er war ein Verwandter des Feldherrn Aspar (Th. III. 363.), — den Leo, um sich seiner Uebermacht zu entledigen, mit zweien seiner Söhne hatte ermorden lassen, — und verlangte nun von Zeno Aspar's Erbschaft, den Oberbefehl über die Gothen im Römischen Dienst, welchen jener geführt, und bessere Wohnsitze für sein Volk. Dasselbe Commando suchte auch der Ostgothe, denn die factische Macht über Kaiser und Reich, wie sie wirklich die Familie Aspar's über dreißig Jahre in Händen gehabt, war mit dieser Stellung verbunden. Es kam in der That zum Kriege zwischen beiden Fürsten, doch blieb die Unterstützung Zeno's, welche dieser den Ostgothen ver-

sprochen hatte, natürlich aus, weil den Griechen am Siege derselben wenig gelegen seyn konnte. Ihr Interesse verlangte nur, beide Völker zu schwächen, nicht aber eines übermächtig werden zu lassen. Theoderich beschloß endlich, nach mehreren Zwistigkeiten und wiederholten Einfällen in das Byzantinische Gebiet, sich einen andern Schauplatz für seine Thatkraft zu suchen, womit er den Wünschen seiner Gothen nur entgegen kam. Er machte daher dem Kaiser Zeno den Antrag, mit seinem ganzen Volke nach Italien zu ziehen, und den Anmaßer Odoacer (denn als solchen betrachtete ihn der Byzantinische Hof) aus diesem schönen Lande zu vertreiben. Nach einer andern Nachricht schlug der Kaiser dem Könige, der eben im Begriff war, feindlich gegen Constantinopel vorzudringen, die Besitzergreifung Italien's vor. Man kann diese scheinbar widersprechenden Nachrichten sehr wohl mit einander vereinigen, wenn man annimmt, daß die Wünsche beider Fürsten einander entgegenkamen, und daß der Byzantinische Stolz den Ostgothenkönig vermochte, öffentlich das als eine Vergünstigung zu erbitten, was ihm vom Kaiser vorher an die Hand gegeben war. Nichts erwünschteres konnte es für das Oströmische Reich geben, als diese veränderte Richtung der Gothischen Kräfte, und war der Anstoß dazu von Zeno ausgegangen, mochte er die gelungene Wirkung mit Recht für ein Meisterstück seiner Politik halten. Denn früher oder später hätte Theoderich wahrscheinlich das östliche Reich in seine Gewalt gebracht, wie Odoacer das westliche. Wer aber in dem doch verlorenen Italien gebiete, Odoacer oder Theoderich, darin war für Zeno kein Unterschied; jedenfalls thaten sich die Germanen selbst Abbruch, entfernten sich die Ostgothen aus erdrückender Nähe, es ließ sich hoffen, im Fall des Sieges vielleicht eine gewisse Herrschaft über Theoderich auszuüben, weil er unter kaiserlicher Autorität focht und mit den höchsten Römischen Ehrenstellen bekleidet war. Urkundlich ertheilte der Kaiser dem Gothenfürsten Italien und empfahl ihm scheidend den Senat und das Römische Volk. Ein Verwandter Zeno's begleitete den Zug. So brach denn das Volk der Ostgothen, mit Weibern, Kindern, Heerden und aller Habe aus Mösien auf (488), wanderte, ein gewaltiger Strom, durch das Moravathal gegen die Donau, und ging dann über die Sau, um auf dem niedrigen grasreichen Höhenzuge, der die Drau und Sau scheidet, fortziehend Italien's Grenzen zu erreichen. In der Gegend von Sirmium, an den sumpfigen Wassern, welche bei Cibalá über die Wasserscheide jener beiden Flüsse schleichen, wollten ihnen die Gepiden,

deren Reich in den Ebenen der Theis sich südwärts bis zur Drau und Donau erstreckte, den Paß verlegen. Erst nach hartem Kampfe konnten sich die Gothen Bahn brechen. Im folgenden Frühling stiegen sie endlich von den Alpen hinab. Auf die Nachricht eilte Odoacer mit seinem Heere herbei. Er stieß auf den furchtbaren Schwarm in der Gegend von Aquileja (489), wurde geschlagen, und setzte sich fliehend an der Etsch in der Nähe von Verona. Zum zweiten Male verlor er hier eine Schlacht, und mußte hinter den Mauern Ravenna's Sicherheit suchen. Doch ein Feldherr des Besiegten, der zu Theoderich übergegangen war, und sich dann zu seinem alten Herrn zurückwandte, gab durch diese doppelte Verrätherei dem Letztern wieder auf einige Zeit die Oberhand, bis Theoderich, durch herzueilende Westgothen verstärkt, eine dritte Schlacht an der Adda (490) gewann, und Odoacer sich zum zweiten Male in das feste Ravenna zurückziehen mußte. Theoderich durchzog ganz Italien, unterwarf es sich völlig, erhielt von den Vandalen den Besitz Sicilien's, und kehrte dann nach Ravenna zurück, um der Herrschaft Odoacer's ein Ende zu machen. Aber drei Jahre lang vertheidigte sich der tapfere Mann, bis zuletzt das Murren der Einwohner ihn zwang, einen Vergleich mit den Gothen abzuschließen. Er übergab die Stadt auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalten solle (26. Febr. 493). Die ersten Tage der neuen Freundschaft wurden mit Gastmählern gefeiert, aber noch mitten unter den Lustgelagen ward plötzlich der böser Entwürfe verdächtige Odoacer mit seinem Gefolge niedergehauen, Theoderich dagegen von den Ostgothen zum einzigen König von Italien ausgerufen.

Gegen 200,000 streitbare Männer sollen die Gothen gezählt haben, welche nun den dritten Theil aller Ländereien Italien's für sich in Anspruch nahmen, die schon früher für Odoacer's Krieger hatten abgetreten werden müssen. Theoderich hatte, wie auch die letzten Abendländischen Kaiser, seinen Wohnsitz meist in Ravenna, und ordnete von hier aus mit durchdringendem Herrscherblick die Verwaltung seiner weitläufigen Staaten. Denn ihm gehorchten nicht nur Italien mit den dazu gehörigen Inseln, sondern auch ein Theil des südlichen Gallien's, die Länder zwischen den Alpen bis gegen die Donau hinauf, und ein großer Theil von Pannonien und Dalmatien. Nordwärts sicherte er seine Grenzen durch Befreundung mit den kriegerischen Nachbarn. Die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer verschwägerten sich mit ihm, die Alemannen lehn=

ten sich an ihn an, sein Ansehen und seine Macht zeichneten selbst den Franken in ihren Eroberungen gegen die Westgothen Grenzen vor. Dieser Stellung entsprach die Achtung, welche auch entfernte Nationen ihm zollten. Von den Aestyern, welche die Küsten der Ostsee bewohnten, liefen Geschenke in Ravenna ein, und im Heldenliede ist Dietrich von Bern (Verona) ebenso unsterblich geworden, als Theoderich in der urkundlichen Geschichte. Der Kaiser Anastasius, welcher nach dem Erlöschen des westlichen Kaiserthums die Oberhoheit über Italien wenigstens durch Anerkennung oder Verwerfung der dortigen Regierung üben wollte, bestätigte, wiewol ungern und zögernd, Theoderich's Herrschaft, und dieser ließ sich einen solchen Schein gefallen, weil er dadurch in den Augen der Italiener Weihe und Rechtmäßigkeit erhielt. Es waren aber nur Achtungsbeweise, welche Theoderich dem Oströmischen Kaiser zollte; in der That machte er seine völlige Unabhängigkeit gegen denselben geltend, bei zweimaligem Anlaß auch mit den Waffen. Doch nannte sich Theoderich wie Odoacer nur König, seine Herrschaft das Reich der Gothen und Italer, und auf Inschriften und Münzen jener Zeit findet sich des Kaisers Name vor dem Seinigen.

Während Theoderich so seine Lage nach außen sicherte traf er mit gleichem Eifer die weisesten Maßregeln zur Befestigung seiner Macht im Innern. Er war weit davon entfernt, die Römischen Einrichtungen umzustürzen; die Staatsverfassung blieb fast ganz so, wie er sie vorfand; den Senat, die Statthalter der Provinzen, die Behörden, welche Constantin der Große eingeführt hatte, behielt er bei, und besetzte sie in der Regel mit Römern; es veränderte sich in Italien auch jetzt nichts weiter, als daß ein Gothischer König die Stelle in dem Staatsgebäude einnahm, welche für einen Römischen Kaiser bestimmt war. Die Gothen standen ganz abgesondert unter ihren Herzogen, Grafen und Hauptleuten über Tausend (Millenarien). Diese militärische Eintheilung, zu welcher das lange Herumziehen alle wandernde Stämme der Germanen genöthigt hatte, wurde auch bei der Ansiedelung beibehalten und die Befehlshaber im Kriege blieben zugleich die Richter und Beamten im Frieden. Die Streitigkeiten zwischen Römern und Gothen schlichtete der Gothische Graf mit Zuziehung eines rechtskundigen Römers. Für solche Fälle gab Theoderich ein besonderes Edict vom Jahre 500, das fast ganz aus dem Römischen Recht geschöpft ist und hauptsächlich die Verhältnisse des Güterbesitzes und der Sklaven betrifft, worüber natürlich bei der Stellung der Gothen am leichtesten Zwistig-

keiten sich erhoben; doch galten im Uebrigen Gothische Gewohnheiten für die Gothen, Römisches Recht für die Römer. Vielleicht war jenes ein Versuch Theoderich's, durch die Gewöhnung der Gothen an das Römische Gesetz beide Völker einander näher zu bringen, da die Gleichheit des Rechts einen bedeutenden Punkt der Vermittelung hätte bilden müssen. Im Ganzen zeigt sich überhaupt ein großes Nachgeben Theoderich's gegen das Römische Element seines Staates, welches dem Eindruck zugeschrieben werden muß, dessen ein reich gebildetes Leben, uncultivirten aber weichen und bildsamen Völkern wie den Gothischen gegenüber, immer gewiß seyn darf. In einer Hinsicht hielt er jedoch eine strenge Trennung zwischen Gothen und Italienern fest. Den Ersteren nämlich wies er den Wehrstand und unablässige kriegerische Uebungen als ihren Beruf an. Sie wurden das Militär, gewissermaßen die Kriegerkaste des Reiches, für deren Unterhalt die übrige Bevölkerung durch die Abtretung des dritten Theiles ihres Grundeigenthums reichlich gesorgt hatte. Die bürgerliche Thätigkeit sollte dagegen den Eingebornen überlassen bleiben. Ja der König soll (was indeß nicht sehr glaublich scheint) die Gothen sogar abgehalten haben, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, weil „diejenigen nie ohne Furcht das Schwert erblicken würden, die jung schon vor der Ruthe gezittert hätten." Er selbst hatte nicht einmal seinen Namen aus freier Hand schreiben gelernt, wenn die Erzählung wahr ist; sondern mußte die vier Anfangsbuchstaben desselben durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren, zeichnen. Doch besaß er regen Sinn für feinere Bildung, und zog die kenntnißreichen Römer mit Achtung hervor. Unter diesen nahm Cassiodorus die erste Stelle ein, ein Mann aus einer alten Römischen Familie entsprossen, von großer Gelehrsamkeit und Einsicht, und in den öffentlichen Geschäften wohl erfahren. Er genoß Theoderich's Zutrauen in hohem Grade, und wurde von ihm zu den höchsten Staatswürden befördert. Zuerst war er Quästor, dann Magister officiorum, im Jahr 514 Consul, und später mehrmals, auch noch unter Theoderich's Nachfolgern, Praefectus praetorio. Die Verfügungen des Gothischen Königs flossen meistens aus seiner Feder. Eine uns noch übriggebliebene Sammlung dieser Verordnungen ist die Hauptquelle für Theoderich's Geschichte, aber in ihrer schlechten Schreibart, weitschweifig, dunkel und voll unnützen Prunks, zugleich ein Beweis für den tiefgesunkenen Geschmack jener Zeit unter den gebornen

Römern, und daß es nicht die Germanischen Barbaren waren, von denen er ausging.

Wie sein ganzes Volk war Theoderich dem Arianischen Glauben zugethan, aber er übte gegen Andersdenkende eine für jene Zeiten bewundernswürdige Duldung und Milde. Die Katholiken wurden weder verfolgt, noch irgend in ihren Rechten gekränkt; in ihre Kirchenangelegenheiten mischte sich Theoderich nur mit großer Behutsamkeit, und nur so weit, als es durchaus nöthig war. Auch die Juden nahm er gegen Verfolgungen in Schutz.

Im siebenten Jahre seiner Regierung (500) machte der König eine Reise nach Rom, und hielt daselbst einen Triumph im Römischen Purpur. Senat und Volk, Papst und Geistlichkeit kamen ihm im feierlichen Zuge entgegen, so wie die Kaiser empfangen zu werden pflegten. Er verweilte hier ein halbes Jahr, um die Meisterwerke der noch immer prächtigen Stadt bewundern zu können. Gerührt von so viel Majestät und Herrlichkeit setzte er große Summen zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten aus, und zeigte sich dadurch des Besitzes dieser heiligen Erde nicht unwürdig.

Daß eine so einsichtsvolle und nachdrückliche Regierung drei und dreißig Jahre währte, mußte dem durch so lange Leiden entkräfteten Lande gewiß zum Segen gereichen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die vorher fast erstorben gelegen, blühten fröhlich wieder auf. Er selbst war allenthalben gegenwärtig, fragte nach Allem, und war in allen Dingen thätig. In Zeiten feindlicher Bedrohung zog er nach Verona, außerdem war, wie schon erwähnt ist, sein gewöhnlicher Aufenthalt Ravenna.

Dies ist die kurze Geschichte eines Königs, der, obgleich nach Römischem und Griechischem Sprachgebrauch ein Barbar, dem gesunkenen Italien noch eine schöne Abendröthe schenkte, und dem nicht das Erobern allein, sondern auch das Erhalten, nicht das Herrschen, sondern das Regieren und Ordnen, nicht das Umstürzen, auch das Beruhigen am Herzen lag. Nur kurz vor seinem Ende sehen wir den trefflichen Mann von der Milde, die seine ganze übrige Regierung bezeichnet, abweichen, und zu Handlungen gereizt, die man aus seiner Geschichte wegwünschen möchte. Die Veranlassung dazu war folgende. Im Jahre 523, unter der Regierung des Kaisers Justin I., ergingen von Constantinopel aus die härtesten Verbote gegen den Arianismus. Theoderich, der darin einen mittelbaren Angriff auf sich selbst und seine

Glaubensgenossen, so wie eine Aufregung der Italischen Bevölkerung gegen die Gothen sah und dies um so weniger ruhig ertragen wollte, je größerer Schonung gegen die katholische Partei er selbst sich bewußt war, fertigte deshalb eine Gesandtschaft nach Constantinopel ab, und einmal zu Mißtrauen gereizt, lieh er einer Anklage sein Ohr, welche einen Römischen Senator, Albinus, als einen heimlichen Begünstiger der Kaiserherrschaft, der in Briefwechsel mit Constantinopel stände, verdächtig machte. Boethius, ein anderer Senator, durch Rang, Kenntnisse und Rechtschaffenheit gleich ehrwürdig, ward, weil er in der Vertheidigungsrede für seinen Freund die Worte gebraucht, er selbst und der ganze Senat seyen des Verraths gerade eben so schuldig als Albinus, gleichfalls ins Gefängniß geworfen, und einige Zeit nachher hingerichtet. Denn Theoderich nahm jene Worte für den unverhohlenen Ausdruck der wirklichen Gesinnung der angesehenen Römer und meinte diese Opposition mit Strenge unterdrücken zu müssen. Bald darauf traf dasselbe Schicksal auch Boethius' Schwiegervater, den greisen Symmachus, weil er über den Tod seines Schwiegersohns zu laut gemurrt hatte (525). So sehr man auch geneigt seyn möchte, den großen Theoderich hier übereilter Härte und Grausamkeit zu zeihen, da die Geschichte von erwiesenen Verbrechen der Angeklagten nicht spricht, so sehr dient doch die ganze Lage der Verhältnisse, wo nicht zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, doch zu seiner Entschuldigung. So viele Wohlthaten Theoderich den Italienern auch erzeigt hatte, so beneidenswerth sie ihre Lage auch finden mußten, wenn sie dieselbe mit ihrer frühern, so wie mit der ihrer meisten Nachbarn verglichen; so konnten sie es doch nicht vergessen, daß ihr Fürst ein Barbar und ein Ketzer war. Von einem solchen regiert zu werden, galt ihren eingewurzelten Vorurtheilen für eine Schmach, und da an dem Byzantinischen Kaiser keiner von beiden Flecken haftete, so entstand bei Vielen das Verlangen, unter die Herrschaft desselben zurückzukehren; den Druck und das Elend, welche ihrer dann unausbleiblich warteten, vergaßen sie. Einmal mit diesen geheimen Wünschen bekannt, und voll von dem bittern Gefühle, seine großen Wohlthaten nicht anerkannt zu sehen, glaubte Theoderich, in einem dringenden Falle von der strengen Form des Gesetzes abweichen zu dürfen, und die geheime Verbindung der Angeklagten mit dem Byzantinischen Hofe mag, wo nicht unwiderleglich dargethan, doch sehr wahrscheinlich gemacht worden seyn. Nicht lange nach diesen Begebenheiten starb Theoderich am 26. August 526, und hinterließ das Ostgo-

thische Reich (Söhne hatte er nicht) seinem Enkel Athalarich, dem Sohne seiner Tochter Amalasuntha. Schon bei seinem Leben hatte er sich ein großes Grabmahl erbauen lassen.

---

2. Chlodwig, König der Franken.

(481 — 511.)

Um dieselbe Zeit gründete der Franke Chlodwig einen Staat, welcher, den Namen dieses Volkes tragend, nach mannichfaltigen Veränderungen fortdauert bis auf den heutigen Tag, während der Ostgothische bald nach dem großen Theoderich wieder unterging. Die Franken standen damals noch unter mehreren Fürsten, und waren in Salische und Ripuarische getheilt*). Die ersteren saßen im nördlichen Gallien, die letzteren an den Ufern des Niederrheins. Den südwestlichen Theil Gallien's hatten um diese Zeit, wie in der Alten Geschichte erzählt ist, die Westgothen inne; an der Saone und Rhone bis zur oberen Loire hatten sich die Burgunder ausgebreitet; Armorica (Bretagne) war von unabhängigen vor den Sachsen über die Meerenge geflüchteten Briten bewohnt; und zwischen der Loire und Seine behauptete sich noch Syagrius, des Aegidius Sohn, welcher einst Kaiser Majorian's Feldherr in diesen Gegenden gewesen war.

Chlodwig (Ludwig), Sohn des Frankenkönigs Childerich, aus dem Geschlechte der Merovinger, folgte seinem 481 in seiner Hauptstadt Tournay verstorbenen Vater schon als funfzehnjähriger Jüngling in der Regierung über einen Theil der Salischen Franken. Aber sein Erbe war ihm viel zu beschränkt, und bald beschloß er einen Angriff auf Syagrius. Er forderte ihn heraus, Ort und Zeit des Kampfes zu bestimmen, und Beide rüsteten sich. Chlodwig verband sich mit zwei anderen Fränkischen Fürsten und schlug mit ihrer Hülfe den Syagrius bei

---

*) Der Name Ripuarier ist entweder verdorben aus riparii d. i. Uferbewohner, oder durch das Deutsche Wort Ripwaren, Bewohner des Rip- oder Riflandes, das heißt des Uferlandes zu erklären. Salier kommt her vom Altdeutschen saljan, übergeben; also Bewohner des übergebenen, erworbenen Landes. Vielleicht waren es ursprünglich die Stämme, welchen Kaiser Constans im Jahre 342 den Besitz der Batavischen Landschaften zwischen Maas und Schelde, welche sie erobert hatten, unter Römischer Oberhoheit, überließ. Später hatten sie ihre Herrschaft nach Westen hin ausgedehnt. Nach Türk Forschungen auf dem Gebiet der-Geschichte Heft 3. war die Heimath dieser Franken das Salland an der Niederländischen Yssel.

Soissons (486). Der Geschlagene floh nach Toulouse zu Alarich II., König der Westgothen, der seinem Vater Eurich (Th. III. S. 365.) in der Herrschaft gefolgt war. Chlodwig forderte den Flüchtling vom Alarich; dieser war feig genug, ihn auszuliefern, und Chlodwig ließ ihn hinrichten. In kurzem war alles Land bis an die Loire Fränkisch.

Dieser Sieg und diese Eroberungen sind als die Gründung des eigentlichen Frankenreichs zu betrachten, welches sich nachmals, wie der Verfolg der Geschichte zeigen wird, über ganz Gallien und Deutschland erstreckte. Als das Letztere wieder davon getrennt ward, ist der Name Frankreich nur dem ehemaligen Gallien geblieben.

Das durch Fruchtbarkeit und Anbau ausgezeichnete Burgundische Reich war etwa um das Jahr 470 unter vier Brüder getheilt worden, die, dem Willen ihres verstorbenen Vaters Gundiach zufolge, Chilperich in Genf, Godemar in Vienne, Godegisel in Besançon und Gundobald (Th. III. S. 364.) in Lyon, wohnen sollten. Allein die Brüder bekämpften sich unter einander selbst; in einem Kriege wider den Mächtigsten, Gundobald, unterlagen Chilperich und Godemar. Der Erstere ward gefangen und mit zwei Söhnen getödtet, seine Gemahlin in die Rhone gestürzt; Godemar gab sich selbst den Tod; dem Godegisel überließ Gundobald das Gebiet von Genf. Noch waren zwei Töchter des ermordeten Chilperich am Leben. Schlau begehrte Chlodwig eine von diesen, die kühne Chlotilde, zur Ehe (493). So hatte er einen trefflichen Vorwand, entweder ihr väterliches Erbgut zu fordern, oder über ihre Verweigerung zu zürnen. Gundobald willigte nach langem Zögern in diese Verbindung, und er empfing von ihrem Bräutigam nach altdeutscher Sitte, den Solidus und Denar als Zeichen des Loskaufs. Voller Freuden über ihre Erlösung aus der Haft des brudermörderischen Oheims, bat sie schon auf der Reise zum Chlodwig ihre Fränkischen Begleiter, sie gleich jetzt durch Abbrennung der Burgundischen Höfe an jenem zu rächen. Es geschah, und mit herzlicher Freude, ja sogar mit Dank gegen Gott blickte sie von Zeit zu Zeit in die weitleuchtende Landschaft zurück. Nach Empfang der Braut ließ Chlodwig auch ihre Schätze fordern. Gundobald schickte sie zornig, und nur auf Zureden seiner Burgundischen Räthe, hatte aber diesmal noch Friede vor Chlodwig, weil dieser auf einer andern Seite beschäftigt war.

Deutschland war damals von mehreren unabhängigen, mit einander nicht verbundenen, und, wie die Franken, noch heidnischen Völkern bewohnt. Es waren dies die Alemannen, von der Lahn bis nach der

Schweiz an beiden Rheinufern und in Schwaben bis zum Lech; östlich von ihnen bis zur Ens die Bajoarier oder Baiern, eine aus den Resten der Rugier, Scyren, Turcilinger und anderer Deutscher Stämme erwachsene Völkerschaft *); die Thüringer von dem Harz fast bis zur Donau, und westlich bis zu den Grenzen der Franken und Alemannen; die Sachsen im größten Theile von Norddeutschland bis zur Elbe und zur Eider; die Friesen im äußersten Nordwesten. Die Alemannen überzogen 496 den Fürsten der Ripuarischen Franken, Siegebert, der in Köln saß, mit Krieg. Chlodwig eilte seinem Vetter gegen sie zu Hülfe, und schlug sie, wahrscheinlich bei Zülpich, in der Nähe von Bonn, völlig aufs Haupt. Die Besiegten gehörten nun zum Frankenreiche, behielten aber ihre herkömmlichen Gesetze und Einrichtungen, ja sogar eigne Herzöge. Nur ein Theil ihres Gebietes, die Maingegenden, wurde ihnen gänzlich entrissen und unter Fränkische Krieger vertheilt. Es ist noch ein Schreiben des großen Theoderich an Chlodwig aus dieser Zeit vorhanden, in welchem er ihm zu diesem Siege Glück wünscht, und ihn ermahnt, sich die bezwungenen Völker durch Mäßigung und Milde zu verbinden, die südlicher wohnenden Alemannen aber, die sich in Ostgothischen Schutz begeben, nicht weiter anzugreifen. Auch scheinen die Alemannen in den oberen Rheingegenden erst nach Chlodwig's Zeiten während des Gothisch-byzantinischen Krieges unter Fränkische Herrschaft gekommen zu seyn.

Nach vielen oft zurückgewiesenen Vorstellungen Chlotildens, die den katholischen Glauben bekannte, wenn gleich sonst die Burgunder der Lehre des Arius zugethan waren, nahm Chlodwig jetzt das Christenthum an. In dem hartnäckigen Treffen bei Zülpich hatte er das Gelübde gethan, wofern ihm Gott den Sieg gäbe, ein Christ zu werden. So geschah denn die Taufe am Weihnachtstage 496 zu Rheims von dem dasigen Bischof Remigius, mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes. „Beuge in Demuth dein Haupt, Sigambrer, verbrenne was du angebetet, bete an was du verbrannt," sprach der Geistliche. Mit ihm empfingen dreitausend Franken seines Gefolges das heilige Bad, desgleichen seine Schwester Audoflede, die

*) Mannert Geschichte Bayern's, Th. I. S. 10 fg. Der Name Bajoarier oder Bajowaren bedeutet wahrscheinlich Bewohner des (ehemaligen) Landes der Bojer. Er wird erst nach dem Untergange des Gothischen Reiches in Italien gehört und viele Gothen mochten sich ebenfalls hieher geflüchtet haben. Mittelalterliche Glossen erklären das Wort Amelunge — so heißen in den altdeutschen Dichtungen die Gothen — durch Baier.

nachherige Gemahlin Theoderich's des Großen. Der damalige Papst Anastasius bezeugte ihm als einem zweiten Constantin seine Freude über diese Begebenheit, und nannte ihn den allerchristlichsten König, in so fern er nämlich im katholischen Glauben getauft worden war, während alle übrige Abendländische Fürsten Arianer waren, und selbst der Oströmische Kaiser Anastasius sich zu den als ketzerisch verdammten Lehren des Eutyches (Th. III. S. 377.) hinneigte. Auf Chlodwig's Handlungsweise hatte sein Uebertritt zum Christenthum freilich keinen Einfluß; es wäre indeß eben so ungerecht wie bei Constantin, diesen Schritt darum für ein Heuchelspiel und lediglich aus Staatsgründen zu erklären, obschon Chlodwig dadurch in den Augen seiner Römisch-Gallischen Unterthanen allerdings außerordentlich gewann.

Jetzt gedachte Chlodwig des Burgundischen Gundobald, und achtete es nicht, daß der Sohn desselben, Sigismund, eine Tochter des mächtigen Theoderich zur Ehe hatte. Er verband sich heimlich mit dessen Bruder Godegisel in Genf, und zog nun gegen Gundobald. Dieser forderte alsdann seinen Bruder zur Hülfe auf; Godegisel erschien wirklich, und stellte sich zu ihm; als es aber bei Dijon zum Treffen kam, trat er plötzlich zu den Franken über und der bestürzte und geschlagene Gundobald floh nach Avignon. Hier hielt er sich tapfer gegen den belagernden Chlodwig, und ermüdete ihn so sehr, daß ihm derselbe gegen einen Tribut den Frieden bewilligte. Nachmals fiel Gundobald trotz einer Fränkischen Schaar, die Chlodwig bei ihm zurückgelassen, über seinen treulosen Bruder Godegisel her, überraschte ihn in Vienne, und machte ihn in einer Kirche nieder, wo der Flüchtige vergebens eine Freistatt gesucht hatte. Seitdem behauptete Gundobald das ganze Burgundische Reich bis an sein Ende (516), führte die Regierung mit Ruhm, und gab seinem Volke ein eigenes Gesetzbuch.

Nach dem Burgundischen Kriege unterwarfen sich die Briten in Armorica (unten Abschn. 7.) dem Chlodwig. Einige Jahre nachher kam der Krieg mit dem Westgothenkönige Alarich zum Ausbruch, nach dessen Ländern Chlodwig schon lange lüstern war. Vergebens suchte Theoderich durch ermahnende und drohende Briefe Chlodwig und seinen Schwiegersohn Alarich auszusöhnen und den Sturm zu beschwichtigen. Die Stimmung der Katholiken im Westgothischen Reiche gegen den Arianischen König, die sogar in Aufstände ausbrach, kam dem Ersteren trefflich zu Statten, und den frommen Eifer seiner neubekehrten Franken zu gewinnen, sprach er in der Versammlung: „Es ärgert mich

gewaltig, daß diese Arianer einen Theil von Gallien besitzen sollen! Laßt uns mit Gottes Hülfe gehen, und uns das Land zueignen." Gundobald von Burgund und Siegebert von Köln ließen ihre Völker zu ihm stoßen, und so ward 507 aufgebrochen. Noch zu Paris versprach er, nach glücklicher Rückkehr den zwölf Aposteln eine Kirche zu erbauen, da, wohin seine jetzt ausgeworfene Streitaxt fallen würde. Dem heiligen Martin*) gelobte er, als er durch Tours kam, sein Streitroß.

Alarich II. erwartete ihn mit seinen Gothen zu Poitiers. Nicht weit von dieser Stadt, an den Ufern des Clain, kam es zur Schlacht. Die Westgothen unterlagen, Alarich ward von Chlodwig selbst getödtet. Dieser verfolgte kräftig seinen Sieg, nahm 508 den reichen königlichen Schatz zu Toulouse in Besitz, und ließ seinen Sohn Theoderich dort zurück, um mit den Burgundern die Westgothen völlig aus Gallien zu treiben. Er selber kehrte über Tours nach Paris zurück. Vor dem Kloster des heiligen Martin wollte er sein ihm werthes Streitroß mit hundert Goldstücken lösen, allein man sagte ihm, das Pferd sey gar nicht wieder wegzubringen. Da legte er noch hundert Goldstücke zu, und nun ging es, worauf Chlodwig äußerte der heilige Martin sey gut in der Noth, aber theuer im Handel**). Dort kamen Gesandte von dem Griechischen Kaiser Anastasius zu ihm, und brachten ihm die Ehrenzeichen des Patriciats, wodurch man in Constantinopel den mächtigen Nebenbuhler Theoderich's zu gewinnen, und zugleich den Schein einer Oberhoheit über Gallien zu erhalten dachte. Chlodwig empfing das Geschenk mit Dank, schmückte sich in der Abtei des heiligen Martin mit Purpurtunica und Diadem, und ritt so bis zur Stadt, mit beiden Händen Geld unter die begleitende Menge ausstreuend.

Damit aber Chlodwig nicht das ganze Westgothische Reich an sich reißen möchte, erhob sich jetzt Theoderich gegen ihn. Sein Feldherr Ibbas zwang an der Spitze eines großen Ostgothischen Heeres die vereinigten Franken und Burgunder, die Belagerung von Arles aufzuhe-

---

*) Der im dritten Theile (S. 371.) erwähnte Martinus, Bischof von Tours, der auch nach seinem Tode eine besondere Verehrung genoß, und als ein großer Wunderthäter betrachtet ward.

**) Bei einer andern Gelegenheit, als er die Leidensgeschichte Jesu erzählen hörte, rief er aus: „Wäre ich nur mit meinen Franken da gewesen, ich hätte es ihnen vergelten wollen!"

ben, und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei. Doch behielt Chlodwig alles Land von der Loire bis zu den Pyrenäen. Den Westgothen blieb in Gallien fast nichts, als die später Languedoc genannte Provinz. Amalarich, Alarich's Sohn und Theoderich's Enkel, wurde erst nach dem Tode des Letztern König. Bis dahin ließ Theoderich das Westgothische Reich durch seinen Waffenträger Theudes in seinem eignen Namen verwalten; das Land zwischen der Rhone und den Cottischen Alpen, welches sich nördlich etwa bis an die Durance erstreckte, wurde den Ostgothischen Besitzungen einverleibt.

Um nun auch alle Franken unter seine Herrschaft zu vereinigen, fehlten dem Chlodwig noch die Gebiete seiner vier Verwandten, Siegebert, Chararich, Ragnachar und Rignomer, die er durch empörende Hinterlist aus dem Wege räumte. Siegebert in Köln war alt und lahm — bei Zülpich hatte ihm ein Alemanne das Knie durchstochen — und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesem Letztern zeigte Chlodwig die Aussicht auf ein Bündniß mit ihm und auf die Herrschaft seines Vaters, wenn dieser erst todt seyn würde. Der unmenschliche Sohn ließ hierauf seinen Vater morden, als er nach Mittag ruhete, und gab sogleich dem Chlodwig Nachricht: er möge seiner Getreuen einige senden, die Schätze des Vaters zu sehen und für ihn etwas auszulesen. Sie kamen, und als jener sich bückte, den Inhalt der Kasten zu zeigen, hieb ihm einer hinterrücks mit der Streitaxt die Hirnschale ein. Und nun erschien Chlodwig, und fragte die Ripuarischen Franken in der Versammlung, ob sie sich seinem großen Reiche anschließen wollten. Sie riefen Beifall, schlugen die Waffen zusammen, setzten ihn nach Deutscher Sitte auf einen Schild, und hoben ihn jubelnd als ihren König in die Höhe. „So fällete Gott täglich, sagt der Bischof Gregorius von Tours*), seine Feinde unter seiner Hand, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte, und that, was seinen Augen wohlgefiel." Ein Ausspruch, den man unbegreiflich finden muß, wenn man ihn nicht auf Chlodwig's Bekehrung bezieht, die in den Augen des Bischofs, als eine That, die ein ganzes Volk zum Christenthume brachte, jegliches Andere überwog.

Chararich, in einer nicht genau mehr auszumittelnden Gegend, mußte angeblich dafür büßen, daß er bei Chlodwig's erstem Zuge gegen

---

*) Er lebte im sechsten Jahrhundert, und schrieb eine in barbarischem Latein abgefaßte, aber sehr wichtige Geschichte der Franken bis zum Jahre 591.

den Syagrius unthätig geblieben. Er ward nebst seinem Sohne mit List aufgegriffen und zum Geistlichen geschoren. Als aber der Sohn tröstend zum Vater sprach: „vom grünen Holze ist das Laub abgestreift, schnell können die Blätter wieder wachsen," ließ Chlodwig sie beide hinrichten. Das Land wurde mit dem Frankenreiche vereinigt.

Jetzt war an Ragnachar in Cambray die Reihe. Dieser war seinen Unterthanen wegen seiner Schwelgerei verhaßt. Chlodwig brachte einige seines Gefolges durch eherne Waffenringe und Wehrgehenke, die er für goldene ausgab, auf seine Seite, daß sie ihren rechtmäßigen Herrn, als Chlodwig offen gegen ihn auszog, treulos verließen, ihn auf der Flucht ergriffen, und nebst seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. „Ha! rief ihm dieser mit erheucheltem Zorn entgegen, wie hast du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, dich binden zu lassen?" Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. Zum Bruder aber fuhr er fort: „Und du, Elender, wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre sicher nicht gebunden worden." So schlug er auch diesen mit der Streitart zu Boden. Denen aber, die er mit den unechten Geschenken betrogen hatte, erwiederte er auf ihre Beschwerde: wer seinen Herrn verrathe, verdiene kein besseres Gold, sie hätten es mit Dank zu erkennen, daß er ihnen noch das Leben lasse. Ein dritter Bruder, Rignomer, ward gleichfalls aus dem Wege geräumt, und nach ihm alle Vettern, welche noch Ansprüche auf Herrschaft hätten machen können. Ja um zu erforschen, ob noch jemand übrig sey, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen oft betrübt, daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe, der im Nothfall ihm helfen könne. Ihm selber war es nicht beschieden, die Früchte seiner Grausamkeit lange zu genießen. Er starb schon im fünf und vierzigsten Lebensjahre (511) zu Paris, und hinterließ seine Gemahlin Chlotilde nebst vier Söhnen, Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar. Trotz der wilden Rohheit seines Charakters und der um den Besitz der Herrschaft begangenen Verbrechen, bleibt ihm der Ruhm, durch die Kraft und Kühnheit seines Geistes von kleinen Anfängen aus den Staat begründet zu haben, von welchem die eigentliche Entwicklung des Germanischen Lebens ausgegangen ist.

8. Chlodwig's Nachfolger bis auf Brunehildens Untergang.

(511—613.)

Nach der unweisen Sitte jener Völker ward das kaum vereinigte große Frankenreich gleich nach Chlodwig's Tode in vier Theile, nach den vier Söhnen, getheilt. Theoderich bekam Alles, was die Franken in Germanien besaßen, nebst einem Theile des östlichen Gallien's bis zu den Ardennen. Die alten Sitze der Franken lagen in diesem Gebiete. Den westlichen und südlichen Theil der Monarchie theilten die anderen drei Brüder. Theoderich nahm seinen Königssitz zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Chlotar zu Soissons. Theoderich's Reich hieß Austrasien, Childebert's Antheil Neustrien; doch führte späterhin die gesammte westliche Ländermasse im Gegensatz zu dem östlichen, völlig Deutschen Austrasien, diesen Namen. Zum Glück für das Ganze kehrten die Brüder nicht, wie man nach dem sonstigen Geiste des Merovingischen Geschlechts erwarten möchte, die Waffen gegen sich selbst, sondern suchten sich auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern. Die drei letzten vereinigten sich (523), mit auf den Antrieb ihrer Mutter, die noch immer Rachegedanken gegen Gundobald's Geschlecht nährte, zur Eroberung des Burgundischen Reichs, das ihr Vater vergebens bekämpft hatte. Sie überwanden den König Sigismund, Gundobald's Sohn, und brachten ihn gefangen nach Orleans, wo ihn Chlodomir im folgenden Jahre (524) sammt seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern in einen Brunnen stürzen ließ, um dessen Bruder Godomar, der nach ihm die Burgundische Herrschaft übernommen, sicherer bekriegen zu können. Der unmenschlichen That folgte die Rache auf dem Fuße. Chlodomir ward von den Burgundern in einem Treffen bei Vienne niedergehauen, und sein Kopf, auf eine Stange gesteckt, umhergetragen. Sein Bruder Chlotar heirathete die Wittwe, Guntheuge, und theilte mit den beiden anderen Brüdern Chlodomir's Reich. Die Burgunder hatten nun noch einige Jahre Ruhe.

Ueber die Thüringer führten damals drei Brüder die getheilte Herrschaft. Der eine derselben, Hermannfried, mit einer Schwestertochter Theoderich's des Großen vermählt, strebte Herr des Ganzen zu werden. Einen Bruder ermordete er, gegen den andern suchte er des Fränkischen Theoderich Bündniß. Mit dessen Hülfe überwand er ihn

auch, und eignete sich sein Land zu, da der Bruder selbst in der Schlacht geblieben war. Aber auch ihm sollte der ungerechte Erwerb nicht frommen. Nach Theoderich's des Großen Tode, da von den Gothen nichts mehr zu fürchten war, überfielen ihn die Fränkischen Brüder, Theoderich und Chlotar (527), unter dem Vorwande, er habe dem Erstern seine Versprechungen nicht gehalten, schlugen mit Hülfe der Sachsen die Thüringer, und verfolgten sie bis über die Unstrut. Hermannfried entrann diesmal noch, ließ sich aber einige Zeit nachher durch den trügerischen Theoderich zu einer Zusammenkunft nach Zülpich verlocken, und hier ward er, auf der Mauer im Gespräch mit jenem begriffen, meuchlings hinabgestürzt (530). Seitdem fügten sich die hauptlosen Thüringer der Fränkischen Herrschaft. Also gelang den Franken, was den Römern in der höchsten Blüthe nicht gelungen war, vom Rheine her einen großen Theil des mittlern Deutschland's zu erwerben. Aber sie brachten auch nicht Knechtschaft und fremde Formen des Lebens wie die Römer, sondern ein Verhältniß, mehr Verbindung mit Stammesverwandten zu nennen, als Unterwerfung, zu welcher der Deutsche Freiheitsgeist seinen Nacken schwerer gebeugt hätte. Den Sachsen ward für ihren Beistand der nördliche Theil von Thüringen zu Theil. Hermannfried's Wittwe, Amalaberg, floh zu ihrem Verwandten, dem Gothenkönig Theodat, nach Italien, und sein Sohn nahm späterhin Dienste im Heere des Griechischen Kaisers Justinian.

Gleich nach dem Thüringischen Reiche ging nun auch das so lange bedrohete Burgundische in dem gewaltigen Frankenreich unter. Die Köuige Childebert, Chlotar und Theodebert von Austrasien, der seinem Vater Theoderich vor kurzem in der Herrschaft gefolgt war, brachen noch einmal ein (534), bezwangen das Heer des Godomar, und führten ihn selbst gefangen hinweg. Auch diese Neueinverleibten wurden, wie alle andere, bei ihren herkömmlichen Freiheiten und Gesetzen gelassen, ohne daß sie sich den Fränkischen Einrichtungen weiter fügen durften.

Chlotar, der jüngste der vier Söhne Chlodwig's, überlebte seine Brüder und deren Nachkommenschaft, und vereinigte so das ganze große Reich wieder (558), welches sich jetzt von dem Atlantischen Meere und den Pyrenäen bis zur Unstrut erstreckte. Die Provence war von des Ostgothischen Theoderich's Nachfolgern gleichfalls abgetreten worden, und späterhin verpflichteten sich auch die Herzöge der Baiern aus dem Geschlechte der Agilolfinger zur Abhängigkeit von den Merovingischen Köni-

gen. Doch war diese Abhängigkeit lange Zeit fast nur dem Namen nach vorhanden.

So sehen wir das Reich der Merovinger nach außen heranwachsen zum mächtigsten des Abendlandes. Nach innen geht die Geschichte dieser Fürsten fort, wie sie Chlodwig begann, und wird nun eine fast ununterbrochene Kette von Lastern und Tyrannei und von Unthaten blutdürstiger Grausamkeit und Rachgier, die sie, von Ehrgeiz und Herrschsucht verblendet, gegen einander selbst üben, wie die Pelopiden in der Dichtersage, so daß man sich beim Lesen dieser Frevelthaten entsetzt fragt, was aus jener Sittenreinheit geworden ist, welche die Römer an den Deutschen einst so hoch rühmten. Wie im Königshause wüthen Gewalt und Habsucht unter den Großen; Hinterlist, Meineid, Mord sind alltägliche Dinge, die jeder vom andern erwartet, gegen die er sich durch ähnliche Mittel schützt.

Als Chlotar 561 starb, nachdem er funfzig Jahre König der Franken gewesen, ward das Reich abermals unter seine vier Söhne, Charibert, Guntram, Chilperich und Siegebert, zerstückelt. Wir sehen jetzt ein Chaos von Bruderkriegen und Gräuelthaten, bis endlich, nachdem Dolch und Schwert lange genug gewüthet haben, 613 das ganze Reich zum zweiten mal unter Chlotar II., Chilperich's Sohn, vereinigt wird. Die ausführliche Erzählung dieser Merovingischen Gräuel muß der besondern Landes- und Volksgeschichte überlassen bleiben. Den Charakter jener Herrscher kennen zu lernen, mögen hier nur einige Züge aus der Geschichte der beiden berüchtigten Königinnen Fredegunde und Brunehilde stehen.

Siegebert in Austrasien und Chilperich in Soissons heiratheten zwei schöne und kluge Schwestern, Töchter des Westgothischen Königs Athanagild. Siegebert blieb seiner Gemahlin Brunehilde treu, aber Chilperich ergab sich einem Weibe seines Volkes, Namens Fredegunde, und verachtete seine königliche Gemahlin Galeswintha, die eines Morgens erdrosselt im Bette gefunden wurde. Aller Verdacht fiel auf Fredegunden, die bald darauf Chilperich's Gemahlin und Königin wurde. Brunehilde hatte nach Germanischer Sitte ihrer Schwester Blut zu rächen; außerdem war Chilperich dem Siegebert schon früher einmal, als er gegen die Avaren im Felde stand, welche damals auf ihren Raubzügen von Pannonien bis nach Thüringen vorgedrungen waren (569 und 570), treulos ins Land gefallen. So kam der Bruderkrieg zum Ausbruch. Siegebert war glücklich, vertrieb seinen Bruder Chilperich aus seinem

Lande und seinen Eroberungen, und nahm Besitz von Paris. Der König Charibert, dem diese Stadt ursprünglich gehört hatte, war schon früher gestorben und seine Brüder hatten sich in die Länder getheilt. Chilperich's Große erhoben den viel würdigern Siegebert im Lager bei Vitry auf dem Schilde zu ihrem König. Da drängen sich im Getümmel zwei Männer heran und stoßen ihm ihre vergifteten Messer in die Seiten. Fredegunde hat sie abgeschickt (575). Brunehilde wurde mit ihrer Tochter zu Paris von Chilperich gefangen, nach Rouen gesendet und dort streng bewacht. Den einzigen fünfjährigen Sohn Siegebert's, Childebert, rettete der treue Herzog Gundobald von Paris nach Metz, wo ihn die Austrasischen Edeln sogleich als ihren König anerkennen. Unter des Kindes Herrschaft hoffen sie um so ungestrafter schalten und walten zu können. Brunehilde fand in Fredegundens Stiefsohn, Merovåus, einen unerwarteten Freund. Er entbrannte in Liebe zu seines Oheims Wittwe und der Bischof von Rouen Prätextatus verband sie. Da sendete Chilperich den Austrasiern ihre Königin zurück, und sie ergriff hier mit Kraft und Geschick für ihren Sohn die Zügel der Regierung. Den Merovåus aber läßt der Vater scheeren, zum Presbyter weihen und schickt ihn gen Mans ins Kloster. Unterweges entkommt er indeß glücklich zu Brunehilde, doch die Austrasier, denen die Königin schon viel zu mächtig herrscht, verjagen ihn. Vertrieben und flüchtig durchirrt er die Champagne, bis ihn die Bürger von Terouanne hinterlistig in ihre Stadt locken, um ihn dem Vater auszuliefern. Da zieht er es vor, hier von der Hand eines Freundes den Todesstoß zu empfangen. Auch Prätextatus fiel späterhin am Altare unter dem Dolche des Mörders, welchen Fredegunde gegen ihn ausgesendet. Dasselbe Schicksal hatte ihr zweiter Stiefsohn Chlodwig, den sie beschuldigte, drei Knaben, welche sie damals an einer Krankheit verloren hatte, durch böse Zauberkünste aus der Welt geschafft zu haben. Selbst die Königin Audovera, Chlodwig's und Merovåus verstoßene Mutter, ließ das unmenschliche Weib umbringen.

Chilperich hielt sich damals in seiner Villa zu Chelles unweit Paris auf und vergnügte sich mit der Jagd. Eines Abends kehrt er in der Dämmerung zurück und wie er vom Pferde steigt, stößt ihm einer das Messer unter die Achsel, dann noch einmal in den Leib, so daß er leblos zur Erde stürzte. Fredegunde flieht in der Bestürzung nach Paris, da sie alles von Brunehilde zu fürchten hatte, und sendet an Guntram von Burgund: „mein Herr komme und übernehme das Reich; mein

kleines Kind möchte ich in seine Arme legen und mich demüthigen unter seine Herrschaft." Ihrer Unterthanen war sie nicht sicher, vielfach hatte sie Gewalt und Frevel geübt, Hohe und Niedere, die ihr im Wege standen, martern, blenden, hinrichten lassen. Guntram erschien sogleich mit seinen Getreuen und ließ Chilperich's allein übriggebliebenen Sohn, den Fredegunde erst vor vier Monaten geboren, von den Großen und den Städten des Reichs anerkennen. Er hatte die Echtheit des Knaben bezweifelt, aber es fanden sich drei Bischöfe und dreihundert edle Franken, welche diese mit der Königin beschworen. Der junge Childebert zog ebenfalls mit einem Heere gegen Paris heran, kehrte aber, da er Guntram schon im Besitz und die Einwohner gegen sich gestimmt fand, unverrichteter Sache wieder zurück. Der König von Burgund ordnete indeß das Reich von Soissons für seines Bruders Sohn, und zwang die Vornehmen herauszugeben, was sie an Landbesitz von den königlichen Gütern unrechtlicher Weise an sich gebracht. Er fürchtete deshalb ihre Rache und durch die Ermordung seiner beiden Brüder geschreckt, zeigte er sich nie, selbst in der Kirche nicht, ohne bewaffnetes Geleit: „Nur drei Jahre noch laßt mich leben, ihr Männer und Frauen, sprach er einst zum versammelten Volk in der Messe, auf daß wenigstens einer meiner Neffen heranwachse und sie nicht mit euch allen zu Grunde gehen." Fredegunden wies er ihren Wohnsitz auf der Villa Rüel an, und viele Edle begleiteten sie dorthin. Da seine beiden Söhne schon früher gestorben waren, setzte Guntram den Childebert auch zum Erben von Burgund ein. Er ladet ihn zu sich, giebt ihm mehrere Städte in der Champagne, welche Chilperich einst nach Siegebert's Tode den Austrasiern entrissen hatte, zurück und reicht ihm seine Lanze: „dies ist das Zeichen, daß ich Dir mein Reich übergebe, du sollst mein Nachfolger seyn." Sein Gefolge ermahnt er zur Treue gegen den nun schon Erwachsenen. Childebert konnte damals funfzehn oder sechszehn Jahr zählen, doch wußte Brunehilde sich auch jetzt den mächtigsten Einfluß zu bewahren. Nach einer großen Verschwörung der trotzigen Austrasischen Edlen gegen Childebert, nachdem ein ähnliches noch bedeutenderes Unternehmen der Burgundischen Vornehmen gegen Guntram ebenfalls vor kurzem mißglückt war, schlossen beide Könige zur Befestigung ihres Thrones in persönlicher Zusammenkunft (auch Brunehilde fehlte nicht) in Gegenwart der Vasallen und Bischöfe zu Andelot unweit Chaumont, auf der Grenze beider Reiche, einen Vertrag (587) des Inhalts: „Treue und Freundschaft werden unter Burgund und Austra-

sien aufrecht erhalten, Guntram bleibt im Besitz von Paris und ihres Gebiets. Wer von den beiden Königen länger lebt, beerbt den andern, falls dieser ohne Söhne stirbt. Diejenigen Gefolgsleute, welche nach Chlotar's I. Tode Guntram oder Siegebert Treue geschworen, nachmals aber das Austrasische oder Burgundische Reich verlassen haben, kehren wieder dorthin zurück. Keiner der Könige entzieht dem andern seine Leute, auch die freiwillig Kommenden nimmt er nicht auf. Was diesen oder der Kirche die Könige zugewendet haben oder noch zuwenden werden, wird ihnen beständig verbleiben; was ihnen während der Unruhen ohne ihre Schuld genommen ist, wird zurückgestellt."

Brunehilde in Austrasien ließ die Großen dieses Landes ihre kräftige Herrschaft fühlen, und that Alles, um deren Trotz und Willkür zu brechen und die königliche Gewalt zu stärken. Guntram starb 593. Dem Vertrage gemäß wurde Burgund und Austrasien vereinigt, und Fredegunde übernahm das Reich von Soissons oder Neustrien für ihren neun Jahr alten Sohn Chlotar. Aber schon drei Jahre darauf ereilte auch Childebert der Tod (596) im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Reich ward unter zwei Söhne getheilt. Diesen Augenblick benutzte Fredegunde zum Kriege gegen die alte Feindin. Ihr Heer gewann eine große Schlacht, aber sie erfreute sich des Sieges nicht lange, indem sie schon im folgenden Jahre (597) starb. Der Haß der Austrasischen Großen vertrieb Brunehilde zu ihrem jüngern Enkel Theoderich II. von Burgund, welcher nach einiger Zeit zu ihrer großen Freude mit seinem Bruder Theodebert von Austrasien in Krieg gerieth. Zwei große Siege der Burgunder bei Toul und Zülpich sättigten Brunehildens Rache an den Austrasiern. Theodebert ward gefangen, und getödtet (612). Auf Theoderich's Gebot ergriff ein Kriegsmann Theodebert's kleinen Sohn beim Fuße und schleuderte ihn gegen ein Felsstück, daß das Gehirn umherspruͤzte. Als aber Brunehilde nun auch den Nachkommen Fredegundens ihre Macht fühlen lassen wollte, starb Theoderich an der Ruhr (613). Jetzt in ihrem achtzigsten Jahre stand sie mit vier kleinen Urenkeln, Theoderich's Söhnen, allein da, und wollte im Namen des ältesten die Regierung führen. Aber die Austrasischen Edlen waren ihrer vormundschaftlichen Regierungen satt; sie boten Chlotar II. die Herrschaft an. Dieser vereinte nun, wie schon gesagt ist, das gesammte Frankenreich wieder, und Brunehilde, die von Fredegundens Sohne nichts Gutes erwarten durfte, suchte zu entkommen, ward aber ergriffen. Chlotar ließ zwei von den Knaben ermorden, des dritten schonte

er, weil er ihn aus der Taufe gehoben, der vierte rettete sich durch die Flucht; ohne daß man etwas von seinen ferneren Schicksalen weiß. Der alten Königin hielt Chlotar, auf den sich das ganze Gift der Rachsucht seiner Mutter gegen diese Frau vererbt hatte, eine Reihe von zehn Königsmorden vor, von denen sie höchstens den ihres Enkels Theodebert und seines Söhnleins mit veranlaßt haben konnte, obgleich auch hier ihre Schuld nicht klar ist. Aber die versammelten Franken, von heftigem Hasse getrieben, stimmten mit lautem Geschrei in ihr Todesurtheil ein. Drei Tage lang ließ Chlotar die Unglückliche foltern, dann auf einem Kameel im ganzen Heere zur Schau herumführen, und zuletzt mit den Haaren, mit einem Arme und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen. Bei allem Bösen, welches die Geschichte von dieser Königin meldet, das sich aber, näher besehen, großen Theils auf Rücksichtslosigkeit in der Wahl ihrer Mittel zurückführt, was wiederum der gesetzlose Zustand des Reiches und der Zeit entschuldigt, sind ihre Thaten doch nicht ohne ein durchgehendes Streben und ihr Kampf gegen die unter den schwachen Königen immer mehr anwachsende Macht der Großen nicht ohne geschichtliche Bedeutung. Vierzig Jahr hindurch hat sie diesen in Austrasien und später in Burgund mit großer Kühnheit und geistiger Ueberlegenheit geführt und aus vielfachen Mißgeschicken sich immer muthiger und nachdrücklicher erhoben. Des Volkes Gesinnung war ihr nicht abgeneigt. Fredegundens Verruchtheit sind ihre Thaten gewiß nicht gleich zu stellen *).

*) Doch hat selbst Fredegunde einen Vertheidiger gefunden an einem Geschichtschreiber wie Luden, im achten Buche seiner Geschichte des Teutschen Volkes (Bd. III.). Nach seiner Meinung hat den größten Theil der ihr zugeschriebenen Unthaten der lästernde Neid ohne Grund auf sie gebracht, und die Geschichtschreiber haben die falschen Gerüchte unbedachtsam aufgenommen und fortgepflanzt. Eben so urtheilt er von der Hinrichtung der Brunehilde, daß die Schriftsteller bei dieser Erzählung dem übertreibenden und gräßlicher machenden Gerüchte gefolgt seyen, weil es „gegen die Natur und darum unmöglich, daß Chlotar es gewagt haben sollte, die königliche Frau, welche mit Allen, die groß und vornehm waren in diesem Reiche, in Verbindung gestanden, in einem Alter, das Ehrfurcht gebeut, öffentlich und vor den Augen der Leute, die ihr gedient und sich ihres Wohlwollens erfreut hatten, auf eine so ausgesucht schandbare und niederträchtige Weise zu entwürdigen, zu quälen, zu morden." (Andere haben dagegen gemeint, daß Brunehild's Andenken von den Fränkischen Geschichtschreibern gegen die Wahrheit mißhandelt worden sey, um eine so unmenschliche Hinrichtung einigermaßen zu entschuldigen.) Luden bemüht sich auch, manche andere Gräuel der Merovinger durch ähnliche Annahmen und Folgerungen aus der Geschichte zu löschen. So die Treulosigkeit und den Verrath Chlodwig's gegen die übrigen Fränkischen Fürsten, als mit der Natur der Verhältnisse im Widerspruch. Indeß verliert diese Beweisführung, auch abgesehen von den willkürlichen Voraussetzungen ihre

4. Verfassung, Gesetze und Sprachen in den Germanischen Staaten.

Es ist eine der Geschichte und dem Gange welchen die Entwicklung unseres Geschlechts überall genommen, durchaus widersprechende Ansicht, sich die alten Deutschen als reine Barbaren vorzustellen, oder sie gar mit den Wilden anderer Welttheile in Eine Classe zu werfen. Wilde erzeugen nur wieder Wilde, und schreiten in ihrem Zustande nie vorwärts, wenn ihm Einzelne nicht durch äußere Nöthigung entrissen, wenn ihnen fremde Lebensweisen nicht künstlich eingepfropft werden; keineswegs aber vermögen sie jemals, wie die Germanen es gethan, indem sie vorgefundene Trümmer einer zerstörten Welt mit eigenthümlichem Geiste durchdrangen, eine in allen Formen des Lebens neue Bildung hervorzurufen. In den Wohnsitzen, welche die Deutschen Völker einnahmen, ehe sie die Länder besetzten, die bis dahin das Abendländische Reich gebildet hatten, zeigten sie durch reinen und kräftigen Sinn, durch religiöse und gesetzliche Einrichtungen, wie durch den Ackerbau, den sie trieben, eine über den rohen Zustand wilder Völker weit emporragende Cultur. Nur waren ihre Sitten und Gebräuche, ihre Neigungen und Bedürfnisse, so wie ihre ganze Lebensweise noch durchaus einfach und naturgemäß, und entfernt von der Verfeinerung und Mannichfaltigkeit, zu welcher die Völker erst nach einer geraumen Zeit der Entwicklung gelangen, wenn ihre Bildung nicht überall eine von außen angenommene und angelernte ist. Diesen einfachen Verhältnissen gemäß waren auch die Staatseinrichtungen der Germanen, und daher von denen der Völker des Alterthums, zumal

Kraft, weil der Hintergrund, auf dem sich diese Thaten der Könige bewegen, das Leben ihrer Völker, eben kein besserer ist; im andern Falle wären auch Gräuel in solcher Gestalt, Ausdehnung und Dauer unmöglich gewesen. Der Untergang des ursprünglichen reineren Lebens der Germanen ist nicht zu läugnen, und eine Entsittlichung derselben, durch fortdauernde Kriegszüge, Aufgeben der alten Sitze und mit diesen der Pietät, welche an Haus und Hof haftet, durch neue Genüsse, selbst durch Annahme des Christenthums, was den Deutschen innerlich noch nichts gewähren konnte, äußerlich aber Gnadenmittel genug bot, — auch so schwer nicht zu erklären. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich auch bei den übrigen Germanischen Völkern jener Zeit; indeß hat dort bei minder kräftigen und weniger spröden Naturen die Wildheit und Wuth der Leidenschaft nicht diesen Gipfel erstiegen und so lange einnehmen können, als hier bei den Franken. Für geistig frische Völker aber verkündet dem tieferen Blicke das Verderben der alten Zustände nur die Geburt neuer Lebensformen.

des spätern und verfeinerten, ganz verschieden. Eine dem Orientalischen Despotismus ähnliche Herrschaft konnte bei dem ungemeinen Freiheitssinn der Deutschen nicht aufkommen, und eben so wenig jene aus den Verhältnissen freier Stadtgemeinden hervorgegangenen Verfassungen der Griechen und Römer, da sie das Leben in den engen, ummauerten Städten nicht liebten, ja sich nicht einmal gern in Dorfschaften zusammenthaten, sondern am liebsten auf einzelnen Höfen saßen, wo sie des Gefühls ihrer Unabhängigkeit am meisten froh wurden. Eine charakteristische Erscheinung für das neue Prinzip, welches die Germanen in die Weltgeschichte eintreten lassen. Es ist dieses die Freiheit der Persönlichkeit, die sich gern absondert und nur durch den Zug des Gemüthes mit dem Andern vereint, die ihre eigenen Lebenskreise um sich zieht, und aus ihrem Innern erst die Regel und Ordnung hervorgehen läßt, der sie sich unterordnen soll.

Die einzelnen unabhängigen Wohner, die auf ihrem Gute, wie über ihre Familie und die Knechte — größten Theils Kriegsgefangene — unbeschränkt schalten und walten, führen zuerst die Verhältnisse des Grundeigenthums und der Landwirthschaft zusammen, wenn die Bevölkerung etwas dichter geworden ist. Sie vereinigen sich über die gemeinsame Benutzung der Theile des Grundes und Bodens, welche bei einer gesonderten keine Früchte tragen. Diese sind Wiesen und Wälder, eben so nöthig für die Heerden als für die Jagdlust der Germanen. Das Recht darauf wird an den Besitz des besonderen Gutes geknüpft. So schließt sich die Landgemeinde, die Mark, zur Abwehr wider den äußeren Feind, zur Gewährung des Rechts bei Zwistigkeiten über Grenzen und Gemeinbesitz im Innern. Auf dem Malberg oder der Malstätte kommen die Markgenossen zusammen, unter alten Eichen und Buchen, oder bei großen Steinblöcken. Den Vorsitz und die Leitung der Geschäfte hat ein aus ihrer Mitte gewählter Mann, welchen Reichthum oder Weisheit auszeichnet, damit sein Ansehen die Vollstreckung der Beschlüsse unterstütze, die ihm übertragen ist. Vielleicht besaß auch anfänglich das Haupt der ältesten Familie der Mark, von der die anderen ihren Ursprung herleiteten, dieses Amt. Denn doppelt ist die Gliederung und der Zusammenhang der Völker, welche ihr Leben auf Ackerbau begründen; einmal des Locales und des Besitzes, das andere Mal der Geburt und des Geschlechtes. In ähnlicher Weise wie zum Malberg die Markgenossen, kamen sämmtliche freie Männer aus den Marken zur Volksversammlung zusammen, bei Ange-

legenheiten, welche alle betrafen; wenn es galt über Krieg und Frieden zu entscheiden, über Frevler an der ganzen Nation zu richten u. s. w. So war der Staat der Germanen; die Gewalt war bei Allen; auch den Markgenossen im Märkerdinge (so hießen ihre Versammlungen) sprach der Vorsitzende das Urtheil nicht; dies war das ehrenvolle Recht der freien Eigenthümer des Gaues, in dieser Beziehung später Schöffen genannt*). Doch bei weitem nicht alle Bewohner desselben genossen dieser vollkommnen Freiheit, welche Rechtsfähigkeit und Stimme in der Volksgemeinde gewährte; denn außer den eigentlichen Knechten gab es auch noch andere Unfreie, einem Herrn zinspflichtig und in dessen Schutze stehend, meist durch Eroberung in diesen Stand hinabgedrängt**). Andrerseits waren unter den Freien auch edle Geschlechter, die in besonderem Ansehen standen, durch größeres Besitzthum, besseren Erfolg ihrer Wirthschaft, Tapferkeit und Klugheit ihrer Mitglieder emporgekommen. Aus diesen haben sich bei einigen Stämmen die königlichen Familien erhoben; bei den übrigen wurden für den Krieg Herzöge als Oberanführer gewählt.

Kampf und Krieg war das zweite Lebenselement der Deutschen; hier fand der, der die Geschäfte des Friedens verachtete, seine Spannkraft wieder***). Doch Kriege, die, zur gemeinsamen Abwehr geführt, alle Freie im Stamme zur Theilnahme verpflichteten, ereigneten sich so häufig nicht, als die Kampflust sie herbeiwünschte; daher Viele, der unwillkommnen Muße zu entgehen, sich in das Gefolge eines durch Adel und Kampfruhm ausgezeichneten Führers begaben, und ihm Fehden durchfechten halfen, die ihnen fremd waren, oft bei anderen Stämmen gesucht wurden. Verbindungen zu gemeinsamen Zwecken, Verbrüderungen aus freier Wahl nach der gleichen Lebensweise und Neigung, sind eine durch die ganze Deutsche Geschichte gehende Erscheinung. Viele, besonders jüngere Söhne, zwang auch der Mangel, da die Natur des Grundeigenthums die Theilung nur bis auf einen gewissen Punkt zuläßt, bei dem Reicheren Unterhalt zu suchen, Andere fanden es bequemer, hier mit dem Schwert zu erwerben, was sie daheim mit Pflug und Sense mühselig hätten erarbeiten müssen. Der Waffen-

---

*) v. Savigny Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, Bd. I. S. 157 fg.

**) Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Th. I. §. 15.

***) Mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem. Tacit. German. c. 15.

dienst galt bei den sonst auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtigen Deutschen für keinen Schimpf, eine leidenschaftliche Anhänglichkeit und Treue gegen die Führer beseelte das Gefolge; Alle wetteiferten, durch tapfere Thaten einen hohen Platz in seiner Gunst zu erwerben, seiner Sicherheit, seines Ruhmes wegen trotzten sie jeder Gefahr. Andrer Seits mußten dann wiederum den Reichen, der ein solches Gefolge ernähren konnte, die hiedurch erlangte Macht, glückliche Kriegszüge und reiche Beute noch höher über die übrigen Freien emporheben und den Grund zu einer künftigen Herrschaft legen. In der That ist durch das Heraufkommen solcher Fürsten, oder als die Kriege mit den Römern und die Wanderungen begannen, durch das Anschließen kleinerer Gefolge an einen tapferen Heerführer zu großen Unternehmungen, oder dadurch, daß sich der vom Volke erwählte Herzog durch die Fortdauer des Herumziehens und des Krieges an der Spitze erhielt, das Königthum bei den meisten Völkern entstanden und der alte Staat der Germanen aufgehoben worden. Dieser war auf der vollkommenen Freiheit des Grundbesitzes basirt gewesen, durch das immer weiter um sich Greifen der Gefolgschaften wurde nunmehr die Treue gegen den Führer an die Spitze gestellt. Die ganze spätere Staatsverfassung hat ihre Keime in diesem Institut der Gefolge. Selbst von der im Ritterthume ausgebildeten Erlernung des Krieges als einer Kunst hat man in dieser steten Waffenübung der Jüngeren unter einem Meister nicht mit Unrecht Spuren gefunden *). Jeder Herzog, jeder König war mit einem großen Gefolge umgeben, und manche Eroberungskriege, welche die Geschichte als Unternehmungen eines ganzen Volkes aufgezeichnet hat, können nach allen Umständen nur Züge mit dem Gefolge gewesen seyn, welches sich auf diese Weise öfters von seinem Stammvolke ganz trennen mochte.

Ein halbes Jahrtausend verging den Germanen unter Reibungen und Kämpfen mit den Römern, sie lernten das Leben von vielen neuen Seiten kennen, und immer mächtiger erwuchs in ihnen der Trieb, auch ihrem Daseyn eine größere Entfaltung zu geben, und in schönen, fruchtbaren, wohlangebauten Ländern mit reichen Städten zu wohnen und zu herrschen. Aber ihre eignen Wohnsitze durch Mühe und Fleiß in solche Landschaften umzuschaffen, war ihrer Natur nicht angemessen; sie wollten einen solchen Besitz unmittelbar und schon fertig; von alten

*) Möser Osnabrückische Geschichte, Th. I. Abschn. 1. §. 36.

Zeiten her dünkte den Germanen, daß die Schärfe des Schwerts das beste Mittel sey, ein gewünschtes Ziel zu erreichen *). Andere Stämme trieb der Hunger, d. h. die Unmöglichkeit sich ohne angestrengte Arbeit im eigenen Lande zu ernähren, gegen das Römische Reich. Die Bedürfnisse desselben kamen den Germanen auf halbem Wege entgegen; man sah ein, daß die entarteten Nachkommen der ehemaligen Welteroberer den kriegerischen Deutschen nicht zu widerstehen vermochten, und fing an, die Armee durch in Dienst genommene Germanen zu ergänzen und zu verstärken. Auch in den Provinzen war jede vaterländische und volksthümliche Gesinnung, die dem Kampfe ein würdiges Ziel gegeben hätte, in der Form des Kaiserreichs längst untergegangen, und so beschloß man, die Grenzländer, welche das Ziel der Plünderungs- und Beutezüge waren, den Germanen zu überlassen, und ihnen theils gegen Grundbesitz, theils gegen Kornzufuhren und jährlichen Sold die Vertheidigung derselben aufzutragen. So erhielten jene, was sie zunächst wünschten, für Waffendienste reichlichen Unterhalt. Das Bedürfniß des Despotismus, sich in reich besoldeten Kriegshaufen besondere dem Staat und Volke fremde Stützen zu geben, und die Thronstreitigkeiten, in denen jeder Bewerber durch solche Hülfstruppen zu siegen hoffte, mußten die Aufnahme der Germanen in das Innere der Römischen Provinzen immer weiter ausdehnen. Bald waren die Deutschen Völker nicht mehr bloß die Angreifer, sondern auch das übermächtige Kriegsvolk dieses Reiches, welches sich am Ende für unabhängig erklärte und in den Römischen Ländern sich förmlich niederließ.

Der Verlauf dieser Geschichte hat uns schon gezeigt, wie ganz Westeuropa sich unter die Herrschaft der Germanen beugen mußte. Wenn auch nicht von allen diesen Eroberern wie von dem großen Theoderich gerühmt werden kann, daß sie die Lage der Einwohner verbessert und eine höhere Blüthe der eroberten Länder herbeigeführt haben, so ist es doch andrerseits ganz irrig, sie als Zerstörer und Vernichter des bestehenden Zustandes zu betrachten. Im vollen Besitz ihrer Güter konnten die Einwohner allerdings nicht bleiben, denn Landerwerb und Ertrag eines reichen Besitzthums, um sich eines stattlichen Lebens zu erfreuen, war der Zweck der Eroberung; keinesweges aber wurden sie von Haus und Hof gejagt und zu Sklaven gemacht, sondern nur

*) Pigrum quinimmo et iners videtur, sudore adquirere, quod possis sanguine parare. Tac t. German. c. 14.

angehalten, mit den Siegern zu theilen. So nahmen die Ostgothen, wie oben schon bemerkt ist, den dritten Theil der liegenden Gründe oder einen verhältnißmäßigen Theil vom Ertrage; die Burgunder von Hof und Garten die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Dritttheile, Wälder blieben gemeinschaftlich; die Westgothen in Spanien nahmen auch zwei Dritttheile *). Von den Franken sind dergleichen Bestimmungen nicht aufgezeichnet; roher als jene und Gallien nicht in einem Zuge erobernd und besetzend, mögen sie mehr nach dem augenblicklichen Bedürfniß als nach einer bestimmten Regel genommen haben.

So bedeutend nun auch die Macht der Deutschen Könige in den erworbenen Ländern vergrößert worden war, indem sie hier nicht bloß Haupt und Führer eines stets auf seine Freiheit trotzenden Volkes, sondern auch, in der nächsten Zeit nach der Eroberung wenigstens, unumschränkte Gebieter der in der Gewohnheit des Gehorsams eingelebten alten Einwohner waren, so fehlte doch viel, daß sie ihre Macht jetzt allein auf diese Grundlage hätten bauen können. Bei dem anfänglich noch höchst unsichern und schwankenden Besitz dieser Eroberungen blieb das Gefolge ihre vornehmste und nothwendigste Stütze, die sie nicht ungestraft vernachlässigen durften. Deswegen suchten sie die Krieger, welche jetzt mit Landloosen versehen, des bloßen Unterhalts nicht mehr bedurften, auf andere Weise wieder stärker an sich zu ziehen und sich enger zu verknüpfen. Dazu bot sich ihnen aber kein besseres und bequemeres Mittel dar, als die Verleihung von Grundstücken zum Nießbrauch, deren sie sehr viele besaßen, da ihnen auch alle kaiserliche Privatgüter zugefallen waren. Die Waffengefährten des Königs, von denen vielleicht auch manche, als zu dessen Person gehörig, bei der Landvertheilung nicht bedacht worden waren, erhielten auf diese Weise, was der Deutsche damals am eifrigsten wünschte, Besitz von Ländereien, und leisteten dagegen das Beste, was der Mann nach ihren Begriffen zu gewähren vermochte, Kriegsdienst. Anfangs erschien das, was der König gab, noch nicht als Ersatz für das Geleistete, sondern als bloße Gunst, da ja das Gefolge ohnehin verbunden war, die Kriege seines Fürsten zu führen. Als aber, gelockt durch diese großen Vortheile und

*) Man muß nicht glauben, daß bei der Ackertheilung alle Germanen gleiche Loose erhalten hätten. Da auch die Güter der Römer verschiednen Umfangs waren, so bekamen die gemeinen Kriegsleute die kleineren Portionen, die Befehlshaber größere oder mehrere kleine. Eine große Menge solcher Loose (sors war die Bezeichnung der getrennten Ländereien) fiel den Königen als ihr Antheil zu.

durch die Bahn des Ruhmes, die jetzt allein hier offen stand, sich immer Mehrere und die Edelsten und Besten der Nation in den Dienst und das Gefolge des Königs drängten, und sich dem natürlichen Durste nach Thätigkeit gemäß drängen mußten, wurde bald die Verpflichtung zum Kriegsdienst als eng verbunden mit dem Besitze des verliehenen Gutes betrachtet. Ein solches Gut hieß beneficium, später feudum, Lehen, im Gegensatze der Allode, des eigenthümlichen Besitzes; die das Lehen empfingen, Getreue, Mannen, Vasallen*). Daß die Könige sich anfangs für ermächtigt hielten, das, was ihre freie Gunst gewährt hatte, auch wieder zurückzunehmen, geht aus vielen Beispielen hervor; je mehr man aber anfing, das Gut als Ersatz für den Kriegsdienst zu betrachten, je fester wurde auch der Besitz, zuletzt ward er erblich.

Es sind diese Verhältnisse vorzugsweise im Fränkischen Reiche ausgebildet worden, und schon funfzig Jahre nach Chlodwig's Tode tritt das Streben der Vasallen kräftig hervor, verliehene Güter nur im Falle der Untreue wieder vom Könige zu seinem Grundbesitz, dem Fiscus, einziehen zu lassen, und dann zunächst, auch bei Thronwechseln, das vom vorigen Herrscher Erworbene unter dem Nachfolger zu behalten. Das Zusammenhalten des Fiscus gegen diese Eingriffe und Neuerungen war es, welches Brunehilde den Haß der Austrasischen Edlen in so hohem Grade zuzog. In diesen Vasallen bildete sich ein neuer Stand im Staate, der bald der mächtigste und bedeutendste wurde, oder in dem sich vielmehr neben der Geistlichkeit alle Macht und Bedeutung vereinigte, ein Stand, welcher dem hohen Adel der heutigen Europäischen Staaten seinen Ursprung gegeben hat. In scharfem Gegensatz mit der ursprünglichen Germanischen Verfassung traten die vollkommen freien Männer derselben allmählig in den Hintergrund, da die Könige es viel bequemer fanden, ihre Kriege, wo es irgend thunlich

*) Bei den Franken in der Merovingischen Zeit kommen als Benennung dieses Dienstadels die Ausdrücke Leudes und Antrustionen vor, nach der gewöhnlichen Ansicht als gleichbedeutend. Nach Anderen aber waren die Antrustionen die höhere Klasse der Dienstmannen, welche selbst wieder ein Gefolge freier Leute führten. S. Eichhorn a. a. O. Th. I. §. 26. Ausg. 4. Luden, Geschichte des Teutschen Volkes, Bd. III. S. 263, ist der Meinung, daß die Antrustionen (von trauen, die Betrauten des Königs) ursprünglich Befehlshaber der Leudes eines Gaues gewesen wären. Ob Vasse, welche Benennung gleichfalls oft für Lehnsmann gebraucht wird, und Vasall ganz einerlei sind oder nicht, ist streitig. Nach Eichhorn, §. 194., waren Vassen diejenigen, welche vermöge ihrer Geburt in keiner Dienstpflicht standen, aber in den Dienst eines Herrn getreten waren, um ein Beneficium zu erwerben. Auch den Römern war der Eintritt in das Gefolge gestattet.

war, durch das bloße Aufgebot der Vasallen zu führen, als sie erst der Berathung in der Versammlung des Volkes zu unterwerfen. Die heimathliche Staatseinrichtung, die der Natur und ungekünstelten Lebensweise des alten Germanien's trefflich zusagte, aber auch nur den einfachen Verhältnissen zusagen konnte, mußte bei den mannichfaltigeren Richtungen und der Entwicklung eines reichern Lebens, welche die Besitznahme der vordem Römischen Provinzen herbeigeführt hatte, ungenügend gefunden werden, und statt ihrer trat jetzt, wo die gegenseitige Stellung des Königs und der Vasallen die Angel war, um die sich Alles drehte, die Lehnsverfassung hervor. Damals wurden die Könige durch diese Umwandlung nicht unumschränkter als sie früher gewesen waren, vielmehr traten ihnen die Vasallen, der frühern Abhängigkeit, der sie doch ihre Erhebung verdankten, ganz vergessend, bald noch trotziger gegenüber, als vormals die Freien, weil sie mächtiger waren, als diese. Die Merovinger bedurften ihrer besonders in den unaufhörlichen Bruderkriegen; je mehr sie aber Jene durch verschwenderische Vergebung von Beneficien zu gewinnen trachteten, je höher stieg mit der Verarmung ihre eigne Ohnmacht, je abhängiger wurden sie von den Leudes. Auch die Hof- und Staatsbeamten erscheinen als ein Theil dieses mächtigen Kriegsadels, und um so bedeutender, als es ihnen am leichtesten wurde, große Beneficien an sich zu reißen. In so fern sie dem Könige nicht bloß zu Kriegs- sondern auch zu Hofdiensten verpflichtet waren, hießen sie Ministerialen, ein in mehrfachem Sinne gebrauchter Name, den auch die geringeren unfreien Dienstleute des Königs sowol als die der Leudes führten. Der Erste jener Hofbeamten war der Hausmeier (Major domus), ursprünglich Aufseher der königlichen Domänen, dann als Theile von diesen an die Getreuen verliehen wurden, Anführer der Letzteren im Kriege und Vorsitzer ihres Gerichts. Ihre wachsende Macht hob auch ihn immer mehr empor. Wir werden bald sehen, welch eine Rolle diese Hausmeier im Verfolge der Fränkischen Geschichte spielen. Uebrigens waren es nicht die Könige allein, welche Beneficien vergaben, sondern auch die Kirche und weltliche Große verliehen Güter und Rechte zu bedingtem Besitz, und standen dann, wie die Könige, im Verhältnisse des Lehnsherrn (senior) zu dem Lehnsmann, welcher dafür eine Dienstpflicht übernahm.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Germanen die Römischen Einrichtungen nicht völlig zerstörten; sie ließen den Eingebornen

außer Theilen des Grundeigenthums auch meistens ihre alte Verfassung und ihre Organisationen in den Provinzen und Städten. So Odoacer und Theoderich in Italien, die Burgunder, die Westgothen, die Vandalen. Wenn auch die Franken weniger schonend verfuhren, und dadurch den großen politischen Gegensatz unterdrückten, welcher neben dem religiösen des Katholicismus und Arianismus die schnellen Stürze jener Reiche verursachte, so behielt doch auch hier für die alte Bevölkerung nach dem durchgehenden Germanischen Rechtsgrundsatze, daß jeder nach seinem angebornen Rechte zu beurtheilen sey, das Römische Recht zunächst seine Geltung *).

Die Germanen wurden aber durch die in den eben gegründeten Staaten neu entstandenen Verhältnisse, durch öfter als bisher vorkommende Streitfälle, da hier eben nicht wie früher das meiste durch althergebrachtes Bestehen eine Festigkeit hatte, zu weiterer Ausbildung und Feststellung ihres eigenthümlichen auf Gewohnheit und Herkommen begründeten Rechts gezwungen. Sachkundige Männer wurden beauftragt, das Wichtigste zusammenzufassen und niederzuschreiben, worauf ihre Arbeiten dann dem Volke zur Bestätigung vorgelegt wurden. Der Anfang zur Abfassung des Westgothischen Gesetzbuches wurde schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gemacht; nächstdem haben wir noch die Salischen, Burgundischen, Ripuarischen, Alemannischen, Bairischen, Friesischen, Angelsächsischen und Longobardischen Gesetze, im sechsten und siebenten Jahrhundert zusammengestellt, übrig. Sie sind sämmtlich in Lateinischer, als der damals allein amtlichen Sprache verfaßt, mit Ausnahme des Angelsächsischen Volksrechts. Die Sammlung der altsächsischen und Thüringischen Gewohnheiten wurde erst von Karl dem Großen veranstaltet. Der Hauptinhalt dieser Sammlungen ist Bestimmung der Geldstrafen, durch welche Verletzungen an Leib, Leben und Eigenthum eines Andern gebüßt werden mußten. Daß die richter-

*) „Daraus ist der Zustand des bürgerlichen Rechts hervorgegangen, welchen wir mit dem Ausdruck der persönlichen Rechte oder persönlichen Gesetze bezeichnen. Wir Neueren nämlich gehen von dem Grundsatze aus, daß die Art des Rechts durch das Territorium bestimmt werde; wer in demselben lebt, muß nach dessen Recht sein Eigenthum und seine Verträge beurtheilen lassen, die nationale Abstammung ist ganz ohne Einfluß. Nicht so im Mittelalter, wo in demselben Lande, ja in derselben Stadt der Lombarde nach Lombardischem, der Römer nach Römischem Rechte lebte. Ja dieselbe Verschiedenheit des Rechts galt auch für die Germanen verschiedener Stämme; der Franke, Burgunder, Gothe, lebten an demselben Orte, jeder nach anderem Rechte.“ v. Savigny, a. a. O. Th. I. S. 91.

liche Gewalt das Recht habe, Verbrecher gegen eine Privatperson, selbst Mörder, am Leben oder am Leibe zu strafen, war ein den alten Germanen fremder Gedanke. Nur über Diejenigen, die sich durch Verrath oder Feigheit an dem Gemeinwesen vergangen hatten, konnte Todesstrafe verhängt werden, und zwar nur von der Volksgemeinde. Ursprünglich lag es den Verwandten eines Erschlagenen ob, seinen Mord an dem Thäter zu rächen. Auch persönliche Verletzungen, Verstümmlungen, Brand, Raub und alle solche Verbrechen, die als Störungen des gemeinen Friedens angesehen wurden, ist niemand schuldig einzuklagen. Gegen diese war ebenfalls die Selbsthülfe erlaubt. So führen die Einzelnen und die Familien Krieg mit einander, befehden sich, wie der Ausdruck dafür lautet, bis sie sich über eine Sühne vertragen, die der Beschädiger zu geben hat. Denn es wird bei den Germanen jeder Todtschlag, jede körperliche Verletzung des Mitgliedes einer Familie als Verminderung der Kraft und des Gesammtvermögens derselben betrachtet, und dies wieder herzustellen muß der Beleidiger einen Theil des Seinigen geben. Diese Genugthuung (Wehrgeld, compositio) festzustellen hatte für den einzelnen Fall die Gemeinde, wenn der Verletzte als Kläger vor derselben auftrat und der Beklagte auf die feierliche Ladung erschien; that er dies nicht, konnte oder wollte er die festgesetzte Buße nicht bezahlen, so hatte die Fehde ihren Gang. Im Laufe der Zeit stellten sich dann gewisse Summen für bestimmte Fälle fest, und diese wurden in die Volksrechte aufgenommen. Schon im Tacitus ist von der Genugthuung der Familie des Erschlagenen durch eine Zahlung, die damals noch in Vieh geleistet wurde, die Rede; bei steigender Cultur wurde sie aber in Geld ausgedrückt, und der Unterschied des Standes kam dabei besonders in Betracht. So ist in den Salischen Gesetzen das Wehrgeld des Antrustionen auf sechshundert, das des freien Franken auf zweihundert, das des Litus (Unfreien) auf hundert, des zinsbaren Römers auf fünf und vierzig, des Leibeigenen auf fünf und dreißig Goldgulden (solidi) bestimmt. Und eine Buße von fünf und vierzig Solidi stand, wie auf das Leben des zinsbaren Römers, auf den Diebstahl eines Leithundes, eines Habichts, eines eingehegten Bienenstocks, eines zahmen Hirsches, eines Hengstes, einer trächtigen Stute, eines Fuder Grases und einer Menge Weintrauben, die zu Wagen fortgeschafft werden mußten. Es werfen diese Bestimmungen ein merkwürdiges Licht auf das Werthverhältniß der Dinge bei den damaligen Franken. Ueber jede Art von körperlichen

Verletzungen ist eine genaue Taxe gegeben. Da ist ausgemacht, wie viel für ein Auge, Ohr, Zahn, für den zweiten, dritten, vierten Finger, für einen Hieb, nach welchem Blut geflossen, für einen andern, wo die Knochen gebrochen und sichtbar geworden sind, gezahlt werden soll. Zu dem Wehrgelde oder der Buße kam bei den Friedensbrüchen noch zuweilen eine Strafe an das gemeine Wesen, welche Fredum (Gewette) genannt war, und einem Drittel des Wehrgeldes gleich zu seyn pflegte. Wenn jemand das Wehrgeld nicht aufzubringen vermochte, so mußte seine Familie für ihn zahlen, reichte auch deren Vermögen nicht hin, verfiel er in Knechtschaft des Verletzten. Daß indeß von den freien und stets bewaffneten Deutschen die Entscheidung ihrer Streitigkeiten nicht häufig vor Gericht gesucht worden seyn mag, läßt sich aus ihrer Sinnesart schließen, und die Geschichte ist voll von Beispielen der Selbsthülfe, die oft schwere Verwickelungen nach sich ziehen.

Der Beweis des Klägers und der Gegenbeweis des Beklagten durch den Eid ward nach einer eigenthümlichen Germanischen Sitte durch Eidhelfer verstärkt, deren Zahl nach der geringern oder größern Wichtigkeit der Sache von zweien bis auf zwei und siebzig und darüber steigen konnte, die gleichfalls durch einen Eid versicherten, daß der Schwörende die Wahrheit gesagt. Der Sinn davon war, daß sie durch ihren Eid erklärten, sie glaubten an die Wahrheit des seinigen, und hielten ihn nach ihrem Gewissen eines falschen Schwures nicht fähig. Vor der Einführung des Christenthums hatten indeß die Eidhelfer nur geschworen, daß sie den Kläger oder Beklagten, denen sie durch Verwandtschaft oder andere Interessen verbunden waren, in der nun folgenden Fehde unterstützen würden, und es hatte damals hauptsächlich von der Zahl dieser Fehdengenossen abgehangen, ob der Kläger zum Kampfe schritt oder nicht, und entweder die Buße nahm oder ganz von der Sache abstand. Wo die Wahrheit auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu ermitteln war, schritt man zum Ordale oder Gottesurtheil. Von diesem kommen in jener frühern Periode besonders drei Arten vor, der Zweikampf, der Kesselfang und die Feuerprobe. Wer im Zweikampfe den Sieg davon trug, hatte als Kläger die Schuld des Gegners dargethan, als Beklagter die eigne Unschuld erwiesen. Beim Kesselfang mußte der Beschuldigte aus einem mit siedendem Wasser angefüllten Kessel etwas heraufholen; bei der Feuerprobe ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, oder darüber hinweggehen. Wer unverletzt blieb, ward als unschuldig erkannt. Doch

konnte man in gewissen Fällen bei diesen Proben, vornehmlich beim Zweikampf, sich durch andere vertreten lassen. Diese Beweise gründeten sich auf den Glauben der Zeit, daß die Gottheit Schuld und Unschuld jedesmal auf unmittelbare und sichtbare Weise an den Tag bringen werde.

Nach der Gründung der Germanischen Reiche auf Römischem Boden erscheint neben der Volksgemeinde der König als der oberste Richter. Doch werden die Versammlungen aller freien wehrhaften Männer schon wegen ihrer nun eingetretenen größeren Zerstreuung über weite Landstrecken immer seltener. Dafür ladet der König die angesehensten seiner im Lande herumwohnenden Leudes zu sich, wenn er glaubt ohne ihren Rath, ihre Zustimmung und Hülfe irgend eine Angelegenheit, einen Feldzug oder dergleichen nicht durchführen zu können. Doch war ihre Zuziehung weder Pflicht des Königs, noch ihre Stimme entscheidend. An der Spitze der kleineren Volksgemeinden stehen ebenfalls nicht mehr die von ihnen erwählten Vorsitzer, sondern die königlichen Beamten, die Grafen über kleinere, die Herzöge über größere Kreise. Unter ihrem oder ihrer Stellvertreter Vorsitz richtet nun die Gemeinde; sie führen die Freien zum Kampf, sie üben den Heer- und Gerichtsbann im Namen des Königs. Die Eroberer sind nach ihrer militärischen Abtheilung in Zehnten und Hunderten angesiedelt; diese bilden nun die Markgenossenschaften unter dem Vorstande der Decane und Centenarien, der Unterbeamten des Grafen. Zu bestimmten Zeiten im Jahre versammelten sich die freien Hausväter der Hunderte auf der Malstätte zum ungebotenen Ding; wenn außerdem Recht zu sprechen war, kamen die für diese Fälle bestimmten Schöffen zum gebotenen Ding zusammen, der Vorsitzende fragte sie um das Urtheil, und vollzog es. Erschien der Beklagte in den Fällen, in denen er gehalten war, der Ladung Folge zu leisten, — es waren dies alle, in welchen keine Gewaltthätigkeit im Spiele war — nicht, so erfolgte nach dreimaligem Termine der Spruch und wurde vollzogen, oder der Beschuldigte wurde in die Acht d. h. für rechtlos erklärt, der Kläger konnte sich sein Recht nehmen und niemand durfte jenen unterstützen. Ueber die Römische Bevölkerung übten die Grafen und Herzöge im Fränkischen Reiche ebenfalls alle Hoheitsrechte, doch war ihnen für die Gerichtsbarkeit über dieselben ein Römischer Judex an die Seite gesetzt, der auch bei Streitigkeiten zwischen Franken und

Provinzialen zum Germanischen Gericht gezogen wurde. Auch die Römische Städteverfassung erhielt sich theilweise.

So weit die freien Gemeinden nicht durch das Eintreten ihrer Glieder in die Ministerialität geschwächt waren, bildeten sie Bauernschaften auf zerstreuten Höfen oder jetzt auch schon in zusammenhängenden Niederlassungen. Andere Strecken des Landes gehörten angesehenen Gefolgsleuten, die sie bei der Theilung des Landes erhalten oder durch königliche Gnade erworben hatten. Auf diesen Grundstücken war der Besitzer uneingeschränkter Herr, wie jeder Germane auf seinem Gute, und die Gewalt der königlichen Beamten reichte nicht in seine Grenzen; eben so wie der König über seine eigenen Güter keine Grafen, sondern Privataufseher setzte. Das Land bauten hier in diesen Marken leibeigene Knechte des Herrn und zum Gute hörige Leute, welche Stücke desselben gegen jährlichen Zins für sich benutzten (Lassen oder Liten). Es war dies größten Theils die alte Römische Bevölkerung und schon unter der Kaiserherrschaft war fast der ganze Landbau im Römischen Reiche von solchen hörigen Leuten, Kolonen genannt, betrieben worden, die also im Grunde nur den Herrn gewechselt hatten. Ihr Besitz war in ihrer Familie erblich, sie konnten nicht wie die Sklaven willkürlich verkauft, sondern nur mit dem Gute selbst veräußert werden. Ueber alle diese richtete der Herr oder dessen Beamter. Zum Kriegsdienst durften sie nicht ausgehoben werden, aber der Herr kann sie zu seiner eigenen Vertheidigung gebrauchen. Auch freie Männer, die kein eigenes Besitzthum hatten, ließen sich zuweilen Stücke eines solchen Guts zu ihrem Unterhalt gegen Verpflichtung zum Waffendienst geben. Sie traten dann gleichfalls in Allem, was ihr Dienstverhältniß anging, unter den Gerichtsbann des Herrn, der über sie mit Zuziehung seiner übrigen Dienstmannen zu Recht saß, wie der König zum Gericht über seinen Lehnsmann auch, damit er im Herkommen nicht irre, diejenigen beruft, welche es kennen, die übrigen Vasallen.

Das älteste Deutsche Sprachdenkmal, welches auf uns gekommen, ist ein Theil der Uebersetzung der Bibel vom Bischof Ulphilas (Th. III. S. 341.), für die Gothen in ihrer Mundart verfaßt. Als Probe mag hier das Vaterunser stehen. Es lautet wie folgt:

Atta unsar, thu in himinam, weihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins, swe in himina, jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinana gif uns himmadaga. Jah aflet

uns thatei skulans sijaima swa swe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in aiwins, Amen!

Mit einem viel weichern Organ, und uns verständlicher, sprachen später die Alemannen dieses Gebet folgendermaßen:

Fatter unser, thu pist in himile, wihi namun dinan. Queme rihi din. Werde uuillo din so in himile, so sa in erdu. Prooth unser emezic kip uns hiutu. Oblaz uns sculdi unsero, so wir oblazen uns sculdiken. Enti ni unsih firletti in khorunka, uz erlosi unsih fona ubili.

Dasselbe Gebet lautete in der Sprache der Angelsachsen, welche im fünften Jahrhundert aus Niederdeutschland nach England hinübergingen, also:

Faeder ure, thu the eart on heofenum, si thin nama gehalgod. To becume thin rice. Gewurthe thin willa on eorthan swa swa on heofenum. Urne daeghwanlican hlaf syle us to daeg. And forgyf us ure gyltas, swa swa we forgifa the urum gyltendum. And ne gelaedde thu us on costnunge, ac alys us of yfele.

Noch eine Probe mag der Anfang einer Uebersetzung des Ambrosianischen Lobgesangs in hochdeutscher Mundart seyn, welche etwa in die Zeit Karls des Großen zu setzen ist:

Thih cot lopemes, thih truhtinan gehemes, thih ewigan fater cokiwelih erda wirdit. Thir alle engila, thir himila, inti alle kiwaltido, thir Cherubin inti Seraphim unbilihanlihhero stimmo foraharent: Wiher, wiher, wiher! truhtin cot herro, foliu sint himila inti erda thera meginchreftir tiurda thinera, u. s. w. *)

Bald aber hatten alle Deutsche Stämme, bis auf die im eigentlichen Deutschland gebliebenen und die in Britannien eingewanderten, ihre Sprache eingebüßt, und die der Eingebornen in den von ihnen eroberten Ländern, als der Gebildeteren, angenommen. Die reine Germanische Eigenthümlichkeit wurde hiedurch besonders immer mehr und mehr überwunden und verdunkelt, da des Menschen Sinnesart

*) Dich Gott loben wir, dich Herrn bekennen wir: dich ewigen Vater jegliche Erde verehrt, dir alle Engel, dir die Himmel, und alle Gewalten, dir die Cherubim und Seraphim mit unablässiger Stimme rufen: Heilig, heilig, heilig! Herr, Gott Herr! Voll sind die Himmel und die Erden der Großkraft deiner Ehre, u. s. w.

Zeiten her dünkte den Germanen, daß die Schärfe des Schwerts das beste Mittel sey, ein gewünschtes Ziel zu erreichen *). Andere Stämme trieb der Hunger, d. h. die Unmöglichkeit sich ohne angestrengte Arbeit im eigenen Lande zu ernähren, gegen das Römische Reich. Die Bedürfnisse desselben kamen den Germanen auf halbem Wege entgegen; man sah ein, daß die entarteten Nachkommen der ehemaligen Welteroberer den kriegerischen Deutschen nicht zu widerstehen vermochten, und fing an, die Armee durch in Dienst genommene Germanen zu ergänzen und zu verstärken. Auch in den Provinzen war jede vaterländische und volksthümliche Gesinnung, die dem Kampfe ein würdiges Ziel gegeben hätte, in der Form des Kaiserreichs längst untergegangen, und so beschloß man, die Grenzländer, welche das Ziel der Plünderungs- und Beutezüge waren, den Germanen zu überlassen, und ihnen theils gegen Grundbesitz, theils gegen Kornzufuhren und jährlichen Sold die Vertheidigung derselben aufzutragen. So erhielten jene, was sie zunächst wünschten, für Waffendienste reichlichen Unterhalt. Das Bedürfniß des Despotismus, sich in reich besoldeten Kriegshaufen besondere dem Staat und Volke fremde Stützen zu geben, und die Thronstreitigkeiten, in denen jeder Bewerber durch solche Hülfstruppen zu siegen hoffte, mußten die Aufnahme der Germanen in das Innere der Römischen Provinzen immer weiter ausdehnen. Bald waren die Deutschen Völker nicht mehr bloß die Angreifer, sondern auch das übermächtige Kriegsvolk dieses Reiches, welches sich am Ende für unabhängig erklärte und in den Römischen Ländern sich förmlich niederließ.

Der Verlauf dieser Geschichte hat uns schon gezeigt, wie ganz Westeuropa sich unter die Herrschaft der Germanen beugen mußte. Wenn auch nicht von allen diesen Eroberern wie von dem großen Theoderich gerühmt werden kann, daß sie die Lage der Einwohner verbessert und eine höhere Blüthe der eroberten Länder herbeigeführt haben, so ist es doch andrerseits ganz irrig, sie als Zerstörer und Vernichter des bestehenden Zustandes zu betrachten. Im vollen Besitz ihrer Güter konnten die Einwohner allerdings nicht bleiben, denn Landerwerb und Ertrag eines reichen Besitzthums, um sich eines stattlichen Lebens zu erfreuen, war der Zweck der Eroberung; keinesweges aber wurden sie von Haus und Hof gejagt und zu Sklaven gemacht, sondern nur

*) Pigrum quinimmo et iners videtur, sudore adquirere, quod possis sanguine parare. Tac t. German. c. 14.

angehalten, mit den Siegern zu theilen. So nahmen die Ostgothen, wie oben schon bemerkt ist, den dritten Theil der liegenden Gründe oder einen verhältnißmäßigen Theil vom Ertrage; die Burgunder von Hof und Garten die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Drittheile, Wälder blieben gemeinschaftlich; die Westgothen in Spanien nahmen auch zwei Drittheile *). Von den Franken sind dergleichen Bestimmungen nicht aufgezeichnet; roher als jene und Gallien nicht in einem Zuge erobernd und besetzend, mögen sie mehr nach dem augenblicklichen Bedürfniß als nach einer bestimmten Regel genommen haben.

So bedeutend nun auch die Macht der Deutschen Könige in den erworbenen Ländern vergrößert worden war, indem sie hier nicht bloß Haupt und Führer eines stets auf seine Freiheit trotzenden Volkes, sondern auch, in der nächsten Zeit nach der Eroberung wenigstens, unumschränkte Gebieter der in der Gewohnheit des Gehorsams eingelebten alten Einwohner waren, so fehlte doch viel, daß sie ihre Macht jetzt allein auf diese Grundlage hätten bauen können. Bei dem anfänglich noch höchst unsichern und schwankenden Besitz dieser Eroberungen blieb das Gefolge ihre vornehmste und nothwendigste Stütze, die sie nicht ungestraft vernachlässigen durften. Deswegen suchten sie die Krieger, welche jetzt mit Landloosen versehen, des bloßen Unterhalts nicht mehr bedurften, auf andere Weise wieder stärker an sich zu ziehen und sich enger zu verknüpfen. Dazu bot sich ihnen aber kein besseres und bequemeres Mittel dar, als die Verleihung von Grundstücken zum Nießbrauch, deren sie sehr viele besaßen, da ihnen auch alle kaiserliche Privatgüter zugefallen waren. Die Waffengefährten des Königs, von denen vielleicht auch manche, als zu dessen Person gehörig, bei der Landvertheilung nicht bedacht worden waren, erhielten auf diese Weise, was der Deutsche damals am eifrigsten wünschte, Besitz von Ländereien, und leisteten dagegen das Beste, was der Mann nach ihren Begriffen zu gewähren vermochte, Kriegsdienst. Anfangs erschien das, was der König gab, noch nicht als Ersatz für das Geleistete, sondern als bloße Gunst, da ja das Gefolge ohnehin verbunden war, die Kriege seines Fürsten zu führen. Als aber, gelockt durch diese großen Vortheile und

*) Man muß nicht glauben, daß bei der Ackertheilung alle Germanen gleiche Loose erhalten hätten. Da auch die Güter der Römer verschiednen Umfangs waren, so bekamen die gemeinen Kriegsleute die kleineren Portionen, die Befehlshaber größere oder mehrere kleine. Eine große Menge solcher Loose (sors war die Bezeichnung der getrennten Ländereien) fiel den Königen als ihr Antheil zu.

wie es im Römischen Reiche gewesen war, der Bischof oder dessen Stellvertreter, der Archidiakon, mit Zuziehung der Presbyter der bischöflichen Kathedralkirche, die einzige richterliche Behörde, und das Verfahren derselben, welches in den Rechtsstreitigkeiten anfangs ein ganz einfaches schiedsrichterliches gewesen war, entwickelte sich nach und nach zu einem weitläufigen Prozeß, der sich auf Grundsätze des Römischen Rechts stützte, da dieses als das für die Kirche und die Geistlichkeit geltende anerkannt wurde. Die Strafen, welche die Kirche verhängte, bestanden in Bußübungen und Kasteiungen, oder aber, wenn sich jemand widerspenstig zeigte, in Excommunication, d. i. Ausschließung aus der Gemeinschaft des Abendmahls, und Anathema, gänzlicher Entfernung vom Gottesdienste und von der Gemeinde der Gläubigen, welche unter einem feierlichen Bannfluche ausgesprochen wurde. Doch ließ die Kirche es häufig zu, daß die gesetzliche Buße in eine den Umständen angemessene verwandelt wurde, und fromme Handlungen, Wallfahrten, Stiftungen, ja selbst Geldzahlungen an die Stelle körperlicher Züchtigung und längerer Bußzeit traten. Den Geistlichen sollte nur der Geistliche richten; indeß kamen von dieser Regel doch Ausnahmen genug vor. Der Laie war indeß nicht verbunden, gegen den Priester vor dem Richterstuhle des Bischofs zu klagen; er klagte bei dem weltlichen Gericht, zu welchem dann der vorgesetzte Geistliche gezogen werden sollte. Den Gerichtsstand der Bischöfe selbst bildete in solchen Sachen gewöhnlich eine Synode angesehener Kleriker und Laien unter dem Vorsitz des Königs.

Aber der Einfluß der Geistlichen erstreckte sich auch über die Kirchenverhältnisse hinaus, und wurde bald von der größten Bedeutung im Staate. Zu der Achtung, welche die Neubekehrten vor den Priestern ihrer Religion hegten, kam noch die vor ihren Kenntnissen, deren Besitz sich damals fast allein auf die Geistlichen zu beschränken anfing, und der steigende Reichthum der Kirche, da fromme Seelen viele Kirchen und Klöster stifteten und ausstatteten und den Besitz der schon vorhandenen durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse, besonders an liegenden Gründen, außerordentlich vermehrten. Auch Beneficien empfingen die Bischöfe, und kamen dadurch ganz in die Verhältnisse der Reichsvasallen. Wenn daher ihr Ansehen und ihre geistliche Würde nicht hingereicht hätte, ihnen den Platz, den sie in den Staatsversammlungen der Letzteren von jetzt an einnahmen, zu sichern, so würde es schon durch ihren Güterbesitz geschehen seyn. Als Grundherren tra-

ten sie zu den Eingesessenen ihrer Güter in dieselben Rechte wie die weltlichen Herren, und übten hier die Aufsicht und Gerichtsbarkeit durch ihre dazu bestellten Vögte. Andrerseits wurde die Kirche in den neuen Staaten auch wiederum in mancher Rücksicht von den Regenten abhängiger als sie es im Römischen Reiche gewesen war *). Besonders wichtig war es, daß der Staat auf die Bischofswahlen einen großen Einfluß gewann, und dies im Fränkischen und Westgothischen Reiche von den Bischöfen selbst als ordnungsmäßiger Gang anerkannt wurde. Die Synoden der Bischöfe durften nicht ohne des Königs Genehmigung versammelt werden, ihre Schlüsse und Decrete mußten diesem zur Bestätigung vorgelegt werden, und wurden nicht für gültig gehalten, bis sie diese erlangt hatten. Hiedurch geschah es, daß das Institut der Provinzialsynoden (s. Theil III. 319.) immer mehr in Verfall kam, und mit diesen die Rechte der Metropoliten, die sie größten Theils nur auf diesen Versammlungen ausgeübt hatten; namentlich die Entscheidung in Klagsachen gegen Bischöfe und über Appellationen vom Spruche der Bischöfe. Da jetzt also die höhere Behörde für die Bischöfe fehlte, wurden dergleichen Sachen meistens vor den König gebracht. Zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten ihrer Reiche bestellten die Germanischen Herrscher gewöhnlich einen angesehenen Geistlichen ihres Hofes mit dem Titel Erzcapellan (auch Apocrisiarius und Referendarius genannt), dem es denn auch bald an Einfluß in weltlichen Dingen und an Geschäften dieser Art nicht fehlte. Von den Leuten der Kirche ward die Heeresfolge gefordert; ja die Bischöfe, wenn gleich die Geistlichkeit persönlich vom Heerbann eximirt und ihr selbst das Tragen von Waffen verboten ward, zogen sogar in Person zu Felde. Dieses gegenseitige Uebergreifen der kirchlichen und der Staatsgewalt legte den Grund zu dem großen Kampfe, in welchen beide in den folgenden Zeiträumen gegen einander geriethen, der alle Beziehungen des Mittelalters ergreift und durchdringt, und einen Haupttheil seiner Geschichte ausmacht.

Wie das Mönchswesen aus dem Orient in die Abendländer kam, ist schon in der alten Geschichte (Th. III. S. 369.) erzählt. Es würde aber hier niemals die bedeutenden Fortschritte gemacht und die großen Wirkungen gehabt haben, die es als ein wichtiges Glied in der Kette der Ereignisse erscheinen lassen, wenn es nicht eine ganz neue Einrich-

---

*) Planck, a. a. O. Bd. II. Abth. 2. Abschn. 1. Cap. 1. u. f.

tung und Ordnung bekommen hätte. Der merkwürdige Mann, der ihm diese gab, war der heilige Benedict von Nursia (geb. 480, gest. 543), indem er, als Abt von Monte Cassino und zwölf anderen Klöstern in Unteritalien, schriftliche Statuten für seine Mönche aufsetzte, die sein Ansehen in kurzem zu einer allgemeinen Richtschnur für viele andere Mönchsklöster heiligte. Man nannte sie die Regel des heiligen Benedict. Zu dieser und zu unbedingtem Gehorsam gegen die Oberen mußte sich jeder Aufgenommene durch ein unverbrüchliches Gelübde verpflichten. Es band jeden Mönch auf Lebenszeit; er ward „Gott geopfert," wie der Ausdruck war, und konnte nicht wieder in die Welt zurück. Allen Freuden des Lebens mußte er entsagen, um ganz für den Himmel zu leben. Die Benedictiner — so nannte man die nach Benedict's Regel lebenden Mönche — waren, wie alle Schüler eines kräftigen Meisters, emsig bemüht, den Geist desselben so weit als möglich zu verbreiten, und dies glückte ihnen so wohl, daß nach einigen Jahrhunderten fast alle Mönche im Abendlande Benedictiner waren.

Benedict hatte seinen Mönchen außer dem Beten, auch Handarbeiten und Unterricht der Jugend zur Pflicht gemacht. Dadurch kam in das abendländische Mönchswesen ein ganz anderer Geist, als in dem orientalischen herrschte. An die Stelle der Beschaulichkeit und des steten Grübelns trat hier eine thätige, praktische Richtung, wodurch die Klöster den westeuropäischen Ländern höchst wohlthätig wurden. Aus ihnen gingen die heldenmüthigen Glaubensboten hervor, die von Liebe und Eifer getrieben, sich unter die Heiden wagten, das Evangelium zu predigen, die mit Aufopferung aller Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten, mit Verläugnung des Hungers und Frostes, Hunderte von Meilen weit unbetretene Wüsten durchirrten, und barbarische Sprachen erlernten, die keine Beschwerde, keine Gefahr achteten, und das Leben für ihren großen Zweck mit freudigem Muthe hingaben. Oft legten sie in noch unangebauten Gegenden wieder Klöster an, und da entwilderte sich dann mit dem innern Leben auch das äußere. Oede Striche wurden urbar gemacht, Moräste ausgetrocknet, Wälder gelichtet, das wüste Land gewann in kurzem ein fruchtbares, blühendes Ansehen. Die große Selbstverläugnung, mit welcher die Mönche, so lange der bessere Geist in ihnen lebte, sich ihrem schweren Berufe unterzogen, ihr anhaltender Fleiß, ihre bedachtsame Ordnung, wurde den Landeseinwohnern ein großes, folgenreiches Beispiel. In jenen

von wildem Kriegsgetümmel geängsteten Zeiten wurden die Klöster ein sicherer Zufluchtsort für die Bedrängten; stille Seelen, die dem Geräusche und den Leidenschaften der Welt entgehen wollten, flüchteten in ihren Schooß. Damals, wo der Sinn für Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei den entarteten Abkömmlingen der alten Welt ganz erstorben war, bei dem frischen Geschlechte aber noch keine Wurzeln geschlagen hatte, waren die Klöster im Abendlande die einzigen Oerter, welche das völlige Abreißen des Fadens verhüteten und ihn aus der alten Welt in die neue hinüberleiteten.

---

6. Das Reich der Westgothen in Spanien.

Nach den Eroberungen Chlodwig's war die Herrschaft der Westgothen, wie oben erzählt ist, mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs in Gallien, auf die Pyrenäische Halbinsel beschränkt, wo daneben auch noch das Suevenreich bestand. Amalrich blieb im Jahre 531 im Kampfe gegen die Franken. Mit ihm erlosch das Geschlecht der alten Könige. Theudes (S. 21.), der schon vorher Statthalter von Spanien gewesen war, folgte, und von diesem an wurde der Staat der Westgothen ein vollständiges Wahlreich, wodurch dem Ehrgeiz der Großen ein weiter Spielraum eröffnet ward, und bald die inneren Unruhen, Zerrüttungen und Aufstände eintraten, welche diese Regierungsform fast immer hervorruft. Theudes fiel durch Meuchelmord (548) und gleiches Schicksal traf seinen Nachfolger Theudisclus (550). Gegen Agila empörte sich Athanagild (s. o.) und rief die Oströmer um Hülfe an, welche eben damals unter Justinian's Herrschaft Africa, Italien und alle Inseln des Mittelländischen Meeres wieder erobert hatten. Eine Griechische Flotte erschien an der Küste Spanien's und durch diese Unterstützung siegte Athanagild bei Hispalis (554), Agila wurde ermordet. Aber die Oströmer bemächtigten sich sogleich der ganzen Südküste des Landes am Mittelmeer und am Ocean, von Neukarthago bis Lacobriga (Lagos). Nur Feldherren wie Belisar und Narses und die nöthige Hülfe von Constantinopel fehlte, um dem Westgothischen Reiche zur selbigen Zeit mit dem Ostgothischen ein Ende zu machen. Achtzig Jahre lang behaupteten sich die Griechen in diesen Gegenden trotz aller Anstrengungen der Gothen.

Größere Festigkeit und stärkere Grundlagen gab dem Spanischen

Reiche der Westgothen erst Leovigild (569—586), der Nachfolger Athanagild's, einer ihrer kräftigsten Könige. Die Oströmer waren in das Innere des Landes vorgedrungen, die Gebirgsbewohner im heutigen Aragon aufgestanden; die Vasconen in den Provinzen Biscaya und Navarra, noch niemals unterworfen, beunruhigten die Grenzen durch räuberische Einfälle. Aller dieser Feinde und Schwierigkeiten ward der unerschrockene Leovigild Meister. Die empörten Unterthanen wurden bezwungen, gegen die Vasconen machte er glückliche Feldzüge, die Griechen warf er auf die Küste zurück, und seine Schnelligkeit erfüllte die Feinde mit Furcht und Schrecken. Den größten Widerstand leisteten die Katholiken; die Stadt Assidonia hatte rebellirt, ebenso wollte Cordova lieber der orthodoxen Herrschaft des Römischen Reiches, als dem Arianischen Könige gehorchen. Beide Städte wurden erobert und durch ihre Plünderung andere Widerstrebende zurückgeschreckt. Eine noch bedeutendere Opposition von Seiten des Katholicismus ging aber von Leovigild's eigenem Hause aus. In seinem ältesten Sohne Hermenegild, den er an der Regierung Theil nehmen ließ, hatte die Mutter Theodosia, des Griechischen Statthalters in Spanien Severianus Tochter, schon früh eine Neigung zur katholischen Kirche geweckt, und den Bemühungen seiner gleichfalls orthodoxen Gemahlin Ingundis, Siegbert's von Austrasien und der Brunehilde Tochter, so wie des Bischofs von Sevilla Leander, gelang es endlich, ihn vollständig zum Uebertritt zu bewegen. Er knüpfte Verbindungen mit den Griechen und Sueven an, welche, zuerst Bekenner der Nicäischen Lehre, dann Arianer, um diese Zeit wieder zur allgemeinen Kirche zurückgetreten waren. Ein großer Theil der Bevölkerung, nicht allein Provinzialen, sondern auch Gothen, war für Hermenegild. Des Königs Lage wurde gefährlich; im Norden waren die Vasconen wieder aufgestanden und die Frankenfürsten Childebert und Guntram (o. S. 27.), so wie Theodemir, der König der Sueven, rüsteten sich, seinem Sohne zu Hülfe zu ziehen. Zuerst wandte er sich gegen die Vasconen, besiegte sie und bestrafte den Aufruhr mit großer Härte, so daß viele auf die andere Seite des Gebirges hinüberzogen nach Frankreich, und der Landschaft Gascogne den Namen gaben. Darauf zog Leovigild südwärts und belagerte seinen Sohn in Sevilla, nachdem er ihm Merida entrissen hatte. Das Suevische Heer, welches Theodemir zum Entsatz heranführte, umzingelte er und zwang den König, zu schwören, fortan jede Feindseligkeit aufzugeben und den Gothischen Herrschern Treue und Gehorsam zu leisten

So war in Sevilla jede Hoffnung auf Hülfe verschwunden. Als die Belagerer nun auch den Guadalquivir sperrten, nahm die Hungersnoth überhand und die Stadt ergab sich nach zweijähriger Vertheidigung. Hermenegild rettete sich nach Cordova, er hoffte sich mit Hülfe der kaiserlichen Truppen noch weiter gegen seinen Vater halten zu können. Die Griechen verließen ihn aber, als sie von Leovigild 30,000 Solidi erhalten hatten. Dieser wies darauf dem Hermenegild die Stadt Valencia als Verbannungsort an. Das Mißtrauen zwischen beiden dauerte indeß fort, und als der Sohn jene Stadt verließ, vielleicht um nach Frankreich zu entkommen (584), wurde er zu Tarragona ergriffen. Er weigerte sich standhaft, als Preis der Freiheit das Abendmahl aus den Händen eines Arianischen Geistlichen zu empfangen; da befahl der Vater seine Hinrichtung. Bald darauf vollendete Leovigild die Unterwerfung des Suevischen Reiches. Als Eurich, Theodemir's Nachfolger, von seinem Schwager Andeca entthront worden war, fiel er unter dem Vorwand, jenen zu rächen, ins Land, vergalt dem Andeca Gleiches mit Gleichem und vereinigte das Reich der Sueven, welches keine weitere Spuren des Daseyns hinterlassen hat, mit dem seinigen (585). Ebenso glücklich wurden die Einfälle Guntram's von Burgund in Septimanien (585 und 586) zurückgeschlagen. Der religiöse Gegensatz zwischen den katholischen Einwohnern des Landes und den Arianischen Gothen war indeß keinesweges mehr so allgemein und so heftig, als es nach Hermenegild's Empörung und Untergang scheinen könnte. Auch Leovigild hatte diese Sache mehr aus dem politischen Gesichtspunkt betrachtet. Denn allmählig hatte die Spanische Kirche durch ihre Einheit und den strengeren Organismus ihrer Verfassung, durch treffliche Disciplin ihrer Geistlichen, die überwiegende Anzahl ihrer Bekenner und die größere ihr beiwohnende Intelligenz immer mehr Anhänger unter den Gothen selbst erworben, und als Leovigild's gleich kraftvoller zweiter Sohn Reccared, der ihm in der Regierung folgte (586—601), sich zum Katholicismus bekannte, thaten es mit ihm die meisten Arianischen Bischöfe, so wie ein großer Theil des Westgothischen Volkes. Dadurch war das größte Hinderniß enger Vereinigung zwischen der Gothischen und der frühern Bevölkerung des Landes gehoben; aber durch die nun erfolgte Verschmelzung ward auch die Volksthümlichkeit der Westgothen sehr schnell verändert und ihre Sprache von der Lateinischen verdrängt.

Unter der Regierung des milden und weisen Reccared erfreute sich

Spanien eines durch innere und äußere Unruhen wenig gestörten Friedens, wie er damals fast nirgends anzutreffen war. Andere Lichtpunkte in der Geschichte des Westgothischen Reiches sind die Regierungen des Königs Sisebut (612—620), der im Kriege tapfer, im Frieden für das Wohl seiner Unterthanen emsig bemüht, Freund der Wissenschaften und Künste, selbst gegen besiegte Feinde menschenfreundlich und mild, und nur aus Religionseifer gegen die schon seit ihrer Zerstreuung unter Kaiser Hadrian in Spanien zahlreichen Juden grausam war; ferner des Königs Reccesuinth (649—672), des liebenswürdigsten und uneigennützigsten Fürsten, der auf dem Westgothischen Throne gesessen, der ohne Geräusch und Aufsehen das Glück seiner Unterthanen begründete *). Unter seiner Herrschaft wurde die Gesetzgebung der Westgothen, welche Eurich begonnen, Leovigild und Chindasuith (Reccesuinth's Vater) fortgeführt hatten, vollendet und zu einem Ganzen vereinigt, welches alle übrige Germanische Volksrechte in Form, Ausdruck und systematischer Vollständigkeit übertrifft. Es zeigt uns deutlich das Uebergewicht, welches die Römischen Lebenselemente, wie auf dem Gebiete der Religion, so auch auf dem des Staates über die Gothischen Anlagen im Lauf der Zeit erlangt hatten. Auf die gänzliche Vereinigung beider Völker berechnet, soll es, wenn gleich großen Theils auf Römisches Recht basirt, Provinzialen wie Gothen verbinden, und das System der persönlichen Rechte ist durchweg aufgehoben. Dieses Gesetzbuch, forum judicum (fuero juzgo) genannt, hat in allen Punkten, wo es nicht durch neuere Bestimmungen ersetzt ist, bis auf den heutigen Tag seine Gültigkeit in Spanien behauptet.

Aber alle diese Keime, aus denen sich eine höhere Blüthe des Staates hätte entwickeln können, wurden zertreten durch den Uebermuth der Großen, welcher sich nicht lange nach Reccesuinth furchtbarer als je erhob, da das Wahlrecht stets Gelegenheit zum Aufruhr gab. Andrerseits wurde die königliche Gewalt durch die Bischöfe, welche hier noch eines weit größeren und höheren Ansehens genossen, als in den übrigen Germanischen Staaten, zu stark beschränkt. Schon Reccared hatte in seinem Eifer für den katholischen Glauben, und einer Stütze gegen die Edlen bedürftig, den Einfluß der Geistlichen sehr gehoben. Die Concilien zu Toledo, auf welchen auch die weltlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, bildeten die gesetzgebenden Versammlungen des Staats, und

*) Aschbach Geschichte der Westgothen S. 255.

bereits von König Sisenand (631—636) wird berichtet, daß er vor einer solchen Versammlung mit den Zeichen der größten Unterwürfigkeit erschien, kniend und unter Seufzern und Thränen redete. Von Zusammenkünften des Volks zur Königswahl oder Berathung anderer Angelegenheiten findet sich keine Spur. Reccesuinth zog zwar Herzoge und Grafen zu den Kirchenversammlungen, so daß diese nun wahrhafte Land- und Reichstage zu seyn schienen, aber die Zahl der anwesenden Bischöfe war immer weit größer, als die der weltlichen Großen und der letzteren Einfluß noch unbedeutender. Es suchten nun zwar die Bischöfe die Könige gegen die Anmaßungen des Adels zu schützen, und die Herrschaft der Gesetzlichkeit und Ordnung aufrecht zu erhalten*), aber es war dies doch weder ein naturgemäßes, noch ein hinreichendes Mittel, im Staate die Einheit und durch die Einheit die Kraft nach Innen und Außen aufrecht zu erhalten.

---

7. Die Angelsachsen.

Von der ersten Niederlassung der Sachsen in Britannien ist in der alten Geschichte (Th. III. S. 366.) Erwähnung geschehen. Es kamen aus den heimathlichen Sitzen immer mehr Schaaren dieses Volkes und der ihnen stammverwandten Jüten, Angeln und Friesen herüber, welche man unter dem gemeinschaftlichen Namen der Angelsachsen begreift, woher späterhin auch das Land England genannt worden ist. Von den alten Bewohnern der Insel unterwarfen sich manche den kühnen Eroberern beim ersten Angriff, andere erst nach langer hartnäckiger Gegenwehr, und diejenigen, welche sich in die westlichen Gebirgsgegenden von Wales und Cornwales gezogen hatten, vertheidigten dort bis ins zehnte und dreizehnte Jahrhundert ihre Freiheit und ihre alte Sitte. Große Schaaren flohen auch über das Meer nach Armorica, wo schon früher Briten vor den Picten und Schotten Zuflucht gesucht hatten, so daß die nachmals mit dem Frankenreiche vereinigte Landschaft von dieser Bevölkerung fortan den Namen Bretagne führte. Der größte Theil des heutigen England wurde nach und nach von den neuen Ankömmlingen besetzt, welche dort acht Staaten stifteten, nämlich: Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia, Deira und Bernicia. Die

*) Dies bemerkt selbst Gibbon Vol. VI. p. 296.: The regular discipline of the church introduced peace, order and stability into the government of the state.

beiden letzteren wurden später vereinigt und Northumberland genannt, daher das Ganze Heptarchie oder Siebenreich heißt. Häufig hatte einer der Könige in diesen Reichen eine Oberhoheit über die übrigen. Geraume Zeit war die höhere Gewalt bei den Herrschern von Kent, als des zuerst gegründeten und mächtigsten Staates. Die harten Kämpfe mit den Briten hatten die Folge, daß hier die Römische Sprache und Verfassung ganz vertilgt wurden, und an deren Stelle ein rein Germanisches, kein Romanisches oder Neulateinisches Wesen trat. Außer jenen fortgesetzten Kriegen gegen die alten Bewohner bietet die Geschichte der Insel lange Zeit nichts dar, als Fehden der Sächsischen Königreiche gegen einander und Unruhen innerhalb derselben.

Die Sachsen waren, als sie das Land eroberten, noch Heiden, und das Christenthum fand anfangs keinen Eingang bei ihnen, weil es die Religion ihrer Feinde war, gegen die sie einen Vernichtungskrieg führten. Als aber Aethelbert, König von Kent (560—616) und Oberkönig, Bertha, die Tochter des früher erwähnten Frankenkönigs Charibert, heirathete, brachte diese Geistliche und christlichen Gottesdienst mit, und gewann durch ihre Tugenden der neuen Religion Freunde unter den Sachsen, so wie auch in den übrigen Reichen das Christenthum den Sachsen nachher besonders durch ihre Königinnen angenehm wurde. Dies bahnte den Bemühungen des Papstes Gregor's des Großen (unten Abschn. 14.) für die Bekehrung der Angelsachsen den Weg. Er hatte sich für diesen Gedanken, schon ehe er Papst geworden war, begeistert, als er einst auf dem Sklavenmarkte zu Rom Jünglinge zum Verkauf ausgestellt sah, die sich durch einen außerordentlichen Wuchs, so wie durch Schönheit des Gesichts und lange, auf vornehme Abkunft deutende Haare auszeichneten, und auf seine Nachfrage vernahm, daß sie zum Volke der Angeln gehörten. Wohl, rief er aus, sie sollen der Engel (angeli) Genossen in den himmlischen Reichen seyn, denn ein englisches Antlitz tragen sie. Auf weiteres Forschen erfuhr er den Namen ihres Landes, Deira. De ira eruti, der Verdammniß entrissen und zur Barmherzigkeit Christi berufen, entgegnete Gregor. Und als sie ihren König Aella nannten, sprach er: Allelujah, das Lob Gottes, der die Welt geschaffen hat, soll in jenen Reichen gesungen werden. Er selbst hatte vor, sogleich nach Britannien zu gehen, und erbat sich Begleiter vom Papst Pelagius, doch wollte ihm dieser eine so lange Entfernung nicht gestatten. Als er nun aber selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, sandte er (596) den Römischen Abt Au-

gustin mit vierzig anderen Geistlichen nach Britannien. Sie reis'ten durch Gallien, mit Empfehlungsschreiben des Papstes an die Königin Brunehilde und deren Enkel, die Könige von Austrasien und Burgund, desgleichen an einige Gallische Bischöfe versehen, und erhielten überall Unterstützung, auch Fränkische Gefährten, die sich den Angelsachsen leicht verständlich machen konnten. So landeten sie an der Küste von Kent, wurden von der Königin Bertha auf alle Weise unterstützt, und predigten mit so vielem Glück, daß sich der König bald taufen ließ, und zu Weihnachten 597 zehntausend Sachsen seinem Beispiele folgten. Gregor's weise Vorschriften, die Gewohnheiten des Volkes anfangs, so viel als thunlich, zu schonen, ihre heiligen Oerter nicht zu zerstören, sondern für die christliche Gottesverehrung zu weihen, trugen nicht wenig zu diesem Erfolge bei. Augustin wurde Erzbischof von Canterbury, der Hauptstadt von Kent; andere Bisthümer, diesem untergeordnet, entstanden schnell, und bis zum Jahre 681, wo Sussex, zuletzt unter den Reichen der Heptarchie, zum Christenthum übertrat, war die Bekehrung der Angelsachsen vollendet. Für den Norden England's wurde ein zweites Erzbisthum zu York errichtet. Eine vorzüglich feste Ordnung erhielt die Angelsächsische Kirche durch Theodor von Tarsus, welcher in einem sehr hohen Alter nach Britannien kam, und 668 den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg. Besonders machte er sich um die Bildung der Geistlichen sehr verdient, und verbreitete sogar Kenntniß und Liebe der Griechischen Litteratur. Mit dem Christenthum begann auch die schriftliche Gesetzgebung der Angelsachsen, deren Urheber jener König Aethelbert von Kent ist, und wie sich das bürgerliche Leben ausgebildet, zeigt die größere Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse desselben in den Gesetzen der folgenden Könige.

Im nördlichen Theile der Insel wohnten die beiden in der alten Geschichte öfters erwähnten Völker, die Peghten oder Picten und Scoten oder Schotten, von welchen letzteren Land und Volk den Namen behalten haben. Beide Stämme sind Celtischen Ursprungs, wenig unterschieden von den alten Briten. Die Picten bewohnten die südlichen und östlichen Theile des heutigen Schottland's, die Scoten die westlichen Hochlande. Von da breiteten die Letzteren sich weiter aus und verdrängten oder unterjochten die Picten. Der berühmte Ossian, Fingal's Sohn, war ein Barde oder Sänger unter den Schotten, den Einige ins dritte, Andere erst ins neunte Jahrhundert setzen *). Nach

*) Fr. Schlegel Deutsches Museum, Bd. I. S. 173.

Südschottland war das Christenthum schon zu den Zeiten der Römer gekommen, nach dem nördlichen Theile des Landes brachten es im fünften Jahrhundert der Britische Presbyter Gildas und im sechsten Columba, ein Irländer, in dessen Vaterlande sich um diese Zeit die Lehre des Evangeliums gleichfalls schon verbreitet hatte.

---

8. Das Oströmische Reich.
(474 — 527.)

Von den sechs Reichen, welche die Germanen in Spanien, Gallien, Italien und Africa gestiftet hatten, dem Westgothischen, Suevischen, Fränkischen, Burgundischen, Ostgothischen und Vandalischen, haben wir schon zwei, das Suevische und Burgundische, von den mächtigeren Nachbarn verschlingen sehen. Wie diese wurden im sechsten Jahrhundert zwei andere, das Vandalische und das Ostgothische, auch schon wieder zerstört, und zwar durch die Waffen des Oströmischen Reiches, zu dessen Geschichte wir uns daher jetzt wenden müssen. Constantinopel war noch immer der Mittelpunkt der damaligen Welt und *eine* Hauptstadt auch im neueren Sinne des Wortes. Handel und Reichthum aller Länder, Pracht und Luxus, feinere Bildung und alle sinnliche Genüsse des Lebens fanden sich hier mit den Kunstschätzen des Alterthums vereint. Zugleich der Sitz des Hofes, die Garnison der Haustruppen, der Sammelplatz einer großen leichtbeweglichen Volksmasse, umfaßte diese Stadt alle Elemente des Byzantinischen Reichs, denn auch die streng geordnete mechanische Verwaltung, welche Constantin eingeführt hatte, fand hier ihre Concentration. Daher erscheinen die Provinzen als durchaus untergeordnet, und nur Städte wie Antiochien und Alexandrien bewahren noch einen größeren Einfluß durch ähnliche aber minder umfassende Verhältnisse als die Hauptstadt. In den Händen jener drei Gewalten, des Hofes, des Heeres und des Pöbels der Hauptstadt, ist die Besetzung des Thrones, um welchen sich der Einfluß der Weiber und der Verschnittenen, das ganze Treiben orientalischen Herrscherlebens gelagert findet. Doch erhält sich, allen diesen Verhältnissen und den Angriffen von Außen so wie der eignen militärischen Schwäche zum Trotz, der Staat vornehmlich durch die gesicherte Lage Constantinopel's und die festen Formen seiner Administration, in welche die Kaiser selten eingriffen, noch viele Jahrhunderte. Das

eigentliche geistige Leben bildet auch fernerhin die Theologie und die Bestimmung der christlichen Dogmen; welche ebenfalls in der höhern Bildung der Bewohner Constantinopel's einen Brennpunkt, und in den Volkshaufen dieser Stadt alle Zeit fertige Kämpfer für ihre tiefsten Fragen finden. Denn wenn auch der große Streit über die Vereinigung Gottes und des Menschen im menschgewordenen Gott durch die Synode zu Chalcedon erledigt schien, dauerte dennoch die Partei der Monophysiten in großer Stärke fort, und zwang die Kaiser, immer neue dogmatische Versuche zu deren Vereinigung mit der rechtgläubigen Kirche zu machen, da diese Gegensätze nicht rein theoretisch blieben, sondern gewöhnlich auch zu praktischen und politischen wurden.

Auf Leo I. (Th. III. S. 363.), welcher im Jahre 474 starb, folgte sein Enkel Leo II., der noch ein vierjähriges Kind war, und als Mitregent dessen Vater, der Isaurier Zeno, den der verstorbene Kaiser aus den Reihen seiner Landsleute bis zum Gemahl seiner Tochter Ariadne emporgehoben hatte, um an jenen, welche ebenfalls zahlreich in den Griechischen Heeren dienten, eine Stütze gegen Aspar und seinen bedeutenden Gothischen Anhang zu haben (o. S. 9.). Der junge Leo starb nach wenigen Monaten und sein Vater war nun Alleinherrscher. Seine Schwiegermutter Verina, die ehrgeizige Wittwe Leo's I., beschloß, ihn zu stürzen und ihrem Bruder Basiliskus, berüchtigt durch die unglückliche Expedition gegen Geiserich (Th. III. S. 363.), die Krone zu verschaffen. Kaum hörte Zeno, was gegen ihn im Werke sey, als er furchtsam nach Isaurien entfloh und seinem Gegner den Thron überließ (475). Um die leicht errungene Herrschaft besser zu begründen, suchte dieser die Monophysiten für sich zu gewinnen, indem er die Chalcedonischen Schlüsse durch ein kaiserliches Edict aufhob; aber dadurch wurden alle Anhänger derselben seine Widersacher, an ihrer Spitze der Patriarch von Constantinopel, Akacius, welcher in der Kirche gegen Basiliskus predigte und das Volk wider ihn aufregte. Daniel, ein Säulenheiliger, stieg sogar von seiner seltsamen Wohnung herab, kam nach der Hauptstadt, und unterstützte durch sein großes Ansehen beim Volke den Patriarchen. So kehrte Zeno, von zahlreichen Schaaren der Isaurier begleitet, als er die gegen ihn ausgesandten Feldherren gewonnen, nach zwanzig Monaten (477) ohne große Mühe in seine Hauptstadt zurück. Basiliskus wurde nach Limnas in Kappadocien gebracht und soll da mit Weib und Kind den Hungertod

erlitten haben. Von Zeno's Schwäche wider die Ostgothen und von den Künsten, die er in Bewegung setzte, um sich dieser Feinde zu entledigen, ist schon in der Geschichte Theoderich's des Großen die Rede gewesen. Auch innere Gährungen erschütterten seinen Thron, doch gelang es ihm, sich wider zwei später auftretende Anmaßer zu behaupten, besonders durch Hülfe Theoderich's, der im Jahr 485 Gothische Hülfsvölker nach Asien führte und die Empörer in einer blutigen Schlacht bei Seleucia in Isaurien schlug.

Anfangs entschlossen, der Chalcedonischen Meinung das Uebergewicht zu sichern, wich Zeno späterhin doch von dieser Richtung ab. Petrus Mongus, erwählter Bischof von Alexandrien, der Monophysitischen Lehre ergeben (denn hier hatte diese noch immer entschieden das Uebergewicht), stellte ihm die Gefahren, welche für die Ruhe des Reiches aus den Versuchen zur Unterdrückung seiner Secte hervorgehen würden, mit großer Beredsamkeit vor, worauf der Kaiser den Versuch machte, die Parteien durch eine Vereinigungsformel (Henotikon), welche er im J. 482, mit dem Rathe des Akacius, erließ, zu versöhnen. Es waren darin nur die allgemeinen Bestimmungen aufgenommen, über welche die Anhänger der Chalcedonischen Synode mit den Monophysiten gleich dachten, und die bestimmten, bei den Streitigkeiten gebrauchten Ausdrücke vermieden. Aber auch dieses Henotikon erreichte seinen Zweck nicht, denn die Eiferer auf beiden Seiten waren mit der Umgehung der Streitpunkte nicht zufrieden, sondern forderten völlige Verdammung der Gegner; besonders erklärten sich die Römischen Päpste heftig gegen eine Verordnung, welche das Ansehen der Chalcedonischen Schlüsse wieder erschütterte, und gewannen auch im Oströmischen Reiche eine zahlreiche Partei.

Nach Zeno's Tode wurde Anastasius I. Kaiser (491—518), indem sich Ariadne, die Wittwe des Verstorbenen, mit ihm vermählte. Er war ein alter schwacher Mann, der früher Silentiarius im Palaste gewesen war, ein Amt, welches von den höheren Hofstellen sehr weit entfernt ist; und seine Regierung wurde durch äußere Kriege, innere Aufstände und die heftigsten Religionsstreitigkeiten nicht weniger unruhig, als die seines Vorgängers. Longinus, Zeno's Bruder, hatte durch die Isaurischen Truppen auf den Thron zu kommen gehofft, und machte nun im Geheimen Vorbereitungen zu einem Aufruhr. Doch wurden seine Pläne entdeckt, er selbst ergriffen, nach Alexandrien geschickt und dort zum Presbyter geweiht. Bald darauf erhob sich das ganze

Isaurische Volk und konnte erst nach sechsjährigem Kampfe wieder unterworfen werden. Nach achtzigjährigem Frieden brach auch der Krieg gegen die Perser wieder aus, indeß die Grenzen in Palästina von den Arabern, an der Donau von den Bulgaren und in Armenien von den Hunnischen Stämmen, welche sich am Asowschen Meere erhalten hatten, beunruhigt wurden. Bei seiner Thronbesteigung hatte Anastasius dem damaligen Patriarchen Euphemius eine schriftliche Erklärung ausstellen müssen, nichts gegen die Schlüsse von Chalcedon zu unternehmen, da seine Rechtgläubigkeit früherhin nicht ohne Makel gewesen war. Nur unter dieser Bedingung hatte jener den Kaiser krönen wollen, eine Feierlichkeit, welche Leo I. zuerst eingeführt hatte. Anastasius suchte sich nun in der Mitte der beiden Parteien zu halten und eine gewisse Vereinigung zu bewerkstelligen, um es nicht zu Ruhestörungen kommen zu lassen. Da er sich deswegen aber den Exaltirten, besonders in der Hauptstadt, widersetzen mußte, kam er bald beim Volke in den Verdacht des ärgsten Monophysitismus und gab so grade Veranlassung zu furchtbaren Auftritten. Schon früher (Th. III. S. 376.) ist bemerkt worden, daß die Monophysiten absichtlich Ausdrücke suchten, wodurch die Einheit beider Naturen in Christo recht stark bezeichnet wurde. So hatte Peter der Gerber, so genannt von dem Gewerbe, welches er früher als Mönch betrieben, Patriarch von Antiochia, im J. 471 in einen damals gewöhnlichen Kirchengesang, das Trishagion (Dreimal heilig): „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser" die Worte aufgenommen „der du für uns gekreuzigt bist." Dieser Zusatz konnte auch von den Anhängern der Lehre von den beiden in Christo zu einer Person vereinigten Naturen, wie sie auf dem Concilium zu Chalcedon ausgesprochen wurde, als Gegensatz zum Nestorianismus angenommen werden, und die Monophysiten brachten dies beim Kaiser in Vorschlag. Er war nicht abgeneigt, aber als sich das Gerücht in der Hauptstadt verbreitete, der Kaiser begünstige jene Einschaltung, entstand eine wüthende Empörung, die vielen Menschen das Leben kostete, und den Kaiser beinah um den Thron gebracht hätte. Am dritten Tage gelang es ihm endlich, zu den Volkshaufen im Hippodrom zu reden und sie zu beruhigen. Als Anastasius aber hierauf dennoch einen heftigen monophysitischen Mönch, Severus, zum Patriarchen von Antiochia machte, und mehrere Bischöfe von der Chalcedonischen Partei absetzte, ergriff Vitalianus, ein Enkel Aspar's, diesen Anlaß, die Fahne der Empörung zu erheben, in-

dem er als Beschützer der Katholiken auftrat. An der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann ging er, unter furchtbarer Verwüstung Thracien's, auf die Hauptstadt los, und nöthigte den Kaiser zu einem Vergleiche, in welchem dieser die Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums und die Wiederherstellung der Chalcedonischen Schlüsse verhieß.

Als Anastasius gestorben war, wurde der Befehlshaber der Leibwache, Justin, durch die Soldaten zum Kaiser erhoben (518—527). Dieser damals schon im acht und sechzigsten Lebensjahre stehende Mann war aus Dardanien (einem Theile der heutigen Bulgarei), von barbarischer Abstammung, niederer Herkunft und ohne Kenntnisse. Doch wußte er sich geschickter und kluger Männer zur Führung der Regierungsangelegenheiten zu bedienen. Er strebte nach dem Ruhme strenger Rechtgläubigkeit, stellte den lange unterbrochenen Kirchenfrieden mit den Römischen Päpsten und dem Abendlande wieder her, und erließ strenge Anordnungen wider die Ketzer aller Art. Sein Neffe Justinian, von gleicher Herkunft, beim Volke und Senate sehr beliebt, wurde von ihm mit den höchsten Würden bekleidet, und vier Monate vor seinem Tode, unter lautem Jubelruf des Volks und mit allgemeiner Zustimmung, zum Mitregenten erhoben und zum Nachfolger bestimmt. Justin's Regierung hat überhaupt nur als eine Vorbereitung für seinen Nachfolger Interesse. Die erneute Ordnung, welche durch den Quästor Proklus in alle Zweige der Verwaltung gebracht wurde, machte es jenem allein möglich, die Kräfte des Reiches wieder einmal nach Außen zu kehren.

---

9. Justinian I.

(527—565.)

Nach dem Tode Justin's (1. Aug. 527) war Justinian Alleinherrscher. Er täuschte die Erwartungen nicht, die man von ihm gefaßt hatte. Seine Gedanken waren auf nichts Geringeres, als auf die Wiederherstellung des alten Kaiserreichs, wie es Constantin besessen, gerichtet. Zwar war er kein Feldherr, aber er hatte den Blick, die rechten Männer herauszufinden, und die Geschicklichkeit, sich ihrer für seine Zwecke zu bedienen. Was ihm an persönlichem, Furcht gebietendem Ansehen und Entschlossenheit abging, ersetzte seine Gemahlin

Theodora, ein kühnes, leidenschaftliches Weib, die sich durch Schönheit und Geist von den Künsten der Mimen und aus dem Schmutze gemeiner Unsittlichkeit einen seltenen Weg zum Kaiserthrone gebahnt, und sich auf diesem Platze so wohl befestigt hatte, daß ihr Name neben dem ihres Gemahls auf allen Gesetzen, Verordnungen und öffentlichen Denkmälern mit erwähnt werden mußte, wie denn der Patriarch von Constantinopel bei der Krönung Justinian's auch ihr die Krone aufsetzte.

Selbst ein größerer Geist, als der Justinian's, hätte dem Byzantinischen Staate schwerlich wieder ein neues, frisches Leben einhauchen können; das Volk war allzu erschlafft und herabgesunken; aber wie es ihm gelang, dem Reiche auf einige Zeit wieder eine größere Ausdehnung zu verschaffen, als es unter seinen Vorgängern gehabt, so ist er der Nachwelt auch durch manche Einrichtung für das Innere bekannter geblieben, als alle seine Nachfolger. Vorzüglich hat das, was er für die Gesetzgebung that, oder durch Kundige thun ließ, seinen Namen unsterblich gemacht. Die Seele dieser Unternehmung war Tribonianus, sein Minister und Günstling. Unter dessen Aufsicht und thätiger Mitwirkung erschienen nach und nach: eine Sammlung der Verordnungen früherer Kaiser (codex Justinianeus), ein wissenschaftliches Lehrbuch des Rechts (institutiones), und eine Sammlung von Erklärungen und Aussprüchen berühmter Rechtslehrer (pandectae, digesta). Dazu kamen in der Folge noch neue Verordnungen Justinian's (novellae). Das Ganze wird bekanntlich das corpus juris genannt. Justinian hat durch diese Zusammenfassung der Rechtsregeln und Gesetze den Ruhm, die Resultate viel hundertjähriger Bestrebungen und Arbeiten des Römischen Weltreichs der Nachwelt als die reichste und unerschöpflichste Erbschaft überliefert zu haben. In dieser Form ist das Römische Recht dem Abendlande gebracht worden, es hat seinen Einfluß auf alle neuere Gesetzgebungen behauptet, ist in diese übergegangen und erweiset sich noch jetzt als das für heut und immer geltende. Sodann wurden die Künstler durch würdige Werke beschäftigt und geehrt. Bloß in Constantinopel wurden fünf und zwanzig neue Kirchen gebaut, unter ihnen die vorher schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, ein erhabenes Prachtgebäude, an welchem zehntausend Menschen fast sechs Jahre lang arbeiteten, und deren Kosten auf sieben Millionen Thaler nach unserm Gelde geschätzt wurden. Außerdem viele Krankenhäuser, Brücken und Wasserleitungen, und vor allen Dingen

eine ungemeine Anzahl von Festungen und Castellen zur Beschützung des Reichs. Von Belgrad bis zum Schwarzen Meere lief eine Kette von mehr als achtzig festen Plätzen an der Donau hin. Von der Propontis bis zum Schwarzen Meere hatte schon der Kaiser Anastasius zum Schutze der Hauptstadt und ihres Weichbildes gegen die Barbaren eine zwölf Meilen lange Mauer erbaut, die Justinian noch verstärkte. Gegen Persien hin, wo sich die Grenze hinter Palmyra, Dara und Nisibis hinzog, wurde besonders Dara stark befestigt. Alle diese Bauten zu Pracht und Nutzen erhöhten allerdings den Glanz der Regierung Justinian's; andrerseits vermehrten aber auch die Summen, die dazu erfordert wurden, den Abgabendruck, der im Byzantinischen Reiche ohnehin schon sehr groß war.

Die lebendige Industrie des Griechischen Reiches wurde durch Justinian mit einem neuen Zweige bereichert. Seit den Zeiten des Augustus kannten die Römer seidene Gewänder, und die Kaufleute, welche sie brachten, wußten, daß die Seide Product eines Landes im äußersten Orient sey, Serika genannt. Es war ein Theil von China; und in der That ist das östliche Asien, und besonders China, das Vaterland des Seidenwurms und der Seidencultur. Dort kannte man lange Zeit allein die Erzeugung und Bearbeitung dieser Producte. Die Handelsstraße ging durch das Persische Reich, und Constantinopel war mit seinem Bedarf an Gewändern, deren Gebrauch der Luxus nicht mehr entbehren konnte, von einer Macht abhängig, die immer als Feindin oder als Nebenbuhlerin dastand. Daher war es sehr willkommen, daß zwei Persische Mönche, die auf ihren Bekehrungsreisen, welche damals sehr häufig durch ganz Asien gemacht wurden, den Seidenwurm gesehen hatten, den Kaiser davon nicht bloß in Kenntniß setzten, sondern auch, nach reichlich erhaltener Unterstützung, eine zweite Reise nach jenem Lande, welches sie Serinda nannten *), unternahmen (552). In ihren ausgehöhlten Wanderstäben brachten sie von dorther eine Menge Sameneier glücklich nach Europa, wo nun der Seidenbau, besonders in Griechenland, mit großem Eifer betrieben ward, und zahlreiche Manufacturen seidner Stoffe entstanden. Von da verbreitete sich die Seidencultur im zwölften Jahrhundert nach Sicilien und Italien.

---

*) Welches dieses Land gewesen, ist zweifelhaft und wol nicht leicht zu bestimmen. S. Ritter Erdkunde, ältre Ausg. Th. II. S. 641. Nach Mannert, Geogr. der Griechen und Römer Th. IV. S. 517, war es das heutige Sirhind in Vorderindien.

Die Kämpfe im Innern ruhten unter Justinian's Regierung nicht, und wenn die Verschiedenheit der politischen Meinungen und Wünsche die Menschen jetzt nicht entzweiten, so gaben außer der Religion die großen Rennspiele im Circus den Stoff dazu her. Die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit waren bei diesen desto gefährlicher, da die ganze Stadt an solchen Tagen an einem Ort zusammengedrängt war. Denn die Sucht, dergleichen Spiele zu sehen, hatte seit den Zeiten der alten Republik ins Unglaubliche zugenommen (Th. III. S. 209.). Und nicht genug, daß die Wagenlenker mit einander wetteiferten und sich deshalb in bestimmte stehende Abtheilungen schieden, die gegenseitig mit Erbitterung um den Sieg rangen, auch Diejenigen, welche Rennpferde und Wagen unterhielten, spornten Ehrgeiz und Eifersucht, und das Interesse für die eine oder die andere dieser Parteien war die Hauptbeschäftigung der Jünglinge aus den höheren Ständen. Ihrem Beispiele folgte die übrige Menge. Die erste Erwähnung einer bleibenden Unterscheidung solcher Parteien findet sich schon zu Rom unter Caligula, und Kaiser wie Nero, Domitian, Commodus u. a. wandten ihre Gunst der einen oder der andern zu. Constantin erbaute für diese Factionen getrennte Sitze in seinem neuen Hippodrom zu Byzanz; ebenso finden sie sich auch in den übrigen Städten des östlichen Reiches, besonders zu Antiochia. Sie waren vollständige Corporationen geworden, die eine eigne Verfassung und Vorsteher, Demokraten und Demarchen genannt, und viele Beamte, Gebäude, Ställe u. s. w. hatten. Es gab vier solcher Gesellschaften, welche sich durch die Farbe ihrer Gewänder kenntlich machten. Es waren die Blauen (*Βένετοι*, veneti), mit denen sich die weißen (*ὁ δῆμος λευκὸς*, albati) verbunden hatten, und die Grünen (*Πράσινοι*, prasini), zu welchen sich die Rothen (*ὁ δῆμος ῥούσιος*, rossati) hielten. Auch außerhalb der Spiele wurden die Farben getragen, auch bei allen übrigen Gelegenheiten suchte man die seinige zur herrschenden zu machen. So wurden aus den Wettkämpfern und ihren Zuschauern furchtbare Staatsfactionen, welche die schwache Regierung des Kaiserreichs zu erschüttern vermochten. Zum Ausbruche thätlicher Gewalt war die alte Eifersucht dieser Parteien schon zu Anastasius' Zeit gekommen, wo einmal dreitausend Blaue in einem solchen Aufruhr ermordet wurden. Der Regierung Justinian's waren noch größere Schrecken aufbehalten. Er war durch Theodora vermocht worden, sich für die blaue Partei zu erklären. Jene nämlich, die Tochter eines gewissen Akacius, der die Fütterung der Bären für

die Thierhetzen besorgte, war einst nach dem Tode des Vaters noch in zarter Jugend um Unterstützung für ihre Mutter im Hippodrom bei den Grünen bittend, von diesen mit Hohn zurückgewiesen worden, wogegen die Blauen sich ihrer angenommen hatten. Solche Schmach hatte sie jener Partei nicht vergessen. Ueberdieß versteckten sich gewöhnlich auch noch ernstere Dinge hinter diesen Farben. So waren die Blauen jetzt für die orthodoxe Lehre und die Grünen bildeten zugleich die kirchliche Opposition. Jene erhielten nun jeden möglichen Vorzug; sie saßen im Hippodrom zur Rechten des Kaisers und gingen bei öffentlichen Feierlichkeiten den Grünen voran; gegen diese verübten sie im Vertrauen auf des Hofes Gunst die schreiendsten Gewaltthätigkeiten, viele wurden des Nachts in den Straßen gemordet, und um jeden Frevel ungestraft üben zu können, schloß sich alles Gesindel der Hauptstadt der begünstigten Faction an. Die Beamten und Richter schützten ihre Parteigenossen, und selbst in das Heer drangen diese Entzweiungen und Kämpfe. Als nun im Jahre 532 im Januar Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen in der Rennbahn feierte, ergriff die grüne Bande die Gelegenheit, ihn laut um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Der Kaiser ließ sie zur Ruhe verweisen und der Beamte, dem dies aufgetragen war, schalt sie Ketzer, Juden und Manichäer. Mit lautem Rufe stimmten die Blauen in diese Vorwürfe ein und die Grünen verließen schwer gereizt die Rennbahn. An eben dem Tage befahl aber der Präfect der Stadt, Eudaemon, die Hinrichtung einiger Ruhestörer aus der Mitte beider Parteien. Darüber erhoben sie sich vereint gegen den Kaiser. Vergebens suchte Justinian durch Entsetzung Eudaemon's und des verhaßten praetorischen Präfecten Johannes, so wie des Tribonian, der damals Quästor war, die Wüthenden zu beruhigen. Die Präfectur wurde angezündet, und ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf. Auch die kaiserlichen Soldaten warfen Feuer in die Gebäude, in denen sich die Empörer vertheidigten. Fünf Tage lang dauerte das Rauben und Morden. Die Straßen sahen einem Schlachtfelde gleich. Schon war Hypatius, ein Neffe des frühern Kaisers Anastasius, zum Herrscher ausgerufen, die Truppen schwierig, und Justinian auf dem Punkte, heimlich zu entfliehen, als noch der Kaiserin Entschlossenheit und muthige Rede ihn zurückhielten. Man gewann durch List einen Theil der Blauen und zog sie von der Vereinigung mit den Grünen ab, und nun fielen plötzlich der Feldherr Belisarius, vor kurzem nach

einem Verluste von der Führung des Persischen Krieges, wo er seine ersten Waffenthaten verrichtet hatte, ungnädig abgerufen, mit seiner Leibwache, und Mundus mit einer Schaar Heruler über die in die Rennbahn zusammengedrängten Grünen her und hieben dreißigtausend derselben nieder. Hypatius und sein Bruder wurden ergriffen und auf Befehl des Kaisers erdrosselt. Mehrere angesehene Männer und Senatoren, welche betheiligt waren, ließ Justinian ebenfalls streng bestrafen. Von dem Losungsworte der Empörer νίκα (siege), heißt dieser Aufruhr in der Byzantinischen Geschichte die Nika.

Nach diesen Vorfällen blieb der Circus zwei Jahre lang geschlossen, doch bei den ersten Spielen, welche wieder gehalten wurden, griffen die Grünen ihre Gegner von neuem mit der größten Erbitterung an, und selbst das Erscheinen des Kaisers konnte dem blutigen Kampfe kein Ende machen. Justin II., Justinian's Nachfolger, zügelte dann die Parteien mit strenger Hand, aber noch lange finden sich Spuren ihres Einflusses und ihrer Umtriebe, und unter Phocas bekämpfen sie sich noch einmal in allen Städten des Reiches. Allmählig verlor sich indeß das leidenschaftliche Interesse an den Wettkämpfen, doch blieben die Corporationen der Farben, wenn auch weniger zahlreich, bestehen und zeigten sich dann noch zuweilen bei Feierlichkeiten und Festen des Hofes in glänzenden Aufzügen.

Nicht weniger bewegt als das Volksleben waren unter Justinian auch die theologischen Bestrebungen. Wenngleich streng rechtgläubig, suchte er dennoch wie Zeno und Anastasius eine Vereinigung der Parteien zu bewirken, und setzte seinen Ehrgeiz darin, die Monophysiten zur Kirche zurückzuführen. Theodora, welche früher längere Zeit in Alexandrien, ganz von Anhängern dieser Lehre umgeben, gelebt hatte, begünstigte diese im Stillen. Alles dies bewog den Kaiser im Jahr 533 die berühmte Formel „Gott ist gekreuzigt" durch ein Gesetz für rechtgläubig zu erklären. Noch mehr, es gelang den Monophysiten um diese Zeit einen ihren Ansichten geneigten Mann auf den Stuhl der Patriarchen von Constantinopel zu erheben. Ferner war es ein besonderer Anstoß, welchen die Monophysiten an der Chalcedonischen Kirchenversammlung nahmen, daß diese drei syrische Kirchenlehrer des fünften Jahrhunderts, welche sie als Nestorianer haßten, als rechtgläubig anerkannt hatte. Man stellte nun dem Kaiser vor, daß er die Monophysiten durch die Verdammung jener Lehrer gewinnen würde und auch die Gegenpartei sich nicht widersetzen würde, da selbst der Bischof von

Rom, Vigilius, hiemit einverstanden sey. Diesen hatte nämlich die Kaiserin unter der geheimen Bedingung, sich für die Monophysiten zu erklären, durch Belisar, der damals mit dem Griechischen Heere in Rom lag, zum Bischof dieser Stadt ernennen lassen, nachdem sein Vorgänger, Silverius, der auf die Anträge der Kaiserin nicht hatte eingehen wollen, auf ihren Befehl, unter dem Vorwande geheimer Einverständnisse mit den Gothen, abgesetzt und aus der Stadt verbannt worden war. Hierauf erließ Justinian ein Gesetz, welches mehrere Schriften jener Kirchenväter für ketzerisch erklärte. Es wurde späterhin de tribus capitulis benannt. Da dies aber ein versteckter Angriff auf das Chalcedonische Concilium schien, so setzten sich viele Bischöfe, besonders im Abendlande, dagegen, und auch des Vigilius, der nach Constantinopel berufen war, Verdammung der drei Capitel machte die Africanischen und Illyrischen Bischöfe in ihrer Meinung nicht schwankend. Der Kaiser rief endlich eine Synode zu Constantinopel zusammen (553), welche die fünfte ökumenische heißt *). Indeß war Vigilius selbst wieder zurückgetreten, weil er bei der Stimmung der abendländischen Geistlichkeit dort seine Autorität gänzlich zu verlieren fürchtete. Er weigerte sich, ein zweites kaiserliches Edikt, die Uebereinstimmung des Glaubens (ὁμολογία πίστεως), zu unterzeichnen, und obgleich in der Stadt anwesend, wohnte er doch den Sitzungen des Concils nicht bei, ja vertheidigte jetzt sogar in einem „Constitutum" ihre angegriffenen Schriften. Dessen ungeachtet sprach die Versammlung die Absetzung aller Geistlichen und die Excommunication aller Laien aus, welche sich diesen Bestimmungen des Kaisers nicht fügen würden. Auch den Vigilius bewegte endlich die Sehnsucht nach seinem Bisthum und nach Freiheit — acht Jahre war er schon zu Constantinopel — und die trübe Aussicht, dem kaiserlichen Scepter doch nicht zu entgehen, da Narses um diese Zeit ganz Italien unterworfen hatte, seinen Beitritt zur Synode zu erklären, worauf er Erlaubniß zur Rückkehr erhielt, aber noch auf der Reise starb (555). Die Absicht, in welcher Justinian diesen neuen Zwist erregt hatte, erreichte er dennoch nicht; vielmehr blieben die Monophysiten beharrlich bei ihrem unterscheidenden Lehrsatze, und als sie nun vom Kaiser Verfolgungen erfuhren, trennten sie sich gänzlich von

---

*) Das erste ökumenische Concilium ist, wie schon (Th. III. S. 327.) bemerkt ist, das Nicäische; das zweite ein Constantinopolitanisches vom Jahre 381; das dritte das Ephesinische von 431 (Th. III. S. 376.); das vierte das Chalcedonische (Th. III. S. 378.).

der herrschenden Kirche. In Aegypten, wo sie auch Koptische Christen genannt wurden, hatten sie zu Alexandria ihren besondern Patriarchen, dessen Autorität sich auch über Abyssinien erstreckte, da dieses Land von Aegypten aus bekehrt und dann auch der Monophysitischen Lehre gewonnen worden war. In Syrien und Mesopotamien wurden sie durch die Thätigkeit eines Mönchs, Jakob al Baradai d. i. der mit Lumpen bedeckte, zu einer festen Kirchengemeinschaft verbunden, und unter ein besonderes Patriarchat zu Antiochia gestellt; in Armenien gewannen sie gleichfalls die Oberhand *). So war denn das Endergebniß dieser langen Zwistigkeiten die dem Staate höchst verderbliche Trennung der morgenländischen Kirche in die drei Parteien der Nestorianer, Monophysiten und Rechtgläubigen. Die dogmatische Feinheit und Spitzfindigkeit des ganzen Streits wird am anschaulichsten durch die sehr schmale Linie, auf welcher sich, wie am Ende des vorigen Bandes erzählt ist, die rechtgläubige Lehre zwischen jenen beiden als ketzerisch verdammten Parteien allein zu halten vermochte.

Auch gegen die letzten Reste des Heidenthums richtete Justinian scharfe Befehle, und die philosophischen Hörsäle zu Athen, die noch immer von einer dem Christenthum widerstrebenden Weisheit, der neuplatonischen, wiederhallten, ließ er für immer schließen. Die letzten heidnischen Philosophen, unter ihnen der in seinen Schriften noch lebende Simplicius, wanderten nach Persien aus. Sie kehrten zwar nach wenigen Jahren zurück, allein das Interesse an der Form einer Philosophie, deren Inhalt sich allgemein verbreitet und selbst in die Gedankenreihe der christlichen Kirchenväter Eingang gefunden hatte, war völlig erstorben.

---

*) In allen diesen Ländern bestehen die Monophysiten bis auf den heutigen Tag fort. Der Name Jakobiten wird in weiterm Sinne von allen Monophysiten gebraucht, im engern von denen in Syrien, Mesopotamien und Babylonien. Diese letztern sollen sich gegenwärtig nur noch auf dreißig- bis vierzigtausend Familien belaufen. Auch die Kopten in Aegypten, welche in Armuth und Elend leben, sollen nicht zahlreicher seyn. In Abyssinien ist das Christenthum in dieser Form die Landesreligion, doch herrschen dort auch mehrere eigenthümliche Gebräuche, besonders solche, welche Jüdischen Ursprungs sind. Endlich bilden die Armenier eine der Denkart und den Gebräuchen ihrer Väter streng ergebene monophysitische Secte. Viele Armenier leben in anderen Ländern, vornehmlich in der Türkei, aber in dem obersten Vorsteher ihrer Kirche, Katholikos genannt, welcher seinen Sitz zu Etschmiatzin, einem Kloster in der Nähe von Eriwan, hat, haben Alle einen Vereinigungspunkt, mit Ausnahme derjenigen, welche sich in den letzten Jahrhunderten an die Römische Kirche angeschlossen haben. Die Armenier besitzen eine Nationallitteratur, und es finden sich mehr wissenschaftliche Kenntnisse und eine höhere Bildung bei ihnen, als bei allen übrigen monophysitischen Secten.

Das Römische Consulat, welches, nach Gibbon's Ausdruck, von einem Schatten zu einem Namen herabgesunken war, wurde nach dem dreizehnten Regierungsjahre Justinian's nicht mehr besetzt, und so erlosch das Alterthum allmählig auch in dem letzten Wiederschein seiner ehemals lebendigsten und wirkungsreichsten Gestalten.

---

10. Das Vandalenreich zerstört.

(533 — 534.)

Justinian hatte mit dem Persischen Reiche, seinem Grenznachbar im Osten, schon seit seiner Thronbesteigung — unter Justin's Regierung (522) hatte er wieder begonnen — einen kostspieligen und beschwerlichen Krieg geführt, als es 533 seinen Unterhändlern gelang, mit dem neuen Großherrn Chosroes dem Ersten (531—579), bei den morgenländischen Schriftstellern unter dem Namen Koshru Rushirvan berühmt, einen Frieden zu schließen, oder vielmehr mit elftausend Pfund Goldes zu erkaufen. Die in Asien verlorne Ehre wollte er in den beiden andern Welttheilen wieder erobern, und zwar warf er zuerst auf Africa sein Auge, wo noch immer die Vandalen herrschten, doch nicht jene tapferen, abgehärteten Vandalen, die einst unter Geiserich Rom erobert hatten, sondern ein unter dem heißen Himmelsstrich verweichlichtes, in alle Lüste der Besiegten versunkenes Volk. Mit dem Tode des Stifters Geiserich (477) fing die Kraft des Reiches schon zu sinken an. Blutige Verfolgungen der Katholiken stärkten und erhöhten den Haß der alten Einwohner des Landes wider die Arianischen Vandalen, die niemals unterworfenen nomadischen Mauren hatte in den ersten Zeiten nur Geiserich's Geschick und sieggekrönter Name in Zaum gehalten; und als Hilderich, ein milder Mann, den Thron bestieg (523), den Katholiken Ruhe gönnte und sich näher an das Byzantinische Reich anschloß (er rühmte sich Römischen Bluts in seinen Adern; denn Kaiser Valentinian's Tochter, mit Hunerich, Geiserich's Sohn, vermählt, war seine Mutter), erregte er dadurch bei den Vandalen großes Mißvergnügen. So gelang es einem Vetter des Hilderich, Namens Gelimer, den schwachen König vom Throne ins Gefängniß zu werfen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen (530). Diesen Anlaß ergreifend, erhob sich Justinian, drang in mehreren Briefen an Gelimer auf die

Wiedereinsetzung Hilderich's, und da dies nicht fruchtete, so trug er einem wackern Feldherrn Belisarius den Krieg gegen Gelimer auf.

Belisarius, von dunkler Herkunft, war unbezweifelt der erste Kriegsheld seiner Zeit. Gegen die Perser hatte er zuerst sein militärisches Talent entwickelt; sein ferneres Emporsteigen hatte seine Gattin Antonia, eine Freundin der Kaiserin Theodora, und die Dienste, welche er dem Kaiser im Nikaaufruhr geleistet, bewirkt. Sein Schreiber Prokopius, der uns seine Geschichte hinterlassen hat, rühmt seine Redlichkeit und Milde, die aus seinem edlen, schönen Gesicht, so wie die Tapferkeit aus seinem großen und starken Körper, hervorgeleuchtet habe, und wenn er auch eigene Bereicherung nicht verschmähte, so erklärt dies einerseits seine Stellung zum Hofe, andrerseits die Nothwendigkeit für den Heerführer jener Zeit, auf eigene Kosten eine starke, ihm persönlich ergebene Leibwache als Kern der bunt zusammengesetzten Armeen zu halten. Nach seinem ersten Gothischen Kriege besoldete Belisar 7000 Reiter aus eigenen Mitteln. Dem Kaiser hat er eine musterhafte Treue bewahrt, wenn schon die Lage eines siegreichen Feldherrn, an der Spitze eines kriegsgeübten, aus ihm ergebenen Fremdlingen zusammengesetzten Heeres, in reichen und entfernten Provinzen verlockend genug seyn mochte. Was uns Prokopius von Belisar's übergroßer Nachsicht gegen sein herrschsüchtiges und verbuhltes Weib erzählt, die ihn auf allen Feldzügen begleitete, zeigt, wie sehr damals auch das Ansehen des wichtigsten Mannes auf Weibergunst und Hofränke gestützt werden mußte, und alles dieses konnte dennoch Belisar weder vor Verläumdung noch Ungnade schützen.

Nur mit zehntausend Fußsoldaten und fünftausend Reitern, unter denen vierhundert Heruler unter der Anführung des tapfern Pharas und sechshundert Hunnen waren, schiffte sich Belisarius im Sommer 533 im Hafen von Constantinopel ein. Ganz andere Vorbereitungen waren zu den früheren Expeditionen gegen Africa gemacht worden. Die Flotte, sechshundert Schiffe, mit Cilicischen, Aegyptischen und Jonischen Seeleuten bemannt, landete glücklich an der Africanischen Küste. Belisarius, mit unumschränkter Vollmacht versehen, richtete seinen Zug über Leptis und Adrumetum gerade auf Karthago zu, erließ eine Proclamation an die Vandalen, in der er erklärte, nicht als Feind sondern als Freund und Befreier des rechtmäßigen Königs zu kommen, und gewann überall die Eingebornen durch die strengste Mannszucht. Gelimer, ohne alle Kunde und Vorbereitung, sammelte eiligst einige

Schaaren, aber seine Krieger wurden bald zerstreut, und ihm blieb nichts übrig, als schnelle Flucht. Karthago stand nun dem Sieger offen; er ließ die Flotte in den dortigen Hafen segeln und zog an der Spitze seiner Truppen in die Stadt ein. Keine Plünderung, nach der wilden Sitte der Zeit, ängstigte die Einwohner; in geschlossenen Gliedern zogen die neuen Beherrscher durch die Straßen, wurden ohne Unordnung einquartirt, und Belisarius gab in Gelimer's Palast seinen Hauptleuten ein fröhliches Gastmahl.

Seine erste Sorge war nun, die Hauptstadt schnell zu befestigen; seine zweite, gegen das neue stärkere Vandalische Heer auszuziehen, welches Gelimer und dessen Bruder zusammengebracht hatten. Eine Schlacht in den Gefilden zwischen Bulla und Trikamarum endete mit vollständiger Niederlage der Vandalen. Belisarius kehrte triumphirend nach Karthago zurück, und konnte dem Kaiser berichten, daß er in weniger als drei Monaten die Eroberung des Vandalenreichs vollendet habe. Die entfernteren Landstriche zu unterwerfen, sandte er einzelne Schaaren aus. Sardinien, Korsika, die Balearischen Inseln und in Africa die Küstenstädte bis Ceuta hin, ergaben sich willig den Griechischen Anführern. Gegen den entflohenen König, der sich in ein Numidisches Bergschloß geworfen hatte, ward der Heruler Pharas mit seinen Truppen gesandt. Diesem ergab er sich zuletzt (534) vom Hunger gezwungen. Belisarius blieb hierauf noch einige Zeit in Africa, um die Einrichtung der neuen Provinz zu bewerkstelligen. Denn der rechtmäßige Throneigenthümer Hilderich war, zur geheimen Freude des Kaisers, schon vor Gelimer's Flucht auf dessen Befehl ermordet worden. Africa erhielt demnach einen Römischen Präfectus Prätorio mit einem Beamten- und Kanzleipersonale von dreihundert sechs und neunzig Köpfen; unter ihm verwalteten drei Consularen und drei Praesides, jeder von funfzig Unterbeamten umgeben, die sechs Provinzen. Vier Duces mit ihren Truppenabtheilungen wurden in Africa, ein fünfter in Sardinien stationirt. Das alte drückende Steuerwesen wurde sogleich wieder organisirt und die Güter der Vandalen für den Fiscus eingezogen. Der Arianische Gottesdienst ward streng untersagt.

Im Herbste 534 kehrte Belisarius, ein dritter Scipio, nach Constantinopel zurück, wo ihm der dankbare Kaiser einen Triumph bewilligte, eine Ehre, die sich seit Tiberius die Kaiser nur allein vorbehalten hatten. In feierlichem Zuge, jedoch zu Fuß, begab sich Belisar von seinem Hause nach dem Hippodrom, von den vornehmsten der gefangenen

Vandalen und den reichsten zur Schau getragenen Beutestücken umgeben; dort warf er sich dem Kaiser zu Füßen. Dasselbe that Gelimer, der im königlichen Purpur hinter ihm her ging. Dieser vom Schicksal so tief gebeugte Herrscher erhielt von Justinian ansehnliche Güter in Galatien, wohin er sich mit seiner Familie und seinen Freunden zurückzog. Die gefangenen Vandalen, ebenso viele der Tüchtigsten ihrer Landsleute, welche freiwillig Römische Dienste nahmen, erhielten Standlager an der Persischen Grenze. Von den Zurückgebliebenen hört man nichts mehr, sie scheinen sich dort unter den übrigen Einwohnern verloren zu haben. Das Volk war überhaupt niemals sehr zahlreich gewesen; nur 50000 Krieger hatte Geiserich vor etwas mehr als hundert Jahren über die Meerenge geführt.

11. Italien erobert.
(536—540.)

So leicht wurde ein großes Reich zertrümmert, weil es nicht durch die innere Kraft und Neigung des Volks belebt, sondern von fremden Herrschern ohne Weisheit und Liebe zusammengehalten worden war. Der rasche und glänzende Erfolg reizte den unternehmenden Justinian, mit dem Ostgothischen Reich in Italien dasselbe zu versuchen. Seit Theoderich's Tode waren die Eintracht und das Ansehen der Gothen merklich verfallen. Theoderich's Tochter Amalasuntha konnte ihrer schwierigen Stellung als Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Athalarich (oben S. 16.), so viele Kenntnisse und gute Eigenschaften sie auch besaß, nicht gewachsen seyn, da die Regierung über die Gothen einen Mann und einen Krieger erforderte. Dennoch wollte sie gern die Regierung behalten, als selbst Athalarich, erst im vierzehnten Jahr seines Lebens, gestorben war (534). Sie nahm zu dem Ende ihren Vetter, Theodat, zum Mitregenten an. Aber dieser sah sich kaum an die Spitze gestellt, als er mehrere treue Anhänger Amalasuntha's ermorden ließ und sich ihrer selbst bemächtigte. Sie wurde zuerst auf eine Insel im Volsinischen See geführt und dort bald darauf umgebracht.

Günstige Umstände für einen Kaiser, der Italien wieder zu erobern brannte. Den Mord der Königin zu rächen, welche allerdings in freundlichem Vernehmen mit Justinian gestanden und vielfache Unterhandlun-

gen gepflogen hatte, um sich Byzantinische Hülfe zur Behauptung ihrer Herrschaft und im Nothfall einen Zufluchtsort in den Ländern des Kaisers zu sichern, ward Belisarius mit siebentausend Mann Isaurier, Hunnen und Mauren zur See nach Italien gesandt (535). Er eroberte zuerst das schwach besetzte Sicilien, und hielt am letzten Tage des Jahres seinen Einzug in Syrakus. Alles gerieth in ängstliche Bewegung, und Theodat, der nicht der Mann für einen so gefährlichen Zeitpunkt war, betrug sich zaghaft und unentschlossen. Indeß hatte Italien noch beinahe ein Jahr lang Ruhe. Belisarius mußte im Frühling 536, statt nach Italien, nach Karthago übersetzen, um einen Aufruhr der Truppen gegen den kaiserlichen Statthalter, den Verschnittenen Salomon, zu stillen. Nachdem er die Empörer besiegt, kehrte er, im Herbste 536, nach Sicilien zurück, und setzte von da sogleich nach Rhegium über. Die Städte Unteritalien's ließen ihn ohne Schwertstreich ein, nur Neapel ward mit Sturm erobert und eben deswegen geplündert, anderen Widerstrebern zur Warnung. Der Verlust Neapel's vollendete die Unzufriedenheit der Gothen mit Theodat. Das in der Nähe von Rom versammelte Heer erhob den Vitiges, einen tapfern Krieger, wenn auch von geringer Herkunft, nach Germanischer Sitte auf den Schild und begrüßte ihn als König. Theodat, der sich ebenfalls zu Rom befand, suchte zu entkommen, wurde aber auf der Flucht erschlagen. In dem Manifest, durch welches Vitiges seine Wahl bekannt machte, sagte er tadelnd und im Gegensatz zu Amalasuntha's und Theodat's Regierungsweise: „nicht in engen Gemächern, im freien Felde bin ich erwählt worden, nicht unter schmeichelnden Höflingen, sondern unter starrenden Schwertern beim Schalle der Trompeten. Wir selbst, häufig im Kriege, wissen tapfere Männer zu schätzen, und werden jeder wackeren That Augenzeuge seyn."

Deshalb verschmähte er aber auch Unterhandlungen nicht. Justinian hatte die Frankenkönige Childebert, Chlotar und Theodebert aufgefordert, sich zum Angriff auf den ihnen von Alters her verhaßten Stammes- und Glaubensfeind mit ihm zu vereinigen, und diesem Antrage durch übersendete Geldsummen mehr Nachdruck zu geben versucht. Sie sagten zu, sandten aber in Fränkischer Weise zugleich an Theodat: „auf ihnen laste die Blutrache für die getödtete Amalasuntha, ihres Ahnen Chlodwig Schwestertochter, er möge Sühne geben oder ihre Fehde tragen." Dieser, von allen Seiten bedroht, gab 2000 Pfund Goldes und versprach außerdem Abtretung aller Gothischen Besitzungen in Gallien.

Vitiges bestätigte diesen Vertrag, und erhielt, nachdem er auch Rhätien einzuräumen und die südlichen Alemannen nicht länger zu schützen versprochen hatte, die Hoffnung auf geheimen Beistand der Franken. So deckte der Gothenkönig sich den Rücken und konnte die Streitkräfte, welche in Gallien und in den Donauländern standen, heranziehen. Er erwartete ihre Ankunft in Ravenna. Zur Vertheidigung Rom's hatte Vitiges 4000 Gothen unter Anführung des tapfern Leuderis zurückgelassen. Der Papst Sylverius mußte ihm Treue schwören und die vornehmsten Senatoren wurden als Geiseln nach Ravenna geführt. Trotz dem gewann Belisar noch im Winter des Jahres 536 diese Stadt durch Einverständnisse mit den Katholiken ohne Schwertstreich. Die Römische Bevölkerung stellte sich hier wie gewöhnlich auf die Seite ihrer Stammesverwandten und Glaubensgenossen, zu denen Stolz und Erinnerungen alten Glanzes, dessen erblichene Strahlen jetzt auf einmal neu zu leuchten begannen, sie leichmäßig hinzogen. Besonders hinderlich war den Gothen außerdem ihre vereinzelte Ansiedelung in den weiten Landstrecken und die Erschlaffung, welche in Folge derselben und langjährigen Friedens schnell eingetreten war, so wie die vollständige politische Organisation, welche Theoderich ehemals den Provinzialen gelassen hatte.

Endlich rückte Vitiges (März 537) mit der gesammelten Volksmacht gegen Rom heran. Der Griechische Feldherr konnte nicht hoffen, ihr in der Schlacht die Spitze zu bieten, und wählte mit richtiger Einsicht, statt des Kampfes im offenen Felde, den künstlicheren Festungskrieg. Nach einigen Gefechten ließ er sich in die Stadt einschließen, was um so weniger gefährlich schien, da den Gothen keine Flotte zu Gebote stand, mithin die Verbindung zur See offen blieb. Diese Vertheidigung Rom's gegen eine außerordentlich überlegene Macht ist Belisar's größte Waffenthat; hier entwickelte er sein ganzes Feldherrntalent, in unermüdlicher Thätigkeit und Wachsamkeit, in der Geschicklichkeit, mit welcher er seine geringen Streitkräfte benutzte, mit der er die fremdartigen Bestandtheile seines Heeres einig und muthig erhielt. Auch die Gothen waren nicht stark genug, die Stadt vollständig zu umlagern und zeigten außerdem wirklich das größte Ungeschick. Dennoch wurde die Lage der Stadt bedenklich, als es ihnen gelang, die befestigte Hafenstadt am rechten Tiberufer einzunehmen und so die Zufuhr fast ganz zu hindern, wodurch ein sehr fühlbarer Mangel in der Stadt entstand. Endlich als Belisar Verstärkungen erhalten, an 5000 Mann, verlangten

die Gothen, ebenfalls durch Krankheiten und Mangel geplagt und der langen Belagerung überdrüssig, da Belisar jeden Vergleich, falls nicht Italien ganz zurückgegeben würde, verworfen hatte, einen dreimonatlichen Waffenstillstand um mit dem Kaiser zu unterhandeln. Während der Dauer desselben eroberte Belisar die Hafenstadt wieder; sandte eine Truppenabtheilung nach Picenum, und eine andere, tausend Mann stark, zur See über Genua nach Mailand, auf Bitten des katholischen Bischofs dieser Stadt, Datius, um die Gothen im Rücken zu beunruhigen. Dies Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Als die Kunde eintraf, daß die Griechen Ariminum in der Nähe Ravenna's genommen und die Städte Oberitalien's sich ihnen unterwürfen, hob Vitiges nach einem Jahr und neun Tagen verlorener Mühe die Belagerung auf. Er warf Besatzungen in die Städte Tuscien's, und schlug sein Lager vor Ariminum, um die Feinde aus der gefährlichen Nähe seiner Hauptstadt zu treiben; den Rest des Heeres führte sein Neffe Braias nach Mailand, diese Stadt zu berennen. Zu ihm stießen 10,000 Burgunder von Theodebert, dem König von Austrasien, zu Hülfe gesendet. Franken sandte dieser nicht wegen des Bündnisses mit dem Kaiser. Es konnte scheinen, als seyen die Burgunder aus eigenem Antrieb auf Abenteuer ausgezogen.

Belisarius brach dagegen am Ende des Junius 538 von Rom auf, und rückte nach Ariminum, um diese Stadt zu entsetzen. Zu gleicher Zeit landete ein zweites Römisches Heer, siebentausend Mann, und unter diesen zweitausend Heruler, in Picenum, aber leider unter der selbständigen Anführung des Verschnittenen Narses. Wahrscheinlich fürchtete Justinian, Belisar könnte auf dem Boden des alten Kaiserthums leicht in Versuchung gerathen, sich unabhängig zu machen; ein Gedanke, der überhaupt den Feldherren östlicher Reiche niemals sehr fern gelegen hat. Doch wirkte dieser gedoppelte Oberbefehl für den Fortgang des Krieges sehr nachtheilig. Bei der Annäherung beider Heere gingen zwar die Gothen unter Vitiges nach Ravenna zurück, aber bald brachen Zwistigkeiten unter den beiden Feldherren aus und hinderten alle weitere Unternehmungen. Darüber konnte man dem fast ausgehungerten Mailand nicht zu Hülfe kommen, welches nun, zu Anfang des Jahres 539 von Braias eingenommen, ein schreckliches Schicksal erfuhr. Die Barbaren hieben alle männliche Einwohner, angeblich 300,000 an der Zahl, nieder, schleppten die Weiber als Sklavinnen fort, und sollen, nach Prokop's (aber wahrscheinlich übertreibender) Er-

zählung, diese nächst Rom größte Stadt Italien's bis auf den Grund geschleift haben. Als Justinian diese Kunde erhielt, rief er den Narses zurück, und gab Belisar den Oberbefehl über beide Heere.

Dieser, nun wieder uneingeschränkt, belagerte sogleich Auximum und Fäsulä, deren Besatzungen sich mit ausgezeichneter Tapferkeit vertheidigten; eine andere Abtheilung seines Heeres stand bei Dertona gegen den Vraias, als König Theodebert plötzlich selbst in Italien erschien. Er mochte den Zeitpunkt für günstig halten, während Griechen und Gothen sich aufrieben auf eigene Hand Erwerbungen zu machen und reiche Beute zu gewinnen. Kriegslustiges Volk aus allen Fränkischen Ländern hatte sich ihm in großer Zahl angeschlossen. Gothen und Griechen standen erwartend, wem von Beiden er zum Beistande gekommen seyn möchte, und ließen ihn ruhig über den Po ziehen. Aber auf einmal behandelte er Beide feindlich, plünderte ganz Oberitalien aus, und kehrte zuletzt, vom Hunger besiegt, über die Alpen zurück. In den folgenden Jahren unterwarfen sich die Franken indeß ohne Mühe die Gegenden der Cottischen Alpen, die oberen Landschaften Ligurien's und dehnten sich bis in die südöstlichsten Ausläufer der Alpen, bis nach Venetien und den Küsten des Adriatischen Meeres aus.

Um diese Zeit gelang dagegen dem Vitiges ein anderer Versuch. Er bewog nämlich durch eine Gesandtschaft den König Chosroes von Persien zum Friedensbruch mit dem Kaiser, und unterhandelte dann mit dem erschreckten Justinian selbst, ohne Belisar's Vorwissen. Als nun Belisar gegen Ravenna rückte, um dem Kriege ein Ende zu machen, kamen Gesandte mit Friedensbedingungen aus Constantinopel an, des Inhalts, daß Vitiges die Provinzen nördlich vom Po mit dem königlichen Titel behalten, Alles übrige aber mit der Hälfte seiner Schätze an den Kaiser abtreten solle. Doch Belisar, der den Sieg in Händen hatte, und sich den vollen Lorbeer nicht entgehen lassen wollte, versagte dem Vertrage seine Zustimmung, in der sicheren Hoffnung, den König bald zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen.

Die Gothen, an Rettung verzweifelnd, verfielen indeß darauf, dem Belisar selbst heimlich die Herrschaft und Krone Italien's anzutragen, wenn er vom Kaiser abfallen wolle. Seine Kriegskunst und Tapferkeit hatten eines großen Eindrucks auf sie nicht verfehlt, und Vitiges selbst hatte diesem Plane seine Zustimmung gegeben. Belisar widerstand der starken Versuchung, heuchelte aber listig Untreue, und ward nun ohne Schwertstreich in das ausgehungerte Ravenna eingelassen (Jan. 540).

„Als ich, sagt Prokopius, das Römische Heer in die Stadt einziehen sah, wurde mir der Gedanke recht lebhaft, daß doch nicht Kraft, nicht Menge der Menschen über die Begebenheiten entscheide, sondern daß ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen, auch spieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, indem sie ihnen zeigten, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten."

Vergeblich erwarteten die Gothen jetzt Belisar's Abfall. Er blieb seinem Kaiser treu, beruhigte die Stadt, und gab dem Vitiges eine Wache in seinem Schlosse. Schon wollte er noch den letzten Rest der Gothen aus Oberitalien vertreiben, als der Kaiser ihn zurückrief. Er schiffte sich mit dem gefangenen Könige und den vornehmsten Gothen, auch mit dem königlichen Schatze, in Ravenna ein, und warf sich demuthsvoll dem Kaiser zu Füßen (540). Einen Triumph erhielt er diesmal nicht, den ausgenommen, den kein Neid ihm rauben konnte, die Bewunderung des Volks auf den Straßen, welches dem Sieger der Vandalen und Ostgothen, derselben, die noch vor funfzig Jahren dem Byzantinischen Reiche den Untergang gedroht hatten, laut zujauchzte. Vitiges erhielt den Rang eines Senators und Patricius, starb aber schon zwei Jahre nachher in Constantinopel.

---

12. Das Reich der Ostgothen zerstört.

(541—554.)

Bei allem Glanze der Regierung Justinian's I. empfing doch das große Kaiserreich unter ihm sehr empfindliche Stöße. Koshru Nushirvan drang schon im Jahre 540 verheerend über die Grenzen, ging bis Antiochien, eroberte diese Stadt und machte sie dem Erdboden gleich. Nach seiner Rückkunft aus Italien erhielt Belisar den Oberbefehl gegen ihn und deckte zwei Jahre lang mit glücklichem Erfolge das Reich. Da wurde der große Feldherr in Constantinopel angeklagt, während einer Krankheit des Kaisers, sich kühnere Worte in Beziehung auf Theodora erlaubt zu haben. Er mußte den Befehl niederlegen und als Privatmann in Constantinopel, seines Vermögens fast ganz beraubt, unter den Augen des Kaisers leben. Nach seiner Entfernung kamen die Perser sogleich wieder bis vor Edessa und ängstigten diese wichtige Festung

durch eine heftige Belagerung. So sah sich Justinian genöthigt, durch ungeheure Summen einen Waffenstillstand zu erkaufen.

An der Donaugrenze ging es noch schlechter. Hier hatten die Heruler, Reste der Schaaren Odoacher's, mit andern von der Oder herabziehenden noch heidnischen Stämmen ihres Volkes vereinigt, ein neues Reich gestiftet und ihre westlichen Nachbarn, die Longobarden, welche jetzt im ehemaligen Lande der Rugier (o. S. 8.) wohnten, so wie im Osten die Gepiden zinspflichtig gemacht. Bei erneutem Kriege aber wandte sich das Glück und entschied zu Gunsten der Longobarden. Die Heruler wurden in einer großen Schlacht fast vernichtet und die Ueberbleibsel hatte Anastasius in Thracien aufgenommen. Justinian siedelte sie in die Gegend von Singidunum über, unter der Bedingung, daß sie in allen Kriegen ihm Dienste leisteten. Darauf waren, auch zum Schutze der Grenzen, den Longobarden Sitze am rechten Donauufer eingeräumt worden, und bei einem Kriege zwischen ihnen und den Gepiden, da diese Völker nun durch die Vernichtung des Herulischen Reiches Nachbarn waren, hatte sich Justinian für die ersteren erklärt. Dafür ließen die Gepiden Hunnen und Slaven über die Donau, welche weit und breit plünderten.

Es zeigt sich um diese Zeit, nachdem die Germanischen Völker sich alle mehr westwärts gewendet haben, ein bedeutendes Vordrängen der östlichen Stämme auf allen Punkten vom schwarzen Meere bis hin zur Ostsee, in den Stromgebieten der Oder und Weichsel nicht minder als im Thale der Donau. Schon zur Zeit des Kaisers Anastasius waren die Bulgaren an den Mündungen dieses Flusses erschienen. Aus ihren früheren Sitzen an der Wolga herabziehend, waren sie der großen grasreichen Steppe gefolgt, welche den Nordrand des Kaspischen und Schwarzen Meeres umsäumt, und hatten ihre Ankunft durch häufige, fast jährlich wiederholte Einfälle bezeichnet. So drangen sie im Jahre 517 in Verbindung mit Slavischen Stämmen bis zu den Thermopylen und wütheten, wie alle Tatarische und Slavische Völker blutdürstig von Natur, mit unerhörter Grausamkeit. Als nun während des Krieges in Italien auch die obere Donau von den Gothen nicht mehr geschützt wurde, kamen hier ebenfalls große Schaaren von Slaven heran, durchplünderten die ganze Halbinsel, gingen südlich bis zum Thracischen Chersonnes, erstürmten seine Befestigungen, verheerten Alles bis zum Isthmus von Korinth und führten die Einwohner zu hunderttausenden hinweg. Obgleich diese Stämme übrigens bei den meisten Einfällen an den

festen Städten scheiterten, auch im Ganzen des bergigen Landes wegen weder ergiebige noch weidenreiche Wohnsitze fanden, so blieben doch viele in den Provinzen des Griechischen Reiches zurück und vermischten sich dann allmählig mit der übrigen Bevölkerung *).

In Africa, wo man den harten Steuerdruck, und die Willkür der Byzantinischen Regierung zu drückend fand, brachen immer neue Empörungen der Mauren aus, zu denen sich oft noch die schlechtbesoldeten Soldaten des Exarchen gesellten; so daß der tapfere Salomon einmal nach Sicilien flüchten mußte, und nachher in einem Treffen gegen die Mauren umkam. Die sonst so blühende Küste von Africa verödete unter so langem Kriegeselend.

Der Muth der Ostgothen in Italien wuchs nach Belisar's Entfernung gleichfalls wieder. Auch hier machten sich die Beamten und die nicht bezahlten Truppen durch ihre Erpressungen den Einwohnern bald unerträglich. Dies erweckte bei den Feinden neue Hoffnung. Nachdem des Vitiges Nachfolger, Ildibad, von der Hand eines beleidigten Gothen gefallen war, und der hierauf zum König gewählte Rugier Erarich untauglich gefunden, und gleichfalls aus dem Wege geräumt war (541), erhoben die Gothen einmüthig ihren Besten, den jungen Totilas, der die Besatzung von Tarvesium befehligte, auf dem Schilde zum König, und versuchten von den wenigen Punkten im Norden aus, die noch in ihrem Besitze waren, die Wiedereroberung Italien's. Die zwischen unaufhörlichem Wechsel schwankenden Bewohner dieses verheerten Landes wurden jetzt in der That mehr den Gothen, als den

---

*) Auf diese wiederholten Verheerungen und Ansiedelungen hat Herr Fallmerayer die Ansicht vom gänzlichen Untergange des Hellenischen Volkes und der rein Slavischen Natur der heutigen Griechen gegründet und in mehreren Schriften durchzuführen versucht. Nimmt man die sehr oft wiederkehrenden feststehenden Beschreibungen von der Zerstörung von Städten u. s. w. wörtlich, so begreift man nicht, wie dieselbe Stadt mehrmals hat vernichtet werden können, wie dies doch häufig vorkommt, da nach der ersten Eroberung unmöglich etwas übrig seyn konnte. Wie viele Slavische Ortsnamen sich auch in Morea finden mögen, so haben sich dennoch in den Hochgebirgen und namentlich auf den Inseln des Archipelagus, die dem Andrange weniger ausgesetzt waren, auch viele rein Griechische Benennungen erhalten. Vor Allem zeugt aber für die Erhaltung und das Uebergewicht des Griechischen Lebens über die Fremdlinge, auch wenn diese der Zahl nach die stärkeren gewesen wären, die neugriechische Sprache, in welcher trotz dem Einflusse Römischer Herrschaft, sämmtlicher Einwanderungen und Osmanischer Despotie, die Hellenische wenn auch entartet und vielfach zersetzt, dennoch bewahrt ist, und wie bedeutend nun auch die Slavische Beimischung der heutigen Bevölkerung und Volksthümlichkeit angeschlagen werden muß, so kann doch die obige Meinung in ihrem ganzen Umfange nicht anerkannt werden.

zügellosen Kaiserlichen geneigt, seitdem sie die strenge Enthaltsamkeit und Gerechtigkeitsliebe des edlen Totilas kennen lernten. Mit dem kleinen Reste seiner Landsleute eroberte dieser Held in kurzer Zeit die oberen Städte wieder, zog dann mit Uebergehung der größeren, Ravenna, Florenz und Rom — nach Unteritalien, und vertrieb dort allenthalben die Griechischen Truppen, selbst aus Neapel.

Diese reißenden Fortschritte bewogen endlich den Kaiser, den Oberbefehl in Italien wiederum in Belisar's Hände zu legen. Er kam im Frühjahr 544 zu Ravenna an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Desto härter mußten die armen Einwohner ausgepreßt werden. Der Krieg wurde lässig geführt, aus Mangel an Mitteln, doch war Totilas entschieden im Vortheil. Vergebens sendete Belisarius die dringendsten Bitten um Hülfe nach Constantinopel, vergebens forderte er den Kaiser auf, ihm wenigstens seine eigene Leibwache zu schicken, die gegen die Perser zurückbehalten worden war. Totilas warf sich endlich auf Rom und belagerte es. Drinnen lagen 4000 Kaiserliche unter einem Führer, Namens Bessas, dessen niedriger Geiz die Bürger fast mehr als die Belagerung erschöpfte. Belisar, zum Entsatz zu schwach, nahm wenigstens eine feste Stellung an der Mündung der Tiber. Lange hielt sich die Stadt, obgleich die ärmeren Bewohner schon Katzen, Mäuse, Gras und Nesseln aßen; endlich zogen vier Isaurische Schildwachen, mit Bessas unzufrieden, in der Nacht zum 17. Dec. 546 einige Gothen an Seilen auf die Mauer, worauf diese von innen das Asinarische Thor öffneten, durch welches die Ihrigen sofort eindrangen. Totilas, eine Hinterlist fürchtend, blieb mit seinem Heere in geschlossenen Gliedern bis zum Anbruch des Tages in den Straßen stehen, allein da die Besatzung die Flucht ergriff, ging er ruhig in die Peterskirche, als ein guter Christ sein Dankgebet zu verrichten, indeß seine Gothen plünderten; doch wurde weiter kein Blut vergossen. Wie schon früher ermahnte Totilas auch nach diesem Siege die Seinigen zur Gerechtigkeit, Tugend und Ordnung, den Ursachen ihres bisherigen Glückes; dem Senat warf er seine Undankbarkeit gegen die Gothischen Könige vor, die sie stets mit Wohlthaten überhäuft hätten, und schickte Gesandte an den Justinian.

Indeß hörte er von einigen Fortschritten der Griechen in Lucanien, und im Begriff dorthin zu eilen, beschloß er vorher, die Mauern der Stadt und die großen Gebäude der vergangenen Zeiten, welche als Kastelle benutzt wurden, zu zerstören, damit die Feinde sich darin nicht

festsetzen könnten, und hatte in der That schon den dritten Theil der Mauern niederreißen lassen, als ein Schreiben und Boten von Belisar, der sich noch in der Hafenstadt befand, eintrafen, die ihn in listiger Absicht ermahnten, die größte und sehenswertheste Stadt, welche die Sonne bescheine, nicht von der Erde zu vertilgen. Totilas, keinesweges unempfindlich für die Stimme der Menschlichkeit und Milde, ließ mit dem Zerstörungswerke innehalten, und brach auf, die Senatoren als Geiseln mit sich fortführend. Sogleich rückte nun Belisarius in Rom ein, ließ in größter Geschwindigkeit die Lücken in den Mauern wieder ausfüllen, und vollendete binnen fünf und zwanzig Tagen, so gut es gehen mochte, eine Befestigung. Totilas, welcher indeß die Griechen zur Räumung Lucanien's gezwungen hatte, kehrte bestürzt zurück, konnte aber die Stadt trotz aller Anstrengung und Tapferkeit, mit welcher die Gothen drei Tage hintereinander Sturm liefen, nicht wieder nehmen. Darauf dauerte der kleine Krieg in Unteritalien noch zwei Jahre fort. Belisarius führte ihn verdrossen, weil der Kaiser ihm durchaus keine zureichende Hülfe schickte, und bat endlich nach fünf, gegen den Erfolg der früheren gehalten, unbedeutenden Feldzügen, um seine Zurückberufung. Er erhielt sie, und kehrte nach Byzanz zurück (549, Anf.).

Nach seinem Abgange fiel Rom abermals in Totilas' Hände, der es auch diesmal mit edler Schonung behandelte, die entflohenen Bürger zurückrief, und ihnen zur Erholung die lange ausgesetzten Rennspiele wieder erneuerte. Er war jetzt auch im Besitz einer Flotte, durch die er Rom mit Korn versorgte, Rhegium, Tarent, Sardinien und Korsika seiner Herrschaft gewann und Sicilien brandschatzte, ja sogar über das Jonische Meer setzte, und die Griechischen Küsten heimsuchte. Dabei trug er dem Kaiser unaufhörlich Frieden an, und gelobte ihm kriegerischen Beistand. Aber Justinian wollte nichts davon hören. Im Jahre 552 gewann der Krieg neues Leben, als der schon erwähnte Narses, des Kaisers Liebling und bisheriger Schatzmeister, mit einem auserlesenen Heere von Longobarden, Hunnen, Herulern und sogar Persern, den Marsch zu Lande nach Italien antrat. Er hatte bedeutende Geldsummen empfangen, und unumschränkte Vollmacht, und war auch außerdem der Mann dazu, das Werk eines Belisarius rühmlich fortzusetzen. In seinem kleinen, schwächlichen Körper wohnte eine Heldenkraft, die früher zu glänzen verdient hätte, und in seinem Blick lag ein Ernst, der kein Lächeln über seine Mängel aufkommen

ließ *). Er wünschte den langen Streit durch eine Schlacht zu entscheiden, und rückte dem Totilas, der mit seinem Heere von Rom herbeikam, entgegen. Bei Taginae, am Fuße der Apenninen, geschah das Treffen, im Sommer 552. Der überlegenen Kriegskunst des Narses und der größern Zahl seines Heeres ward der Sieg zu Theil; sechstausend Gothen bedeckten das Schlachtfeld, auch Totilas fiel. Rom ergab sich dem Sieger ohne Widerstand, es wechselte jetzt zum fünften Mal in diesem Kriege seinen Herrn.

Noch waren mehrere mit Besatzungen versehene Städte in den Händen der Gothen. Bei Pavia sammelten sich die jenseit des Po befindlichen und wählten den Tejas, abermals ihren Besten, zum König. Zu Cumä lagen des Totilas Schätze, es befehligte hier Aligern, Tejas' Bruder; diesen, der zunächst bedroht schien, zu retten, zog der neue König schnell nach Campanien hinunter, durch große Umwege die Römer, welche ihn in Tuscien erwarteten, täuschend. Am Fuße des Vesuv's nahm er eine Stellung; vor seiner Front floß ein Bach und der linke Flügel lehnte sich an das Meer; hier führte ihm die Gothische Flotte Lebensmittel zu. Seine Absicht war, einer Schlacht auszuweichen, weil er Hülfe von den Franken erwartete, und zugleich die beiden wichtigen Städte Cumä und Neapel zu decken. Zwei Monate lang verhinderte er alle Versuche der Römer, ihn anzugreifen, bis es dem Narses gelang, den Gothischen Flottenführer zu bestechen. Hiedurch wurden die Römer Herren des Meeres und der Zufuhren, und Tejas sah sich gezwungen, weiter in das Gebirge hinauf zu ziehen. Er lagerte auf dem Mons Lactis. Als hier der Mangel überhand nahm, zogen die Gothen es vor, den Heldentod eher als den Hungertod zu sterben. Früh am Morgen saßen ihre Reiter ab und fielen mit dem Fußvolk vereint den Berg hinunterziehend auf die Römer. Das wüthendste Morden begann. Tejas trat mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen, und focht von Allen gesehen in der Vorderreihe, wie ein alter Homerischer Held, das feindliche Geschoß mit dem Schilde auffangend und Viele erlegend. Endlich fiel er von einem Speere durchbohrt, als er eben den Schild wechseln wollte, in welchem zwölf Wurfspieße hingen.

*) Fulkaris, ein Anführer der Heruler, den er 553 gegen die einbrechenden Alemannen hinaufschickte, ward bei Parma von diesen geschlagen, wollte aber durchaus nicht mit den Uebrigen entfliehen, sondern rief laut: der Tod sey nicht so schrecklich, als der zornige Blick des Narses. Nach langem Kampfe sank er mit durchbohrter Brust und zerschmettertem Haupt vorwärts auf seinen Schild. Mit ihm starb sein Gefolge.

Die Feinde trugen seinen abgehauenen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen umher. Aber die Gothen, dadurch nur mehr erbittert, wehrten sich löwenmüthig noch den ganzen Tag, blieben auch die Nacht in den Waffen, und erneuerten am folgenden Morgen den verzweifelten Angriff. Endlich am dritten Tag von der langen Blutarbeit ermattet, ließen sie dem Narses sagen, sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht beschieden habe, doch seyen sie eher bereit, zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet würde, mit ihrer ganzen Habe frei abzuziehen, wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italien suchen. Der kaiserliche Feldherr bewilligte die Forderung, und so traten sie ihren Weg an. Eine Schaar dieser Gothen, etwa tausend Mann stark, fand indeß den eingegangenen Vertrag so lästig, daß sie, nach Pavia gekommen, sich dort festsetzte und unterstützt von ihren Landsleuten diese Gegenden zu behaupten hoffte, zumal da fremde Hülfe nahe schien. Theodebald, König von Austrasien, der Nachfolger Theodebert's, hatte zwar Tejas' Bitte um Hülfe abgeschlagen, dennoch aber sammelten Leutharis und Butilinus, zwei Brüder, Herzoge der Alemannen, ein großes Gefolge zum Zuge nach Italien, der die reichste Beute versprach. An 70000 Franken und Alemannen zogen jetzt mit ihnen über die Alpen und den Po, und nahmen Parma weg. Die Griechen schlossen sich in die festen Städte ein, und ließen sie vorüberschwärmen. So fluthete ihr wilder, verheerender Zug, um so wilder, als die Alemannen damals noch nicht zum Christenthume bekehrt waren, bis in die Spitze Calabrien's hinunter. Was auf dem platten Lande Italien's noch zu rauben und zu zerstören übrig war, das raubten und verbrannten diese Barbaren, bis Mangel und Krankheiten, an denen selbst Leutharis starb, sie zum Rückzuge nöthigten. Hier lauerte ihnen Narses mit achtzehntausend Mann auf. Es kam zur Schlacht in der Gegend von Capua (554). In dieser blieb auch Butilin mit dem größten Theil der Seinen, und nur ein schwacher Rest der Entronnenen sah das Vaterland wieder.

Bis in den folgenden Frühling hielten sich hierauf noch die letzten Gothen in Conza und zwei andern festen Orten. Endlich ergaben sich auch diese dem Narses (555). Sie wurden nach Constantinopel geschickt; andere Haufen hatten sich jenseit der Alpen in Rhätien und Noricum niedergelassen. So ging nach neunzehnjährigem Kampfe das Ostgothische Reich in Italien, nicht unrühmlicher als einst Karthago, zu Grunde. Italien war nun wieder Römische Provinz. Justinian hatte schon unter dem 15. August 554 ein Statut für die neue Orga-

nisation des Landes erlassen und alle Einrichtungen Theoderich's, Amalasuntha's und Theodat's bestätigt; nicht aber das, was Totilas, der Tyrann, wie der Kaiser ihn nennt, verordnet hat. Ravenna ward der Sitz des kaiserlichen Statthalters (später Exarch genannt), der wieder seine Duces unter sich hatte. Die Einkünfte aus dem so fürchterlich mitgenommenen Lande können nicht groß gewesen seyn, denn Ackerbau, Gewerbe und Handel lagen ganz vernichtet, und wenn von Prokop's Angabe, daß schon im vierten Jahre des Krieges, selbst unter Belisar's strenger Mannszucht, in der einzigen Landschaft Picenum 50,000 Landleute Hungers gestorben, auch nur ein sehr kleiner Theil wahr ist, welch einen schrecklichen Schluß dürfen wir dann nicht erst auf den Zustand Italien's am Schlusse des neunzehnten Kriegsjahrs machen.

Der Norden und Osten blieben fortwährend die schwache Seite des Reiches. Im Winter des Jahres 558 machten Hunnische Stämme den letzten Versuch, in die innern Länder vorzudringen. Zwanzigtausend Reiter gingen über die gefrorene Donau und zogen durch Scythien, Mösien und die Pässe des Balkan ohne Hinderniß. Eine Abtheilung wendete sich gegen Thermopylae, die zweite gegen den Thracischen Chersonnes, die dritte unter dem Chan selbst, 7000 Pferde, marschirte auf Constantinopel. Die beiden ersten wurden geschlagen, gegen die dritte zog Belisar, hochbetagt, mit einem Haufen unkriegerischer Bürger und flüchtigen Landvolks aus, und zeigte, daß die alte Geschicklichkeit und das Kriegsglück auch nach zehnjähriger Waffenruhe nicht von ihm gewichen seyen. Er brachte den Hunnen einen Verlust bei, den er zwar bei dem Zustand seiner Truppen nicht verfolgen konnte, der aber doch die Hauptstadt aus drohender Gefahr rettete, und bewirkte, daß jene sich langsam gegen die Donau zurückzogen. Den Persern mußte Justinian den Frieden mit einem jährlichen Tribut abkaufen. Durch solche Schwäche und Wehrlosigkeit büßte der Kaiserstaat immer mehr an Würde und Ansehen *) ein; die innern Kräfte wurden aufgezehrt, und die Unterthanen selbst noch in des Kaisers letzten Lebensjahren un-

*) Im Jahre 561 wurde mit den Persern ein funfzigjähriger Friede auf die Bedingung geschlossen, daß der Kaiser einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldstükken zahlen sollte. Als die Römer bei der Berathung bemerkten, die Perser spannten ihre Forderungen deshalb so hoch, weil die Eroberung von Antiochien sie übermüthig gemacht habe, antwortete der Persische Wortführer: „Der König der Könige und Herr der Menschheit (Chosroes) blickt auf solche unbedeutenden Erwerbungen mit Verachtung herab, und von zehn Nationen, die sein unwiderstehlicher Arm besiegt hat, achtet er die Römer als die am wenigsten furchtbare."

zufrieden und aufrührisch gegen ihn. Eine Verschwörung, nach deren Entdeckung einer der Angeklagten auch zwei Hausbeamte Belisar's der Theilnahme beschuldigte, welche, gefoltert, dem Befehl ihres Herrn gemäß gehandelt zu haben aussagten, brachte diesen um Kaiser und Reich so hoch verdienten Mann unschuldig in Verhaft (Dec. 563), aus dem er erst im Julius 564 wieder befreit ward. Daß er zuletzt blind und hülflos in den Straßen von Constantinopel habe betteln müssen, ist ein spätes Mährchen. Das Jahr darauf starb er; acht Monate nach ihm auch Justinian, am 14. November 565, in einem Alter von drei und achtzig Jahren. Theodora war schon 548 gestorben.

---

13. Die Longobarden.

Narses war der erste Byzantinische Statthalter von Italien, und stand der Verwaltung dieses Landes mit Einsicht und Strenge über dreizehn Jahre lang vor. Doch mußte er unter der folgenden Regierung seine Stelle niederlegen, worauf er bald nachher zu Rom gestorben ist. Es geht die Sage, die Kaiserin Sophia, die Gemahlin Justin's II., welche, von großem Einfluß auf die Regierung, den Narses haßte (unten Abschnitt 15), habe spöttisch geäußert, er könne wieder zu seinem eigentlichen Beruf in die Weiberstuben und zum Spinnrocken zurückkehren, worauf er erwiedert: er wolle ihr einen Faden spinnen, an dem der Kaiser lange abwickeln werde. Und nun habe er die Longobarden nach Italien gerufen.

Dies kriegerische Volk war während der Jahrhunderte der Völkerwanderung aus Norddeutschland bis nach Pannonien und auf das rechte Donauufer herabgekommen (o. S. 77). Den Krieg mit den Gepiden hatten sie nach mehrmaliger Unterbrechung fortgesetzt; worauf Justinian, wie es scheint, den Frieden vermittelt hatte (551). Beide Völker versprachen, das kaiserliche Heer, welches Narses damals nach Italien führte, zu unterstützen. Die Longobarden gaben 2200 ausgezeichnete Krieger, denen 3000 geringeren Ansehens folgten; die Gepiden stellten nur 400, aber gleichfalls tapfere Kämpfer. Als aber Alboin, Audoin's Sohn, ein kühner Jüngling, dessen Name noch lange nachher im Volksliede glänzte, bei den Longobarden, und Kunimund, Thorisind's Sohn, bei den Gepiden zur Herrschaft kamen, brach der alte Zwist

aufs neue aus. Alboin machte ein Bündniß mit den Avaren. Diese waren ein Tatarisches Volk, zu welchem Stamme außerdem noch die später auftretenden Chazaren, Petschenären, Kumanen und Türken gehören. Die Wohnsitze dieser Völker reichten damals von den Nordküsten des Aralsees bis zum Don und südlich zum Oxus und den Bergen des Kaukasus. Die Avaren, wahrscheinlich von den Türken gedrängt, zogen westwärts, schlossen (558) mit Justinian ein Bündniß, unterwarfen die Ueberreste der Hunnen am Asowschen Meere, rückten bald darauf bis an die Donau vor und besiegten (562) auch die Bulgaren. So waren sie die östlichen Nachbarn der Gepiden geworden. Vereint mit Alboin gingen sie jetzt auf diese los. Kunimund wendet sich zuerst, von West und Ost bedrängt, gegen die Longobarden. Aber das Glück ist wider ihn: er fällt unter Alboin's Streichen und mit ihm bedeckt ein großer Theil seines Volkes das Schlachtfeld (566). Seitdem ist der Name desselben aus der Geschichte verschwunden. Alboin nahm die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, die schöne Rosamunde, zum Weibe, und den Schädel desselben, nach alter Germanensitte, zum Trinkgeschirr.

Die Avaren wurden jetzt das Hauptvolk in Ungern, unterwarfen die umwohnenden Slavenstämme und gründeten ein Reich, welches sich bald nach dem Abzuge der Longobarden, von der Donau bis nach Mähren, Böhmen und die Lausitz, bis an den Grenzfluß der Baiern, die Ens, und weiter südlich bis nach Friaul erstreckte, und beunruhigten durch ihre Räuberzüge bald das schwache Kaiserreich, bald die kräftiger widerstehenden Franken. Denn Alboin hatte sich nach Italien gewendet. An seine Longobarden schlossen sich noch Ueberreste der Gepiden an, ja es wird sogar einer Schaar von 20000 Sachsen erwähnt, die nachher wieder durch Gallien zurückgingen. Im Jahr 568 überstieg er die Julischen Alpen, und eroberte die Städte Oberitalien's mit leichter Mühe. Pavia widerstand drei Jahre*). Der wilde Eroberer schwur,

*) In diesen Jahren sollen sich die erst in unseren Tagen gebändigten mörderischen Kinderpocken in Italien, so wie überhaupt in den Abendländern, zuerst gezeigt und furchtbare Verwüstungen angerichtet haben. Man glaubt, daß sie durch die Griechischen Heere verbreitet worden seyen, doch scheinen sie auch im Morgenlande nicht früher bekannt gewesen zu seyn, da Ahrun, ein Aegypter, der im siebenten Jahrhundert lebte, der erste ist, welcher eine medicinische Beschreibung derselben liefert. S. Müller Gesch. Schweiz. Eidgen. Th. I. S. 134, Sprengel Gesch. der Arzneikunde, 3te Aufl. Th. II. S. 366. Einige glauben, daß die Kinder Fredegundens (oben S. 26) an dieser Krankheit gestorben seyen. Vgl. Dictionnaire des sciences médicales, T LVII. p. 35.

wenn er hinein komme, keines Geschlechts noch Alters zu schonen. Aber als beim Einzuge sein Pferd unter dem Thor des heiligen Johannes niederfiel, stimmte die böse Vorbedeutung sein Herz zur Milde. Während der Belagerung waren andere seiner Schaaren über den Po gegangen, und hatten sich der schwächeren Städte längs den Apenninen bemächtigt.

Der damalige Statthalter in Ravenna, Flavius Longinus, war viel zu schwach, um einem solchen Feinde zu widerstehen, und sein Kaiser, Justin II., viel zu sehr mit Persern und Avaren beschäftigt, um an Italien denken zu können. Es blieb daher nichts übrig, als daß die großen Städte ihre Thore schlossen, die kleinen sie freiwillig öffneten. Nicht lange freute sich Alboin seiner Eroberung. Auf Rosamunden lastete die Blutrache ihres erschlagenen Vaters, und der König hatte sie selbst vor kurzem an ihre Pflicht gemahnt. Zu Verona, auf einem Schmause, zwang er sie in der Trunkenheit, seinen Becher, ihres Vaters Schädel, zu leeren. Sie forderte den Helmichis, Alboin's Schildträger, zum Morde auf. Da dieser aber die That selbst auszuführen weigerte, weil er des Fürsten Milchbruder sey, gab sich die Königin dem Peredeo preis, einem starken und entschlossenen Manne. Als Alboin nach dem Mahle der Ruhe pflegte, entfernte Rosamunde alle Waffen und band des Helden Schwert fest an das Bettgestell. Helmichis führte den Mörder hinein. Alboin erwacht, greift zum Schwert, und als er es nicht losreißen kann, wehrt er sich wüthend mit dem Fußschemel, bis er Peredeo's Streichen erliegt (573). Helmichis, der die Krone zu erwerben gedacht hatte, mußte mit Rosamunden vor der Erbitterung der Longobarden fliehen. Longinus sandte ihnen ein Schiff den Po hinauf, das sie bei nächtlicher Weile mit ihren Schätzen und Getreuen bestiegen. In Ravenna warb der Exarch um Rosamunden's Hand, und sie, die lieber zu herrschen als zu gehorchen wünschte, reichte dem Helmichis, als er aus dem Bade stieg, den Giftbecher. Da er getrunken, erkannte er den nahenden Tod, und zwang die Königin, mit gezogenem Schwert, den Rest der Schaale zu leeren. Der nach Alboin erwählte König Kleph ward achtzehn Monate nachher gleichfalls umgebracht, und hierauf lebten die Longobarden zehn Jahre lang ohne Herrscher, weil den Großen des Reichs die Ungebundenheit besser gefiel, doch setzten sie den Krieg gegen die Römer unablässig fort, und dehnten die Longobardischen Besitzungen weit südwärts aus.

So sehen wir also Italien theils unter der Herrschaft des Griechi-

schen Kaisers, theils unter der der Longobarden. Von den Letzteren heißt noch heut zu Tage der obere Theil die Lombardei. Zum Exarchat von Ravenna gehörten die heutige Romagna und der Küstenstrich von Rimini bis Ancona, die Seegegenden um Genua und ganz Unteritalien. Die größeren Städte mit ihren Gebieten, wie Rom, Neapel u. a. wurden, des Kriegszustandes wegen, den Duces, welche die Truppenabtheilungen dieser Gegenden befehligten, unter der höheren Aufsicht des Exarchen untergeben. Indeß wurde dieser Zusammenhang bald sehr locker. Sicilien, Sardinien und Korsika erkannten auch noch des Kaisers Oberherrschaft an.

Wie den Gothen, mußten die Einwohner den Longobarden den dritten Theil des Ihrigen geben, aber nicht von den Ländereien selbst, sondern von dem Ertrage, da dieser mühelose Erwerb dem roheren Zustande des Longobardischen Volkes angemessen war *). Es blieb also auch jetzt noch eine landbauende Römische Bevölkerung in Italien, ja sie machte fortwährend den größeren Theil der Einwohner aus, da verhältnißmäßig nur wenig Longobarden in das Land gekommen waren. Doch waren die Reichen und Grundeigenthümer durch die langen Kriege sehr zusammengeschmolzen; Viele wurden jetzt absichtlich getödtet oder zu Sklaven gemacht, um sich ihrer Güter völlig zu bemächtigen. Im Ganzen verfuhren die Longobarden weit härter, als die Gothischen Könige vor ihnen. Die Römische Verfassung hörte überall auf, auch die der Städte, und die Bürger wurden wahrscheinlich nach ihren verschiedenen Beschäftigungen und Gewerben an den König, die Herzoge und andere Große mit bestimmten Leistungen gewiesen. Als Herren, nicht als Militär des Landes betrachteten sich die Longobarden und die Römer als ihre Unterthanen. Diese wurden unter besondere Beamten gestellt, Gastalden genannt, welche zugleich die Verwaltung der Güter des Königs und der Herzoge hatten. Ueber die Provinzialen sprachen die Longobarden das Recht, und der Römische Notarius, welcher diesen Gerichtshöfen beigesellt war, gab nur Auskunft in solchen Fällen, für welche keine Germanischen Rechtsgewohnheiten existirten. In den größeren Städten nahmen die Longobardischen Herzoge, deren Zahl auf 35 angegeben wird, ihren Sitz. Sie erscheinen ziemlich selbständig gegen die Könige, und einer besonders großen Unabhängigkeit erfreuen sich diejenigen, welchen die Grenzvertheidigung obliegt, wie die

*) v. Savigny a. a. O. Th. I. S. 337.

Herzoge von Trient an der Fränkischen, die von Friaul an der Avarischen, die von Spoleto und Benevent an der Griechischen Grenze. Die Absonderung und Vereinzelung dieser kleinen Herrscher hat es verhindert, daß das Longobardische Reich zu einer festeren Begründung und längeren Dauer gekommen ist. Die Unterbeamten der Herzoge für Krieg, Frieden und Gericht heißen bei den Longobarden Sculdahis (Schultheißen). Die Longobarden standen übrigens etwa mit den Franken auf einerlei Stufe der Bildung. Krieg und Jagd erkannten sie für die einzigen, den freien Mann ehrenden Beschäftigungen. Durch sie hat Italien seine Germanisirung erhalten, nachdem die Gothenherrschaft fast spurlos vorübergegangen war. In den Longobardischen Provinzen haben sich nur sehr wenige freie Römische Besitzer erhalten. Aber selbst die nicht eroberten Landschaften wurden allmählig in neue Lebenskreise hineingezogen. Nicht auf einmal wurde das Land unterworfen, die Longobarden sind nie in den Besitz von ganz Italien gekommen, und der lang dauernde Kampf nöthigte auch die Byzantinisch gebliebenen Gebiete allmählig wieder zu kriegerischer Thätigkeit. Von Constantinopel kam wenig Unterstützung, dafür konnte aber auch ein so starker Druck, wie er ehemals stattgefunden hatte, auf Provinzen, welche sich selbst erhalten mußten, nicht mehr ausgeübt werden. Sobald nun die Schwere und der gleichmachende, ertödtende Mechanismus des oströmischen Reiches mit seinen Steuern, Lasten, Beamten und Verordnungen etwas nachläßt, sehen wir wieder in den nicht Longobardischen Städten Italien's die Anfänge eines individuellen Lebens, und den neubeginnenden Einfluß der Bürger auf die Leitung ihrer Angelegenheiten; an ihrer Spitze noch immer die alten Senatoren- und Decurionengeschlechter, so viel deren im Drange der Zeit sich erhalten hatten. In den Händen dieser Familien waren fast schon seit Jahrhunderten die um die Städte herumliegenden Aecker, Wiesen und Wälder. Jetzt mußten diese gegen feindliche Raubzüge vertheidigt werden, sie bewaffneten ihre Colonen, führten sie ins Feld und bauten auf ihren Höfen Burgen und Castelle zum Schutz und Zufluchtsort. Italien's locale Zerrissenheit in viele kleine Thäler und Abschnitte begünstigte eine solche Richtung, noch mehr die Lage vieler Städte an der See. Die einzige große Ebene, das Stromgebiet des Po war ganz in den Händen der Longobarden und der Hauptsitz ihrer Macht.

Als Kleph's Sohn, Autharis, herangewachsen war, wählten ihn die Herzoge 584 zu ihrem Könige. Er suchte die Freundschaft Garibald's,

Herzogs der Baiern, und ward unerkannt, als ob er nur der Gesandte wäre, um die Hand seiner Tochter Theodelinde. Er erhielt das Versprechen; Theodelinde erschien auf seinen Wunsch und reichte ihm, als dem vermeinten Boten, einen gefüllten Becher. Autharis leerte denselben und gab ihn zurück, wobei er mit dem Finger die Hand der Braut drückte, und ihr mit der andern Hand über das Gesicht fuhr. Er zog darauf unter Baierischem Geleite seiner Heimath wieder zu, an deren Grenze er sich erst näher erklärte. Mit nervigem Arm hieb er seine Streitaxt in einen Baum, und rief: „Das sind die Hiebe eines Königs der Longobarden!"

Man hatte wieder eines Königs bedurft, weil Nachricht eintraf, daß der neue Kaiser Mauricius (seit 582) auf die Wiedereroberung Italien's sinne, und zu dem Ende bereits ein Bündniß mit dem Könige der Ostfranken, Childebert, geschlossen habe. Wirklich machten die Franken mehrere Feldzüge nach Italien, auch der Exarch blieb nicht unthätig, aber alles war ohne bleibenden Erfolg, weil es den Franken an Ernst und gutem Einverständniß mit den Griechen fehlte. Autharis starb schon 590, doch die Longobarden hielten seine Wittwe Theodelinde so werth, daß sie sich willig erklärten, Denjenigen als König anzunehmen, den sie zum Gemahl wählen würde. Sie entschied sich für Agilulf, Herzog von Turin, welcher darauf im folgenden Jahre (591) zu Mailand auf der Versammlung des ganzen Volkes zum König ausgerufen ward.

Dieser Agilulf setzte den Krieg gegen den kaiserlichen Exarchen muthig fort, und würde sich gewiß auch Rom bald unterworfen haben, wenn damals nicht ein so einsichtiger und kraftvoller Mann wie Gregor I. auf dem päpstlichen Stuhl gesessen hätte. Dieser viel erfahrene Bischof, dessen noch vorhandene Briefe uns den besten Aufschluß über die Ereignisse jener Zeiten geben, that mehr als der Kaiser und sein Exarch zur Beschützung Italien's. Er unterstützte die Vertheidigungsanstalten nachdrücklich und beobachtete alle Bewegungen der Longobarden mit großer Aufmerksamkeit. Mit der sehr einflußreichen Königin Theodelinde, die als Baierische Fürstin katholischen Glaubens war, unterhielt er einen vertrauten Briefwechsel. Durch ihre Vermittelung gelang es ihm sogar, als die Stadt durch Mangel an Geld und Truppen in der höchsten Gefahr war, einen Stillstand für Rom und dessen Landschaft zu bewerkstelligen. Ja, er erregte endlich durch seine Schriften einen so frommen Eifer bei dieser Fürstin, daß sie nicht eher nachließ,

bis sie den König ebenfalls zur Annahme des katholischen Glaubens bewogen hatte. Die Longobarden waren nämlich, als sie Italien eroberten, Arianer. Viele bekehrte jetzt Theodelinde nach dem Vorgange ihres Gatten, und obschon noch mehrere der folgenden Könige dem Arianismus zugethan blieben, so wurde doch die Orthodoxie schon so herrschend, daß fast in jeder Stadt neben dem Arianischen Bischofe auch ein katholischer war, bis Grimoald, der vorher Herzog von Benevent gewesen und sich dann auf den Thron schwang (reg. 652—671), den Sieg der katholischen Lehre entschied. Einer seiner Vorgänger, Rotharis, ließ um 644 die Gesetze der Longobarden aufzeichnen.

---

14. Papst Gregor I.

Wie sich in den Römischen Bischöfen oder Päpsten *) der Gedanke gebildet hatte, die oberste Stelle in der christlichen Kirche in Anspruch zu nehmen, und welche Umstände ihnen dabei zu Statten kamen, ist schon im vorigen Theile (S. 367.) erörtert. Eine neue Welt eröffnete sich denselben wiederum, als mit den neugestifteten Germanischen Staaten im Abendlande sich auch so viele neue Kirchenverhältnisse bildeten. So lange die Römische, d. i. die christliche und gebildete Welt, ein Ganzes ausgemacht hatte, konnten die Interessen der Kirche und der Religion dem Staate gegenüber auch gemeinschaftlich besorgt werden; jetzt, wo sie in eine Vielheit einzelner Staaten zergangen war, war dies weit schwieriger, und die Gefahr des Zerfallens bei einem entstehenden Kampfe mit der rohen und ungeordneten weltlichen Gewalt nicht gering. Damals that Einheit in der Kirche vor allem andern Noth, und der Gedanke, diese Einheit in der Person eines die kirchlichen Angelegenheiten leitenden Oberhauptes darzustellen, und ihnen dadurch einen Mittelpunkt zu gewähren, ist die Seite des Papstthums, für welche sich große und starke Seelen mit vollem Recht begeisterten. Daß aber auch die Besten unter den Päpsten bei der Durchführung dieser Idee hier und da zu Mitteln ihre Zuflucht nahmen, mit denen sich der einfache,

---

*) Der Name Pápa (Vater), woraus Papst geworden, wurde in den ersten Jahrhunderten des Christenthums allen Bischöfen, später nur den angeseheneren beigelegt, zuletzt auf die Römischen beschränkt.

rein christliche Sinn nicht versöhnen kann, ist die Schattenseite dieser Bestrebungen, welche deutlicher hervortrat, als sie in der Folge der Zeiten mit den Fortschritten der Entwicklung in Widerspruch geriethen.

Es war der abendländischen Kirche gelungen, den Gefahren, welche ihr beim Umsturz des westlichen Kaiserthums gedroht hatten, glücklich zu entgehen. Als alle Provinzen mit Arianern oder mit Heiden erfüllt waren, hatte sie wohl gezittert, aber bald sich mit frischer Kraft zur Ueberwindung dieses Gegensatzes erhoben. Es war größtentheils gelungen, und während die morgenländische Kirche sich an den speculativen Bestimmungen über die Naturen in Christo zerarbeitete, pflanzte die abendländische siegreich von neuem das Kreuz auf die Britischen Küsten. Der Primat Rom's hatte eher gewonnen als verloren. Die Bischöfe dieser Stadt wurden zunächst von jener lästigen Aufsicht der Kaiser frei, welche die Patriarchen von Constantinopel fortwährend hinderte; sie konnten unter der Gothischen Herrschaft, die sich um innere Angelegenheiten der Kirche nicht kümmerte, dreist den dogmatischen Ansprüchen des Orients entgegentreten und sich dem westlichen Europa, ohnehin diesen Interessen weit fremder, als seine starken Vorkämpfer, als die festen Stützen der Orthodoxie hinstellen. Noch eines andern Vortheils erfreuten sich die Römischen Bischöfe. Die Kirchen von Gallien, Spanien, Illyrien, Africa, die damals verschwindenden Reste des Christenthums in Britannien und den Donauländern, in größerer Bedrängniß als die Gemeinde von Rom, fühlten sich stärker nach ihrem alten Mittelpunkte hingewiesen, und die Nothwendigkeit eines außernationalen Anhalts machte sich immer fühlbarer. Wenn nun auch Theoderich und Athalarich in Bezug auf die Papstwahl die Majestätsrechte der Bestätigung und Beaufsichtigung oder Lenkung derselben übten, so konnte doch Gelasius im Jahre 494 den Vorrang des Römischen Bischofs als Glaubenssatz aufstellen und einige Jahre später Papst Symmachus die Unabhängigkeit der inneren Verfassung und Verwaltung der Kirche vom Staate aussprechen. Um dieselbe Zeit sammelte der Abt Dionysius zu Rom einen Theil der Beschlüsse der allgemeinen und Provinzialsynoden, der Canones; und fügte die Entscheidungen und Lehrbriefe (Decretalen) der Päpste über einzelne ihnen vorgelegte Fälle hinzu. Durch solche Zusammenstellung und Parallelisirung mit den anerkannten Kirchengesetzen fanden auch die Decretalen nach und nach Gehorsam.

Mit der neu gegründeten Byzantinischen Herrschaft in Italien machten indeß die Kaiser ihre alten Rechte wieder geltend. Dem Exarchen mußte jedesmal der Tod des Papstes gemeldet werden, dann wurde nach Constantinopel über die Wahl berichtet und für die Bestätigung eine Abgabe bezahlt. Vigilius (s. o.) und Pelagius I. (gest. 560) bestiegen nach einander durch Hofcabalen den heiligen Stuhl.

Der Einbruch der Longobarden und die daraus entstehende Unordnung und Auflockerung der Verhältnisse in Italien schien die Römischen Bischöfe nach dieser Seite hin wieder freier athmen zu lassen. Andrer Seits erkannten sie aber auch wohl: gelang den Longobarden die Eroberung des ganzen Landes, so war es um ihre höhere Stellung geschehen, auf ein Verhältniß wie zu den Gothen war bei der viel größeren Wildheit dieses Volkes nicht zu rechnen. Die Päpste, im Besitz großen Landeigenthums, waren schon hiedurch zur Vertheidigung mitzuwirken veranlaßt, und die großen Geldmittel, über welche die Römische Kirche verfügen konnte, setzte sie auch in den Stand, vieles dafür zu thun. So ließ es gleich Pelagius II. (gest. 590) nicht an Thätigkeit fehlen.

Den Ruhm aller Päpste jener früheren Jahrhunderte hat jedoch Gregor I., genannt der Große (590—604), überstrahlt. Er stammte von einem altrömischen Patriciergeschlechte, dem Anicischen, entsagte aber, obgleich schon bis zur Würde eines Präfecten von Rom emporgestiegen, dem weltlichen Leben, und wurde Mönch. Da er nachher seiner Gaben wegen zum Papst erwählt wurde, mußte er fast gezwungen werden, sich diesem schwierigen Behufe zu unterziehen. Als er aber einmal Haupt der Römischen Kirche war, zeigte er die regsamste Thätigkeit, und wie wir ihn schon bei der Bekehrung der Angelsachsen kennen gelernt haben, so überall, wohin er mit seiner Wirksamkeit nur reichen konnte. Wo damals im Abendlande das Evangelium unmittelbar von Rom aus gepredigt ward, wurde durch die Missionarien auch das Ansehen des Papstes verbreitet; selbst die entferntesten Völker wurden gewöhnt, ihn als durch Christus zum Oberhaupte der Kirche bestellt, ja als dessen irdisches Abbild zu betrachten. Je weiter von Rom entfernt, desto größer war die Ehrfurcht für den Papst. In Spanien waren ein Jahr vor Gregor's Wahl die Gothen und kurz zuvor auch die Sueven zur katholischen Kirche übergetreten; er erhielt die so vergrößerte Kirche in der demüthigen Abhängigkeit, welche diese unter dem Druck des Arianismus gegen Rom immer gezeigt hatte. Geringer war

die Verbindung mit Gallien, doch that Gregor auch hier Alles, um diese zu befestigen. Ueberall, wo die päpstliche Autorität noch nicht anerkannt war, suchte er sie geltend zu machen, wo man ihrer im Drange der Zeiten vergessen, frischte er sie auf. Angesehenen Bischöfen wurde häufig das Pallium, was alle Bischöfe des Orients bei ihrer Weihe empfingen, zugesendet, um ihre Abhängigkeit von Rom anzudeuten. Ueberall zeigte sich Gregor großmüthig gegen Nachgebende, freundlich gegen Schwankende, unerschütterlich gegen Widerstrebende. Doch wurde über das Ferne das Naheliegende nicht vergessen, vielmehr auch hier der Grund zur Bekehrung der Longobarden gelegt. Mit dem Patriarchen von Constantinopel gerieth Gregor in einen heftigen Rangstreit, da jener den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs annahm. Gregor erklärte sich auf das entschiedenste dagegen, als aber Alles vergeblich blieb, nannte er sich selbst, um jenen Hochmuth durch den stärksten Ausdruck von Demuth zu beschämen, einen Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei).

Trotz dieser vielfach bewegten Wirksamkeit nach außen zeigte Gregor auch die milden Tugenden eines wahrhaft christlichen Bischofs in vollem Maße. Er hatte keinen leichten Beruf in jenen Zeiten, wo die Longobarden das Römische Gebiet hart bedrängten, wo er die Stadt und das Land umher gegen feindliche Eingriffe und Anmaßungen schützen, und der durch die Kriegsstürme erzeugten vielfachen Noth begegnen sollte. Von den Reichthümern der Römischen Kirche machte er den wohlthätigsten Gebrauch, indem er dafür Korn aus Sicilien kommen ließ, Hospitäler anlegte, den Armen Geld, Nahrung und Kleidung, den Kranken Kost und Pflege, und vielen tausend Hungernden Geld, Brot, Wein, und andere Nothwendigkeiten reichen ließ. Die Zeiten waren so schlimm, daß Alles sich zu den Klöstern drängte. Der Kaiser Mauricius mußte durch ein Edict verbieten, Jemanden, der schon in Staats- und Kriegsdiensten gestanden, in das Mönchsleben aufzunehmen, gegen welchen Befehl der Papst indeß bescheidene Vorstellungen that. Für den christlichen Gottesdienst sorgte Gregor nicht minder durch eigene belebende und tröstende Reden, als durch neue Feststellung feierlicher Formen und Ceremonien. Sein Meßkanon *), oder

*) Diejenigen, welche der Austheilung des Abendmahls nicht beiwohnen wollten, oder als Katechumenen nicht beiwohnen konnten, wurden in den früheren Zeiten des Christenthums am Schlusse des vorausgegangenen Gottesdienstes vom Priester entlassen, mit den Worten: Ite, missa est (scil. concio: geht, die Versammlung ist entlassen). Missa, oder

Abendmahlsliturgie, ist nach und nach in der Römischen Kirche der einzig herrschende geworden. Zur Aufnahme der Kirchenmusik stiftete er zu Rom eine eigene Unterrichtsanstalt für dieselbe.

---

15. Die Nachfolger Justinian's I.

(565—610.)

Kaiser Justinian hinterließ keine Kinder. Von seinen sieben Neffen folgte ihm derjenige, der mit der Leibwache und den Hofbedienten am vertrautesten war, unter dem Namen Justin II. (565—578). Im Westen eroberten die Longobarden Italien, und gegen Norden waren die Grenzen des Reiches den Avaren preisgegeben, denen der gewohnte Tribut verweigert worden war. Von einem andern Tatarenvolke, den Türken, die in den Steppen jenseit des Jaxartes hauseten, erschien eine Gesandtschaft in Constantinopel; der Chan Diesabul ließ seine Hülfe gegen die Perser und Avaren anbieten. Der Kaiser ehrte den neuen Freund aus allen Kräften, schickte Geschenke und Gegengesandtschaften und schloß ein Bündniß ab. Damals glaubte man nicht, daß ein Stamm desselben Volkes zur Vernichtung des oströmischen Kaiserthrons bestimmt sey. Dies Volk war roh, aber die Häupter nicht ohne Prachtaufwand. Des Großchans Bettgestell und alle seine Geschirre waren von massivem Golde, seine Zelte, Vorhänge und Kleider von Seide, sein Harem nach Morgenländischer Sitte von den schönsten Jungfrauen des Landes angefüllt. Wegen dieser Verbindung erneuten auch die Perser den Krieg mit dem Griechischen Reiche; sie fanden indeß erfolgreichen Widerstand.

Selbst schwach, war Justin doch darauf bedacht, die Herrschaft nach seinem Tode in gute Hände zu bringen; darum ernannte er 574 einen trefflichen Mann, Namens Tiberius, zum Cäsar, der diesen verhaßten Namen wieder in Ehre zu bringen suchte, indem er mit Weisheit und Milde, aber leider nur vier Jahre (578—582), regierte. Er setzte vor seinem Tode den Feldherrn Mauricius, der sich im Perserkriege ausgezeichnet hatte, zu seinem Schwiegersohn und Nachfolger ein.

Aber vielleicht eben weil der verstorbene Kaiser hoch verehrt wor-

---

wie die Deutschen sagten, Messe, hieß also ursprünglich Entlassung der Unberechtigten, späterhin die heilige Handlung, welche darauf folgte, endlich der Inbegriff der dabei von dem Priester vor dem Altar gehaltenen Gebete.

den war, mochte der Nachfolger nur wenig Zutrauen erlangen. Beständig von Geldmangel gedrückt, konnte er immer nur halbe Schritte unternehmen. Das Kriegsvolk murrte über geringe oder vorenthaltene Besoldung, und doch erregten die Feinde an den Grenzen stets neue Noth. Die Avaren waren damals unter ihrem kriegerischen Chan Bajan auf der höchsten Stufe ihrer Macht. Schon unter Tiberius war Sirmium an Bajan verloren gegangen; gegen Mauricius stimmte der Barbar einen noch übermüthigern Ton an, und behandelte ihn wie seinen Vasallen. Er steigerte nicht nur den dem Kaiser auferlegten jährlichen Zins von 80,000 auf 120,000 Goldstücke, sondern dieser mußte sogar, um sich ihn geneigt zu erhalten, alle seine Launen befriedigen. Der Chan wollte einen Elephanten sehen; es wurde ihm der größte, den der Kaiser besaß, gesandt. Er wünschte sich ein goldnes Bett, seidne Zeuge, Morgenländische Gewürze, und Alles mußte ihm geschickt werden. Aber dennoch fielen die Avaren stets von neuem in das Reich, so daß sich der Kaiser entschloß, nach glücklicher Beendigung des Persischen Krieges (590) das Waffenglück wieder gegen sie zu versuchen. Auf einem dieser Feldzüge geschah es, daß die Soldaten, die dem Mauricius Geiz und Härte vorwarfen, sich empörten, einen Centurio Namens Phokas zum Kaiser ausriefen, und verlangten, von ihm nach Constantinopel geführt zu werden. Die Hauptstadt ward belagert, auch die Einwohner zeigten sich dem Mauricius wenig geneigt, ja feindlich gegen ihn; die grüne Faction war mit den Rebellen im geheimen Einverständniß; schon kurz vorher war bei einer Procession, welcher der Kaiser barfuß beiwohnte, sogar mit Steinen nach ihm geworfen worden und der Aufstand hatte nur mit Mühe unterdrückt werden können. Jetzt entstand ein nächtlicher Tumult; Mauricius entfloh mit seiner Gemahlin und neun Kindern über den Bosporus, und überließ die Stadt dem Phokas, der bald darauf, von dem gezwungenen Patriarchen gekrönt, seinen Einzug hielt, und dem Heere seine Untreue durch ein reiches Geschenk vergalt (23. Nov. 602.).

Phokas, nichts als Soldat, ohne Bildung, auch von Person klein, häßlich, rothhaarig, nahm die Einwohner der Hauptstadt früh gegen sich ein. Schon als er zum ersten Male den Rennspielen im Circus beiwohnte, und die grüne Bande unvorsichtig begünstigte, erinnerten ihn laute Stimmen von der Gegenpartei, daß Mauricius noch lebe. Diese Droher glaubte er ernstlich schrecken zu müssen. Er sandte nach Chalcedon hinüber, wo der Flüchtling Schutz gesucht, ließ ihn und

seine fünf Söhne aus der Kirche reißen, und sie alle, einen nach dem andern, die Kinder aber zuerst, vor des Vaters Augen, hinrichten (27. Nov. 602). Der drei und sechzigjährige Mauricius ertrug den jammervollen Anblick mit stiller Gottergebenheit, und stieß bei jeder Hinrichtung die Worte David's aus: „Herr, du bist gerecht, und alle deine Gerichte sind recht!" Das jüngste Knäblein zu retten, gab die treue Amme ihr eigenes dafür hin, aber der Vater selbst bemerkte und verhinderte den edlen Betrug. Alle sechs Köpfe ließ der Tyrann nach Constantinopel bringen und dort auf Pfähle spießen; die Rümpfe wurden ins Meer geworfen. Nicht lange nachher wurden, auf ein Gerücht, daß ein Sohn des Mauricius noch lebe, Gemahlin und Töchter des unglücklichen Kaisers auf die Folter gespannt und zuletzt gleichfalls hingerichtet. Solche Mittel fand Phokas nöthig, um mit Ruhe Herr seyn zu können. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Furcht grausam macht, und daß die Herrscher desto ärgere Tyrannen sind, je unsicherer ihre Herrschaft ist. Bald hatte er nicht mehr an Todesurtheilen genug; man ersann peinigende Qualen oder Verstümmelungen, die ein langes aber jammervolles Alter zuließen.

Acht Jahre ertrug das Reich das entwürdigende Joch. Jede Provinz war reif zur Empörung. Der alte Heraklius, Exarch von Africa, hatte schon seit zwei Jahren keinen Tribut mehr gesendet, und an diesen würdigen Mann erging vom Senat zu Constantinopel die dringende Aufforderung, das Vaterland zu befreien. Er überließ dies kühne Unternehmen seinem gleichnamigen Sohne und dessen Freunde Nicetas; jener sammelte eine Flotte, dieser führte ein Landheer durch Aegypten und Asien an den Bosporus. Die Flotte stand der Kaiserstadt gegenüber, ehe Phokas an Gegenwehr gedacht, und die Einwohner begrüßten sie mit Jubelgeschrei. Phokas, nun eben so verlassen als ehemals Mauricius ward in seinem Palast ergriffen, seines kaiserlichen Schmuckes beraubt, und gebunden auf das Admiralschiff geführt. „Wirst du besser regieren?" fuhr er den Heraklius an, der ihm seine Grausamkeiten vorhielt. Der wüthende Pöbel übte hierauf an ihm seine Rache, hieb ihm Glied für Glied, und zuletzt erst den Kopf ab, und trug die blutigen Stücke seines Leichnams mit Jubelgeschrei durch die Straßen. Heraklius aber hielt seinen Einzug (5. Oct. 610), und ward von dem Patriarchen gekrönt. Nicetas, der später eintraf, unterwarf sich willig dem Glück seines Freundes, und begnügte sich mit der Ehre, dessen Schwiegersohn zu werden.

Heraklius (610—641) war ein Regent, in dessen Leben kraftlose Unthätigkeit und beherztes Ermannen seltsam neben einander stehen, und seine zwei und dreißigjährige Regierung bietet einen überraschenden Wechsel von Erniedrigung und Glanz des Reiches dar. In Persien regierte (591—628) Chosroes II., ein Enkel des ersten, ein unersättlicher und glücklicher Eroberer, und der gefährlichste Feind, den das Oströmische Reich bis jetzt gehabt hatte. Er eroberte 611 Syrien, 614 Palästina; 616 Aegypten und Cyrene, und endlich ganz Kleinasien. So bleiben auch des Römischen Reiches östliche Provinzen von der Verheerung nicht verschont, welche Germanen, Hunnen und Avaren bereits über die westlichen gebracht hatten. Ueber zehn Jahre lang stand ein Persisches Lager an der Asiatischen Küste Constantinopel gegenüber, und hätte Chosroes eine Seemacht gehabt, so wäre es vielleicht schon jetzt um das Oströmische Kaiserreich geschehen gewesen.

In dieser Bedrängniß faßte der ganz entkräftete Heraklius den Entschluß, seine Residenz nach Karthago zu verlegen, und sich lieber an einer kleinen aber sichern Herrschaft genügen zu lassen. Doch die Beredsamkeit des Patriarchen hielt ihn zurück. Dieser wackere Mann ließ ihn in der Sophienkirche schwören, mit dem Volke, das Gott in seine Hand gegeben, treu zu leben und zu sterben. So blieb er denn, obgleich fast nichts mehr, als die Hauptstadt noch sein war; da auch vom Norden her wilde Feinde hauseten. Die Avaren schleppten aus den Vorstädten Constantinopel's viele Tausende als Sklaven weg.

Aber die Griechen unter Heraklius können zu einem herrlichen Beispiele dienen von dem, was ein schwaches Volk vermag, wenn es von festem Vertrauen zu seinem Oberhaupte beseelt wird. Nach einigen Jahren rüstete sich der Kaiser (622), dem Eroberer seine Beute wieder abzujagen. Die Kirchen liehen ihm ihre Reichthümer. Die Provinzen fielen ihm schnell wieder zu; die Chazaren (o. S. 85.), welche um diese Zeit mächtig am Kaukasus herrschten, verbanden sich mit dem Kaiser, und Heraklius, der über den Tigris setzte und tiefer als selbst Trajan in Persien eindrang, zwang den vorher so stolzen Chosroes 627 nach Ktesiphon zu fliehen, wo derselbe das Jahr darauf von einem seiner neunzehn Söhne, Namens Siroes, ermordet ward. Siroes schwang sich nun auf den Thron, ermordete noch siebzehn seiner Brüder, und schloß mit Heraklius Frieden. Das Oströmische Reich erhielt alle seine Provinzen wieder, ja sogar das angebliche Kreuz Christi, das die Perser bei der Erobrung Jerusa-

lem's aus der Kirche des heiligen Grabes mit weggeschleppt hatten, wurde zurückgegeben. Zum letzten Male hatten Perser und Byzantiner mit einander gestritten. Im Innern des Persischen Reiches begann jetzt eine Reihe von Verwirrungen und Empörungen, welche es schnell fremden Eroberern in die Hände lieferten.

Mit unmäßiger Freude begrüßten die Einwohner Constantinopel's den wiederkehrenden Sieger. Die Kirchen ertönten von freudigen Lobgesängen und Dankgebeten, und Heraklius selbst unternahm wenige Monate darauf eine Reise nach Jerusalem, um dort im feierlichsten Pompe das heilige Kreuz wieder aufzurichten. Ehe er den geweihten Boden betrat, legte er Diadem und Purpur ab; kein irdischer Glanz, sprach der Patriarch Zacharias, darf vor Gott geltend gemacht werden. Der Tag wurde für so heilig geachtet, daß er seitdem jährlich unter dem Namen des Kreuzerhöhungsfestes gefeiert worden ist.

Der Ruf von Heraklius' Siegen erstreckte sich bis zu den Franken hin, die ihm dazu Glück wünschen ließen. Allein demselben Kaiser war es bestimmt, an ein bisher ganz unbeachtetes Volk einen großen Theil von dem wieder zu verlieren, was er kaum nach so langer Arbeit den Persern entrissen hatte.

---

16. Mohammed der Prophet.

(Geb. 591, gest. 632.)

Die Völker des Orients wurden um diese Zeit durch die Lehren einer neuen Religion zu Thaten erweckt, die ihren Einfluß weiter verbreiteten, als alle frühere politische Revolutionen und Eroberungen der Asiaten. Das Land, von dem dieser Glaube und diese große Umkehrung ausging, war eines, welches bis dahin auf der großen Weltbühne nur eine unbedeutende Nebenrolle gespielt hatte, nämlich Arabien. In ihrer gewaltigen Halbinsel, viermal so groß als Deutschland, unzugänglich wegen ihrer brennenden Sandwüsten, steilen Gebirge und wasserarmen Steppen, waren die Araber (auch Saracenen, d. i. wahrscheinlich Morgenländer, genannt) noch von keinem Weltstürmer angefochten worden, soviel deren auch seit Jahrtausenden ihre Nordgrenze berührt hatten. Alexander war rasch vorübergegangen, selbst die Römer hatten sich nicht weit hinein gewagt. Die Natur des Landes hatte die Vereinigung seiner Bewohner in einen einzigen Staat ver-

hindert und schien ihnen selbst mehr ein nach Stämmen und Geschlechtern getrenntes Hirtenleben und eine leichte Wanderschaft mit Pferden und Kameelen, als einen ernsten stätigen Beruf und die Ausbildung politischer Verhältnisse angewiesen zu haben. Die in Städten wohnenden, Haddesi genannt, trieben meistens Handelschaft, und förderten Persische und Indische Waaren in zahlreichen Caravanen nach den westlichen Provinzen Asien's oder nach den Seehäfen hin, wie schon im Alterthum. Dagegen führte der andere Haupttheil des Volkes, die Beduinen oder Söhne der Wüste, ein völlig nomadisches Leben. Man erkennt noch heut zu Tage dieselben in ihnen, die ihre Vorfahren in jenen Jahrhunderten waren. Die Beduinen halten den Ismael, den Sohn Abraham's von der Hagar, für ihren Stammvater, und sich allein für die echten Araber; die Städtebewohner verachten sie als einen später angesiedelten Stamm, und sie sind es in der That, welche vorzugsweise die Arabische Nationalität ausgebildet haben. Ihr Körperbau ist stark und geschmeidig, der Kampf mit den Gefahren des Landes und Lebens härtet und stählt ihn, und ruft mit der Kraft des Leibes zugleich eine größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Charakters und der Persönlichkeit hervor, als die übrigen Völker des Orients zeigen. Auf dem weiten Meer der Wüsten und Steppen, unter Sonnengluth und Windwirbeln, von feindlichen Stämmen umringt, ist der Araber auf seinen Fahrten wie in seinem Lager an seinen Muth und seine Entschlossenheit, an die Schärfe seiner Sinne und die Stärke seines Armes gewiesen, und nächst dem an Lanze und Schwert und das flüchtige Roß, als die Mittel seiner Erhaltung. Aus der größeren Abgeschlossenheit der Einzelnen in sich erwächst zugleich im nothwendigen Gegensatze zu dieser, der trotzige Stolz wie die freie Liebe des Weibes und die treue Freundschaft der Männer, die edle Gastlichkeit gegen den Fremden so wie das glühende Verlangen des Freundes, der Stammesgenossen Tod zu rächen. Dann aber gibt das starre Festhalten des unauslöschlichen Hasses, die blutige Rache und die wilde Grausamkeit, mit der sie vollführt wird, den Beweis, daß die Härte des Asiatischen und Africanischen Lebens auch hier nicht verdrängt ist. Die Blutrache findet sich allerdings auch bei anderen Völkern. Ehe ein geordnetes Staatsleben entsteht, vollziehen die Einzelnen und die Familien nach Willkür Recht und Strafe, aber bei den Germanen folgte oder vermied die Fehde Sühne und Ausgleichung, bei den Arabern wird sie von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt.

Vom Raub- oder Rachezug oder von den weidenden Heerden heimkehrend, legen sich die Araber vor ihre Zelte unter dem reinen Sternenhimmel in der kühlen Nacht, und erzählen und singen von der Liebe und vom Ruhm, von den Thaten der Väter, von dem Edelmuth, der sich dem Freunde geopfert, und vom grimmen Hasse, der den feindlichen Stamm vernichtet. Diese Liebe zur Poesie war neben dem Festhalten der Unabhängigkeit das zweite Hauptelement im Leben der Araber und hat schon frühzeitig eine eigenthümliche Cultur der Sprache und eine Fülle kräftiger Volkslieder und anmuthiger Dichtungen hervorgerufen. Das goldne Zeitalter des Arabischen Gesanges fällt bereits vor Mohammed. Er ist indeß niemals weiter gekommen als zur Darstellung einzelner merkwürdiger Thaten oder lebhafter Empfindungen, die epische Gattung im eigentlichen Sinne ist so wie die dramatische den Arabern immer fremd geblieben.

Obschon Arabische Stämme in sehr frühen Zeiten ihre Waffen wol auch als Eroberer in fremde Länder getragen haben mögen, wie einige Spuren andeuten; so erscheinen sie doch in der spätern und gewissen Geschichte des Alterthums stets auf die Grenzen ihres Landes beschränkt, bis der Mann unter ihnen aufstand, den kühner und tiefer Sinn, so wie günstige Umstände zum Reformator seines Volkes und vieler anderen bestimmten.

Mohammed gehörte zu dem edlen Arabischen Stamme Koreïsch, der in der Stadt Mekka die Regierung führte, und über den dortigen berühmten Tempel, die Kaaba, die Aufsicht hatte. Dennoch hinterließ sein Vater Abdallah, welcher früh starb, der Mutter nichts als fünf Kameele und einen Aethiopischen Sklaven, und dieser geringe Nachlaß vererbte sich bald auf den Knaben, als derselbe in seinem achten Jahre auch die Mutter verlor. Da nahm ihn ein Oheim, Abu Taleb, der geistliche und weltliche Fürst von Mekka, zu sich, erzog ihn früh zu Handelsgeschäften, und sandte ihn mit seinen Caravanen weithin, nach Syrien, Mesopotamien und Palästina. Mohammed hatte von seiner Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredsamkeit, von seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit geerbt. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte, und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen rundete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Gesicht eine edle Milde gaben; zarte Augenbrauen, eine Adlernase, ein wohl-

gebildeter Mund mit schönen Zähnen; ein nerviger Bau, — das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. Aber nicht mit dieser stillen Herrschaft wollte er sich begnügen: sein kühner Geist strebte zu einer glänzenden Gewalt auf. Sein erster Schritt, sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, war die Heirath mit einer edlen, reichen Wittwe, gleichfalls aus dem Stamme Koreïsch, Chadidscha, deren große Handelsgeschäfte er schon vorher geführt hatte. Anfangs machte er noch einige große Reisen, dann zog er sich allmählig in ein beschauliches Leben zurück, und sein feierliches, geheimnißvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen.

In dieser Seelenstimmung sann er über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Menschen würdige Begriffe gewährte von Welt und Zukunft und von dem, was sie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und thun müßten. In Arabien fand er fast jede Art von Gottesdienst, Judenthum, Christenthum, die Religion der Persischen Magier und am allgemeinsten verbreitet die Verehrung der Gestirne, über welche im dunklen Bewußtseyn ein höchster Gott geglaubt wurde; der ursprüngliche und nationale Cultus der Araber. Aber mit keiner derselben konnte und wollte er sich befreunden. Das Thörichte und Abergläubische des Götzendienstes sprang in die Augen; der Jüdische Glaube war feindselig und engherzig und für das auserwählte Volk berechnet, und des Christenthumes Kern zu fassen war ihm versagt. Aber im Judenthum wie im Christenthum lagen Momente, die ihn näher ansprachen und ergriffen: der strenge Monotheismus des ersteren, des zweiten Bestimmung über die ganze Welt verbreitet zu werden; diese zu vereinigen, sie aus dem Geiste und der Phantasie des Morgenlandes neu hervorgehen zu lassen, so daß sie den orientalischen Völkern nicht mehr fremd und getrennt gegenüberständen, sondern in ihrem Innern entsprechende Saiten berührten, war sein großer Gedanke. Ob aber sein ganzes Schaffen die klare, ihrer selbst und der Mittel bewußte, reflectirende Thätigkeit wär, oder das Wirken des Genius, welcher an den Wendepunkten der Geschichte seine Werkzeuge mit unbewußter Begeisterung erfüllt und sie das belebende Wort für neue Gestaltungen finden läßt; wer vermag das jetzt zu entscheiden?

Bald wurde er in seiner Einsamkeit von den Schöpfungen seines Geistes so hingerissen, daß er nicht mehr sein eigenes Ich, sondern

die Gottheit selbst in seinem Innern wirkend fühlte. Daher wir gar nicht zweifeln dürfen an den Wundern, mit denen der feurige Araber sich überall umringt gesehen haben soll. Himmlische Erscheinungen boten sich nämlich seiner Phantasie dar, die er bei seiner Rückkehr nach der Stadt den Hausgenossen wiedererzählte, welche ihn deshalb mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachteten. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr mit Sicherheit ausgemittelt werden; nach seinem Tode aber wurden so viel Wunderdinge erzählt, daß seine ganze Lebensgeschichte dadurch mit seltsamen Märchen verbrämt worden ist.

Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet; dies war der Hauptsatz und die einzige Grundlage der neuen Lehre. Des Propheten Weib Chadidscha, sein Sklave Zeid, sein Vetter Ali, sein nachmaliger Schwiegervater Abu-Bekr, gehörten unter die ersten Gläubigen, deren lange Zeit nur sehr wenige waren (609). Diese Bekehrungen waren noch nicht aus der Stille des häuslichen Kreises hervorgeschritten; als Mohammed zuerst öffentlich auftrat und die ihm gewordenen Offenbarungen verkündete, ward er verlacht. Da aber seine näheren Verwandten, und besonders der sehr geachtete Abu-Bekr, mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprachen, ward doch Einer nach dem Andern aufmerksam, und drängte sich, die neue Botschaft zu hören. Als dies die Spötter sahen, wurden sie besorgt, Mohammed möchte sich durch seinen Anhang wol über sie erheben wollen, und diese Eifersucht schwoll bald zum grimmigsten Hasse an. Er mußte sich mehrmals aus Mekka entfernen, und als bei seiner Wiederkehr sein Zulauf sich vermehrte, als man ihn schon an der Spitze einer beträchtlichen Religionsgesellschaft sah, die er durch einen Eid an sich knüpfte, und aus der er nach Christus' Beispiel zwölf Apostel in die umliegenden Gegenden aussandte, da hielten seine Feinde aus dem Stamme Koreïsch, besonders die Omijaden *) sich für berechtigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Sämmtliche Gegner verschworen sich, daß aus jeder Familie Einer in einer bestimmten Nacht, zur Vollziehung der Stammrache, sein Schwert in Mohammed's Brust stoßen sollte. Schon umringten die Mörder sein Haus, aber wunderbar entkam der Prophet in die Wüste, ging nach einiger Zeit nach Medina, wohin der Ruf seiner Offenbarungen längst gedrungen war, und wurde schon deswegen hier willig aufgenommen, weil die Einwoh-

*) Es war dies eine Unterabtheilung des Stammes der Koreïschiten. Haschemiden hieß der Zweig desselben, zu welchem Mohammed gehörte.

ner mit Mekka in alter Feindschaft standen. Er führte sie alsbald in kriegerischen Zügen gegen seine Feinde an, und erscheint nun als Feldherr eines kleinen Heeres, das aus Achtung für seine Tapferkeit seinen Lehren und Verkündigungen, mit denen er immer fortfuhr, ein desto geneigteres Ohr lieh. Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) ist also die eigentliche Epoche seiner Religionsstiftung, und deshalb haben seine Anhänger dieses Jahr für würdig gehalten, eine neue Zeitrechnung zu eröffnen. Noch jetzt rechnen sie nach dem Jahre des Rückzuges und der Einsamkeit (Arabisch Hedschra), wie wir nach Jahren von Christi Geburt. Die Jahre der Hedschra sind Mondjahre von 354 Tagen.

Sobald die neue Glaubensgenossenschaft die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens angenommen hatte, stieß ein Arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Mohammed theilte redlich sein Eigenthum wie seine Beute, übte Ordnung und Gerechtigkeit, hielt die Disciplin durch religiöse Vorschriften aufrecht, z. B. durch das Verbot des Weintrinkens, und wußte seine eigene Begeisterung, durch das Kriegsglück unterstützt und mit dichterischer Wortfülle ausgesprochen, auf seine Schaaren zu übertragen. Daher die raschen Eroberungen, die er jetzt vollbrachte. Mekka fiel unter seinen Streichen, und alle Bezwungene folgten als Freunde seinem Heere. Ganz Arabien ward durchzogen. Viele Stämme fielen freiwillig seiner Lehre zu, andere wurden mit dem Schwerte gezwungen. Bereits im neunten Jahr nach der Flucht rückte er mit dreißigtausend Mann an die Grenze des Byzantinischen Reiches, nachdem er schon vorher den Persischen König und den Kaiser Heraklius eingeladen hatte, seinen Glauben anzunehmen. Er starb in seinem drei und sechzigsten oder fünf und sechzigsten Jahre (632), in der Ueberzeugung, von einer Jüdin, die seine Feinde gewonnen hatten, Gift erhalten zu haben. Sein Sarg wird noch heut in der Moschee von Medina gezeigt, und von manchem gläubigen Pilger besucht.

---

17. Der Islam.

Die Araber nennen ihre Religion Islam (gläubige Ergebung in den göttlichen Willen), und Alle, die sich zu derselben bekennen, Moslemen

(Gläubige)*). Die schriftliche Urkunde des Islam ist der Koran d. i Anthologie, eine Sammlung derjenigen Aussprüche des Propheten, die als das Wort Gottes gelten. Wie viel von diesem Buche bei Mohammed's Lebzeiten entworfen sey, läßt sich nicht mehr bestimmen. Mohammed selber hatte, so wie die meisten Araber seiner Zeit, weder lesen noch schreiben gelernt, und die Moslemen haben eine Tradition, wie der Engel Gabriel ihm zuerst in einer Höhle bei Mekka erschienen sey, und ihm gesagt habe: Gott hat dich zu seinem Propheten erkohren, siehe hier diese Schrift! Er aber habe geantwortet, er könne nicht lesen. Da habe ihn der Engel ergriffen und ihn dreimal zur Erde geworfen, und danach habe er lesen können. Ob er auch das Schreiben nach dieser Methode gelernt habe, wird nicht berichtet; die Tradition sagt nur, daß derselbe Engel ihm die Lehren des Koran in einzelnen Bruchstücken innerhalb drei und zwanzig Jahren eingegeben habe.

Abu-Bekr, Mohammed's Nachfolger, ließ die aufbewahrten Aussprüche Mohammed's sammeln, und Othman späterhin die Handschriften reinigen und vergleichen. Die Moslemen hegen eine so heilige Ehrfurcht für dieses Buch, und ihr Vertrauen zu seiner Göttlichkeit geht so weit, daß sie häufig einen aufgeschriebenen Spruch desselben als einen Talisman tragen, oder in Gefahren wie eine Zauberformel zwischen den Zähnen murmeln. Unter den Lehren und Aussprüchen des Koran finden sich viele, die aus der Bibel entlehnt sind. Er ist übrigens im besten Arabisch geschrieben, und hat herrliche, wahrhaft poetische Stellen. Diese dichterische Hülle, in welcher der Islam auftrat, trug nicht wenig zu seiner raschen Verbreitung unter den Arabern bei, deren Ohr und Gemüth der Poesie und dem Glanze der Rede stets offen und zugänglich waren. Der Koran zerfällt in zwei Haupttheile, einen dogmatischen und einen moralischen, und jeder ist dann wieder in Abschnitte (Arabisch Suren) und Verse, wie unsere Bibel, abgetheilt. In allem soll er 77,639 Wörter und 323,015 Buchstaben enthalten. Eine zweite, obwol dem Koran an Rang nachstehende Quelle der Islamitischen Gesetzgebung, sowol der religiösen als der juridischen, ist die Suna, eine gleichfalls schon früh niedergeschriebene Ueberlieferung der Worte und Handlungen des Propheten.

Es war keinesweges Mohammed's Absicht, seine Lehre von der

*) Das Deutsche Muselmann kommt von dem Persischen Worte Musulmaner, welches dasselbe bedeutet.

Wurzel der Vorwelt und des Bestehenden gänzlich loszureißen. Um die Christen und Juden für sich zu gewinnen, bezeichnete er den Islam als eine Vollendung dieser Religionen, deren Offenbarungen er nicht verwarf; nur stellte er die seinige als eine höhere und vollkommenere dar. Daher sind ihm Moses und Christus göttliche und große Seher für ihre Zeiten, er aber ist der letzte und größte aller Propheten, den Gott erwählt hat, den alten Glauben Abraham's wieder auf der Erde einzuführen, die bestehenden Religionen aber abzuschaffen. Die äußeren Pflichten, welche der Islam den Gläubigen auflegt, bestehen in Beten, Fasten während des Monats Ramadan (in welchem der Koran zur Erde gekommen), und Almosen geben. „Beten, sagt der Koran in seiner Bildersprache, führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen eröffnen die Thür." Täglich sind fünf Gebete angeordnet, deren jedem eine Reinigung vorangehen muß, und die der Moslem sprechen soll, das Antlitz nach der Himmelsgegend, in der Mekka liegt, gerichtet. Die Zeiten des Gebets verkündet der Rufer von den Minarets (Thürmen) der Moscheen, in welchen an jedem Freitage (dem heiligen Tage der Mohammedaner) ein gemeinschaftlicher Gottesdienst Statt findet. Außerdem ist es Pflicht jedes Moslem, einmal in seinem Leben nach Mekka, der Geburtsstadt des Propheten, und zur Kaaba, die von den Idolen gereinigt worden war, zu wallfahrten, insofern er dazu vermögend ist, und sich des Weines zu enthalten. Die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches sind vom Judenthume herübergenommene Satzungen. Vielweiberei wird nicht verboten, aber auf die Erlaubniß, vier Weiber zu haben, beschränkt.

Die Sittenlehre des Islam schärft Gerechtigkeit als die Haupttugend aller Menschen ein; Mord, Ehebruch, Diebstahl und Betrug werden als verabscheuungswürdige Verbrechen bezeichnet, jeder heftige Ausbruch der Leidenschaften als schädlich untersagt. Die Schicksale der Menschen sind durch einen ewigen Rathschluß, den nichts zu ändern vermag, vorherbestimmt. Nach der dereinstigen Auferstehung der Todten harrt der Guten ewiger Lohn, der Bösen ewige Strafe. Bei der Schilderung der Freuden des Paradieses ist keine der Farben gespart, welche der Sinnlichkeit des Orientalen schmeicheln können. Da sind Gärten voll schattenreicher Bäume, welche die köstlichsten Früchte tragen, von anmuthigen Bächen durchströmt und erfrischenden Winden gekühlt. Zwei und siebzig der schönsten Jungfrauen, deren Jugend

nie verblüht, werden jedem Gläubigen zu Theil. Doch ist auch von einem für die Heiligen und Märtyrer bestimmten Anschauen Gottes die Rede, wogegen jede andere Glückseligkeit weit zurücktreten soll.

Von der Zeit an, wo Mohammed die Koreïschiten mit dem Schwerte bekämpfte, verkündete er, daß der von ihm gelehrte Glaube auf gleiche Weise über den ganzen Erdboden verbreitet werden müsse, und der heilige Krieg ward eine der ersten Pflichten der Gläubigen. Wer sich freiwillig zum Islam bekenne, solle in alle Rechte der Moslemen treten, alle Götzendiener, die dies weigerten, ausgerottet werden; den Christen und Juden, später auch den Bekennern der Persischen Religion, sollte jedoch gestattet seyn, bei ihrem Glauben zu verharren, wenn sie die Moslemen als ihre Oberherren erkennen und ihnen zinspflichtig werden wollten. Um zu jenem Kampfe anzufeuern und zu begeistern, sind der Koran und die anderen Ueberlieferungen voll von dem Preise der Streiter Gottes und von überschwenglichen Verheißungen für sie. Es heißt unter andern *): „Krieg für das Vaterland ist mehr, als das fünfmalige Beten." — „Er ist nach dem Glauben die verdienstlichste Handlung; mehr als das Ausrufen zum Gebet, mehr als Wasser zu reichen dem Pilgrim; im Auge des Höchsten der Handlungen angenehmste, schönste, des Islam's oberste Höhe, zugänglich nur den Vortrefflichen." — „Dem Krieger ist Verdienst, sobald einmal sein Pferd auf der Wiese sich dreht." — „Besser zu führen den heiligen Krieg, als daß ihr siebzig Jahre betet im Hause. Was wollt ihr? Vergebung und Paradies. Das ist der Weg. Wer auch nur so lange kämpft, als das säugende Kameel aussetzt um Athem zu schöpfen, dem ist das Paradies erworben." — „Der Herr zürnt den Kriegern nur, wenn er dem Propheten zürnt und seinen Gesandten; er höret sie, wie er das Flehen des Propheten und seiner Gesandten vernimmt." — „Dessen Füße bestaubt werden in den Schlachten des Herrn, wird am Tage des großen Gerichts weiter seyn von den Orten der Qual, als den Weg, welchen der schnellste Reiter in tausend Jahren zurücklegen könnte." — „Der Staub der Wege Gottes ist am Tage des großen Gerichts die glanzvollste Schminke des Antlitzes." —

Diese Vorschriften und Aufmunterungen waren von einem so guten Erfolge begleitet, daß schon im nächsten Jahrhundert nach dem Pro-

*) Die Posaune des heiligen Kriegs aus dem Munde Mohammed's Sohns Abdallah des Propheten, herausgegeben durch Johann v. Müller.

pheten seine Lehre von den Grenzen Indien's bis an das Atlantische Meer verbreitet war. Die Gründe dieser reißenden Fortschritte sind in der Macht religiöser Begeisterung, in der kriegerischen Ueberlegenheit der Araber, nachdem ihre bisher gegen einander zersplitterten Kräfte vereint waren, in der Gewalt, die das einmal rasch fortströmende Glück auf die Gemüther übt; ferner bei den Heiden in der im Innersten der menschlichen Natur ruhenden Ahnung von der Einheit Gottes, und bei den morgenländischen Christen in der herrschenden Erschlaffung, welche sie dem ihren natürlichen Richtungen angemessnen Principe schnell wieder beitreten ließ- zu suchen. Auch stießen die Araber weithin auf kein in der Blüthe seiner Kraft stehendes Reich. Bekanntlich zählt der Islam unter seine Anhänger bis auf den heutigen Tag nicht bloß die Araber, sondern auch die Türken, die Perser, die Mongolen, die Mauren und viele andere Nationen in Asien und Africa, gewiß zusammen nicht weniger Menschen, als das Christenthum auf der ganzen Erde Bekenner hat. Man kann nicht läugnen, daß die Ausbreitung und Annahme des Islam für die Völker des Orients ein Fortschritt war. Sie haben die Vorstellung eines erhabenen, mächtigen Gottes, den Glauben an ein zukünftiges Leben und eine reinere Moral erhalten, deren Vorschriften ohne die Widerlage dieser Religion niemals Kraft über ihren Willen gewonnen haben würden. Das Reich der Araber erstreckte sich bald vom Ebro bis zum Indus und verband alle ihm unterworfene Stämme durch eine Sprache, einen großartigen Verkehr, der noch weit über die Grenzen des ungeheuren Staates hinausgehend, von Sudan, den Ländern des Niger bis an den Schnee des Hindukusch, ja bis nach Ceylon und in das Innere China's reichte; endlich durch allgemein geltende politische Institutionen. Es war in orientalischer Weise entstanden und wurde in orientalischer Weise beherrscht, in scharfem Gegensatze zu den Ländern des Abendlandes, wo das Leben bald in kleine eigenthümliche Kreise auseinandergerissen wird und in vollkommen selbständige Punkte zu zerspringen droht. So lange die erste Begeisterung vorhielt, haben die Staaten des Islam eine schöne wenn gleich kurze Blüthe getrieben. Die Charaktere zeigen in dem festen Bewußtseyn der absoluten Vorherbestimmung eine Stärke, eine Tapferkeit für die Idee ihrer Religion, eine Ritterlichkeit und Großmuth, wie sie nur der Befreiung von allen untergeordneten Interessen verdankt wird. Aber die Einfachheit und fertige Abgeschlossenheit dieser Lehre, welche die rasche Ver-

breitung derselben vor allem befördert hatten, konnten es zu keiner tieferen und geistig reicheren, inneren Freiheit des Menschen bringen als zur Schreckenlosigkeit, und haben darum bald Hochmuth, Selbstzufriedenheit und Eigendünkel in ihrem Gefolge gehabt, die zu schneller Erstarrung führen mußten und führten. Es lagen eigentlich keine Motive des Fortschritts in der Lehre selbst und die weitere Geschichte, nachdem der erste Glanz vorüber war und die Eroberungen still standen, ist ausgegangen vom Streit um die Nachfolge des Propheten, von kirchlichen Secten, welche zum Theil die aufgenommene Wissenschaft der unterworfenen Länder erzeugte, von Statthaltern, die eigene Dynastien gründeten, und wird dadurch bald nach dem zweiten Jahrhundert der Hedschra langweilig, ermüdend und widerwärtig. Der unendliche Inhalt des Christenthums hat dagegen durch Selbstverläugnung und Demuth seine Bekenner vor jenem sich genügenden Stillstehen bewahrt und das Festhalten an der geistigen Freiheit hat die wilde Ausgelassenheit des Fleisches verhindert, welche dem Araber allein das Besondere und Mannichfaltige neben dem ganz allgemeinen, und darum todten Inhalt seiner Lehre ist. So hat denn der Orient den christlichen Völkern allein die weitere Pflege der Bildung überlassen müssen und was seit den Jahrhunderten der Kreuzzüge als lebendiger Fortschritt bezeichnet werden muß, ist nur innerhalb ihres Kreises zu finden.

---

18. Die Chalifen bis auf den Sturz der Omijaden.

(632—750.)

Mohammed hatte keinen Sohn hinterlassen, der ihm in seiner Würde und Herrschaft hätte folgen können; die nächsten und gegründetsten Ansprüche hatte Ali, sein Vetter, der Gemahl seiner geliebtesten Tochter Fatime, als Dichter und Krieger ausgezeichnet; aber die Eifersucht gegen die Haschemiden, die jetzt wieder hervorbrach, trug über Ali's Verdienste den Sieg davon, und Abu-Bekr, Mohammed's Schwiegervater, ward der erste Chalif, d. i. Nachfolger oder Stellvertreter (des Propheten). Er starb schon nach zwei Jahren; Omar, der ihm in der höchsten Würde folgte, und den Titel Emir al Mumenin (Fürst der Gläubigen) annahm, ward 644 von einem Persischen Sklaven in der Moschee von Medina ermordet; der dritte Chalif, Othman,

fiel 656 als Opfer einer Empörung. Jetzt erst gelangte Ali zum Chalifat.

Der Prophet war im Laufe seiner Eroberungen, die sich zuletzt über die ganze Halbinsel erstreckten, durch den Tod gehemmt worden. Unmittelbar nach seinem Tode ergoß sich der gewaltige Strom über die Grenzen Arabien's, und überfluthete unaufhaltsam das zunächst gelegene Asien und Africa. Feldherren von Geist und Kraft führten die unwiderstehlichen Heere der Gläubigen; Khaled, das Schwert Gottes genannt, und Amru sind die berühmtesten unter ihnen. Die Griechen brachten ein großes Landheer zusammen; die Schlacht bei Yermuk in Syrien vernichtete es (636). Nachdem Jerusalem und Antiochia gefallen waren, gehorchte ganz Syrien und Palästina den Siegern. In Aegypten kam es den Moslemen besonders zu Statten, daß die eigentlichen Eingebornen, die Kopten, als Monophysiten, von der Byzantinischen Regierung verfolgt und hart gedrückt, sich gern mit ihnen verstanden, und Glaubensfreiheit gegen Zahlung einer Kopfsteuer erhielten. Man erzählt, daß Amru, als Alexandria (640) in seinen Händen war, bei Omar angefragt habe, was er mit der dortigen großen Büchersammlung anfangen solle, und von dem Chalifen sey der Befehl gekommen, sie zu vertilgen; „denn, habe er gesagt, entweder stehe in diesen Schriften das, was im Koran enthalten sey, und dann seyen sie überflüssig, oder etwas anderes, und dann seyen sie gottlos." So habe man denn mehrere Wochen lang mit den classischen Werken des Alterthums die öffentlichen Bäder geheizt. Diese Geschichte wird erst von späteren Schriftstellern berichtet, und ist daher bezweifelt worden, auch kann von der alten Bibliothek der Ptolemäer wenig oder gar nichts mehr vorhanden gewesen seyn; doch widerspricht sie dem Charakter Omar's nicht, von dem mehrere ähnliche Züge, die seine Verachtung höherer Cultur bezeichnen, aufbewahrt sind *).

Während hier der Byzantinischen Herrschaft so weitläufige und wichtige Länder entrissen wurden, ward zugleich einem andern Reiche ein gänzliches Ende gemacht. Jezdedgerd III., seit 632 König von Persien, suchte den wankenden Thron vergebens zu befestigen. Nach mehreren Siegen der in das Land eingebrochenen Araber ward 642 bei Nahavend die letzte entscheidende Schlacht gekämpft, welche die Herrschaft der Sassaniden stürzte; neun Jahre darauf fand Jez-

*) v. Hammer in den Fundgruben des Orients, Th. I. S. 367.

dedgerd, der letzte Fürst dieses Stammes, seinen Untergang. Alle diese Eroberungen, diese Reihe glänzender Siege, waren die Frucht des ersten Aufloderns der Begeisterung, einer unwiderstehlichen Heldenkraft, die ihr Leben freudig an die Erreichung des einen Zieles setzte. Der Geist, der diese Araber beseelte, ist sehr bezeichnend ausgesprochen in einer Botschaft des Feldherrn Abu Obeidah an die in Jerusalem von ihm belagerten Christen. „Wir verlangen von euch, lautete sie, zu bekennen, daß nur Ein Gott und Mohammed sein Apostel ist, und daß ein Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken will. Wenn ihr solches Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergießen, oder uns an eurem Hab und Gut oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr dieses ausschlagen, so bewilliget Tribut zu bezahlen und uns unterwürfig zu seyn; sonst will ich Leute wider euch bringen, denen der Tod süßer ist, als euch der Wein und das Schweinefleisch." — Damals lebten jene Mäßigkeit, jene Verachtung des Genusses unter den Arabern, die der Herrschaft um so sicherer ist, weil die Frucht der Herrschaft den Sieger noch nicht verlockt hat, sich selbst zu verlieren. Abu-Bekr vertheilte an jedem Freitage, nachdem er etwas sehr geringes für sich genommen, den Rest der Einkünfte unter die Würdigsten und Dürftigsten, und Omar's Kost bestand in Gerstenbrot und Datteln.

Unter Ali (seit 656) standen die Eroberungen still. Kaum hatte dieser Chalif den Thron bestiegen, so suchten seine Feinde ihn auch schon zu stürzen. Der Statthalter von Syrien, Moawijah, aus jenem dem Propheten ursprünglich so feindseligen Hause Omijah, stand als Gegenchalif auf, und nachdem sich Amru zu ihm gesellt, war sein Anhang der stärkere. Nach einer fünfjährigen unruhevollen Regierung ward Ali von einem Schwärmer ermordet (661). Das Haus Omijah kam auf den Thron, und mit ihm begann eine heftige Spaltung unter den Mohammedanern. Die Anhänger Ali's erkannten die Omijaden nicht an; in ihren Augen waren und sind sie und alle ihre Nachfolger eben so wenig echte Chalifen, als die drei ersten, da diese Würde schon nach dem Tode des Propheten nur dem Ali hätte zufallen müssen. Bis auf den heutigen Tag dauert diese Parteiung fort; zu den Aliten, von ihren Gegnern Schiiten (d. i. eine verächtliche Secte) genannt, gehören die Perser, in deren Ländern Ali gleich zu Anfang viele Anhänger zählte; zu den Suniten (weil sie die Suna annehmen) die Türken.

Die Omijaden, die wegen des Hasses, den sie bei den eigentlichen Arabern fanden, ihren Sitz nach Damaskus verlegten, setzten nun die Eroberungen wieder fort, und damit das Griechische Reich im Mittelpunkte seiner Macht angegriffen werden könnte, ward eine Seemacht geschaffen. Um für den Seekrieg, an den die Araber nicht gewöhnt waren, zu befeuern, werden die Verdienste desselben in den heiligen Ueberlieferungen noch weit über den Landkrieg erhoben. „Wer zur See nur den Kopf umdreht, heißt es, hat so viel Verdienst, als wer zu Lande sich in seinem Blute wälzt." „Eine glückliche Seeschlacht ist gleich zehn Siegen zu Lande." Bis zum Anfange des achten Jahrhunderts war mit Hülfe der Mauren die ganze nördliche Küste von Africa, bis an das Atlantische Meer hin, dem Chalifat einverleibt. Von hier aus bahnten sich denn auch die Araber, unter dem sechsten Omijadischen Chalifen, Walid I. (705—715), den Weg nach Spanien, wo die damaligen inneren Verwirrungen und Zerwürfnisse des Westgothischen Reiches ihnen ein leichtes Spiel bereiteten. Es war eben auf den Westgothischen König Witiza, Roderich in der Regierung gefolgt (710); da forderten die ausgeschlossenen Söhne des ersteren*), in Verbindung mit dem Erzbischofe Oppas von Sevilla, ihrem Oheim und dem Grafen Julian, welcher in Septum, dem heutigen Ceuta, befehligte, den Statthalter von Africa, Musa, auf, ins Land zu kommen. Dieser ließ sich nicht lange erwarten. Sein Feldherr Tarek kam zuerst und siegte im zwei und neunzigsten Jahre der Hedschra (711) in der neuntägigen Schlacht bei Xerez de la Frontera; Roderich fiel, und Spanien's Schicksal war entschieden. Musa vollendete die Eroberung des Landes, bis auf die nordwestlichen Gebirgsstriche, wohin sich die kühnsten unter den Westgothen, denen das fremde Joch unerträglich war, zurückzogen. Dann drangen die Araber neben ihnen über die Pyrenäen nach Frankreich hinüber (720), überschwemmten die südlichen Gegenden, bis an die Rhone und gegen Tours, wo erst Karl Martell (unten Absch. 22.) ihren Fortschritten ein Ziel setzte (732), und durch eine furchtbare Schlacht, die er ihnen lieferte, sie nöthigte, über die Pyrenäen zurückzukehren. Fast zu gleicher Zeit wurden im Osten Chowaresm und Samarkand jenseits des Gihon erobert, bis zu den Bergen, welche Taschkent umgeben. Nur die nördlichen Ebenen

*) Ritter, in der Weltgeschichte von Guthrie und Gray, V, 2. S. 429 fg. Aschbach, Geschichte der Westgothen, S. 303.

blieben den Türken, und das Chalifat erstreckte sich über zweihundert Tagereisen von Osten nach Westen, von der Grenze der Tatarei und Indien's bis an das Atlantische Meer.

Aber mit dieser ungeheuren Ausdehnung des Reiches wuchs die Schwierigkeit, es als ein Ganzes zusammenzuhalten, und fortdauernde innere Unruhen begannen die Festigkeit der Herrschaft zu untergraben. Bald stellte sich dann, um diese zu zügeln, der wilde orientalische Despotismus ein, blutige Thronrevolutionen und Erschütterungen in seinem Gefolge. Die Statthalter in den Provinzen erlaubten sich große Erpressungen. Die ungemeine Mäßigkeit und patriarchale Einfachheit der früheren Chalifen verschwand, an ihre Stelle traten Prachtliebe, Verschwendung und Weichlichkeit. Trotz ihrer großen Eroberungen und ihrer Wirksamkeit für die Ausbreitung des Islam, gewannen die Omijaden die Meinung nicht allgemein für sich; ihr Stamm war der letzte gewesen, der den Propheten anerkannt hatte, und hatte dennoch die Haschemiden vom Throne verdrängt, welche ein näheres Recht darauf besaßen. Endlich erschien die Stunde der Rache; das zu den Haschemiden gehörende Geschlecht der Abbassiden, welches von einem Oheim des Propheten abstammte, benutzte innere Unruhen im Reiche, erhob sich gegen Mervan II., den dreizehnten Chalifen aus dem Hause der Omijaden, besiegte ihn, und machte der Herrschaft dieses Geschlechts ein Ende (750). Die Omijaden wurden mit so schonungsloser Grausamkeit verfolgt und getödtet, daß selbst der säugenden Kinder nicht geschont ward, und Abul Abbas, der erste Abbassidische Chalif, erhielt daher den Beinamen el Saffah (der Blutvergießer). Doch entrann ein Omijade, Abderahman, dem schrecklichen Blutbade und floh nach Africa. Eine Anzahl Arabischer Häuptlinge in Spanien, welche die Abbassiden als Anmaßer betrachteten, sandten zu ihm, und trugen ihm die Herrschaft über Spanien an*). Abderahman folgte dem Rufe, ging nach der Halbinsel hinüber (755), schlug den Abbassidischen Statthalter, und stiftete ein abgesondertes Chalifat, zu dessen Sitz er Cordova machte, und welches nie wieder mit dem Arabischen Reiche vereinigt ward. Dies war die erste Provinz, die sich von der Herrschaft des Chalifen in Asien losmachte. Wie häufig dies in der Folge nachgeahmt ward, wird der nächste Zeitraum lehren.

---

*) Cardonne hist. de l'Afrique et de l'Espagne T. I. p. 183. Conde Geschichte der Mauren in Spanien, Bd. I. S. 153 der Deutschen Uebers.

19. Bedrängnisse des Byzantinischen Reiches.

Einen gefährlicheren Stoß konnte das Griechische Reich nicht erleiden, als durch die tapferen, mit entflammter Begeisterung kämpfenden Araber. Heraklius schien alle früher bewiesene Kraft gegen diese Feinde verloren zu haben: neue theologische Streitfragen nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Einige monophysitische Häupter hatten ihm während seiner Feldzüge Hoffnung gemacht, daß ihre Partei sich wieder mit der orthodoxen Kirche vereinigen würde, wenn man sich nur zu der Lehre verstehen wolle, daß in Christus trotz der zwei Naturen, nur Ein Wille gewesen sey. Heraklius gewann in der That die Patriarchen von Constantinopel, Alexandria und Antiochia dafür, und es schien Alles einen trefflichen Fortgang zu haben, als sich ein fanatischer Mönch, Sophronius, welcher Patriarch von Jerusalem geworden war, erhob, die Monotheleten (d. i. die Anhänger von Einem Willen) verdammte, und dadurch wieder eine allgemeine Spaltung und einen heftigen Kampf erregte. Die Versöhnungsversuche des Heraklius und seiner Nachfolger blieben fruchtlos, da auch die Römischen Bischöfe sich widersetzten, und die darüber erlassenen kaiserlichen Verordnungen mit dem Anathema belegten.

Indeß entrissen die Araber dem Reiche eine Provinz nach der andern. Wir haben schon erwähnt, wie ihnen Syrien, Palästina, Aegypten und Nordafrica in die Hände fielen. Dazu waren die Kleinasiatischen Länder und die Inseln des Archipelagus ihren Plünderungen und Streifzügen ausgesetzt, und im Jahre 668 erschienen sie vor Constantinopel. In diesem und noch sechs folgenden Jahren (bis 675) landeten sie wiederholt in der Nähe der Hauptstadt und griffen dieselbe häufig an, ohne sie erobern zu können. Auch theilte um diese Zeit ein Grieche aus Syrien, Kallinikus, dem Kaiser Constantin IV. eine glückliche Erfindung mit. Es war eine Mischung leicht entzündlicher Stoffe (Naphta und Schwefel gehörten dazu), die man bald in Gefäßen oder Röhren, auch in eigenen Brandschiffen unter die feindliche Flotte warf, bald mit Flachs verbunden um Pfeile und Wurfspieße wand, um Alles, was man damit traf, in Brand zu stecken. Dieses Zerstörungsmittel, Seefeuer, später Griechisches Feuer genannt, soll die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht haben. Es brannte unter dem Wasser fort, und konnte nur mit Urin und

Sand gedämpft werden. Das Zerplatzen desselben, welches mit entsetzlicher Gewalt und starkem Knall und Dampf erfolgte, setzte die Araber in Furcht und Schrecken. Man verfolgte die erste Erfindung wohl absichtlich nicht, um das Geheimniß nicht unter zu Viele zu verbreiten, und deshalb fehlt es uns auch jetzt an bestimmten Nachrichten über diese merkwürdige Zusammensetzung. Als in der Folge das Schießgewehr erfunden ward, gerieth sie ganz in Vergessenheit.

Zwar gelang es den Griechen das Jahr darauf (676), mit den Arabern einen dreißigjährigen Frieden zu schließen, aber sie mußten sich gegen eine geringe jährliche Zahlung, welche der Chalif übernahm, zur Abtretung aller von den Saracenen eroberten Provinzen verstehen. Und doch brach der Krieg lange vor dem Ablauf der festgesetzten Zeit wieder aus; auch erschienen die furchtbaren Feinde 717 abermals vor Constantinopel, mußten aber im folgenden Jahre, nachdem sie an Mannschaft und Schiffen beträchtliche Einbuße erlitten, unverrichteter Sache wieder abziehen.

Um diese Zeit, wo die Macht der Avaren durch den Abfall mehrerer ihnen unterworfen gewesener Völker, namentlich der Zechen in Böhmen und der Moraver in Mähren, geschwächt war, versuchten auch die Bulgaren ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen und vertrieben glücklich die Avarischen Besatzungen aus ihrem Lande; worauf sie denn bald ihre Raubzüge in die Byzantinischen Provinzen erneuerten. Im Jahre 679 erhielten sie Tribut, und ließen sich in dem eroberten Niedermösien nieder, welches von ihnen bis auf den heutigen Tag den Namen der Bulgarei führt. Dennoch wurden die Griechischen Landschaften häufig von ihren Einfällen heimgesucht. Sie waren ein rohes Volk; Krieg, Jagd, Viehzucht und Pelzhandel waren lange ihre einzigen Beschäftigungen. Im neunten Jahrhundert nahmen sie das Christenthum an. Dies hatte auf ihre Bildung einen merklichen Einfluß; und allmählig hob sich der Ackerbau und die Pflege des Weinstocks. Doch wurden nur die Sitten der höheren Stände verfeinert; der große Haufe blieb roh und schmutzig. Da in der Bulgarei sich früher Slaven angesiedelt hatten (o. S. 78.), so nahmen die Bulgaren mit der Zeit deren Sprache an, welche sie bis auf den heutigen Tag reden.

Es sind aber die Slaven, nächst den Germanen, der zweite große, im Mittelalter hervortretende, Europäische Hauptstamm, zu welchem die Russen, Polen, Zechen, Sorben u. m. gehören. Andre Slavische Völker ließen sich im siebenten Jahrhundert zwischen der Donau und

dem Adriatischen Meere nieder, und stifteten besondere Staaten: Servien, zu welchem Reiche noch Bosnien gehörte, Kroatien, Slavonien und Dalmatien. So wurde das Byzantinische Reich auch von dieser Seite immer mehr verkleinert.

Der Kaiser Heraklius hatte zwei Söhne hinterlassen, Constantin III. und Herakleonas. Jener starb schon im ersten Jahre (641), und da man deshalb Verdacht auf seinen Halbbruder Herakleonas und dessen Mutter Martina warf, so wurde auf Andringen des Heeres und auf Befehl des Senats jenem die Nase, dieser die Zunge ausgeschnitten, und Beide ins Elend geschickt. Es folgte der älteste von Constantin's Söhnen, der zwölfjährige Constans II. Er täuschte die guten Hoffnungen, die man anfangs von ihm gefaßt hatte, regierte mit ungerechter Härte, und ließ unter andern aus argwöhnischer Furcht seinen eigenen Bruder tödten. Darauf that er einen Zug nach Italien, kämpfte unglücklich gegen die Longobarden, und begab sich dann nach Sicilien, um diese Inseln und die Küsten des Mittelmeeres vor den Arabern zu sichern. Cypern und Rhodus waren schon seit 650 in ihrer Gewalt. Die Einwohner Sicilien's und Unteritalien's klagten aber, statt sich der Hülfe zu freuen, über den harten Druck der Steuern und Aushebungen, wie sie ihn seit langer Zeit nicht mehr gewohnt waren, denn der Kaiser brauchte Geld und Leute für seine Flotte. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Syrakus wurde Constans von einem Diener mit dem Wassereimer im Bade erschlagen (668). Sein Sohn und Nachfolger, Constantin IV. der Bärtige (πωγωνάτος), fand gleichfalls nöthig, seinen beiden Brüdern die Nasen abzuschneiden. Da die monotheletischen Streitigkeiten noch immer fortdauerten, ließ Constantin in der Hauptstadt eine Kirchenversammlung, die sechste ökumenische, halten (680), wo die Lehre der Monotheleten als ketzerisch verdammt, die von zwei Willen in Christo für rechtgläubig erklärt wurde. Der verfolgte Monotheletismus suchte im Libanon Schutz, dessen Bewohner nunmehr eine eigene Secte bildeten, — nach ihrem ersten Patriarchen, Johannes Maro, Maroniten genannt — und sich gegen die Befehlshaber der Kaiser, wie gegen die Araber zu behaupten suchten *).

---

*) Die Maroniten, deren Ueberreste sich bis auf den heutigen Tag im Libanon erhalten haben, blieben Monotheleten, bis sie sich im zwölften Jahrhundert mit der Römischen Kirche vereinigten. Doch stimmen sie in ihren Gebräuchen mehr mit den Griechen überein.

Constantin IV. starb im September 685, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne, Justinian II., der an wilder Grausamkeit seine Vorgänger aus dem Geschlechte des Heraklius noch weit hinter sich zurückließ. Trotz der Kriege mit Bulgaren und Slaven, die er anfangs nicht ohne Glück führte, unternahm er die prächtigsten und kostbarsten Bauten. Die Erpressungen, durch welche die Summen hiezu beigetrieben wurden, sein gewaltthätiges Verfahren, die Habgier und Rohheit seiner Günstlinge, brachten endlich das Volk gegen ihn auf. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser habe heimlich Befehl gegeben, eine Anzahl der Einwohner von Constantinopel in einer Nacht in ihren Häusern zu überfallen und zu ermorden. Da trat Leontius, ein wackerer Feldherr, der drei Jahre lang im Gefängnisse gewesen war, und von seiner plötzlichen Befreiung nichts Gutes ahnete, von den Freunden ermahnt, an die Spitze des aufgeregten Volks und öffnete die Gefängnisse, wo die würdigsten Hauptleute in Ketten schmachteten. Der Patriarch eilte durch die dichten Haufen und feuerte sie mit dem Ausrufe: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat!" zur Empörung an. Justinian ward gefangen; das Volk erhob ein wüthendes Geschrei, und verlangte des Kaisers Kopf, aber Leontius begnügte sich, ihm bloß die Nase und Zungenspitze abschneiden zu lassen (woher er den Beinamen ῥινότμητος erhielt), und ihn so nach Cherson auf der Taurischen Halbinsel zu verbannen (695).

Nun war Leontius Kaiser, aber drei Jahre nachher gewann ein anderer Feldherr, Apsimar, genannt Tiberius III., durch Hülfe des Heeres die Oberhand, bemächtigte sich seiner, schnitt ihm gleichfalls die Nase ab, und sandte ihn in ein Kloster nach Dalmatien (698). Tiberius regierte sieben Jahre; da ward Justinian, der bei den Bulgaren Schutz gefunden hatte, durch Hülfe dieses Volks wieder eingesetzt (705). Von Cherson war er zu Schiffe nach der Donau gesegelt: als er in die Mündungen einlaufen wollte, überfiel ein furchtbarer Sturm sein Fahrzeug. „Seht, Kaiser, wir versinken, rief einer der Diener, gelobt Gott euren Widersachern zu vergeben, wenn er euch rettet." — „So soll mich Gott in die Tiefe des Meeres versenken, so ich auch nur Einem verzeihe;" erwiederte jener. Er ließ Leontius und Tiberius in Ketten vor sich führen, und setzte ihnen in der Rennbahn die Füße auf den Nacken, wobei das unbeständige Volk ihm die Worte aus den Psalmen zurief: „auf Löwen und Drachen wirst du treten." Hierauf wurden sie enthauptet. Ohne Zunge und Nase

regierte Justinian noch sechs Jahre, und wüthete mit unmenschlicher Grausamkeit gegen alle Anhänger der beiden Zwischenregenten. Endlich ward er ermordet (711), und Philippikus Bardanes kam auf den Thron. Dieser machte sich durch Begünstigung der Monotheleten verhaßt, und ward nach zwei Jahren abgesetzt und geblendet (713). Sein Nachfolger, Anastasius II., regierte nicht unwürdig, aber auch nur etwa drei Jahre; da empörten sich die Soldaten auf der gegen die Araber gesandten Flotte, und rückten vor Constantinopel, so daß der Kaiser sich nur durch Flucht und Abdankung vor dem schmählichen Schicksale seiner Vorgänger retten konnte. Der von den Aufrührern an seiner Statt erhobene Theodosius III. folgte schon nach einem Jahre (717) diesem Beispiele, und legte gleichfalls die Regierung nieder, als Leo, der von Anastasius eingesetzte Feldherr der orientalischen Truppen, ihn nicht anerkennen wollte, und gegen die Hauptstadt heranzog.

Das ist das Schicksal eines Volkes, welches seine innere Kraft und alle die begeisternden Ideen von Pflicht, Ruhm und Vaterlandsliebe verloren hat. Gerade wie der einzelne Mensch im Alter in Thorheit und Schwäche versinkt, und derselbe nicht mehr scheint, der einst als Jüngling so kräftige Thaten vollführte, so beschleicht auch oft ein ganzes Volk, nach einer blühenden Jugend und einer kraftvollen Mannheit, zuletzt ein mitleidswürdiges Alter, und eine traurige Reihe von Schwächen und Thorheiten, den Zeitgenossen selbst unerklärlich, führt es der letzten Auflösung zu.

---

20. Leo der Isaurier.

(717—741.)

Leo, der Urheber der letzten Revolution, die dem Theodosius den Thron kostete, war ein Isaurier von niederer Herkunft. Er ergriff mit besonnener Kühnheit das Steuer des lange schwankenden Schiffes. Anastasius verließ sein Kloster, und wollte den Thron wieder besteigen; aber Leo ward der entstandenen Bewegung Meister, bestrafte die Urheber der Verschwörung, und ließ den Anastasius enthaupten. Leo war es, der die Saracenen zur Aufhebung der bereits erwähnten zweiten Belagerung Constantinopel's zwang, und ihnen durch sein männliches Bezeigen Achtung abnöthigte. Auch gegen das Ende

seiner Regierung gewann er in Phrygien eine große Schlacht gegen sie.

Dagegen verlor er durch eben diese Beharrlichkeit, als er sie auch dem religiösen Geiste seines eigenen Volkes entgegensetzen wollte, den Theil des mittlern Italien's, den seine Vorfahren bisher noch immer behauptet hatten, und entzündete im Herzen seines Reiches ein Feuer, welches länger als ein Jahrhundert nach ihm noch fortbrannte. Dieses war der berühmte Streit über die Verehrung der Bilder in den Kirchen. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums kannten noch keine Abbildungen heiliger Gegenstände; vielmehr sprachen die Kirchenlehrer jener Zeit Widerwillen dagegen aus. Als aber der christliche Gottesdienst aus den verborgenen Zufluchtsörtern siegreich an das Tageslicht hervortrat, machte die Alles verschönernde und erheiternde Kunst auch hier ihre Rechte geltend, und stellte der Andacht der Gläubigen die Gestalten, die sonst nur ihre Einbildungskraft hatte schaffen können, im verkörperten Abbilde dar. Zuerst war also die Erinnerung an Christus, die Heiligen und Blutzeugen eine rein innerliche gewesen. Dann haben wir gesehen, wie sich Mittel fanden (Th. III. S. 373.), dieselbe auch äußerlich anzuregen, und die Ueberbleibsel des Körpers des Verstorbenen, der Ort, an dem er gelebt, die Gegenstände seiner Umgebung, brachten den Gläubigen sein Daseyn, sein Wirken und seine Leiden zu sinnlicher Gewißheit. Man fing an, jene Reliquien zu verehren, zu den Heiligen zu beten, in der Idee, daß jene Vorbilder reinen Lebens und Wandels gewesen seyen, dann aber auch, daß sie, in den Himmel aufgenommen, Fürbitte thun möchten bei Gott, dem sie ja näher ständen, für die noch in der Welt der Sünde Gefangenen. Diese Vorstellungen gingen bald in einen rohen Aberglauben an die unmittelbar beseligende, heiligende und wunderwirkende Kraft der Reliquienknochen über; durch jenen großen, dem ganzen Mittelalter eigenthümlichen und durch die Natur der Entwicklung bedingten Irrthum, das Geistige nicht als rein Geistiges zu fassen, das geistiger Vermittelung bedürfe um zu beseligen, zu reinigen und von Sünden zu befreien, sondern als Mysterioses, als Geist, der an die äußerliche Erscheinung unmittelbar auf magische Weise geknüpft sey und ebenso wirke. Höher als dieser Reliquiendienst stand nun ohne Zweifel die Bilderverehrung, jeden Falls ist das Bild ein weniger sinnliches Erinnerungszeichen, ein vom Geiste des Bildners Empfangenes und Durchdrungenes, und dann sollte doch auch eigentlich nicht zu den Bildern selbst, sondern zu denen=

welche sie vorstellten, gebetet werden. Doch lag auch hier der gefährliche Mißverstand nahe genug, über das rein Aeußerliche das Innerliche zu vergessen oder jenes für dieses zu nehmen und ganz damit zu verwechseln. Beides ward unter dem großen Haufen, der nur allzugeneigt ist, das Bild für die Sache zu nehmen, immer häufiger, besonders im Orient, und auch viele Geistliche wollten oder konnten die Linie nicht mehr festhalten, welche den erlaubten Gebrauch vom Mißbrauch scheidet. Nicht nur daß man vor den Bildern niederkniete, man trieb auch abergläubischen Zauber damit: man kratzte ihnen etwas von den Farben ab, und schüttete es in den Abendmahlswein; Mütter legten ihre neugebornen Kinder geweihten Statuen in die Arme, um sie des Segens der Heiligen theilhaftig zu machen; Kranke rieben ihre Binden und Decken an ihnen, um gesund zu werden. Ein solcher Dienst mußte allerdings dem Geiste des Christenthums unangemessen und als ein Rückfall auf frühere Stufen des religiösen Bewußtseyns erscheinen. Kaiser Leo wollte diesem Unfuge steuern; er hatte oft hören müssen, wie Juden und Moslemen dem Christenthume diese Bilderverehrung vorwarfen, wie sie wol gar ihrer Bekehrung im Wege stand, und sich vorgesetzt, das Aergerniß mit aller Kraft aus dem Wege zu räumen. Anfangs ließ er die Bilder bloß höher stellen, um sie der unmittelbaren Berührung zu entziehen, und ihre Anbetung untersagen; als sich aber die Bewohner der Cykladischen Inseln darüber empörten und mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht werden mußten, erschien ein allgemeines Verbot aller Abbilder Christi, der Engel und Heiligen, bei schwerer Strafe. Der Patriarch von Constantinopel, Germanus, weigerte sich, dieses Edict zu unterschreiben. Er legte seine Würde öffentlich nieder und es entstanden nun im Reiche zwei einander mit Heftigkeit, oft blutig, befeindende Parteien, die der Bilderdiener (εἰκονοδοῦλοι) und die zahlreichere der Bilderstürmer (εἰκονοκλάσται). Weil die einen mit starrsinniger Heftigkeit am Alten festhielten, vergaßen auch die anderen Maß und Ziel, und in dem heftigen Kampfe zweier Parteien, die jede auf ihrer Seite das Aeußerste durchsetzen wollten, ging, wie es in menschlichen Dingen so oft der Fall ist, der richtige Gesichtspunkt immer mehr verloren. Denn auch den Bilderstürmern konnte mit Recht vorgeworfen werden, daß sie in dem Kampfe wider den Mißbrauch, in kahl verständigem, jüdischen und islamitischen Abstractionen zuneigendem Sinn die Sache selbst angriffen, und die Menschheit um eines ihrer edel-

sten Güter bringen wollten, um die Erhebung des Gemüths durch die göttliche Kunst. Schwerlich mochte indeß Papst Gregor II. von solcher Ansicht ausgehen, als er jetzt die Beschlüsse wider die Bilder verdammte. Das Volk in Italien war auf seiner Seite; die Römer erregten einen Aufstand, auch zu Ravenna siegten die Bilderfreunde, der Exarch ward in einem Tumulte erschlagen, und die Stadt gerieth darüber (728) in die Hände des Longobardenkönigs Luitprand (reg. 712—743). Leo hinterließ das Reich seinem Sohne Constantin V. Kopronymus *), von außen und von innen schwankend.

---

21. Leo's Nachfolger.
(741—802.)

Constantin behauptete seine Würde mit gleichem Nachdruck wie sein Vater, dem er streng in seinen Grundsätzen folgte. Als sein Schwager Artabasdus, ein eifriger Bilderfreund, seine Abwesenheit im Felde gegen die Araber benutzte, und sich mit Zustimmung des Senats und Volkes zum Kaiser erhob, besiegte Constantin die Heere des Anmaßers, nahm Constantinopel mit Sturm, und ließ den Artabasdus, nebst dessen beiden Söhnen, blenden. Nachdem er sich auf dem Throne mehr befestiget hatte, und gegen die Araber in mehreren Feldzügen siegreich gewesen war, schritt er zu neuen und strengen Maßregeln wider den Bilderdienst. Er schrieb auf das Jahr 754 ein allgemeines Concilium aus, auf welchem derselbe, nebst noch mehreren eingeschlichenen Mißbräuchen, gänzlich aufgehoben werden sollte. Es versammelten sich dreihundert acht und dreißig Bischöfe im Palaste Hierium, Constantinopel gegenüber auf dem Asiatischen Ufer, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Unter diesem Einflusse verdammte das Concilium die Bilderverehrung völlig. Der Widerstand, der natürlich nicht ausblieb, erbitterte Constantin noch mehr; viele Bilderfreunde wurden zum Tode verurtheilt, von den Mönchen, als den eigentlichen Führern derselben, die angesehensten in die Verbannung geschickt oder hingerichtet. Die Mönche sahen sich nämlich durch die Bilderverbote auch in ihren materiellen Interessen bedroht, weil viele von ihnen die Malerei oder Bild-

---

*) Von κόπρος, Koth, und ὄνυμα (Dorisch), der Name. Die Mönche von der Gegenpartei warfen es ihm sogar vor, daß er als Kind den Taufstein besudelt hatte.

nerei in Wachs und andern Stoffen als Gewerbe trieben, und stellten sich deshalb mit besonderem Eifer an die Spitze der Gegenpartei. Der Kaiser war ihnen von ganzer Seele feind; er hielt sie für Tagediebe und Unruhestifter, und ihr eheloses Leben dem Staate nachtheilig. Aus vielen Klöstern ließ er die Mönche und Nonnen austreiben, sie zum Heirathen zwingen, und aus den Gebäuden Casernen für die Soldaten machen. Ja er wurde von seinem Eifer noch weiter hingerissen. So nöthigte er einst bei den Spielen die gegenwärtigen Mönche, mit öffentlichen Mädchen an der Hand unter dem Schreien und Toben des Volkes rings innerhalb der Rennbahn herumzugehen. Dann griff er auch die Reliquien an und ließ viele derselben ins Meer werfen, unter andern den Leichnam der heiligen Euphemia, der in einem steinernen Sarge aufbewahrt wurde und nach der Sage Oel ausschwitzen sollte. Die Feinde des Kaisers trösteten dafür die Reliquienverehrer mit der Erzählung: Sarg und Körper seyen glücklich und unversehrt bei Lemnos wieder ans Land geschwommen.

Constantin Kopronymus regierte vier und dreißig Jahre, und kann mit seinem Vater Leo, mit Heraklius und Justinian zu den ausgezeichneten und kräftigeren Byzantinischen Herrschern gezählt werden, wenn er auch von grausamer Härte nicht freizusprechen ist. Er erweiterte die kleinasiatischen Besitzungen wieder nach Syrien und Armenien hin und seine Feldzüge gegen die Slaven und Bulgaren gehören zu den glänzenden Waffenthaten der späteren Zeit des Griechischen Reichs. Er starb 775 auf einer dieser Expeditionen. Ihm folgte sein Sohn Leo IV., welcher den Beinamen des Chazaren führt, weil seine Mutter die Tochter eines Chans der Chazaren war, welche sich damals bis zum Dnieper ausgebreitet und einen Theil der Taurischen Halbinsel eingenommen hatten. Leo IV. gehört ebenfalls unter die Zahl der sogenannten bilderstürmenden Kaiser, aber sein Verfahren war um vieles milder, als das seines Vaters, dessen Thätigkeit und Geschick indeß auch nicht auf ihn übergegangen waren. Doch schützten erfahrene Feldherren mit Glück die Grenzen des Reiches gegen die Araber. Er starb kurz nach der Entdeckung, daß auch seine Gemahlin in heimlicher Verbindung mit den Bilderfreunden stände (780).

Diese Gemahlin, Irene, eine Athenerin, war ein kühnes, kluges und herrschsüchtiges Weib. Nach Leo's Tode trat sie als Vormünderin des erst zehnjährigen Prinzen Constantin, die Regierung an, und um einen mächtigen Anhang zu gewinnen, wollte sie die Gesetze ihrer

Vorgänger gegen den Bilderdienst aufheben. Als sie aber zu diesem Zwecke im J. 786 zu Constantinopel eine Kirchenversammlung halten ließ, setzte sich die Leibwache dagegen und störte die Sitzungen der Bischöfe. Irene war besonnen genug, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen. Allmählig aber wußte sie die Garde zu trennen und mit guter Art zu entfernen, und nun kam wirklich 787 ein Concilium, und zwar zu Nicäa, zu Stande, auf welchem die Bilderfreunde, da ihre Gegner entweder nicht geladen waren, oder nicht erschienen, völlig die Oberhand hatten. Die Schlüsse des letzten Concils wurden ohne viele Untersuchung vernichtet, und der Bilderdienst im ganzen Reiche nach fast sechszigjähriger Unterbrechung wieder hergestellt.

Um eine vortheilhafte und glänzende Verbindung anzuknüpfen, begehrte Irene von Karl dem Großen, dessen Ruhm damals schon nach dem fernen Osten drang, seine älteste Tochter von der Hildegardis für ihren Sohn Constantin, und Karl willigte ein. Schon ward ein Verschnittener nach Deutschland geschickt, die Prinzessin Rotrudis in der Griechischen Sprache und in den Hofsitten zu unterrichten, allein da Karl's Macht immer höher stieg, fürchtete Irene, durch solche Ehe ihrem Sohne eine große Stütze gegen sie selbst in die Hand zu geben; sie änderte daher ihren Plan und zwang dem Jüngling eine andere Gemahlin auf. Aber diese Heirath war dem Constantin so verhaßt, daß er seinen Vertrauten Gehör gab, welche ihn aufmunterten, die Regierung doch nun allein zu übernehmen, und seine Mutter, die ihn noch immer wie ein Kind behandle, von allem Einflusse zu entfernen. Zum Unglück erfuhr die Kaiserin den Anschlag; sie schickte die Rathgeber ihres Sohnes ins Elend, züchtigte den jungen Kaiser mit eigener Hand, sperrte ihn in sein Zimmer, und ließ auf der Stelle die Truppen und den Senat versammeln, ihr zu schwören, daß man sie, und nicht den Constantin, als rechtmäßiges Oberhaupt anerkennen werde. Aber die Armenischen Truppen, des Weiberregiments überdrüssig, verweigerten den Eid, und Constantin VI. *) ward laut zum Kaiser ausgerufen. Er führte seine Mutter aus dem Palaste in eines ihrer Häuser, schickte ihre Räthe ins Elend, und rief seine eigenen, verbannten Freunde schnell zurück (790).

Das beleidigte Weib brütete schreckliche Rache. Alles mütterliche

---

*) Dieser Constantin führt bei den Byzantinischen Geschichtsschreibern den Beinamen Porphyrogenitus, der im Purpursaale Geborene. Die Porphyra war nämlich ein prachtvolles Gemach im kaiserlichen Palaste.

Gefühl wich dieser heftigern Leidenschaft. Zwar ließ sich Constantin bald genug bereden, sie wieder in ihre vorige Gewalt einzusetzen, aber daran genügte ihr noch nicht. Durch ausgestreute Gerüchte versuchte sie, ihren Sohn bei dem Volke verhaßt zu machen. Verleumder mußten ihm erdichtete Verschwörungen angeben, in die seine nahen Freunde und Günstlinge verwickelt wären. Er ließ sich täuschen, und mancher wurde auf seinen Befehl unschuldig hingerichtet. Unruhen der Soldaten, deren Zweck gewesen seyn soll, den Nicephorus, einen Vaterbruder Constantin's, auf den Thron zu setzen, kamen den Absichten der Kaiserin zu Statten. Nicephorus ward geblendet, vier seiner Brüder an der Zunge verstümmelt. Constantin's Feldzüge gegen Bulgaren und Araber endeten durch geheime Einverständnisse, welche die Partei seiner Mutter mit den Feinden des Reiches unterhielt, unglücklich. Nachdem er es auch durch eigenmächtige Trennung seiner früheren Ehe und Heirath einer Kammerfrau Irene's unvorsichtig genug mit der Geistlichkeit verdorben hatte, hielt diese ihre Pläne, den eigenen Sohn ganz zu verdrängen, für gereift. Constantin, der von verborgenen Umtrieben seiner Mutter Kunde erhielt, entfloh aus der Hauptstadt, um in den Provinzen Anhänger zu suchen, aber Verräther unter seinen Begleitern nahmen ihn gefangen, als er an heiliger Stätte einsam betete, und brachten ihn zurück. Die unnatürliche Mutter, in welcher die Herrschsucht die heiligsten Gefühle erstickt hatte, beschloß, ihn auf immer zur Regierung unfähig zu machen. Der Unglückliche ward ergriffen und sah, aus ruhigem Schlummer arglos erwachend, furchtbare Schwerter auf seine Augen gerichtet. Man stach sie ihm mit einer Grausamkeit aus, daß er fast unter den Händen seiner Henker den Geist aufgegeben hätte (797). Doch lebte er noch mehrere Jahre, von der Welt vergessen. Die Gräuelthat war in demselben Saale geschehen, in welchem der Kaiser einst das Licht der Welt erblickt hatte. Mit ihm erlosch das Haus Leo's des Isauriers.

Irene war nun im Besitze der Alleinherrschaft, aber selbst wiederum von ihren Günstlingen abhängig. Die Araber, welche das Reich von einer Frau beherrscht wußten, setzten ungestraft sogar nach Europa hinüber, schleppten unermeßliche Beute mit sich fort, und erpreßten von der Regierung einen Tribut. Um das Volk zu gewinnen, erließ die Kaiserin mehrere Abgaben, konnte aber dadurch das Andenken ihrer Schandthaten nicht auslöschen. Die Absicht, sich mit Karl dem Großen zu verheirathen, der auf diese Weise das östliche und westliche Römische

Reich wieder zu vereinigen dachte, scheint die Gemüther noch mehr von ihr abgewandt zu haben. Es entspann sich eine Verschwörung, die Kaiserin ward mit List gefangen und in ein Kloster gesteckt, und der Großlogothet (Finanzminister) Nicephorus zum Kaiser ausgerufen (802). Irene starb bald darauf zu Lesbos, in der größten Dürftigkeit.

22. Die Franken seit Chlotar II.

(613—741.)

Wir wenden uns jetzt wieder zur Geschichte des Abendlandes. Die Umwälzung im Frankenreiche, welche Brunehilde gestürzt und Chlotar II. an die Spitze des Ganzen gestellt hatte (oben S. 28.), war durch die Unzufriedenheit der Leudes und Bischöfe mit der Regierung jener Königin entstanden, und um künftig ähnlicher Willkür nicht mehr ausgesetzt zu seyn *) und ihrem Besitze festere Grundlagen zu geben, hielten sie es für nöthig, die königliche Gewalt in Betreff der Gütereinziehung zu beschränken. Auf einer im Jahre 615 gehaltenen, aus beiden Ständen gemischten Versammlung (concilium mixtum), setzten sie eine Reihe von Beschlüssen durch, welche ihre Beschwerden abstellten. Von da an besonders wuchs die Macht der Leudes, und die Hausmeier, deren auch nach der Vereinigung unter Chlotar in jedem der drei Reiche (Austrasien, Neustrien und Burgund) einer blieb, gewannen an Ansehen und Bedeutung immer mehr. Die Vasallen hatten allmählig eingesehen, daß sie weit besser als durch augenblickliche Gewalt und wilden Trotz, für ihre Interessen sorgten, wenn sie die Hausmeier, durch welche die Vertheilung, Beaufsichtigung und Einziehung der Lehen geschah, so unabhängig und fest als möglich stellten, und dann zu diesem Amte nur ihnen geneigte Männer kommen ließen; gelang dies, so war der Wechsel und die Persönlichkeit der Könige für sie gleichgültiger. Chlotar gewann damals die Edlen von Austrasien und Burgund besonders durch das Versprechen, die Hausmeier lebenslänglich in ihrer Würde zu lassen. So verdankten diese den Leudes ihre bessere Stellung, und sahen sich auch wiederum gegen die Könige an sie gewiesen. Nach kurzer Zeit mußte Chlotar seinem Sohne Dago-

*) Les régences males, hardies et insolentes de Frédégonde et de Brunehault, avoient moins étonné la nation, qu'elles ne l'avoient averti. Montesquieu, de l'esprit des loix, L. XXXI. chap. 2.

bert I. Austrasien abtreten (622). So lange dieser dem Rathe seines Majordomus, Pipin von Landen, und des Bischofs Arnulf von Metz folgte, regierte er mit großem Erfolge und Lobe; als ihm aber nach dem Tode seines Vaters auch das übrige Frankenreich zugefallen war, überließ er sich zu Paris der Trägheit und Wollust. Er war der letzte König von einiger Bedeutung aus Chlodwig's Stamme. Nach seinem Ende (638), wo das Reich wieder getheilt ward, blieb der königliche Name noch ein Jahrhundert bei den Merovingern, aber Wenige dieses Geschlechts gelangten zu männlichen Jahren, kein Einziger zu männlicher Kraft. Sie sanken immer mehr zu völliger Unbedeutendheit herab, und waren nur Werkzeuge in der Hand der Hausmeier. Die ehemalige Verruchtheit ist dem Nichts gewichen. Wir eilen daher der Zeit zu, wo ein Geschlecht jener Beamten mit seiner frischen Kraft den ganzen Staat neu belebte, und nachdem es sich in den Besitz der königlichen Gewalt gesetzt, auch den Namen derselben errang.

Im Jahre 678 wurde Dagobert II., der König von Austrasien geheißen hatte, ermordet, und Theoderich III., der über Neustrien und Burgund herrschte, hätte nun das Ganze vereinigen sollen. Aber die Austrasier, welchen das Romanische, bei den Neustriern immer mehr aufkommende Wesen verhaßt war, wollten nicht unter Theoderich's Herrschaft stehen, sondern wählten sich zwei Anführer, Martin und Pipin von Herstall, so genannt von einem Schlosse an der Maas unweit Lüttich. Beide waren Enkel Arnulf's von Metz, Pipin's mütterlicher Großvater war Pipin von Landen. Es kam zum Kriege und die Neustrier waren im Vortheil. Martin ward ermordet; aber einige Zeit darauf auch Ebroin, der Hausmeier von Neustrien (682). Zuletzt entschied 687 eine Schlacht bei Testri an der Somme für Pipin. Theoderich's Majordomus, Berchar, ward auf der Flucht umgebracht, und mit Theoderich selbst, der zu Paris in seine Hand fiel, schloß Pipin den Vergleich, daß er König bleiben, ihn aber zum Hausmeier in allen drei Reichen machen solle. Seitdem schrieb sich Pipin dux et princeps Francorum, und die Jahre seiner Würde werden auf den Urkunden neben denen der königlichen Regierung mit angemerkt. Der König Theoderich lebte fortan still auf seinen Gütern. Ihn zu beobachten, ließ Pipin einen seiner Getreuen, Nortbert, bei ihm zurück; er selbst ging wieder nach Ostfranken, dem Hauptsitze seiner Macht. Die Austrasischen Leudes erkannten in Pipin ihren Gefolgsherrn, sie hatten ihn selbst zu ihrem Führer erhoben, und die Neustrier wie die Burgunder

waren ebenfalls der That nach mehr seine als des Königs Vasallen. Er selbst besaß große Güter, die ihm ausgedehnte Verleihungen gestatteten, und vermehrte jene durch die Einziehung des größten Theils der königlichen Domainen. Alle Getreuen aber suchte er sich dadurch fester zu verknüpfen, daß er sie regelmäßig an dem alten Versammlungstage der Franken, am ersten März jedes Jahres, zu sich berief, und mit ihnen die Unternehmungen des nächsten Sommers besprach. Auf diese Weise vergrößerte er den Einfluß der Vasallen auf die Regierung, und machte, was bisher von der Willkür des Königs abgehangen, zu einer festen Einrichtung.

Theoderich starb schon 691. Ihm folgte sein zehnjähriger Sohn Chlodwig III. Auch dieser starb früh (695), und hinterließ den Königstitel seinem Bruder Childebert III., dem schon wieder 711 sein Sohn Dagobert III. folgte. Sie alle überlebte Pipin, und als der Hüter Nortbert starb, sandte er seinen eigenen Sohn Grimoald als Hausmeier nach Neustrien.

Während der vorigen schlaffen Regierungen hatten sich die alten Bundesgenossen des Frankenreichs, Alemannen, Thüringer, Baiern, der Oberhoheit desselben entzogen; in Aquitanien war ein unabhängiges Herzogthum entstanden. Jetzt sollten nicht nur die Abgefallenen wieder unterworfen, sondern auch neue Erwerbungen gemacht werden. Ratbod, der Friesenherzog, ward geschlagen (689) und versprach Tribut, brach sein Wort und ward abermals bekriegt (697). Eine Heirath zwischen seiner Tochter Teutsinde und Pipin's Sohn Grimoald sicherte den neuen Bund. Gegen die Alemannen konnten indeß die fränkischen Waffen nichts ausrichten und noch weniger gegen die Baiern. Pipin von Herstall starb endlich (714, Dec.), nach einer sieben und zwanzigjährigen Regierung voller Kraft, acht Monate nachdem sein Sohn Grimoald von einem Friesen, wie es heißt, ermordet worden war. Grimoald hinterließ einen Knaben, Theodebald, welchen sein Großvater schon zum Hausmeier von Neustrien ernannt hatte und Plectrude, Pipin's überlebende Gattin, suchte diesem die Herrschaft zu bewahren. Ihren Stiefsohn Karl (von seines Armes Kraft nannte ihn später die bewundernde Nachwelt Martell, den Hammer), welchen Pipin mit der Alpheide erzeugt hatte, älter und kühner als Theodebald, hielt sie deshalb zu Köln gefangen. So gesichert schien bereits die Macht derer von Herstall, daß man den Versuch wagen konnte, dieselbe auf Unmündige zu übertragen. Die Neustrier benutzten indeß die Gelegenheit, sich der Austrasischen Uebermacht zu entziehen,

wählten einen eigenen Hausmeier, Raganfried, und besiegten bei Compiegne Theodebald's Leute. Karl Martell aber, von dessen Kraft das Ende dieses Zwistes gehofft werden konnte, entkam aus dem Gefängnisse, und wurde von den Austrasischen Leudes, als der Herrschaft am würdigsten, mit Freuden zum Führer gewählt. Indeß war Dagobert III. zu Paris gestorben (715), und hatte einen Sohn, Theoderich, noch Kind, hinterlassen. Diesem wollten die Neustrier auch nicht gehorchen, sondern zogen statt seiner einen andern Merovingischen Prinzen aus dem Kloster, und ernannten ihn unter dem Namen Chilperich's II. zu ihrem Könige. Verbündet mit den Friesen drangen sie darauf von diesem Fürsten und dem Hausmeier geführt bis nach Köln vor; Plectrude mußte ihren Rückzug erkaufen, aber Karl Martell überfiel sie auf demselben bei Stablo und trieb sie in die Flucht (716). Im folgenden Jahre drang Karl Martell in Neustrien ein. Eine zweite Schlacht in der Gegend von Cambray (717) gab ihm abermals Sieg; Chilperich mußte nach Paris fliehen, und den Herzog Eudo von Aquitanien um Beistand bitten, während Karl nach Deutschland zurückkehrte, seine Stiefmutter Plectrude die Thore Köln's zu öffnen und ihm die Schätze seines Vaters zu überliefern zwang, und einen andern Merovinger, Chlotar IV., zum Könige setzte. Theodebald war bereits gestorben. Dann zog er wieder ins Feld gegen Chilperich. Bei Soissons ward endlich das Westfränkische Heer völlig auf's Haupt geschlagen (719), Chilperich mußte seine Staaten räumen und in Aquitanien Schutz suchen. Aber dieser Aufenthalt bei Eudo machte dem Hausmeier Sorgen. Damals hatten die Saracenen schon Spanien erobert, und von einer Verbindung Eudo's mit diesen kriegerischen Schwärmen waren böse, weitaussehende Händel zu fürchten. Als daher zum Glück Chlotar noch in demselben Jahre starb, neigte sich Karl Martell zu friedlichen Unterhandlungen. Er willigte ein, den Chilperich als König zu erkennen, wenn er selbst von ihm als Majordomus des vereinigten Frankenreichs bestätigt werden würde. Karl regierte nun von Deutschland aus eben so unumschränkt, wie sein Vater Pipin, und Chilperich ward auf seinem Schlosse zu Attigny eben so beobachtet wie vormals Theoderich. Er starb aber auch schon 720, und seine Stelle nahm der wieder hervorgezogene, nunmehr erwachsene Theoderich IV. ein.

Bald begannen die Kriege gegen die Baiern und andere abgefallene Völker aufs neue. Da aber traten andere Feinde dazwischen, die Saracenen, welche Septimanien, den Theil von Gallien, den ehemals die

Westgothen inne gehabt, besetzten (S. 111.), und nun weitere Eroberungen in Frankreich machen wollten. Wirklich entrissen sie auch dem Eudo den größten Theil seines Herzogthums, und der Statthalter von Spanien, Abderahman, drang an der Spitze eines großen Heeres bis an die Garonne vor, eroberte Bordeaux, schlug Eudo in die Flucht und ging schon auf Tours los, die reichen, dort befindlichen Kirchenschätze zu rauben (732). Da erschien auf Eudo's Hülferuf der Majordomus Karl, und lagerte sich mit seinen Franken zwischen Poitiers und Tours, dem furchtbaren Feinde gegenüber. Es geschah eine blutige Schlacht. Abderahman blieb nebst vielen Tausenden auf der Wahlstatt, und der Ueberrest ging nach Septimanien zurück, die Spuren der Flucht durch schreckliche Verheerungen bezeichnend. Karl verfolgte sie nicht, sondern zog freudig in seine Heimath. Ohne diesen herrlichen Sieg hätte den Moslemen vom Westen her leicht gelingen mögen, was sie im Osten vergebens versuchten, Europa zu überschwemmen und mit den Panieren des Islam zu überschatten. Daß die Germanischen Völker und das Christenthum damals von dieser Gefahr gerettet wurden, wird diesem Karl verdankt, und sein Name glänzt darum mit Recht unter den heilbringendsten Helden der Geschichte.

Die Friesen riefen ihn wieder nach Norden. Sie trotzten auf ihre Sümpfe, aber der unternehmende Mann landete unvermuthet mit einer Flotte an ihren unzugänglich geglaubten Küsten. Er erlegte den Herzog Poppo im Treffen (734), und brachte das ganze Friesland unter Fränkische Botmäßigkeit. Von da ging es wieder nach Südfrankreich. Abermals waren die Saracenen, von einem unzufriedenen Burgundischen Großen gerufen, eingefallen, und plünderten das Land bis nach Lyon hin. Karl Martell schickte zuerst 737 seinen Bruder Hildebrand gegen sie, und bald folgte er selbst nach, seinem Namen getreu, zerschmetternd und zermalmend für die Feinde. Avignon wurde erstürmt, Narbonne belagert, das zum Entsatz dieser Stadt aus Spanien gelandete Heer entscheidend geschlagen, und nach einem zweiten Feldzuge (739) behielten die Araber in Frankreich nichts als die Städte jenseits der Aude. Unterdeß war Herzog Eudo gestorben, und Karl nöthigte dessen Sohn und Nachfolger, ihm Treue zu schwören.

Schon zu Anfang dieses letzten Krieges, 737, endete auch der schwache König Theoderich IV. und Karl hielt jetzt sein Ansehen für so befestigt, daß er den Thron ganz unbesetzt ließ. Vier Jahre nachher (Oct. 741) ereilte ihn selbst der Tod zu Quiercy an der Oise, etwa im funfzigsten Jahr seines Alters.

23. Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.

Es ist eine erhebende Erscheinung, mitten durch all' das kriegerische Gewühl, durch alle diese Verwirrung der Welthändel, einzelne fromme friedfertige Mönche andächtig hinpilgern, und bald in einer Stadt predigen, bald im einsamen Walde ein Kloster oder eine Hütte aufbauen zu sehen, um für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken. Die Bischöfe von Köln, von Noyon, von Tongern &c. sandten häufig Bekehrer und Täufer unter die noch heidnischen Nordfranken. Noch größere Verdienste erwarben sich Irländer und Engländer. Das abgelegene Irland war früh der Sitz des Mönchthums und geistlichen Fleißes geworden, und mancher Bekehrer ist von dort in das nördliche Deutschland herübergekommen. Columbanus, ein Mönch von jener Insel, im J. 609 durch die Königin Brunehilde aus Frankreich vertrieben, ging von einem andern Irländer, Gallus, begleitet, zu den Alemannen. Dort predigten sie, besonders zu Bregenz am Bodensee, das Christenthum nicht ohne Erfolg. Nach einigen Jahren ward Columbanus indeß auch hier vertrieben, und wandte sich nach Italien. Gallus aber, der schon einmal wegen Zerstörung heidnischer Götterbilder in Lebensgefahr geschwebt hatte, zog sich in eine Einöde am Flüßchen Steinach zurück, wo späterhin das von ihm genannte berühmte Kloster St. Gallen, nachmals eine sehr reiche Abtei, entstand. Ein anderer Irländer, der heil. Kilian (Kyllena), verließ, getroffen durch die Worte Christi: „Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich," das Vaterland, und ging mit einigen Gefährten nach Deutschland. Er kam den Main entlang, nach den Bergen, auf denen Würzburg erbaut ist. Hier saß ein Deutscher Fürst, Gozbert genannt. Dieser war einer der ersten, der sich zum Christenthum bekehrte. Da aber Kilian von ihm verlangte, daß er sich von seines Bruders Wittwe, die er geheirathet hatte, trennen sollte, erlitt er auf deren Befehl, in Gozbert's Abwesenheit, nebst zwei Gefährten den Märtyrertod (687).

Von Irland aus sandte auch um dieselbe Zeit Egbert, ein dort lebender Englischer Mönch, mehrmals Missionen von seinen Landsleuten nach der Zahl der Apostel gewöhnlich aus zwölf Männern bestehend, zu den Friesen, Dänen und Sachsen, denen sie durch die Verwandtschaft der Sprache verständlicher und willkommener als die Franken waren. Die Friesen sträubten sich aber hartnäckig, denn sie wollten mit den ver-

haßten Feinden auch die Götter nicht gemein haben, und die Bekehrer wurden meist vertrieben. Erst Willibrord, ein Schüler Egbert's und wie dieser ein Angelsachse, der 691 aus Irland nach Friesland kam, fand einigen Eingang mit seiner Lehre, worauf er, gemäß der Verehrung, welche die von Rom aus neu gegründete Englische Kirche für den heiligen Stuhl gefaßt hatte, nach Rom ging, um die Vorschriften des Papstes Sergius I. einzuholen. Bei einer zweiten dorthin unternommenen Reise wurde er von Sergius zum Erzbischof über Friesland geweiht und bei seiner Zurückkunft wies ihm Pipin von Herstall ein Schloß, Wiltaburg, unweit des heutigen Utrecht, zu seinem Bischofssitze an. Er hat bis 739 gelebt, immer seinem frommen Berufe nachgehend, der ihn bis auf die Insel Helgoland geführt haben soll. Angeregt von seinem Beispiel, gab der fromme Bischof Wulfram von Sens seine Kirche auf, und zog nach Friesland, um dem heiligen Willibrord Hülfe zu leisten. Herzog Ratbod selber war schon mit einem Fuße in den Fluß getreten, um die Taufe zu empfangen, als ihm noch die Frage einfiel, wohin seine ungetauften Vorfahren gekommen. Auf die Antwort: in die Hölle, zog er den Fuß zurück, und sagte, so wolle er lieber mit ihnen verdammt, als mit den Christen selig werden. Die Wahrheit dieser Erzählung wird indeß bezweifelt.

Als der heil. Emmeram, ein Fränkischer Bischof, im siebenten Jahrhundert zu den Avaren ziehen wollte, um ihnen das Evangelium zu predigen, fand er unter den Baiern, durch deren Land er zog, zwar schon viele Christen, denn zur Zeit des Römischen Reiches war in Rhätien und Noricum die christliche Lehre verbreitet gewesen, aber noch so rohen und heidnischen Gebräuchen ergeben, daß er auf die Bitten des damaligen Herzogs, Theodo I., beschloß, zu bleiben, und sich dem bessern Unterricht des Volkes zu widmen. Es soll dieser Heilige einen Tod heldenmüthiger Selbstaufopferung, indem er ein fremdes Verbrechen auf sich nahm, um den Schuldigen zu retten, gestorben seyn; nach Anderen hat er jenen Frevel, die Schwängerung der Tochter Theodo's, wirklich begangen. Aus der, freilich erst im elften Jahrhundert verfaßten, Lebensbeschreibung Emmeram's lernen wir den damaligen Zustand Baiern's kennen. Radaspona (Regensburg), der Sitz des Herzogs, hatte, noch von der Römer Zeiten her, aus gehauenen Quadersteinen erbaute Häuser und eben solche Mauern. Große Waldstrecken bedeckten den Boden des Landes, aber in den offenen Stellen gewährten fruchtbare Saatfelder einen lachenden Anblick. Die Einwohner wer-

ten als ein schlanker und kraftvoller Menschenschlag, von größerer Milde als die übrigen Bewohner Deutschland's geschildert. Indeß ließen Emmeram's Bemühungen noch eine reichliche Ernte zurück, denn ein halbes Jahrhundert später (um 696) finden wir den Bischof von Worms, Rudbert, als Bekehrer in Baiern. Von ihm ließen sich Herzog Theodo II. und Viele des Volkes taufen. Er schlug seinen Sitz auf den Trümmern des alten Römischen Juvavium auf, und wurde dadurch der Gründer der dort neu entstehenden Stadt Salzburg, so wie der erste Bischof ihrer Kirche.

---

24. Der heilige Bonifacius.

(Geb. 680, gest. 755.)

Einen vorzüglichern Namen und größern Ruhm, als alle Bekehrer jener Zeiten, hat der Angelsächsische Mönch Winfried, später Bonifacius genannt, erworben. So viele ihm auch schon vorgearbeitet hatten, war er es doch, der das Vereinzelte zusammenfaßte, das Fehlende mit großem Eifer ergänzte, das Ganze, da fast Alles bisher die freiwillige Thätigkeit Einzelner gewesen war, zu Ordnung und äußerer Festigkeit brachte, und so als der Gründer der Deutschen Kirche betrachtet werden muß. Gebürtig aus Wessex, verließ er sein Kloster früh, um auf dem Wege des heiligen Willibrord hier hohen Preis, dort ewige Seligkeit zu erringen. Mit einem Empfehlungsschreiben vom Bischof Daniel zu Winchester ging er 718 nach Rom, wo ihn Papst Gregor II. in seinem Vorsatz bestärkte, förmlich bevollmächtigte und die nöthigen Instructionen ertheilte. Drei Jahre lang diente er hierauf dem Willibrord in Friesland als Gehülfe, dann (722) ging er nach Thüringen, und predigte dort die göttliche Lehre mit wunderbarem Erfolge. Ueberall legte er zugleich Klöster an, als Bildungsschulen für das Volk sowohl als für die Geistlichen. Der Papst erkannte bald, welch ein brauchbares Werkzeug dem Christenthume wie auch der Hierarchie, in diesem thätigen und dabei lenksamen Manne, der nur als Diener glänzen wollte, geworden sey. Er rief ihn, nachdem er von dem raschen Fortgang seiner Bemühungen Bericht empfangen, wieder nach Rom (723), weihte ihn zum Bischof, ohne ihn an einen bestimmten Sprengel zu binden, und ließ ihn am Grabe des Apostels Petrus schwören sich niemals von der Römischen Kirche abzusondern. Es war

derselbe Eid, welchen die zu dem eigentlichen Patriarchal-Sprengel Rom's gehörenden Italienischen Bischöfe leisteten. „Ich gelobe dir, hieß es darin, heiliger Petrus, dem ersten der Apostel und deinem Stellvertreter, dem Papst Gregor und dessen Nachfolgern, daß ich in der Einheit des katholischen Glaubens beharren, und auf keine Weise in irgend etwas, das der Einheit der katholischen Kirche zuwider ist, einstimmen, sondern meine Kraft dem Nutzen deiner Kirche, welcher von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen, verliehen ist, und deiner Stellvertreter stets bewähren will. Und wenn das Verfahren der Kirchenvorsteher den Anordnungen der Väter widerstreitet, so will ich mit solchen keine Gemeinschaft haben, vielmehr es hindern, wenn ich es hindern kann, wo nicht, es treu dem Papste berichten." Daß Bonifacius diesen Eid geschworen, daß er demselben zufolge den Grund zu einer Abhängigkeit der Deutschen Kirchen, ja aller Fränkischen, von dem Römischen Stuhle legte, welche in späteren Jahrhunderten zu einem harten und drückenden Joche ward, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. Er handelte im Geiste und Sinne seiner Zeit, welche in der allgemeinen Leitung der Christenheit durch einen Oberhirten nur Gutes sah, und sehen konnte. Der Papst versorgte ihn auch mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die Fränkischen Geistlichen, an einige vornehme Thüringer und an das gesammte Volk der Sachsen *). Der Schutz des Majordomus mußte ihm den kräftigsten Nachdruck geben. Trotz dem fand er noch großen Widerstand. Nicht überall gelang es ihm, den Wahn des Volkes sofort zu stürzen, wie unter den Hessen, dem östlichsten Stamme der Franken, bei dem heutigen Geismar. Dort stand eine uralte, dem Donnergott heilige Eiche, welche für unverletzlich gehalten ward. Um den Aberglauben durch die That zu beschämen, legte Bonifacius die Axt an den Baum, während die um ihn her stehenden Zuschauer den augenblicklichen Tod des Frevlers von der Hand des rächenden Gottes erwarteten. Als aber nichts erfolgte, und die Eiche am Boden lag, erkannten sie die Nichtigkeit ihrer Verehrung, und ließen sich taufen.

Oft mußte Bonifacius noch Pferde, Stiere und Böcke den Göttern schlachten sehen, ja er fand unter den Sachsen noch Menschenopfer im Gebrauch, und konnte nicht verhindern, daß selbst getaufte Franken den Heiden ihre Leibeigenen zu diesem Zwecke verkauften.

*) Wir haben diese Briefe noch übrig. Die Aufschrift des an die Thüringer gerichteten lautet: Viris magnificis, filiis, Asulfo, Godolavo, Wilarco, Gundovaldo et omnibus Deo dilectis Thuringis fidelibus.

Nicht selten hatte er, zumal in dem von Kriegesschwärmen verheerten Thüringen, mit Mangel und Gefahren zu kämpfen. Aber außer dem schönen Ersatz, den ihm sein Gewissen gab, hatte er auch die Freude, viele Andere zu seiner Nachfolge zu begeistern. Auf seinen Ruf kamen fromme Männer und Frauen aus England zu seiner Unterstützung. Der heiligen Thekla, Lioba, Walpurgis, vertraute er besondere Klöster an. Pirminius stiftete unter den Alemannen, besonders im Elsaß, neue Klöster, von denen das zu Reichenau in Schwaben, etwa 724 angelegt, am berühmtesten geworden ist.

Unterdeß starb Gregor II. (731). Sein Nachfolger, Gregor III., ernannte den treuen Bonifacius zum Erzbischof und päpstlichen Vicar aller christlichen Gemeinden im ostfränkischen Deutschland, jedoch ohne einen bestimmten Bischofssitz. Als darauf Bonifacius 738, um mit dem Papste persönlich zu verhandeln, nach Rom reisete, ward er nicht nur väterlich aufgenommen, sondern auch über sein ferneres Verhalten in den neu erworbenen Provinzen sorgfältigst unterrichtet. Die Bischöfe der Alemannen und Baiern aber wurden ermahnt, ihn als des Papstes Statthalter zu verehren, und bei den Versammlungen, die er ausschreiben würde, pünktlich zu erscheinen.

So erhielten die bisher in Deutschland noch vereinzelten Kirchen Zusammenhang und organische Verfassung. Baiern ward, mit Bewilligung des Herzogs, von Bonifacius in vier bischöfliche Sprengel, Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau, getheilt, deren Hirten er selbst bestellte. Außerdem stiftete er im mittlern Deutschland noch vier Bisthümer, zu Eichstädt, Würzburg, Buraburg und Erphesfurt (Erfurt), von denen jedoch die beiden letzteren bald wieder eingingen. Auch veranstaltete Bonifacius eine Reihe von Synoden der Bischöfe des östlichen Frankreichs, nachdem er vorher die Bewilligung des Papstes Zacharias, welcher 741 auf Gregor III. gefolgt war, dazu eingeholt hatte. Wir finden unter den Schlüssen derselben Verordnungen gegen heidnische Gebräuche und allerlei Aberglauben, gegen Opferfeste, Zeichendeuterei, Zauberei u. dgl., auch die Formel einer Entsagung des Teufels, welche von den Täuflingen abgelegt wurde. Den Geistlichen wurde die Theilnahme an Jagd und Krieg bei Strafe der Absetzung untersagt. Wer nach der Meinung des Bonifacius ketzerische und irrige Lehren verbreitete, den verklagte er in Rom, wie den Priester Virgilius in Baiern, einen Irländer, welcher behauptete, daß es auch unter der Erde Menschen (Antipoden) gebe. „Wenn es klar ist,

schreibt der Papst Zacharias an Bonifacius, daß er bei dieser verkehrten Lehre wirklich beharret, so muß er nach berufener Versammlung aus der Kirche gestoßen und seines priesterlichen Schmucks entkleidet werden."

Im westlichen Frankreiche war die Kirche durch die Unruhe der Zeiten und die Rohheit der Franken in einen argen Verfall gerathen. Oft hatten die Könige tapfere Kriegsleute zu Bischöfen und Aebten ernannt, um sie durch den Genuß der mit diesen Aemtern verbundenen reichen Einkünfte zu belohnen. Die Bande der Metropolitanverfassung waren aufgelöst, Synoden wurden fast gar nicht mehr gehalten. Bonifacius versuchte, unter dem Schutze der Söhne Karl Martell's, auch hier die alte Ordnung wieder herzustellen. Wie immer trat er als Legat des Römischen Stuhles auf, verfuhr in Allem nach den Weisungen, die ihm von diesem zukamen, und ließ die Oberhoheit des Papstes ausdrücklich anerkennen. Die meisten Fränkischen Erzbischöfe nahmen seitdem ihr Pallium von Rom.

Wie sehr Bonifacius aber auch die Päpste als Oberhäupter der Kirche verehrte, und seine Handlungen gänzlich nach ihren Aussprüchen regelte, so wenig scheute er sich doch, freimüthig zu rügen, was er in ihrem Verfahren Verwerfliches fand. Selbst zu Rom hatte sich noch mancher heidnische Gebrauch erhalten, besonders die Feier der ersten Tage des Januar, dem die Päpste nicht steuerten, und leicht konnten neubekehrte Christen, wenn sie dorthin kamen, an diesem Unwesen Anstoß nehmen. Deswegen schrieb Bonifacius dem Papste Zacharias: „Die unwissenden Deutschen, Baiern, Franken meinen, wenn sie etwas von dem Schlechten, das wir verbieten, zu Rom geschehen sehen, daß dies von den Priestern erlaubt sey; sie machen uns dann Vorwürfe, nehmen für sich selbst ein Aergerniß, und unsere Predigt, unser Unterricht wird dadurch gehindert."

Unermüdlich in seinem Berufe, legte Bonifacius im Jahre 744 den Grund zu einem Kloster, welches von dem Flusse Fulda, an welchem es erbaut wurde, seinen Namen erhielt. Zu seiner Freude schlug die dort angelegte Pflanzschule künftiger Heidenbekehrer die herrlichsten Wurzeln. Denn statt der sieben Mönche, die sich zuerst mit dem Abt Sturm daselbst niederließen, zählte man noch vor dieses Vorstehers Tode schon über vierhundert, und an Gütern und Einkünften ward dies Kloster eins der reichsten in Deutschland.

Um das Jahr 745 wurde Bonifacius in Mainz zum Bischof gewählt und vom Papste bestätigt. Hiedurch wurde jene Stadt der Sitz

eines Erzbischofs, dessen Sprengel vierzehn Bisthümer untergeordnet waren. Auch von hier aus wirkte Bonifacius unausgesetzt für die Verbesserung des kirchlichen und christlichen Lebens. Selbst in hohem Alter wollte er der doch so wohlverdienten Ruhe nicht pflegen, sondern sein Werk mit der Vollendung dessen krönen, womit er seine Laufbahn begonnen, mit der Bekehrung der Friesen. Keine Gefahr noch Beschwer achtend, zog er, der mehr als siebzigjährige Greis, unter dies wilde Volk, predigte, taufte, zerstörte Götzenbilder, und erbaute Kirchen. Eines Tages aber überfiel ihn ein Schwarm wüthender Heiden, die durch klirrende Waffen die Absicht, ihre beleidigten Götter zu rächen, kund gaben. Bonifacius' Begleiter wollten sich vertheidigen, er aber wehrte ihnen und sprach: die heilige Schrift lehret, Böses mit Gutem zu vergelten. So fiel er unter den Streichen der Ergrimmten und sein Gefolge mit ihm (755).

---

25. Die Päpste und die Longobarden.

Auf diese Weise wurde das Christenthum und mit diesem die Römische Kirchenverfassung auch über Deutschland verbreitet. So lange das Römische Kaiserreich bestanden, war der Primat der Päpste immer mehr ein Ehrenvorrang als eine wirkliche Oberhoheit gewesen; eine solche war wenigstens nie ohne Widerspruch, selbst im Westen nicht, anerkannt worden. Jetzt nachdem fast die ganze abendländische Kirche wieder von Rom aus neu begründet worden war, sah die Geistlichkeit dieser Länder im Papste wirklich eine höchste und entscheidende Instanz, von der nicht bloß die Beurtheilung von Streitfällen, sondern sogar eine Bestätigung der erzbischöflichen Wahlen durch Uebersendung oder Zurückhaltung des Palliums, des Zeichens jener Würde, abhänge. Durch die beginnende Bekehrung der nördlichen Germanischen und östlichen Slavischen Völker wurde dann der Päpste Gewalt auch auf diese Länder übertragen und die Verluste, welche das Christenthum damals in Africa und Spanien durch die Saracenische Eroberung trafen, ersetzten eifrige Glaubensboten in jenen Gegenden. Wenn sich so die Stellung der Römischen Bischöfe zur Kirche zu ihrem Gewinn änderte, so erhielten auch die Verhältnisse zur weltlichen Macht um diese Zeit eine neue und höchst bedeutsame Richtung. Noch Papst Martin war abgesetzt worden, weil er es gewagt hatte, an der Spitze eines Conci-

liums in der lateranischen Kirche zu Rom die Lehre von einem Willen in Christo (o. S. 113.) zu verdammen. Man hatte ihn auf Befehl des Kaisers nach Byzanz geschleppt und nach vielen Mißhandlungen war er im Exil gestorben (655). Als darauf Papst Sergius (gest. 701) die Annahme der Beschlüsse einer zu Constantinopel gehaltenen Synode verweigerte, sollte er gleichfalls dorthin gebracht werden; aber eine hierüber ausbrechende Empörung der Truppen zu Ravenna verhinderte die Ausführung dieses Gebotes. An solchen Zeichen erkannten die Römischen Bischöfe, auf welche Gesinnungen sie in Italien fußen könnten, und es ist oben schon erwähnt worden, wie Rom bei Gelegenheit des Bilderstreites der Byzantinischen Herrschaft, wo nicht schon dem Namen doch der That nach, entfremdet wurde. Es hatte auch ein innerer Widerspruch in diesem Verhältnisse gelegen, der allmählig stärker hervortrat. Die Päpste waren unbezweifelt die herrschenden Bischöfe des Abendlandes geworden, in den Gemüthern der neubekehrten Germanischen Völker schlug ihre Verehrung täglich tiefere Wurzeln. Dennoch sollten sie sich den ihnen ganz fremden Absichten der morgenländischen Kaiser und deren aus politischen Gründen erlassenen Verordnungen über die christliche Dogmatik fügen. Außerdem hatten beide Kirchen selbst, die orientalische und occidentalische schon früh eine Verschiedenheit gezeigt: die erstere war überwiegend theoretisch, die letztere den praktischen Interessen mehr zugewendet (Th. III. S. 376). In mannichfaltigen Zwisten und Trennungen hatte sich dieser Gegensatz im Laufe der Jahrhunderte weiter ausgebildet.

Doch kaum dem drückenden Einflusse des Byzantinischen Reiches entgangen, schien den Päpsten ein neues, näheres und darum schlimmeres Joch auferlegt werden zu sollen. Des Longobarden Königs Luitprand's (S. 120) Thätigkeit und Kriegsglück drohte ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. Zwar war sein Volk jetzt dem katholischen Glauben ergeben und persönlich hätten die Römischen Bischöfe wol nichts mehr von ihm zu fürchten gehabt; aber deutlich sah es ihr eindringender Blick, daß eine freie politische Stellung für sie nicht bloß von größter Wichtigkeit, sondern sogar nothwendig sey, wenn sie anders das wahre Haupt der Kirche, wenn sie den allgemeinen und unendlichen Inhalt des Christenthums vertreten, und nicht die Bischöfe eines besonderen Staates seyn, nicht dessen zufällige Interessen fördern wollten. Stets hat der heilige Stuhl diesen Gesichtspunkt festgehalten, und deshalb auch in der Folge die Vereinigung Italien's unter ein Oberhaupt immer zu verhindern

getrachtet. Auch jetzt konnte den Päpsten nur daran gelegen seyn, die Longobardische und Griechische Macht im Gleichgewichte zu erhalten, nicht aber die erstere völlig triumphiren zu lassen. Daher geschah es auf ihre Ermunterung, daß der Dux Ursus von Venetien dem Exarchen Beistand leistete und beide Ravenna wieder eroberten. Ja Gregor III. und die Römer machten sogar mit den rebellischen Herzogen Thrasamund von Spoleto und Gottschalk von Benevent gemeinschaftliche Sache, um dem Longobardenkönig eine starke Opposition im eigenen Reiche zu erwecken. Aber Luitprand blieb Sieger, er verheerte die Römische Landschaft und drang bis vor die Thore.

Da sah sich Gregor III., nothgedrungen, nach einer neuen weltlichen Stütze um. Nur ein Volk kam in Betracht, es waren die Franken. Diese hatten, als die Oströmischen Kaiser Asien, Africa, das Mittelmeer vor den Arabern nicht schützen konnten, als das ganze Abendland eine Beute ihres Schwertes zu werden schien, die Christenheit gerettet. Unter dem Schutze ihres Major Domus verkündete damals Bonifacius das Christenthum den heidnischen Deutschen. An Karl Martell also sendet Gregor die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus: er möge dessen Nachfolger schützen.

Sein Versuch schlug fehl. Karl wollte mit den Longobarden nicht brechen*) und Zacharias (741—752), Gregor's III. Nachfolger, mußte einen andern Ausweg ergreifen. Er gab die verbündeten Herzoge auf, versprach sogar den König mit Truppen gegen Spoleto, wo der Aufstand wieder ausgebrochen war, zu unterstützen, wenn er die in der Umgegend Rom's weggenommenen Städte wieder frei geben wollte. Spoleto wurde wirklich erobert und Herzog Gottschalk zum Geistlichen geweiht. Indeß verzögerte sich die Herausgabe jener Plätze und Zacharias, vertrauend auf den Eindruck, welchen das persönliche Erscheinen des Statthalters Christi auf die frommen Longobarden machen würde, entschloß sich, Luitprand in Terni zu besuchen. Schon weit vor der Stadt kam der König, ebenso gottesfürchtig als tapfer, dem heiligen Vater entgegen. Vollständig erreichte Zacharias seinen Zweck: die Longobarden verließen jene Orte, alle gefangene Römer wurden freigegeben, und mit dem Herzogthum Rom wurde auf zwanzig Jahre Friede geschlossen. Dagegen

*) Karl Martell und Luitprand standen in dem genauesten Vernehmen. Zum Zeichen der Freundschaft sandte jener diesem seine Söhne, daß er ihnen nach altrömischer Sitte die ersten Locken abschnitte.

führte Luitprand gegen Ravenna den Krieg fort. Noch mehr. In frommer Stimmung schenkte er der Römischen Kirche große Güter in der Landschaft Sabina und im Gebiete von Narni, ebenso das Thal von Sutri und sogar die beiden Städte Ancona und Osimo. Der größte Theil dieser Besitzungen war dem Oströmischen Kaiser erst eben entrissen; aber Zacharias nahm die Schenkung für sein Bisthum ohne Weitres an.

Zu spät erkannte der Kaiser Constantin Kopronymus (o. S. 120.) wie wichtig des Papstes Einfluß zur Erhaltung der Italischen Länder sey. Er suchte wieder eine nähere Verbindung einzuleiten und gab dem Zacharias daher mehrere während der Bilderstreitigkeiten in Unteritalien eingezogene Kirchengüter zurück. Aber die Päpste sahen nach Westen. Unverwandt richtete ihre Staatskunst das Auge auf die Franken. Weit sicherer konnten sie sich einem Volke anvertrauen, das zu entfernt wohnte um erdrückend zu wirken, und bald gelang es ihnen auch, mit seinen Herrschern in engere Verbindung zu kommen.

---

26. Pipin der Kleine.
(741 — 768.)

Karl Martell hatte sterbend das Reich unter seine beiden Söhne getheilt. Karlmann erhielt das östliche, Pipin, der Kleine genannt, das westliche Reich, beide als Hausmeier; und einem dritten, von einer andern Gemahlin gebornen Bruder, Gripho, sollten einzelne Landschaften zufallen. Aber die Ehe, in welcher Karl Martell mit Gripho's Mutter gelebt hatte, galt für keine rechtmäßige. Dies benutzten Pipin und Karlmann. Sie gingen auf ihren Stiefbruder Gripho los, entkleideten ihn aller Macht, und setzten ihn auf ein wohlbewachtes Schloß in den Ardennen. Als aber nun Empörungen der Deutschen Völker drohten, hielten sie es für gut, wieder einen Merovingischen Schattenkönig einzusetzen, einen Sohn Chilperich's II., Childerich III. Dennoch weigerten sich die Herzoge von Aquitanien, Alemannien und Baiern, die Herrschaft der Hausmeier anzuerkennen, und standen wider sie auf. Auch die Sachsen erhoben Fehde. Aber die beiden Brüder, und besonders Pipin, dessen Geist kraftvoll war wie sein Arm*), überwanden sie alle. Der

*) Bei einer Thierhetze hieb er einmal einem Löwen, der einen Büffel gepackt hatte, mit einem so gewaltigen Hiebe den Kopf ab, daß das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels fuhr.

sanftere Karlmann, des Kriegsgetümmels müde, legte sein Schwert freiwillig aus der Hand, ging nach Rom, sich vom Papst zum Kleriker weihen zu lassen, und widmete sein Leben stiller Gottesbetrachtung in dem Kloster Monte Cassino (747). Dasselbe hatten kurz zuvor mehrere Englische Könige, desgleichen Rachis, König der Longobarden, Luitprand's Thronfolger, nach kurzer Regierung (749), und Hunold, Herzog von Aquitanien, gethan*). Gripho, welcher seine Freiheit wieder erhalten hatte, brachte die Sachsen und Baiern nochmals in Waffen, aber Pipin ward auch dieser Bewegungen Meister. Die Herzoge der Alemannen entsetzte er ihrer Gewalt, und ließ das Land durch Fränkische Grafen verwalten. In Baiern, dessen Herzog Odilo kurz vorher gestorben war, ließ er dem Nachfolger, dem sechsjährigen Thassilo, zwar seine Würde, aber unter beschränkteren Verhältnissen, und als der junge Herzog mündig geworden war, mußte er Pipin den Vasalleneid schwören.

Nunmehr, wo Pipin allein an der Spitze des Ganzen stand, und die Empörer gedemüthiget waren, dachte er darauf, jenem schwankenden Verhältnisse ein Ende zu machen, welches sich durch seinen und seiner Vorfahren emporstrebenden Ehrgeiz und durch die Schwäche der Merovinger gebildet hatte. Das Volk war den Königen zwar noch ergeben, aber die mächtigen Leudes schlossen sich an ihre Führer, die tapferen Hausmeier, an. Hier war die Gewalt ohne den viel geltenden Namen und die Berechtigung, dort Name und Recht ohne Gewalt. Daß nun der Thron nicht völlig zerfalle, und die Regierung nicht zu einer bloßen Kriegsherrschaft entarte, schien kaum durch ein anderes Mittel zu verhüten, als daß der Gewaltige sein Haupt auch mit der Krone bedecke. Indem aber Pipin das, was sein Vater noch nicht gewagt hatte, zu vollführen trachtete, genügte ihm die Zustimmung der Leudes nicht; er wollte die Befugniß dazu aus den Händen der Kirche empfangen, damit seine Erhebung das Siegel der höchsten an Gottes Statt ertheilten Weihe erhalte. Daher sandte Pipin zum Papst Zacharias mit der Frage: „wer des königlichen Namens und Throns würdiger sey, der, welcher sorglos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Sorge und Last des Reiches auf sich habe?" Er konnte sich einer günstigen Antwort für versichert halten, denn der Papst bedurfte seines weltlichen

*) Noch häufiger gingen damals Königinnen und Fürstentöchter in Klöster. Beispiele hat Schröckh Kirchengeschichte, Th. XX. S. 10.

Schutzes, eben so sehr wie er dessen geistliches Ansehen. Zacharias erwiederte, es sey besser, daß Derjenige König heiße, auf welchem die Regierung beruhe. Durch diesen Ausspruch war dann auch die Geistlichkeit zu Gunsten Pipin's gestimmt. Auf einem Reichstage zu Soissons (752) wurde Childerich III. abgesetzt, Pipin zum König erwählt, und Bonifacius selbst salbte den neuen Herrscher sammt seiner Gemahlin Bertrade, im Beiseyn der übrigen Bischöfe. Dieser aus dem alten Testament entlehnte, schon lange im Byzantinischen Reich üblich gewordene (s. o. S. 59.) Gebrauch war es, in welchem die Franken die Weihe der Kirche und ein göttliches, ihrem Herrscher verliehenes Recht sahen. Childerich wurde zum Mönch geschoren, und starb wenige Jahre nachher in einem Kloster bei dem heutigen St. Omer. Sein Sohn Theoderich ward nach der Normandie geschickt, und dort im Kloster Fontenelle gleichfalls eingekleidet.

So still erlosch der Stamm der Merovinger, und machte einem weitüberlegenen Geschlechte Platz. Die Natur scheint in gewissen Familien die Kräfte stufenweise mit den Generationen zu erhöhen, und dann nach Hervorbringung des Höchsten erschöpft auszuruhen. Diesen Gang erblicken wir auch bei den Karolingern, welchen Namen das Haus Pipin's von dessen großem Sohne Karl erhalten hat.

Gelegenheit, den Päpsten Dank abzutragen, fand sich bald. Der Longobardenkönig Aistulph (reg. 749—756), des Rachis Bruder, trachtete nach der Eroberung von ganz Italien, nahm Ravenna mit dem Exarchat, und bedrohte Rom. Denn richtig hatte er es erkannt, daß von dieser Stadt aus der Hauptwiderstand gegen die Longobardische Herrschaft in Italien ausgehe; daß sie unterworfen seyn müsse, wenn sein Reich fester begründet werden sollte. Aber gerade die Versuche, dies durchzusetzen, beschleunigten der Longobarden Fall, wenn ihn auch Aistulph selbst nicht mehr sah. Da der Papst Stephan II. (Zacharias war kurz vorher gestorben) weder seinen Friedensgesandten bei Aistulph Gehör verschaffen, noch von Byzanz Hülfe erlangen konnte, mußte er sich den Franken vollkommen in die Arme werfen. Pipin schickte sogleich Gesandte mit günstiger Antwort. Der Papst aber wollte sich selbst nach Frankreich begeben, um durch die eigene Anwesenheit seinem Gesuch größeren Nachdruck zu geben (752). Er ging zuerst nach Pavia zum Aistulph, von den Fränkischen Boten geleitet; aber weder Bitten noch Geschenke hatten bei diesem Erfolg. So mußte er seine Reise fortsetzen, welche die Longobarden nicht zu hindern wagten. Als er nach Pontyon

kam, wo sich der neue Frankenkönig aufhielt, ging ihm dieser selbst entgegen, fiel vor ihm nieder, und hielt ihm den Steigbügel, als er zu Pferde steigen wollte *). Die nachgesuchte Hülfe ward versprochen, und mit dem anbrechenden Frühling 754 rückte ein gewaltiges Heer den Alpen entgegen. Der Papst hatte den König und dessen Söhne in St. Denys noch einmal mit eigenen Händen gesalbt.

Von Pipin besiegt und in Pavia belagert, verhieß Aistulph, das Exarchat herauszugeben, und den päpstlichen Stuhl nicht weiter zu beunruhigen. Aber er hielt seine Zusage so wenig, daß er schon im folgenden Jahre (755) Rom selbst angriff; der bedrängte Papst suchte aufs neue Hülfe. Pipin zog zum zweiten Male über die Alpen, nöthigte Aistulph, die Einschließung Rom's nach drei Monaten aufzuheben, trieb ihn wieder in seine Hauptstadt zurück, und zwang ihn zur Uebernahme eines jährlichen Tributs und zur Abtretung des Exarchats. Dies erhielt nun der Papst, dem es Pipin durch eine schriftliche Schenkung bestätigte. Der Griechische Kaiser staunte zwar darüber, und schickte Gesandte an den König, sein Eigenthum zurückzufordern, allein der Franke antwortete, er habe nicht um des Kaisers Willen, sondern dem heiligen Petrus zu Ehren und der Vergebung seiner Sünden willen, diesen Feldzug unternommen. Auch betrachtete man diese Besitznahme keinesweges als einen an dem Byzantinischen Reiche begangenen Raub, welches diese Länder früherhin ja gleichfalls durch Gewalt der Waffen an sich gerissen und als Provinzen behandelt hatte. Jedenfalls verfuhr Pipin auch nur nach dem Rechte der Eroberung. Er schenkte das Land der Kirche und der Römischen Republik, welche hier wieder an die Stelle des alten westlichen Kaiserreichs trat, und der Papst wurde Patricius des Landes, d. i. Statthalter im Namen jener Republik. Auf diese Weise war der geistliche Herrscher zugleich weltlicher Fürst geworden. Die Stadt Rom dagegen war in der Schenkung nicht mit einbegriffen, Pipin nahm den Titel eines Patricius von Rom an, und eine weltliche Gewalt des Papstes war dort nicht anerkannt **). Zwischen Pipin und dem Griechischen Kaiser Constantin

*) So erzählt Anastasius, oder die im neunten Jahrhundert gesammelten Lebensbeschreibungen der Päpste, welche unter dem Namen dieses Römischen Abtes gehen. Die Fränkischen Annalen hingegen wissen nichts von einer solchen Demüthigung, sondern berichten vielmehr, daß der Papst vor dem Könige zur Erde niedergefallen sey.

**) v. Savigny Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Aufl. 2. Th. I. S. 358 fg.

Kopronymus scheint sich indeß doch ein gutes Vernehmen erhalten zu haben, denn der Letztere schickte jenem (757) eine Orgel zum Geschenk, die erste, die nach Frankreich kam.

Auch in den folgenden Regierungsjahren Pipin's ruhten die Waffen nicht. Nach einem neunjährigen Kampfe besiegte er den aufrührerischen Herzog Waifar von Aquitanien, welcher zuletzt von seinen eigenen Leuten erschlagen ward. Auf diesen Kriegszügen wurden auch die bisher von den Arabern noch behaupteten Städte im südlichen Gallien gewonnen. Eben so drang Pipin in das Land der Sachsen, welche die Grenzen beunruhigten, und zwang sie zur Entrichtung eines ihnen schon früher auferlegten Tributs an Pferden. Nach einer so thätigen und ruhmvollen Regierung starb Pipin zu Paris am 24. September 768, im vier und funfzigsten Lebensjahre. Der Thron fiel seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann zu.

---

27. Karl der Große.

(768 — 814.)

Von allem Großen und Herrlichen, welches die Natur in Pipin's und seiner beiden Ahnen Brust gelegt, zeigte sich die höchste Blüthe in seinem ältesten Sohne Karl. In ihm vereinigte sich rastlose Thätigkeit, schneller Blick, richtige Wahl der besten Gehülfen, Besonnenheit, Willigkeit, guten Rath zu hören, Kraft und Ernst in beschlossenen Dingen, mit einem festen und frommen Gemüth. Und dieser große Geist war sein eigener Bildner gewesen. In der Jugend, wie es damals unter den Franken allgemein war, ohne wissenschaftlichen Unterricht gelassen, lernte er erst als Mann aus eigenem Antrieb schreiben. Aber die Zeit erweckte große Gedanken in ihm. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater auf der Volksversammlung zum König der Franken gesalbt ward. Zwölfjährig, ward er selbst vom Papst Stephan II. nebst seinem Bruder zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum Römischen Patricius gekrönt. Er sah Griechische und Römische Gesandtschaften an seines Vaters Hofe. Vielleicht, daß unter diesen irgend ein trefflicher Mann ihm mit tief eindringenden Worten Bericht von der alten Zeiten Herrlichkeit, Wohlfahrt und Bildung gab, und dadurch in seiner Seele das Verlangen entzündete, auch sein Volk zu einem bessern Zustande zu erheben. Doch wie auch immer

solche Bilder und Gedanken in Karl's Seele gekommen seyn mögen, er strebte eifrig danach, seine großen Geisteskräfte für große Zwecke anzuwenden, und das bewirkte Gute dauerhaft zu machen für die folgenden Zeiten. Dennoch hat er fast in vierzig Jahren das Schwert nicht aus der Hand gelegt. Einen Krieger werden wir daher sehen, der mit des Waldstroms Schnelle von der Weser bis zur Tiber, von den Pyrenäen zu den Karpathen eilt, und seine athemlosen Franken durch halb Europa treibt.

Sein erster Feind regte sich in Aquitanien. Hunold, Waifar's Vater, welcher früher die Regierung niedergelegt und sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, verließ es auf die Nachricht vom Tode seines Sohnes und Pipin's, und die Aquitanier nahmen ihn als ihren Herzog auf. Aber ein rascher Zug Karl's dorthin (769), und schon im ersten Jahre war diese so oft abgefallene Provinz wieder unterworfen. Hunold mußte fliehen, und Karl setzte in Aquitanien keinen andern Herzog ein. Bald darauf (771) starb Karlmann und hinterließ zwei Söhne, die beide noch Kinder waren. Mit Uebergehung derselben trugen die Großen Karl'n das Reich freiwillig an, und nun war der Held Alleinherr des Ganzen. Er wandte sich zunächst gegen die Sachsen. Dieses Volk lebte im nördlichen Deutschland, von den Grenzen des Frankenreichs bis zur Elbe und Nordsee hin, noch ganz in der Verfassung und Lebensweise, wie Tacitus sie bei den Germanen seiner Zeit schildert, tapfer und der Sitte der Väter über Alles zugethan, dem Christenthum nicht weniger abhold, als den Staatsformen, die sich bei den Franken seit ihren großen Eroberungen gebildet hatten. Auf diese Weise waren sie von den übrigen Deutschen Völkern, deren Entwicklung sich an diese beiden Fäden knüpfte, durch einen großen und scharfen Gegensatz getrennt, und es konnte zwischen ihnen und dem Frankenreiche kein dauernder Friede bestehen. Karl hielt es zur Sicherheit seines Reiches für unumgänglich nöthig, diese unruhigen Nachbarn zu unterwerfen und seine Grenzen bis an die Elbe zu erweitern; auch glaubte er sich in seinem Gewissen verpflichtet, das Evangelium, dessen friedlicher Annahme sie sich weigerten, mit Waffengewalt zu ihnen zu bringen. Einen solchen Krieg erklärten die Priester, der Papst und der Geist der Zeit für wahren Gottesdienst.

Im Jahre 772 ward auf einem Reichstage zu Worms der Krieg gegen die Sachsen mit allgemeiner Zustimmung beschlossen. Sogleich brach der Zug auf. Die Sachsen wurden geschlagen, ihre Feste Eres-

burg unweit dem heutigen Paderborn erobert, die Irmensäule (ein vorzüglich heilig gehaltenes Götterbild der Sachsen) zerstört, und so dem Götzendienste ein lebhaftes Bindungsmittel geraubt. Aber das erbitterte nur mehr. Karl drang dennoch bis an die Weser vor, und ließ sich zwölf Geiseln für die Haltung des Friedens stellen.

Jetzt bewog ihn ein Hülferuf des von den Longobarden bedrängten Papstes, sich nach Süden zu wenden. Karl hatte sich von seiner unfruchtbaren Gemahlin scheiden lassen, und sie ihrem Vater, dem Longobardenkönige Desiderius, Aistulph's Nachfolger, zurückgeschickt. Aus Rache darüber verlangte dieser vom Papste Hadrian I. (772—795), er solle die Söhne Karlmann's, welche sich an den Longobardischen Hof begeben hatten, zu Königen der Franken krönen. Desiderius ging ohne Zweifel damit um, die Ansprüche derselben gegen Karl zu benutzen. Der Papst verweigerte aber jenes Ansinnen um so mehr, als Desiderius zu gleicher Zeit die Waffen ergriffen hatte, die Römischen Landschaften verwüstete und die Städte wegnahm. Er forderte nämlich Entschädigung für die Dienste, welche er dem Vorgänger Hadrian's, Papst Stephan III., einst geleistet, indem er ihn mit Heeresmacht gegen eine ihm feindliche Partei der Römer auf seinem Stuhle befestigt hatte. Karl eilte, um den Papst von einem so lästigen Nachbar zu befreien. Zu Gebenna (Genf) versammelte er sein Kriegsvolk (773). In zwei Heereszügen (über den Cenis und Bernhard) brachen die Franken in Italien ein; die Longobarden flohen beim ersten Angriff, Verona ward erobert, Pavia belagert, und als sich die Einnahme dieser Stadt verzögerte, die Winterrastung in Italien genommen, eine bisher in der Fränkischen Kriegsgeschichte ungewöhnliche Maßregel. Noch während der Belagerung Pavia's reisete Karl zum Osterfeste (774) nach Rom, wo er von feierlichen Processionen eingeholt, wie im Triumph empfangen, und als Befreier Italien's und Römischer Patricius mit den größten Auszeichnungen geehrt ward. Er wohnte dem glänzenden Gottesdienst in der Peterskirche bei, kniete am Grabe des heiligen Petrus betend und für seine Siege dankend nieder, und schwor dem Papste über des Apostels Sarge unzertrennliche Freundschaft. Zugleich bestätigte er auf Hadrian's Bitten die von Pipin dem heiligen Stuhl gemachte Schenkung des Exarchats.

Bald darauf ergab sich Pavia, die Hauptstadt des Longobardenreichs, vom Hunger bezwungen. Der Sieger schickte den gefangenen König Desiderius nach Frankreich. Dort ward er zum Mönch geschoren,

und dann nach dem Kloster Corvey gebracht, wo er bis an sein Ende blieb. Karl war nun König der Longobarden, deren Reich und Unabhängigkeit nach einer Dauer von zweihundert und sechs Jahren einem einzigen Streiche erlag. Zur Sicherung dieser neuen Erwerbung fand Karl nichts weiter nöthig, als den Eid der Treue, den ihm die Longobardischen Herzoge leisteten, und eine Besatzung in Pavia; im Uebrigen blieben Verfassung und Gesetze wie zuvor. Auch Karlmann's Wittwe und Söhne waren in seine Hand gefallen, doch ist über ihr ferneres Schicksal nichts bekannt.

In Karl's Abwesenheit waren die Sachsen in Hessen eingebrochen, und hatten bis Fritzlar hin alles mit Feuer und Schwert verheert. Wir sehen ihn also im folgenden Jahre (775) wieder an der Weser, wo er abermals siegt, Frieden schließt, Geiseln nimmt, und mehrere Burgen erbaut. Im folgenden Jahre (776) war er wieder in Italien. Drei Longobardische Herzogthümer, Friaul, Benevent und Spoleto, hatten zu ihren Königen von jeher in geringer Abhängigkeit gestanden, und Karl'n hatte nur einer dieser Herzoge, Rotgaut von Friaul, die Huldigung geleistet. Jetzt empörte sich gerade dieser, wiegelte auch Benevent und Spoleto auf, und versammelte ein ansehnliches Heer. Aber die plötzliche Erscheinung des Rächers schreckte bald wieder zum alten Gehorsam zurück. Rotgaut fiel, noch vor Ostern war alles unterworfen, die beiden anderen blieben auch diesmal verschont, und Karl kehrte nach Worms zurück. Hieher hatte er einen Reichstag berufen, auf dem er neue Hülfe gegen die abermals im Aufstand begriffenen Sachsen verlangte. Er erhielt sie, und noch in demselben Sommer eilte er bis zur Lippe und Weser, überfiel die Empörer wie ein schnell aufsteigendes Gewitter, und schlug sie, diesmal nicht ohne Erbitterung, härter denn je. Er befestigte seine Burgen stärker, vermehrte die Besatzungen, und zwang die zunächst umher wohnenden Sachsen zur Taufe. Die neuen Geiseln sandte er so wie die früheren in Fränkische Klöster, und ließ sie unterrichten, um sich ihrer in der Folge zur Heranbildung ihrer Landsleute bedienen zu können.

Nun endlich glaubte er der Gewaltthätigkeiten gegen dieses Volk überhoben zu seyn und seinen Zweck auf einem friedlichen Wege verfolgen zu können. Er ließ daher im folgenden Jahre (777) die Edlen der Sachsen zu einem Reichstage nach dem in ihrem eigenen Lande gelegenen Paderborn einladen, und hier gelobten sie, gegen Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage, Karl für ihren Oberherrn

zu erkennen, und ihm Tribut zu zahlen, auch die Anstalten zur Begründung des Christenthums unter ihnen auf keine Weise zu hindern. Wer dem zuwider handle, sollte Güter und Freiheit verlieren. Allein Wittekind, ihr tapferster Anführer, war auf dem Reichstage nicht erschienen, sondern zu einem Dänischen Könige geflohen, was nicht auf friedfertige Gesinnung deutete.

Karl befand sich noch in Paderborn, als eine seltene Gesandtschaft erschien. Arabische Große aus Spanien waren es, welche sich gegen Abderahman (oben S. 112.) empört hatten, von ihm vertrieben worden waren, und nun Hülfe begehrten. Das Glänzende der Unternehmung lockte den feurigen Helden, und er sagte Unterstützung zu. Im folgenden Jahre (778) stand er am Ebro, eroberte Pampelona und Saragossa, und machte die Araber zittern. Aber die Sachsen gestatteten ihm keine lange Entfernung. Nach einem beschwerlichen Rückzuge mit vielem Verluste durch die unwegsamen Pässe*) der Pyrenäen, riefen ihn ihre Empörungen aufs neue nach dem Osnabrückischen. Denn während seines Zuges nach Spanien waren sie über die Grenzen gedrungen, und hatten mit Sengen, Plündern und Mord Alles bis in die Nähe von Köln verwüstet. Im Hessenlande an der Eder wurden sie geschlagen. Karl drang 779 und 780 vom Rhein her tief in Sachsen bis zur Elbe vor, nahm wiederum Geiseln, ließ Festungen bauen, und brachte Viele zur Taufe. Er schien nun so sicher zu seyn, daß er auf die Sachsen wie auf Reichsvölker rechnete, und ruhig (781) eine Reise nach Rom unternahm, um seinen zweiten Sohn Pipin als König von Italien, so wie den dritten, Ludwig, über Aquitanien, vom Papste salben zu lassen, obschon beide noch Kinder waren und Ludwig erst drei Jahr zählte.

Desto empfindlicher mußte ihm der neue Aufstand der Sachsen unter der Anführung des zurückgekehrten Wittekind seyn. Die Fränkischen Heere, welche wider die Sorben, ein zwischen der Saale, Elbe und Havel wohnendes Slavisches Volk, zogen, wurden in einer harten Schlacht am Süntel in der Nähe der Weser von den Sachsen fast gänzlich vernichtet (782). Auf diese Nachricht eilte Karl selbst herbei, und ehe die Sachsen es sich versahen, stand er bei Verden an der Aller. Er behandelte sie diesmal nicht wie Feinde, sondern wie Rebellen, und

---

*) Die Gascogner (Basken s. o. S. 50.) legten ihm hier Hinterhalte, und tödteten bei Roncesvalles seine tapfersten Kriegsleute, einen Eckhard, Anshelm, Rutland (Roland), nachher die Helden mannichfacher Dichtungen.

forderte die Edlen vor seinen Richterstuhl. Alle klagten Wittekind an, aber ausliefern konnten sie ihn nicht, weil er schon wieder nach Dänemark entwichen war. Das mußten die übrigen Theilnehmer des Aufstandes büßen. Viertausend und fünfhundert derselben ließ Karl greifen, und an einem Tage enthaupten.

Doch dies grausame Mittel wirkte nicht, wie es sollte. Das ganze Sachsenvolk erhob sich jetzt aus seinen entlegensten Sitzen, und schwur dem Franken, dem Feinde seiner Freiheit und seines Glaubens, gemeinschaftliche Rache. Von dieser Verzweiflung erfuhr Karl bald die stärksten Wirkungen. In einer blutigen Schlacht bei Detmold (783) widerstanden sie so hartnäckig, daß nichts entschieden ward. Er mußte sich nach Paderborn zurückziehen, und sein Heer verstärken. Ein zweites großes Treffen an der Hase im Osnabrückischen erfolgte, und zwar zum Nachtheil der Sachsen. Karl brachte nun die folgenden Jahre (784 und 785) in ihrem Lande zu, und durchzog es, bald drohend, bald gütige Versprechungen bietend. Da endlich stellten sich die beiden furchtbarsten Anführer, Wittekind und Abbio, nach vielen Aufforderungen, zu Attigny in der Champagne bei Karl freiwillig ein, ließen sich taufen, und hielten von da an unverbrüchlich Glauben und Treue.

Jetzt forderten die Italienischen Angelegenheiten wieder Karl's Aufmerksamkeit. Geschreckt durch den unglücklichen Ausgang des Herzogs von Friaul, hatte sich der von Spoleto unterworfen, Arighis von Benevent aber, Eidam des Desiderius, dessen weites Gebiet einen großen Theil des heutigen Königreichs Neapel umfaßte, wollte völlige Unabhängigkeit behaupten. Doch als Karl selbst erschien (787), und Alles verheeren ließ, mußte er die Gegenwehr aufgeben und Treue geloben. Nach seiner Rückkehr hielt Karl einen Reichstag in Worms, auf welchem der Baiernherzog Thassilo angeklagt ward, daß er Schwur und Gehorsam gegen den König verletzt. Denn Thassilo strebte wie jene Italienischen Herzoge nach der Freiheit, wie seine Väter sie besessen, und hatte sich, aufgeregt durch den Ehrgeiz und den Haß seiner Gemahlin Luitberge, einer Tochter des gestürzten Longobardenkönigs Desiderius, zu einer Reihe unkluger Handlungen verleiten lassen, welche den mächtigen Oberherrn reizen mußten. Vergebens warnte und ermahnte der Papst. Thassilo besaß die Gaben nicht, ein solches Unternehmen durchzuführen. Trotz und Kleinmuth wechselten in seiner Seele. Jetzt (787), wo drei Heere wider ihn im Felde erschienen, demüthigte er sich, und stellte dreizehn Gei-

seln als Pfänder seiner Treue. Aber im folgenden Jahre (788) ward er aufs neue beschuldigt, daß er sogar mit den Avaren heimlich unterhandelt und sie zu einem Einfalle in das Fränkische Gebiet bewogen habe. Scheinbar ruhig kam er selbst zum Reichstage nach Ingelheim, doch alle anwesende Fürsten sprachen ihm das Leben ab, nicht allein wegen der letzten Ereignisse, sondern weil er auch schon einst zu Pipin's Zeiten ohne Urlaub das Heer verlassen hatte, ein Verbrechen (Herisliz genannt), worauf nach Fränkischen Gesetzen der Tod stand. Karl aber wollte kein fürstliches Blut vergießen, sondern begnadigte ihn, und da der Herzog selbst in ein Kloster zu gehen begehrte, so erließ er ihm auch noch auf sein Bitten den Schimpf der Haarschur in der Pfalz vor den versammelten Edlen. Er nahm zu St. Goar die Kutte und wurde nach Fulda geschickt. Die herzogliche Würde in Baiern stellte Karl nicht wieder her.

Im Jahre 789 unternahm der König auch einen Zug über die Elbe. In den östlichen Theilen Deutschland's, welche, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch von Germanen bewohnt, in Folge der großen Völkerwanderung leer geworden waren, erscheinen, wie schon bemerkt worden ist (S. 77.), seit dem sechsten Jahrhundert Slavische Stämme. Es waren dies vornehmlich außer den bereits erwähnten Mähren, Böhmen und Sorben, die Bewohner der heutigen Länder Kärnthen, Steiermark und Krain; und nördlich von den Sorben die Wilzen in der Mark Brandenburg und die Obotriten in Meklenburg. Die Letzten, Karl's Verbündete, lebten mit den Wilzen in Feindschaft, und wurden von ihnen beunruhigt. Karl ergriff daher gegen diese die Waffen, demüthigte sie, und zwang sie Geiseln zu stellen, zur Gewähr künftiger Ruhe.

Andere unruhige Nachbarn, welche seit einer langen Reihe von Jahren räuberische Einfälle in Baiern und Italien machten, waren die Avaren, von den damaligen Fränkischen Geschichtschreibern Hunnen genannt. Seit dem Verfall ihrer Macht (oben S. 114.) hatten die Avaren ihre Wohnsitze nur noch im heutigen Ungern und in Oesterreich bis zur Ens. Karl beschloß, sie zu züchtigen, und ließ 791 drei Heere in Ungern einrücken. Die Avaren wurden geschlagen, und bis an die Raab verfolgt. Im zweiten Jahre darauf wollte er sie abermals angreifen, allein die Sachsen ließen ihn dazu nicht kommen. Dieses Volk konnte seine verlorne Unabhängigkeit noch immer nicht verschmerzen, empörte sich daher abermals, und veranlaßte Karl wieder zu einer Reihe

von Feldzügen *) in den Jahren 794 bis 798, die aber durch neue Ereignisse in Italien unterbrochen wurden.

Papst Hadrian I., Karl's kluger und wirksamer Freund, war 795 gestorben, und die Römer hatten Leo III. zu seinem Nachfolger gewählt. Diesen überfiel (799) bei einer öffentlichen Procession eine Rotte von Aufrührern, riß ihn vom Pferde, schleppte ihn in eine Kirche, wo er auf furchtbare Weise mißhandelt wurde, und dann in ein Kloster, wo er gefangen bleiben sollte. Aus diesem wurde er durch einen treuen Kämmerling gerettet; endlich erschien der Herzog von Spoleto, der ihn in Schutz nahm, und unter starker Bedeckung nach seinem Herzogthum führte. Der Vorfall wurde an Karl berichtet, und dieser befahl, den Papst zu ihm nach Sachsen zu bringen. So kam denn derselbe in Paderborn an, und ward von dem Könige und allem Volke mit größter Ehrerbietung empfangen. Karl versprach ihm alle mögliche Genugthuung, und sandte ihn unter einer zahlreichen Begleitung zurück. Im Herbste des folgenden Jahres (800) machte er sich selbst auf, und hielt in Rom in einer großen Versammlung von Geistlichen und Laien, in der er selbst als Schutzherr des päpstlichen Stuhls den Vorsitz führte, strenges Gericht über die Rebellen. Bald darauf wurden seine Franken, und vielleicht er selbst, höchst seltsam überrascht. Am ersten Weihnachtstage nämlich, als er, nicht in seinem gewöhnlichen Waffenrocke, sondern in dem Feierkleide eines Römischen Patricius, am Altar der Peterskirche niederkniete, um nach seiner frommen Weise die Andacht zu verrichten, trat plötzlich der Papst herzu, und setzte ihm eine Krone auf, worauf das ganze Volk dreimal laut und freudig rief: Karolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg. Leo fügte hierauf nach alter Weise die sogenannte Adoration**) hinzu, und

*) Während dieser Kämpfe schickte er seinen Sohn Pipin gegen die Avaren, der auch so glücklich war, bis an die Theiß vorzudringen, das Häuptlager des Chans zu erstürmen und alle Schätze zu erbeuten, die diese Horden binnen zweihundertfunfzig Jahren in Griechenland gewonnen hatten. Bis dahin, sagt Einhard, waren die Franken ein armes Volk, aber diese Beute machte sie reich. In demselben Jahre (796) kam ein Chan der Avaren, Tudun, nach Aachen, ließ sich taufen, und schwur Karl Treue. In der Folge bewog derselbe Tudun die Avaren zwar zu einem Aufstande, aber sie erlagen wiederum den Fränkischen Waffen, und das Volk war in diesen Kriegen so zusammengeschmolzen, daß es allmählig ganz verschwindet, wogegen die ihm unterworfen gewesenen Slavenstämme wieder hervortreten.

**) D. i. er berührte mit der einen Hand seine Lippen, mit der andern die Hand des Gekrönten und neigte sich gegen ihn.

allenthalben wurde der neue Römische Kaiser mit dem Ausrufe Imperator und Augustus begrüßt.

Karl soll, nach Einhard's Bericht, nachher geäußert haben, wenn er das gewußt hätte, so wäre er an diesem Tage lieber nicht in die Kirche gegangen. Indeß ist es kaum glaublich, daß die Sache selbst ganz unverabredet gewesen seyn sollte. Genug, Karl der Große war nun Römischer Kaiser. An äußerer Macht und Besitz von Ländern gewann er dadurch eigentlich nicht, nicht einmal in der Stadt, die seiner neuen Würde den Namen lieh, vielmehr scheint er die weltliche Gewalt in Rom mit dem Papste getheilt zu haben. Dennoch wäre es ganz irrig, in dieser Erwerbung nichts zu sehen, als den eitlen Prunk eines höhern Titels. Das Reich der Römer im Abendlande wurde allerdings nicht in seinen alten Grenzen, sondern nur dem Namen nach wiederhergestellt; aber auch dieser Name flößte selbst den Barbaren, die es gestürzt, noch immer Ehrfurcht ein. Eine dunkle Kunde von der Macht der alten Römischen Imperatoren über alle Lande, von der Kaiser Augustus und Constantinus Herrlichkeit, verknüpfte mit dem Kaisertitel in den Gemüthern die Vorstellung von der ersten weltlichen Gewalt unter den christlichen Völkern, so wie vom obersten Schutze der Kirche, und verlieh dem erneuerten Throne einen Glanz, der ihn hob und befestigte. Deswegen war es auch kein ganz leerer Rangstreit, wenn der Griechische Hof zu Constantinopel über diese Ansprüche des Frankenkönigs an eine Würde, die nach seiner Meinung nur ihm gebührte, die höchste Eifersucht zeigte*). Auch ließ sich Karl jetzt von allen seinen Unterthanen, Geistlichen und Weltlichen, einen neuen Eid schwören, wobei er dringend einzuschärfen befahl, daß dieser Schwur von der größten Wichtigkeit sey, und mehr enthalte als die dem Könige früher gelobte Treue.

Karl hielt sich noch über ein Vierteljahr in Rom auf, wie er denn überhaupt gern in dieser, trotz allen Verwüstungen noch immer schönen

*) Damals war die oben (S. 136.) erwähnte Verbindung zwischen Karl und Irene im Werke, deren indeß nur Byzantinische Geschichtschreiber gedenken. Vielleicht dachte Karl auf diese Weise allem Streit mit den Griechen ein Ende zu machen, die sich ihm auch schon früher, durch Unterstützung der Bewegungen in Benevent, feindselig gezeigt hatten. Irenens Nachfolger, Nicephorus, weigerte sich beharrlich, Karl als Kaiser anzuerkennen, und nach einigen Jahren brach über den Besitz von Venetien und Dalmatien offener Krieg aus, welcher indeß im Jahre 810 durch einen für die Griechen vortheilhaften Frieden geendet ward. Auch gab nach dem Tode des Nicephorus sein Nachfolger Michael Karl'n den Titel Basileus (Kaiser).

Stadt verweilte. Er schrieb darüber einst an seinen, bald näher zu erwähnenden, Freund Alcuin zu Tours, der ihn dahin zu begleiten ausgeschlagen hatte, er könne nicht begreifen, wie man dem goldenen Rom die Strohdächer von Tours vorziehen könne. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von dem Unterschied damaliger Fränkischer Städte von den Italienischen machen. Um dieselbe Zeit (803) eroberten die Franken unter Anführung König Ludwig's von Aquitanien nach wiederholten Angriffen in Spanien Barcelona, welches jetzt der Sitz eines Spanischen Markgrafen wurde, und sogar die Balearischen Inseln wurden von ihnen besetzt.

Nach einem mehr als dreißigjährigen Kriege waren die Sachsen des unaufhörlichen Kämpfens müde, und geneigt, die Vorschläge des Kaisers anzuhören, da auch dieser nicht mehr auf unbedingter Unterwerfung bestand. Nach einem neuen Zuge (803) gegen die noch widerstrebenden Bewohner der Gegenden an der untern Weser, in Folge dessen an zehntausend Sächsische Familien aus ihren alten Sitzen fortgeführt wurden, hörte jeder Widerstand auf. Die jenseits der Elbe belegenen Landstriche erhielten die Obotriten, Karl's treue Verbündete. Die Sachsen erkannten Karl als ihr rechtmäßiges Oberhaupt, und wurden als Christen den Franken ganz gleichgestellt. Sie versprachen, den Bischöfen und Grafen Gehorsam zu leisten, und ihnen dasjenige zu entrichten, was auch bei den Franken gegeben würde. Dagegen sollten sie von allem Tribut befreit und nur nach ihren eigenen Rechten gerichtet werden. Es wurden in ihrem Lande acht Bischofssitze gegründet, aus denen nachher bedeutende Städte entstanden sind, Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildesheim, und den Metropoliten zu Mainz und Köln untergeordnet. Für den Unmuth, den die Betrachtung dieser so langen, hartnäckigen und blutigen Kriege einflößt, entschädigt die erfreuliche Erscheinung, daß daraus doch die wohlthätigsten Folgen für das Land hervorgegangen sind. Die Sachsen wurden dem rohen Zustande ihres Lebens entrissen, den sie freiwillig niemals aufgegeben hätten. Auch das Christenthum würde bei der großen Starrheit ihrer Natur ohne äußere Nöthigung schwerlich jemals Eingang bei ihnen gefunden haben. Diese Einverleibung des Sachsenlandes gab dem Frankenreiche in den Normannen und Dänen unruhige und feindselig gesinnte Nachbarn. Ihr trotziger Fürst Gottfried, der Südjütland beherrschte, fiel die Obotriten an; Karl sandte den Letzteren Hülfe, doch endeten die Un-

ruhen erst, als Gottfried von den Seinen erschlagen ward. Da wurde Friede (811), und die Eyder zur Grenze zwischen beiden Nationen bestimmt.

So viele Eroberungskriege erforderten mehr Streitkräfte, als die Vasallen stellten, daher mußte unter Karl außer diesen auch jeder Freie, der nicht schon als Lehnsmann auszog, unter seinem Grafen und dessen Hauptleuten und Centenarien *), sobald das Aufgebot zur Heerfolge (Heerbann) erging, erscheinen. Schon unter Karl Martell war die alte Sitte der Verpflichtung aller Freien zum Kriege wieder hervorgesucht worden, nur wurde jetzt kein Unterschied zwischen Vertheidigungs- und Angriffskrieg mehr gemacht und statt der früheren Mahnung, der Jeder Folge leisten konnte oder nicht, trat jetzt ein Zwang ein. Wer nicht kam, bezahlte Strafe, und wenn er die sehr hohe Summe nicht aufbrachte, verfiel er in die Hörigkeit des Königs. Da aber nicht jeder Freie die Kosten der Ausrüstung tragen konnte, so setzte Karl fest, daß er nur dann in Person zu erscheinen brauchte, wenn er ein Landeigenthum von einer gewissen Größe besaß; von den Aermeren traten Mehrere zusammen, und rüsteten gemeinschaftlich einen Krieger aus. Jeder mußte mit einer Lanze und einem Schilde oder mit einem Bogen und zwölf Pfeilen, wer ein größeres Gut besaß, auch mit einem Harnisch versehen seyn. Lebensmittel sollte jeder auf drei Monate mitführen. Doch wurden nicht immer alle Heerbannpflichtige des Reiches aufgeboten, sondern gewöhnlich nur die Männer der Provinzen, welche dem Schauplatze des Krieges am nächsten lagen. Bei der Ausführung dieses Gesetzes fand, wie es in der Natur der Sache liegt, große Willkür von Seiten der Grafen Statt. Sie schonten ihre Hintersassen (S. 42.) so viel als möglich, und wälzten dagegen die Last des Heerbannes vorzüglich auf die gemeinen Freien. Daher traten viele der letzteren, um Schutz gegen diesen Druck zu gewinnen, in die Dienstpflichtigkeit, oder wol gar in die Hörigkeit **) des Grafen, oder anderer weltlichen Großen, oder der Kirche. Wenn sie diesen aber ihr freies Eigenthum übertrugen, und es von ihnen als Beneficium gegen Waffendienst zurückerhielten, kamen sie nur in das Verhältniß der Vasallen. Solche Besitzungen hießen in der spätern Sprache aufgetragene Lehen (feuda oblata).

---

*) Die Centenarien oder Centgrafen standen an der Spitze der Unterabtheilungen der Gaue, Centen oder Hunderte genannt (s. o S. 41.).

**) Die Hörigkeit umfaßt die verschiedenen Stufen der Unfreiheit, welche zwischen der bloßen Zinspflichtigkeit und der Leibeigenschaft in der Mitte liegen.

Dadurch hat sich besonders die Zahl der kleinen freien Landbesitzer, die noch von keiner Lehnsunterwürfigkeit wußten, immer mehr vermindert. Karl suchte zwar diesem Uebel durch Gesetze zu steuern, aber sie waren unzulänglich, und der Geist der Zeit, der zur Lehnsverfassung hinneigte, verhinderte ihre strenge Durchführung.

Indeß that Karl Alles, um dieser, so wie anderer Willkür seiner Beamten und der Bedrückung des Volks durch die Vornehmen zu steuern. Herzoge mit solcher nationalen Macht und Bedeutung, wie die der Baiern, Alemannen u. A. gewesen waren, welche der königlichen Gewalt und der Ruhe des Staats so leicht gefährlich werden konnten, gab es jetzt im Fränkischen Reiche nicht mehr, und die Grafen standen überall unmittelbar unter dem Könige. Damit diese aber nicht ungebunden handeln können, was sonst in so weitläufigen Ländern sehr leicht eingerissen wäre, machte Karl die treffliche Einrichtung, sie unter die besondere Aufsicht eigener Abgeordneten, Sendgrafen (missi dominici) genannt, zu stellen. Diese, gewöhnlich ein Bischof oder Abt und ein Graf, bereis'ten alljährlich ihre aus mehreren Gauen bestehenden Districte (missatica), welche meist mit den kirchlichen Abgrenzungen der Erzdiöcesen zusammenfielen, um die Grafen und Centenarien in allen ihren Verrichtungen zu beaufsichtigen, Rechtssachen, welche jene noch nicht zu Ende gebracht hatten, zu entscheiden, oder, wenn deren Urtheil gescholten wurde, in zweiter Instanz zu sprechen, und besonders auch auf die Ausführung der Heerbanns-Verordnungen zu sehen. Zu diesem Ende hielten sie viermal im Jahre und an verschiedenen Orten Provinzialversammlungen. Auf den Reichsversammlungen statteten sie ihre Berichte ab, und so wurde der Zustand der Provinzen eben sowol Gegenstand der Berathung mit den Reichsständen, als die allgemeinen Staatsangelegenheiten. Solcher Zusammenkünfte wurden jährlich zwei gehalten. Bei der ersten, die im Frühling Statt fand, in Verbindung mit dem Maifelde (welches schon Pipin der Kleine an die Stelle des alten Märzfeldes gesetzt hatte), erschienen die Bischöfe und Aebte, und von den weltlichen Vasallen alle die, welche Hof- und Staatsbeamte waren; bei der zweiten, im Herbste, nur die Vornehmsten und die Räthe des Königs. Die Gegenstände der Berathung wurden den Ständen vom Könige angegeben. War die Discussion geendet, so legten sie ihm das Ergebniß derselben vor, und wenn es die königliche Bestätigung erhalten hatte, wurde es als Gesetz (Capitulare genannt) ausgefertigt. Neben den

alten germanischen Hofbeamten, dem Marschall, Truchseß, Schenken und Kämmerer erscheint an Karl's Hofe, an der Stelle des Hausmeiers, der nicht mehr angetroffen wird, der Pfalzgraf (comes palatii) mit besonderem Einfluß. Er vertrat die Stelle des Königs im höchsten Gericht, wenn dieser abwesend und verhindert war oder minder wichtige Dinge zum Spruche kamen. An den Pfalzgrafen gingen zunächst die Appellationen von den Aussprüchen der Grafen und Sendgrafen. In den Gerichten der Grafen und ihrer Unterbeamten versammelt sich von dieser Zeit an nicht mehr die ganze Gemeinde, sondern das Recht wird jetzt immer im gebotenen und ungebotenen Ding von Schöffen, deren Zahl gewöhnlich sieben war, gefunden, welche der Graf und die Markgenossen gemeinsam auswählten. Als Beweismittel sind noch die Eidhelfer und Ordalien im Gebrauch, welche letzteren sogar mit neuen Proben vermehrt sind. Ihre Anwendung beaufsichtigte die Kirche.

Auch den Fehden suchte Karl so viel als möglich zu steuern; er verbot, was früherhin gebräuchlich war, bewaffnet zur Gemeinde und zum Gericht zu kommen; der in der Fehde Gefangene sollte nicht getödtet werden, und auf Befehl des Königs sollte jedenfalls von dem Kampfe abgestanden werden. Hinterlistiger Mord und wiederholter Raub wurden mit Todesstrafen bedroht. Mit dieser Criminaljurisdiction, dem Blutbann, war ebenfalls der Graf des Gaues beauftragt, der in diesen Fällen, welche sonst eine Fehde zur Folge gehabt haben würden, nicht mehr bloß zu seinem Gericht mahnte, sondern bei Strafe des Königsbannes (es waren sechzig Solidi) zu erscheinen gebot.

Die größeren Lehnsträger, so wie die Kirchen und Klöster, ließen sich häufig die Exemtion ihrer Besitzungen von der Gewalt des Grafen, das eigene Gericht über ihre Dienstmannen und Hintersassen (s. o. S. 42.) auch in allen übrigen Sachen als denen des Dienstes und des Zinses, durch königliche Privilegien ertheilen und bestätigen; doch mußten sie bei Klagen wider ihre Leute diese beim Gericht vertreten und in Criminalfällen die Beschuldigten dem Grafen ausliefern. Ein so eximirtes Gebiet wurde Immunität genannt. Heeresfolge leisteten aber die Dienstmannen, wenn ihr Beneficium so groß war, daß es diese auch für den freien Besitzer bedingt hätte, ganz wie die Eigenthümer. Mußte indeß der Herr allein der Lehnspflicht genügen, so richtete sich die Zahl der Leute, welche er mitbrachte,

wohl nach dem guten Willen und nach dem Umfange des Lehns, welches er selbst vom Könige hatte.

Die Grenzen seines weiten durch einen einfachen und gleichmäßigen Organismus zusammengehaltenen Reiches — auch in den ehemals Longobardischen Ländern war nach dem zweiten Italischen Zuge die Fränkische Verfassung eingeführt worden — schützte Karl der Große durch militärisch eingerichtete Landschaften, Marken genannt, welche sich vom Adriatischen Meere aufwärts bis zur Eider, längs den äußersten Wohnsitzen der Longobarden, Baiern, Franken, Thüringer und Sachsen hinzogen. Hier wurden Burgen erbaut, die benachbarten Völker im Zaum zu halten und die allmählige Verbreitung des Germanischen Lebens in deren Ländern ist vorzüglich diesem trefflichen Institute zuzuschreiben.

Den Geistlichen bezeigte Karl große Achtung; er erkannte die Wichtigkeit derselben für die religiöse und wissenschaftliche Bildung seiner Völker, nicht minder als für den Staat, wo sie die Einzigen waren, welche den König gegen die emporstrebende Macht der trotzenden Vasallen unterstützen konnten. Darum vermehrte er ihr Ansehen, ihre Vorrechte und ihre Reichthümer. Zu diesen Begünstigungen der Geistlichkeit gehören besonders die Gesetze über den Zehnten. Schon lange hatten die Bischöfe die Laien ermahnt, den zehnten Theil vom Ertrage ihrer Güter alljährlich an die Priester abzutragen, weil Gott es im alten Testamente ausdrücklich befohlen habe, aber ohne Erfolg, wenigstens ohne allgemeinen. Erst Karl war es, der diese in Anspruch genommene Verpflichtung zu einem förmlichen Gesetze erheben ließ, und nicht einmal die königlichen Kammergüter davon ausgeschlossen wissen wollte. Indeß fand sich bei den Großen sowol, als beim Volke anfangs wenig Geneigtheit zur Entrichtung dieser Abgabe. Besonders schien sie den Sachsen, in deren Ländern der Zehnte wol mit besonderer Strenge eingetrieben werden mußte, da hier zum Unterhalte der Geistlichkeit zunächst keine ausreichenden liegenden Grundstücke vorhanden waren, — eine Einbuße an ihrer Freiheit, und trug nicht wenig dazu bei, sie gegen das Christenthum so halsstarrig zu machen *). Uebrigens wurde verordnet, daß die Armen von der Kirche einen Theil des Zehnten zu empfangen hätten. Daß die Bevorzugung der Geistlichen bei Karl indeß ihre sehr vernünftigen

*) Decimae Saxonum subverterunt fidem, schreibt Alcuin.

Grenzen gehabt hat, kann schon aus folgenden Fragen hervorgehen, die er ihnen, um sie auf ihre wahrhaften und höhern Pflichten aufmerksam zu machen, zur Beantwortung vorlegte: „Wie weit ist es einem Bischof oder Abt erlaubt, sich in weltliche Dinge zu mischen? — Was für Dinge verspricht ein Christ in der Taufe, und welchen entsagt er? — Heißt das die Welt verlassen, wenn man bald durch Versprechung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige oder Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch oft in die größte Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden? — Heißt das auch die Welt verlassen, wenn man noch eine unersättliche Begierde nach fremden Gütern äußert, und Menschen durch Geld zu Meineiden und falschen Zeugnissen verführt? — Wo steht geschrieben, daß jemand wider Willen zum Geistlichen oder Mönch gemacht werden könne? — Was frommt's der Kirche, wenn ein Prälat mehr auf die Menge, als auf die Tüchtigkeit seiner Untergeistlichen sieht, und sich mehr um ihr Singen als um ihren Lebenswandel bekümmert? Mag doch ein Mönch immerhin ein unvollkommener Sänger seyn, wenn er nur kein schlechtes Leben führt. Reine und edle Sitten sind ja doch das Erste am Menschen!"

Auch die Bischöfe, obgleich sie vom Volke und vom Klerus des bischöflichen Sitzes, der ecclesia cathedralis erwählt werden sollten, (Th. III. S. 367.) ernannte Karl häufig ohne weiteres, und Klöstern, die sich seinen besondern Schutz gegen Eingriffe der Bischöfe ihrer Diöcese bei Erwählung ihrer Aebte und in Betreff ihrer Güterverwaltung erbaten, gewährte er solchen nach dem Beispiel seiner Vorgänger durch Privilegien, welche sie zu königlichen Klöstern machten. Die Aebte der bedeutenderen unter diesen erhielten dann auch Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen. Doch wurden dagegen ihre Güter häufig, weil sie theils von den Königen geschenkt, theils von den Kirchenoberen an Dienstmannen verliehen waren, vom Kaiser weltlichen Großen zur Verwaltung und Benutzung verliehen, so weit sie nicht zum Unterhalt der Mönche nöthig waren. Eine noch größere Beschränkung erlitt die Gewalt der Bischöfe, die Einkünfte ihrer Kirchen nach Belieben für sich, die Geistlichen, die Armen, die Erhaltung der Gebäude u. s. w. zu verwenden, daß man den Laien, welche neue Klöster und Kirchen bauten und ausstatteten, nachgeben mußte, die Verwendung dieser Gü-

ter zu bestimmen und zu beaufsichtigen. Oft behielten auch die Stifter sich selbst und ihren Nachkommen die Vogtei der neu gestifteten Kirchen oder des reich begabten Klosters vor. Dieses Amt bestand in dem Vorsitz des Gerichtes der Dienstleute und Hintersassen der Kirche, in der Anführung derselben im Kriege und in der Vertretung derselben vor dem Gerichte der Grafen. Es mußte ihnen und ihren Familien auch gewöhnlich das Recht der Bestätigung oder Verwerfung der für solche Kirchen eingesetzten Geistlichen überlassen werden.

Wie weitgepriesen Karl's des Großen Name schon unter den Zeitgenossen war, zeigen die Gesandtschaften, welche die Araber aus Asien, Africa und Spanien an ihn schickten, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Der berühmte Chalif Harun al Raschid ließ ihm zu seiner Kaiserkrönung Glück wünschen und sandte zugleich einen Elephanten, der nicht geringes Staunen erregte, außerdem (unten II., 2.) machte er ihm Geschenke mit den kostbarsten Indischen Gewürzen und mit morgenländischen Kunstarbeiten, worunter eine Uhr merkwürdig ist, als ein Beweis der großen mechanischen Fertigkeit der Araber. Es war eine Wasseruhr von Metall, die einen Zeiger hatte, und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch Reiter, welche sich an selbst aufspringenden Thürmen zeigten, kund that. Karl's Gaben bestanden in Pferden, trefflichen Jagdhunden, feiner Leinwand und anderen Weberarbeiten, worin die Fränkischen und Friesischen Frauen sehr geschickt waren. Zu seinem Gesandten nach Bagdad brauchte er einen Juden, Namens Isaak.

Alle Großthaten des Krieges aber, durch welche vornehmlich dieser Glanz erworben war, achtete Karl für gering gegen die Bemühung, seiner Völker Geist und seinen eigenen durch Kenntnisse auszubilden. Das schöne Vorbild der alten Römerwelt, das er noch in den Trümmern jener majestätischen Stadt ehrte, ließ ihn nicht rasten. In Italien hatte er einen Englischen Mönch, Namens Alcuin (geb. 735 gest. 804), kennen gelernt, der, in der weit berühmten Schule zu York gebildet, auf allen damals angebauten Feldern der Wissenschaften wohl bewandert war. Er zeichnete sich besonders durch die Gabe aus, seine vielfachen Kenntnisse auf eine die Zuhörer anziehende und befriedigende Weise mitzutheilen. Dadurch gefiel er dem Könige so sehr, daß er ihn nach Deutschland berief, zum Lehrer seiner Söhne

und Töchter. Bald darauf kam ihm ein munterer, wißbegieriger Knabe Namens Einhard, aus dem Odenwalde gebürtig, vor Augen, den er seinen Söhnen, als einen Sporn zur Nacheiferung, zum Gesellschafter gab. Es ist ein trefflicher Mann aus ihm geworden, der nachher seines Wohlthäters Leben in gutem Latein beschrieben hat. Noch einen andern Jüngling von feinem Geiste gewann Karl dem schönen Bunde, den glücklichen Angilbert, der Capellan an seinem Hofe wurde, welche Stelle der Kaiser mit seltener Güte bald darauf in ein weltliches Ehrenamt verwandelte, als, wie überliefert wird, die schöne Bertha, Karl's liebste Tochter, ihm heimlich ihr Herz geschenkt, und ihn vom Vater sich zum Gemahl erbeten hatte. Etwas Aehnliches, aber noch weniger verbürgtes, wird von Einhard erzählt: daß nämlich eine andere von Karl's unehelichen Töchtern, Emma, ihn eines Abends auf den Schultern über den Schloßhof getragen, damit nicht die männliche Spur im Schnee den unerlaubten Besuch verriethe; daß aber der alte Kaiser, der eine schlaflose Nacht gehabt, selbst am Fenster dem seltsamen Auftritt zugesehen, und die Liebenden am folgenden Morgen entlarvt habe.

Der große Mann war, so oft seine Zeit es erlaubte, bei dem Unterrichte zugegen, welchen Alcuin seinen Söhnen gab, und lernte selbst noch von ihm. Latein sprach er fertig, im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen, und bei seiner so großen Thätigkeit hatte er doch noch Zeit zum Lesen übrig. Besonders verehrte er die beiden berühmten Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, deren beredten Ausdruck er nicht genug bewundern konnte. „Ha! rief er einst voll edlem Eifer aus, wenn ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte." Worauf Alcuin erwiederte: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat nur diese zwei gehabt, und du verlangst ihrer zwölfe!"

In dem gelehrten Verein, welchen diese und andere am Hofe lebende ausgezeichnete Männer bildeten, verläugnete Karl durchaus den Kaiser. Er ließ sich David nennen, Alcuin hieß Flaccus, Angilbert Homer u. s. w. Hier besprach man sich über die Ausbildung der Muttersprache, es wurden ältere Deutsche Heldenlieder gesammelt, eine Deutsche Grammatik versucht, Deutsche Namen für die Monate und Winde erfunden, und über die Erziehung des Volks und besonders der Geistlichen berathschlagt. Karl gab nur geschickten Männern die besseren Pfründen, und befahl auf das strengste bei allen Kathedra-

len und Klöstern Schulen einzurichten, in welchen Lesen, Schreiben und das Christenthum, und für die Geistlichen auch höhere Wissenschaften gelehrt werden sollten. Die Schule im Kloster des heiligen Martin zu Tours, welcher Alcuin später als Abt vorstand, hat lange ihren Ruf behalten. Auch Paris, Soissons, und viele Deutsche Klöster hatten gute Schulen. Für die Geistlichen, welche selbst keine Predigten ausarbeiten konnten, ließ Karl durch Paul Warnefrid im Kloster zu Montecassino eine Sammlung von Vorträgen älterer Kirchenlehrer entwerfen und machte diese zum Gebrauch der Kirchen bekannt mit einer Vorrede, in welcher er selbst die Geistlichen zum eigenen Studium der heiligen Schrift aufmunterte. Ferner ermahnte er die Mönche zum Bücherabschreiben, und brachte für sich eine Bibliothek zusammen, welche auf seinen Befehl nach seinem Tode zum Besten der Armen verkauft wurde.

Eine eigene Schule richtete er am Hofe ein, als Muster für die übrigen, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niederen, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in das Gemach und ließ die Schüler prüfen. Die geschickten mußten sich auf seine rechte, die ungeschickten auf seine linke Seite stellen, und hier fand sich, daß die Letzteren gerade die Vornehmen waren, und fast nur diese. Darauf wandte er sich zu den fleißigen aber armen Kindern, und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei, und werdet immer vollkommner. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zornig zur Linken — ihr, Söhne der Edlen, ihr feinen Burschen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben; ich sage euch, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; und ihr habt nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!"

Auch der Verbesserung des Kirchengesanges widmete Karl seine Aufmerksamkeit. Papst Hadrian sandte ihm aus Rom, wo durch Gregor's Bemühungen (s. o. S. 94.) diese Kunst eine gewisse Ausbildung empfangen hatte, zwei seiner besten Sänger. Karl wies dem einen zu Metz, dem andern zu Soissons seinen Wohnsitz an. Hier mußte nun jeder, der an einer Schule den Gesang lehren, oder an einer Kirche Vorsänger werden wollte, sich in der Römischen Gesang-

weise unterrichten lassen. Im Orgelspiel sollten die Schüler ebenfalls geübt werden. Aber die plumpen Franken stellten sich eben so ungeschickt zum Singen als zum Spielen an. Die Italiener verglichen ihren Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere und dem Gerumpel eines Lastwagens auf einem Knüppeldamm, und Alcuin klagt oft in seinen noch vorhandenen Briefen, daß er so äußerst wenig ausrichten könne, und mit einer fast bestialischen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe.

Es ist von dem höchsten Interesse, einen großen Mann auch in seinen geringen Beschäftigungen zu betrachten, und zu sehen, wie es das nämliche Licht ist, das ein kleines Zimmer und draußen die ganze Welt erleuchtet. Es war dieselbe Thätigkeit, mit welcher Karl Heere anführte und Schulprüfungen anhörte, Gesetze für große Völker ersann, und Griechische Vocabeln lernte. Für Alles schien er geboren, und alle Meister übersah er. Wenn er auf seine Höfe kam, ließ er sich die Rechnungen vorlegen, wo Alles, bis auf die Anzahl der Eier, eingetragen seyn mußte, überzählte Einnahme und Ausgabe, rechnete seinen Verwaltern nach, und machte Bauanschläge, als wäre er nichts als ein Landmann. Seine Verordnungen und Anweisungen zum Betrieb der Cultur auf den königlichen Gütern werden von Kennern als ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Einsichten in die Landwirthschaft gepriesen.

Seine Bauten waren zahlreich und sehr bedeutend. An mehreren Orten ließ er prächtige Paläste aufführen, unter welchen die zu Aachen, Ingelheim und Nimwegen die berühmtesten sind. Denn einen festen Wohnsitz hatte Karl nicht, am liebsten aber wohnte er auf seinen Schlössern in den Rheinlanden und vorzüglich zu Aachen in den Gegenden, von welchen die Macht seines Hauses ausgegangen war, wo er, außer jener Pfalz, der Mutter Gottes zu Ehren eine Kirche bauen ließ, welche Einhard als ein Gebäude von bewundernswürdiger Schönheit beschreibt. Ferner ließ er Dörfer und Klöster anlegen, Sümpfe austrocknen und Wälder urbar machen. Eben so ward Anderen das Bauen dringend empfohlen und vorzüglich den Bischöfen ans Herz gelegt, die Kirchen ihres Sprengels in gutem Stand zu erhalten. Die Mönche bauten selbst, schon weil die Regel des heil. Benedict ihnen neben Andacht und Beten Handarbeit gebot, und weil sie allein im Besitz der an sich freilich sehr geringen, aber in Vergleich mit der Unwissenheit der Weltlichen immer etwas bedeutenden,

mathematischen Kenntnisse jener Zeit waren. Zur Beförderung der Schifffahrt wollte Karl einen Canal graben lassen, welcher die Rednitz mit der Altmühl, und dadurch den Main mit der Donau, folglich die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbinden sollte. So wäre eine Wasserverbindung zwischen Constantinopel — damals dem Hauptsitze des den Orient und Occident verbindenden Handelsverkehrs — und dem Herzen der Fränkischen Staaten zu Stande gekommen. Aber vergebens ward mehrere Monate an dem kühnen Werke gearbeitet, häufiges Regenwetter spülte das Ausgegrabene wieder ab, und bei den mangelhaften Anstalten und unvollkommenen Werkzeugen mußte man die Fortsetzung des Unternehmens aufgeben.

Es wird den Lesern willkommen seyn, Einiges von dem Aeußern des großen Mannes hier zu finden. Wir wollen Einhard reden lassen. Von Körper, sagt er, war Karl der Große voll und stark vom Wuchs erhaben, denn er maß sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, die Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelmäßig, das Haar glänzend weiß, die Miene heiter und fröhlich, die ganze Gestalt, sitzend und stehend, voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und kurz, und der Bauch etwas zu weit vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältniß der übrigen Glieder diese Fehler. Der Gang war fest, die gerade Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewol der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Seine glückliche Gesundheit ward nur in den vier letzten Jahren durch häufige Fieber angegriffen, gegen die er nach eigenen Einfällen mancherlei, doch nichts auf den Rath der Aerzte, versuchte. Denn diese haßte er, weil sie ihm Gebratenes, seine Lieblingsspeise, verboten. Karl's Vergnügungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er es allen Anderen zuvorthat. Vorzüglich wegen der Nähe der Bäder baute er den Palast zu Aachen, und lud jedermann zum Baden ein, daher man oft mehr als hundert Badende beisammen sah. Er bediente sich stets der Fränkischen Kleidung; auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemde (von seinen Töchtern gesponnen und gewebt), darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden, im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Ueberwurf von Otterfell. Sein Oberkleid war ein kurzer Venedischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber, bei feier-

lichen Gelegenheiten auch wol, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Ausländische Kleidung war ihm verhaßt, und nur zweimal hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo, die lange Römische Tracht angelegt. In seinem gewöhnlichen Anzuge war er fast in nichts von den Gemeinen unterschieden. Speise und Trank genoß er mäßig, und Trunkenheit war ihm ein Abscheu. Gastereien fanden selten statt, und nur an festlichen Tagen; dann aber liebte er, recht viel Menschen um sich zu sehen. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer den Braten, welche die Jäger an den Spießen hereinbringen mußten. Während der Mahlzeit ward irgend ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorgelesen, auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders die vom Gottesstaate. Nach Tische ruhete er zwei bis drei Stunden, dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier bis fünfmal, nicht bloß durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ auch wol Geschäftsleute oder Kläger vor, und entschied ihre Händel auf der Stelle. Er sprach viel und gern, und wußte sich über alles höchst klar und fließend auszudrücken. Er ließ sich Vorlesungen über Grammatik, Rhetorik und Dialektik halten, und viel Zeit verwendete er auf Sternkunde und Sterndeutung. Auch das Schreiben versuchte er, und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, damit er in müßigen Stunden seine Hand üben konnte. Aber die zu spät angefangene Kunst wollte nicht recht gelingen. Die Religion ehrte er tief im Herzen; die Kirche besuchte er früh und Nachmittags, oft auch des Abends, unverdrossen, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. Karl's Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen über das Meer nach Syrien, Aegypten und Africa, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er von nothleidenden Christen hörte; und vorzüglich deshalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit diese Wohlthaten den armen Gläubigen in ihren Staaten desto sicherer zukämen. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte zu seinen liebsten Beschäftigungen, sein verehrtes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmücken und emporzuheben. Kraft seines Testaments wurden zwei Drittel seines gesammten Schatzes, seines Hausraths und seiner Kostbarkeiten gleich-

mäßig als Almosen an die Geistlichen in den ein und zwanzig Metropolitanstädten seines Reichs vertheilt, so daß der Metropolitan für seine Kirche den dritten Theil, und seine Unterpfarrer die beiden anderen Theile erhielten. Jene Städte waren Rom, Ravenna, Mailand, Friaul, Grado, Köln, Mainz, Salzburg, Rouen, Trier, Sens, Besançon, Lyon, Rheims, Arles, Vienne, Tarascon, Yverdun, Bordeaux, Tours und Bourges. Unter den Kostbarkeiten waren drei schöne, massive silberne Tische, auf deren einem die Gestalt der ganzen Erde, so wie auf dem andern eine Abbildung von Rom und Constantinopel gearbeitet war. Sie wurden den Kirchen zu Rom und Ravenna geschenkt. — So weit Einhard.

Karl hatte den Schmerz, von seinen drei Söhnen, unter welche er bereits das ganze Reich getheilt hatte, noch vor seinem Tode zwei, Karl und Pipin, sterben zu sehen. Der übrig gebliebene Ludwig, König von Aquitanien, war also sein einziger Erbe. Karl übernahm, als hätte er die künftigen Ansprüche der Päpste geahnet, auf einem Reichstage zu Aachen das Geschäft der Krönung selber (813). Er unterredete sich mit seinen Großen, ermahnte sie, seinem Sohne allezeit treu zu bleiben, und fragte jeden, von den Vornehmsten anfangend, ob er sein Vorhaben ins Werk richten solle. Sie antworteten einmüthig: Gott wolle es also haben. Karl ging demnach am nächsten Sonntage (16. November) im kaiserlichen Ornat in die Marienkirche (o. S. 160.) und nachdem er das Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in Allem zu halten, für die Kirche Sorge zu tragen, und sie gegen böswillige Menschen zu schützen, sich gegen seine Schwestern und jüngeren (außerehelichen) Brüder allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, Keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursach und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu verhalten. „Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es. „Nun wohl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen." Er that's vor allem Volke. Der Vater beschenkte ihn hierauf herrlich, und schickte ihn, nach einem unter vielen Thränen genommenen Abschied, nach Aquitanien, seiner Provinz. Es war das letzte Mal, daß er ihn gesehen.

Im Januar 814 verfiel der zwei und siebzigjährige Greis in ein heftiges Fieber, das mit Seitenstechen verbunden war. Er wollte sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten heilen, allein die erschöpfte Natur hatte keine Hülfe mehr. Er starb am 28sten desselben Monats, nachdem er sich noch den Tag vorher mit der Verbesserung einer biblischen Handschrift beschäftigt hatte *). Unter allgemeinem Wehklagen des Volks ward er in der von ihm erbauten Kirche zu Aachen beigesetzt, wo sein Leichnam ruhte bis auf Kaiser Friedrich I., der ihn in eine prächtigere Grabstätte legen ließ, und es zugleich bei dem Papst Paschalis III. bewirkte, daß der durch so viele Thaten große und unvergeßliche Krieger und Gesetzgeber auch zu den Helden der Kirche gezählt, und unter die Zahl der Heiligen gesetzt ward.

*) Einhard ermangelt nicht, die Vorzeichen anzugeben, die des Kaisers nahen Tod deutlich vorher verkündigt haben sollen: häufige Finsterniß, der Einsturz des bedeckten Ganges zwischen dem Schlosse und der Kirche zu Aachen, das Abbrennen der neuen Rheinbrücke bei Mainz, an welcher zehn Jahre lang gebaut worden war u. s. w.

Mittlere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug. (814—1096.)

1. Einleitung.

Ueberblicken wir die im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten an unsern Blicken vorübergegangenen Ereignisse, so ist deren wesentlicher und bleibender Inhalt die Befestigung und Ausbildung des Germanischen Lebens im westlichen Europa und die Durchdringung desselben mit den Lehren und Formen des Christenthums und der Römischen Kirche. Die Ostgothen, Vandalen, Heruler, Burgunder, alles Zweige der großen Gothischen Völkerfamilie, sind von der Weltbühne wieder verschwunden; nur noch einen Stamm derselben, die Westgothen, sehen wir bemüht, von den nordwestlichen Bergen Spanien's her sein Reich zurückzuerobern und in diesem Kampfe die verlorne Germanische Kraft und Eigenthümlichkeit allmählig wieder erlangen. Vergebens war das Bemühen Theoderich des Großen gewesen, den Völkern seiner Abstammung in dem Italischen Reiche eine feste Stütze und einen dauernden Mittelpunkt zu geben, wenn er sie auch durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit bei seinem Leben einander näher verband. Die Gothen hatten kräftigeren Naturen den ersten Platz abtreten müssen. So brachten denn die Franken durch Waffengewalt die übrigen Germanen unter ihre Herrschaft. Die Karolinger vollendeten dieses Reich; den unterworfenen Alemannen, Baiern und Thüringern fügten sie die Friesen, die Longobarden und die Sachsen hinzu. Araber und Avaren hatten indeß die Länder des mittleren Europa geängstiget, aber schon Kaiser Karl konnte sein Schwert wieder erobernd gegen beide wenden. Es ist ein Streben in Karl's des Großen Regierung nicht zu verkennen, die einzelnen Nationalitäten zu einer großen Einheit zusammenzuführen. Die Könige und Herzöge der beherrschten Völker verschwanden, das Reich wurde ein systematisch geordnetes, allgemeine Gesetze, Verfügungen und Anordnungen wurden getroffen.

Der Staat der Germanen hatte durch Pipin's Verlangen, vom Papste die Bestätigung und Anerkennung seiner neuen Würde zu erhalten, die Kirche ausdrücklich für das Höhere, über der Welt Stehende, anerkannt und Papst Leo schien demnach nun mit der Kaiserkrone seinem Beschützer Karl die Weihe der höchsten irdischen Gewalt ertheilt zu haben. Wir haben gesehen, wie die Päpste und die Fränkischen Herrscher durch gegenseitiges Bedürfniß und gegenseitige Dienste einander näher kamen; jetzt waren beide Theile zur Herrschaft in ein und demselben Reiche der Christenheit vereinigt, denn mit den Erinnerungen von der Weltherrschaft der alten Römischen Kaiser verknüpfte sich bald die Vorstellung von der Oberhoheit des höchsten christlichen Herrschers über alle, die den Glauben an den Gekreuzigten bekennen. So erhielt wie die Kirche in dem Papste, auch die Welt in dem Kaiser ihre höchste Spitze. Christus hatte Petrus, Petrus hatte seinen Nachfolgern die Gewalt auf Erden zu lösen und zu binden verliehen. Das Schwert des Herrschers zu führen, übertrug Gott dem Kaiser durch den Papst; und der Kaiser vergab wiederum Macht und Besitz an seine Vasallen.

Die vollständige Ausbildung dieser Ideen gehört dem Zeitraume an, dessen Schwelle wir jetzt betreten. Karl's des Großen Gebäude zerfällt, weil die Germanen für ein so geordnetes Staatsleben ohne den gewaltigen Geist jenes Herrschers noch nicht reif sind, weil die einzelnen Völker schon zu bedeutende Verschiedenheiten entwickelt hatten, um in der beengenden Einheit eines solchen Reiches ausdauern zu können. Wir erinnern an den großen Gegensatz des rein Germanischen und des Romanischen Wesens, und an die Verschiedenheit, welche innerhalb des Letzteren nach der Eigenthümlichkeit der Stämme und der Länder, in denen die Niederlassung geschehen war, sich erzeugt hatte. Doch blieb dem westlichen Europa, soweit überhaupt die Deutschen gedrungen waren, die höhere geistige Einheit und Gemeinsamkeit der Denkweise so wie der ganzen Gestaltung des Lebens, dessen organische Glieder und Unterschiede die einzelnen Staaten in ihrem zugleich gesonderten und doch übereinstimmenden Daseyn von nun an bilden.

Zunächst schien Alles kaum Gegründete wieder der Auflösung und Zerstörung anheim gegeben zu werden. Es folgten Zeiten großer Verwirrung, aber nicht des verworrenen Treibens der Kraft wie zur Zeit der Völkerwanderung, sondern der thatlosen Schwäche wie damals, als die Merovinger den Franken geboten. Wie man sich früher der

Raubzüge der Avaren und Araber kaum zu wehren vermocht, so plünderten jetzt die Ungern und Normannen in Deutschland, Italien, Frankreich und England, im Süden landeten wieder dieselben Saracenen, fast ebenso ungestraft als Bulgaren und Slaven das Byzantinische Reich durchzogen. Während dieser bedrängenden Kriege von außen, und unaufhörlicher wilder Fehden im Innern erhielt das Lehnswesen seine durchgreifende Gestaltung. Karl's des Großen Verfassung hatte noch einen starken Hintergrund an der Gemeinde der freien Männer gehabt; jetzt zwingt die Noth und die höchste Schutzlosigkeit jeden Schwachen, bei dem Stärkern Hülfe zu suchen und deshalb sein Mann zu werden. Manches Große und Herrliche entwickelte sich in diesen Formen, aber wie hoch auch das lebendige Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen angeschlagen werden muß, so hingebend auch die Treue und Liebe der Dienstleute zum Herrn seyn mochte, so schön das patriarchale Bezeigen des Grundherrn zu seinen Eingesessenen und Hörigen, es war doch hier wie bei allen rein auf das Innere und das Gemüth gestellten Verhältnissen nichts Gesichertes und Festes und der vorherrschende Charakter dieser Zustände war die Gewalt. Was sonst geschah trug den Stempel privater Uebereinkunft zwischen Zweien. Eines allgemeinen geistigen und höheren Inhalts, als dieses weltliche Treiben in sich haben konnte, war sich nur die Kirche bewußt, so wie auch diese allein durchgreifender Gesetze und Bestimmungen über ihr Leben sich erfreute.

Allmählig kamen die Staaten wieder zu größerer Festigkeit. Glänzend vor allen erhebt sich Deutschland unter einer Reihe ausgezeichneter Herrscher und erringt seinen Königen die Kaiserwürde. Der Normannen Einfälle enden, wie einst die der Deutschen in die Römischen Provinzen, mit ihrer Niederlassung in den geplünderten Landstrichen, und das erschlaffte Germanische Leben erhält durch sie seine letzte nordisch kräftige Verstärkung.

Was aber hatte das Papstthum gewonnen indem es sich den abendländischen Reichen anschloß? Für seine Herrschaft über die Kirche sehr Bedeutendes. In rein geistlichen Dingen konnte der Papst auf die unbedingte Unterstützung der weltlichen Macht zählen. Die andere Seite war aber das Verhältniß zu dieser selbst. Hier lag es nicht fern, daß die Kaiser (auch Karl der Große sah die Sache wol so an) die Päpste als die ersten Bischöfe ihres Reiches betrachteten, in deren Wahl und sonstige weltliche Verhältnisse einzugreifen sie sich

wie bei den anderen geistlichen Vorstehern berechtigt hielten. Den größten Bischöfen hatten die Frankenherrscher die größten Besitzungen und die größte Immunität ertheilt; sehr häufig wurden sie zum Schutze derselben gegen Arglist und Gewalt herbeigerufen; sollten sie nicht auch die Rechte, welche mit solcher Stiftung und Beschirmung verbunden waren, in Anspruch nehmen? Zuerst nach Karl's des Großen Tode schien allerdings das Papstthum einen gewaltigen Aufschwung zu nehmen, unter den schwachen Karolingischen Königen konnte man glauben, mit dem Vorrechte, die Krone aufzusetzen, sey auch das der wirklichen Erbtheilung verbunden. Bald sah sich indeß die emporstrebende Macht in ihrem Laufe gehemmt, und zwar durch Umstände, von denen sie wahrscheinlich gerade die höchste Unabhängigkeit von allem weltlichen Einfluß erwartet hatte. Es war nämlich der Landbesitz der Römischen Kirche, welcher unfähige und verderbte Männer auf den heiligen Stuhl brachte. Ganz wie damals in allen Staaten die Kirche durch die unauflösliche Verflechtung, in welche sie durch Grundeigenthum, bedeutende Einkünfte und Hoheitsrechte mit dem Staate gerieth, immer mehr in ihr fremde Interessen gezogen wurde, wie die Könige solchen Reichthum in ihnen geneigte Hände zu bringen suchen mußten, wie große Familien in einer Diöcese alles daran setzten, diesem oder jenem ihrer Glieder das Hirtenamt derselben zu verschaffen, wie Volk und Klerus der Gemeinden das alte Recht, die Vorsteher zu wählen, fast nirgend mehr durchsetzen konnten, weil Bischöfe und Aebte wirklich nicht mehr bloß ihre geistlichen Pfleger und Seelsorger waren; wie darum in der jetzt wieder einbrechenden allgemeinen Verwilderung der Sitten selbst die Geistlichen nicht ausgenommen bleiben, so fand sich auch dieses alles hemmend und hindernd um den höchsten Bischofsstuhl der Christenheit herum vereinigt. Vor allem gefährlich zeigte sich der Einfluß der Römischen Vornehmen in der eines Herrn im eigentlichen Sinne entbehrenden Stadt. Hinterlist, Gewalt und Mord setzten diese, in Parteien zerrissen, jetzt daran, ihnen verwandte, oder ihrer Faction befreundete Männer zu Päpsten zu erheben, um dann durch diese zu herrschen und die eigene Macht zu verstärken. Diese Umtriebe forderten, sobald in Deutschland wieder kräftige Herrscher an die Spitze traten, einen wirksameren Schutz und ein thätigeres Eingreifen in die Zustände des Römischen Stuhles als je vorher nützlich und nöthig gewesen war. Auch die ersten Versuche, das ganze entartete und verderbte Kirchenwesen

zu reformiren gingen von den Kaisern aus, bis dann am Ende Gregor VII. erkannte, daß eine solche Verbesserung unmöglich sey, ohne die völlige Befreiung der Papstwahl von weltlichen Einflüssen, ohne die vollständige Losreißung der Kirche vom Staate. Und wenn bisher alles, was die Päpste Umsichtiges gethan, Kluges gewollt und Lohnendes erreicht, immer nur aus den nächsten Bedingungen hervorging und die nächsten Zwecke im Auge hatte, und nur der Irrthum neuerer Geschichtschreiber ihre ganze Stellung als prämeditirt angesehen hat, so tritt dagegen jetzt das klarste Bewußtseyn über den großen und erhabenen Gedanken der vollendeten Unabhängigkeit der Kirche ein. Mit Gregor dem VII. beginnt eine neue Aera für die Hierarchie.

Ehe wir aber alle diese Begebenheiten im ausführlichen Zusammenhange betrachten, wenden wir zuerst den Blick auf die Reiche der Araber und Byzantiner, um deren Schicksale bis zu ihren neuen Berührungen mit dem Abendlande in wenigen Zügen zu überschauen.

---

2. Die Araber.

Unter den ersten Chalifen aus dem Hause Abbas entwickelte sich ein großer Glanz innerhalb des Arabischen Reiches, wenn es an Spannkraft auch schon eingebüßt und durch die Losreißung Spanien's an Länderumfang schon verloren hatte. Der Bruder und Nachfolger des Abul Abbas (o. S. 112).), Al Mansur (754—775), gründete in der Nähe des alten Ktesiphon einen neuen Herrschersitz, Bagdad, welches sich schnell zu einer Stadt von ungemeiner Größe, unermeßlicher Bevölkerung, großer Pracht und schimmerndem Reichthum erhob. Harun al Raschid, al Mansur's Enkel, der fünfte Abassidische Chalif (786—809), regierte mit so vielem Ruhme, daß er in den morgenländischen Erzählungen und Mährchen als das Ideal der Macht, Weisheit und Glücksfülle eines Herrschers erscheint. Er that inneren Empörungen kräftigen Einhalt, und als der Griechische Kaiser Nicephorus es sich einfallen ließ, die Zahlung der Summen, für welche Irene den Frieden erkauft hatte, zu verweigern, machte Harun den Griechen die Kraft der Saracenischen Waffen von neuem fühlbar, und zwang ihren Fürsten, einen jährlichen Tribut zu versprechen *).

---

*) Als Nicephorus seine Thronbesteigung meldete, und die Zahlung aufkündigte,

Indeß war der Krieg nicht mehr die herrschende Leidenschaft der Araber; es verbreitete sich vielmehr Neigung zu den Beschäftigungen und Künsten des Friedens. Der Gewerbfleiß blühte auf, der Handel erhielt bald den größten Umfang und die wichtigste Bedeutung; Kairo, Balsora, Damaskus mit herrlichen Moscheen und Palästen geschmückt, wurden große Waarenniederlagen und Stapelplätze, welche die Reichthümer der östlichen Welt empfingen und vertheilten. Auch Geschmack an den Wissenschaften fand sich ein. Der großen Liebe der Araber für die Poesie ist schon oben Erwähnung geschehen. Dieser war die ausschließliche Bewunderung und Verehrung des Koran nicht sehr günstig gewesen, noch weniger das Waffengeräusch unter den ersten Chalifen, und als die Dichtkunst sich unter den Abbassiden wieder hob, nahm sie einen andern Charakter an. Die Dichter wurden Schmeichler des Hofes und der Großen, und die natürliche Genialität der älteren Sänger machte zum Theil einer gelehrtern und gesuchtern Manier Platz *). Die aus dem Arabischen übersetzten, in der bekannten Sammlung, Tausend und Eine Nacht, in Europa allgemein verbreiteten und berühmten Mährchen sind, wie die Kenner der orientalischen Litteratur jetzt annehmen, großentheils nicht Arabischen, sondern, und zwar die phantasiereichsten derselben, Persischen Ursprungs.

Die Wissenschaften waren den älteren Arabern, so lange sie nicht mit anderen Völkern in Berührung traten, ganz fremd, und da unter den beiden ersten Chalifendynastien selbst die einheimische Poesie in den Hintergrund trat, so war an Beschäftigung mit fremden Geistesproducten noch weniger zu denken. Jene Fürsten waren aus Religionsfanatismus sogar Verächter der Gelehrsamkeit, und suchten den Inbegriff aller Weisheit im Koran. Die Abbassiden dagegen sahen den Werth wissenschaftlicher Kenntnisse für das Leben ein, und wurden Beförderer derselben. Schon Al Mansur und Harun al Raschid erwarben diesen Ruhm, vorzüglich aber der siebente der Chalifen dieses Hauses, Al Mamun (813—833). Auf die Ermunterung dieser Herrscher, und besonders des Letztern, wurden die Schriften berühmter Griechen, namentlich des Aristoteles, Euklides, Ptolemäus, Hippokrates, Galenus, ins Arabische übersetzt, und ihre Werke wurden nun die

---

schrieb Harun auf die Rückseite des Briefes: „Harun, der Beherrscher der Gläubigen, an Nicephorus, den Hund der Römer. Ich habe Deinen Brief gelesen, Sohn der ungläubigen Mutter. Die Antwort darauf wirst Du sehen, nicht hören."

*) Gesenius in der allgemeinen Encyklop. von Ersch und Gruber. Th. V. S. 62.

Quellen und Führer der Araber in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Um die Liebe zur Litteratur noch mehr zu wecken und anzuregen, stiftete Al Mamun einen Verein von Gelehrten in Bagdad, und wohnte selbst den Versammlungen und Verhandlungen dieser Männer bei. Auch in Balsora, Kufa und Bochara gründete er höhere Schulen, und ließ Bibliotheken sammeln. Mehrere seiner Nachfolger und die Fürsten anderer Arabischen Dynastien traten in seine Fußtapfen. Hauptsitze der Arabischen Bildung wurden im Westen Aegypten und Spanien (vergl. unten Abschn. 33.), und Letzteres namentlich blieb nicht ohne Einfluß auf das damit in so naher Berührung stehende christliche Europa, so daß die Scholastiker das System des Aristoteles sogar größtentheils aus den Arabischen Uebersetzungen der dortigen Gelehrten kennen gelernt haben. Außer der Philosophie beschäftigten sich die Araber, wie schon aus der Anführung jener Griechischen Schriftsteller geschlossen werden kann, besonders mit Mathematik, Sternkunde und Arzneiwissenschaft. Die nach ihnen genannten Ziffern sind durch sie zu den Europäern gekommen, aber ihr Ursprung ist Indisch (Th. I. S. 28.); auch daß die Algebra eine Erfindung der Araber sey, weil der Name ihrer Sprache angehört, hat man zu voreilig geschlossen. In der Arzneikunde bestehen ihre größten Verdienste in der Auffindung neuer chemischer und pharmaceutischer Zusammensetzungen. Die Chemie soll ebenfalls Arabischen Gelehrten ihren Ursprung verdanken, doch steht nichts Gewisses darüber fest. Die Araber, welche auch in ihrer Neigung zur Astrologie, einem Ueberbleibsel ihres früheren Sterndienstes, große Vorliebe für magische Künste zeigten, beschäftigten sich mit der Chemie vorzüglich in der Hoffnung, das Geheimniß des Goldmachens, welches durch das ganze Mittelalter bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein so viele Köpfe und Hände in Bewegung gesetzt hat, aufzufinden, und diesen mannichfaltigen Versuchen, Metalle und andere Stoffe zu scheiden und zu verbinden, wird manche nützliche Erfindung verdankt. Im Allgemeinen zeigen sich die Araber in ihren wissenschaftlichen Bemühungen, als Schüler und Nachahmer der Griechen, ohne rechte Originalität und eigenen Schwung. Für die herrlichen Formen, welche diese ihre Meister den schönen Redekünsten gegeben, blieb ihr Sinn verschlossen; und die Geschichtschreibung, die mit großer Neigung getrieben ward, und in der Arabischen Litteratur den größten Raum einnimmt, erhob sich nie zu der höhern künstlerischen Behandlungsweise, welche gleichfalls unter jenem herrlich

begabten Volke zuerst emporblühte, und Rom, so wie das neuere Europa zur Nacheiferung gereizt hat.

Wie in der geistigen Cultur waren die Araber auch in Kunstfleiß und Gewerbe die Schüler ihrer Unterworfenen, der Griechen und Perser. Nur der Handel war eine Fortsetzung früheren Lebens und lang gewohnter Caravanenfahrten. Bei der Eroberung hatten die Araber das alte Leben der bezwungenen Länder nicht zerstört, um auf die Trümmer desselben den Koran zu legen; vielmehr hatten zuerst nur Arabische Besatzungen in den größeren Städten die neue Herrschaft gesichert. Die Verwaltung der Provinzen war geblieben, und Christen wie Juden gaben ein Kopfgeld (Dschisijet), verschieden nach Maßgabe des Vermögens, waren aber sonst ungehindert in ihrem Leben und Treiben. Sie fanden sich leicht in ihr Schicksal, ja sie konnten sogar bis zu den höchsten Staatswürden emporsteigen. Hie und da fielen allerdings auch Verfolgungen vor, doch nur vorübergehend und in einzelnen Statthalterschaften. Härter wurde das Loos der Christen erst unter Motawakkel, welcher, um die sinkende Macht der Regierung zu heben, strengere Maßregeln gegen die Nichtmoslemen ergriff; es stieg bis auf den höchsten Gipfel der Unterdrückung in Aegypten unter dem Fatimiden Hakem Beamrillah (999—1021), der alle Kirchen und Synagogen außerhalb Kairo's niederreißen, alle heilige Gefäße wegnehmen ließ, eine besondere Kleidung für Christen und Juden einführte und ihnen Pferde zu reiten untersagte. Beides letztere hat sich bis auf den heutigen Tag im Osmanischen Reiche erhalten.

Außer der Kopfsteuer bezahlten die Unterworfenen eine hohe Grundsteuer (Charadsch), und hatten sehr häufig noch die in den Umgegenden stehenden Truppen zu erhalten. Die Araber selbst gaben den Zehnten ihrer Ernten dem Chalifen, der außerdem noch den Zehnten der Waaren beim Verkauf und den fünften Theil der Beute erhielt. Späterhin kamen zu alle dem noch die willkürlichsten Auflagen und Erpressungen. Unter Harun al Raschid und Al Mamun, als das Chalifat im höchsten Flor stand, beliefen sich die Einkünfte der 36 Statthalterschaften des Reiches auf 7500 Centner Goldes *), wozu vielerlei Tribute der Provinzen in Naturerzeugnissen kamen.

Diese Einnahme verwendete der Chalif für sich und für die Erhaltung des Heeres und der Beamten, welche Letzteren er meist nach Willkür belohnte. Omar hatte zuerst zur Verwaltung der Finanzen eine

*) J. v. Hammer über die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Berlin 1835.

Kammer eingerichtet, mit vielen Rechnern und Schreibern in drei Abtheilungen, Divane genannt, und dann noch einen vierten Divan für das Kriegswesen hinzugefügt. Moawiah errichtete zu diesen noch den Divan der Sendschreiben d. i. nach unsern Vorstellungen das Staatssecretariat. Die Provinzen werden durch Statthalter, Walis oder Emire genannt, verwaltet; hatten diese zugleich den Truppenbefehl in ihren Ländern, so wurden sie vom Chalifen mit zwei Fahnen, der der Verwaltung und des Commandos, installirt. Für die Aufrechthaltung der Gesetze sorgte die Polizei (Hisbet); in jeder Stadt befand sich einer ihre Vögte (Mohtesib), der die Aufsicht über Maß und Gewicht, Preise der Lebensmittel, Brücken, Straßen u. s. w. führte. Eine besondere bewaffnete Macht, die Schaarwache (Schorta), sorgte für Ordnung und Sicherheit im Innern, und vollzog die Strafen und Blutbefehle.

Der Chalif ist höchster Vorsteher des Glaubens und des Staats, Imam und Emir, Papst und Kaiser zugleich. Die Legitimität desselben ruht in der Abstammung vom Propheten. Die ersten Nachfolger wurden von den angesehensten Männern und höchsten Beamten gewählt, dann folgten erbliche Dynastien. Als Imame standen die früheren Herrscher der Gläubigen selbst dem fünfmaligen Gebet am Tage vor, und waren Chatibs d. h. Prediger, denn sie redeten am Freitage zum Volke in der Moschee. Sie übten die höchste Rechtspflege, indem sie an öffentlichen Tagen, umgeben von ihren Hofbeamten, den Gelehrten der Religion (Ulema) und des Rechts (Fukeha), die Beschwerden über Richter und Statthalter anhörten. Doch ernannten die Chalifen zu diesem Zwecke, so wie zur Beaufsichtigung der ganzen Staatsverwaltung, auch wohl Vesire. Gewöhnlich spricht der Khadi das Recht; in zweifelhaften Fällen entscheidet der Mufti, der Rechtskundige; zur Begutachtung wählt der erstere zuweilen achtbare Männer, Schuhud genannt, als Beisitzer seines Gerichts.

Zwei Jahrhunderte nach Mohammed waren die Anhänger seiner Lehre mit wenigen Ausnahmen noch zu einem Reiche vereint, war dies Reich mächtig und blühend gewesen. Länger aber vermochte die Gleichheit des Glaubens die politische Einheit nicht aufrecht zu erhalten. Als der Mittelpunkt des Ganzen keine bindende Macht mehr hatte, als die Herrscher Kraft und Tüchtigkeit verloren und sich der größten Verschwendung und Ueppigkeit überließen, als Weiber und Verschnittene die Belohnungen, welche der Tapferkeit gebührt hätten,

vergeudeten; da stürzte das unermeßliche Gebäude fast so schnell wieder zusammen, als es errichtet worden war. Die Theilung der Provinzen unter die Söhne Harun al Raschid's, welche dieser angeordnet hatte, beförderte den Fall, und mit seinem Sohne Motassem (833—842) sank der alte Glanz des Chalifats. Dieser bildete eine Leibwache von erkauften Türken, und erschuf in diesen rohen aber tapferen Barbaren die wahren Prätorianer des Reichs. Schon sein zweiter Nachfolger, Motawakkel, erlag ihren Streichen; binnen vier Jahren (866—870) erhoben und ermordeten sie drei Fürsten der Gläubigen. Wurde diese Kette von Ohnmacht und Frevel dann auch zuweilen durch einen bessern Herrscher unterbrochen, so schien das Verderben nur gehemmt um desto heftiger wieder hervorzubrechen. Von neun und funfzig Chalifen, welche die Geschichte aufzählt, haben acht und dreißig das Leben oder den Thron auf gewaltsame Weise verloren.

Ein anderes fast noch größeres Unheil für den Staat der Araber war das Entstehen einer Menge abweichender Secten innerhalb der Glaubenslehre. Sie wurden meisten Theils durch die größere Ausbildung reflectirender Betrachtung, welche die von den Besiegten aufgenommene wissenschaftliche Beschäftigung erzeugt hatte, hervorgerufen. Jede religiöse Parteiung mußte bei der Einheit von Kirche und Staat, wie sie hier bestand, sogleich zu einer politischen werden, welche gewöhnlich nur von dem Ausgang der Waffen die Entscheidung ihres Rechts und ihres Bestehens erwartete. In Persien, wo sich viele Ueberbleibsel früherer Cultur erhalten hatten, gründete Abdallah, ein Mann, dem die Lehren der alten Magier nicht unbekannt waren, eine geheime Gesellschaft mit mehreren Graden der Einweihung. Der oberste zeigte die Eitelkeit aller Religionen und die Gleichgültigkeit aller Handlungen, weder hier noch dort sey Strafe oder Belohnung zu erwarten. Seine Ansichten gewannen viele. Endlich traten sie offen gegen die Chalifen auf. Sie behaupteten, daß den Nachkommen Ismael's, eines Abkömmlings Ali's, die Nachfolge des Propheten gebühre. Von jenem Ismael nannten sie sich selbst Ismaeliten, von ihren Gegnern wurden sie nach einem ihrer Anführer Karmaten genannt. Das östliche Arabien wurde der Hauptsitz ihrer Macht. Von hier aus verwüsteten sie das Reich, plünderten Balsora, selbst Mekka (930), und bedrohten Bagdad, während alle Statthalter in den Provinzen sich unabhängig machten und die Gewalt der Chalifen immer mehr zusammenschmolz. Vergebens legte der Chalif Rhadi (934—940)

alle weltliche Gewalt in die Hände des mächtigen Ebn Raik, indem er demselben den Oberbefehl über sämmtliche Heere und Statthalter übertrug und ihn zum Emir al omra, d. i. Fürst der Fürsten, ernannte. Diese Beamten sind von nun an der Mittelpunkt des Staates; sie glichen jedoch nur darin den Majordomen des Frankenreichs, daß sie den Chalifen nichts übrig ließen, als den Namen, denn Rhadi war der letzte unter den Herrschern der Gläubigen, der zum Volke sprach und ihm den erbleichenden Glanz dieser höchsten Würde zeigte. Keineswegs aber vermochten die Emire, wie jene Franken, das Reich gegen innere und äußere Feinde zu schützen, und so war durch ihre Erhebung nichts gewonnen, als ein neues Ziel aller ehrgeizigen Bestrebungen der Machthaber.

Auch in einem Reiche, welches in seinem Mittelpunkte nicht so heftige Erschütterungen erfuhr, wäre es schwer gewesen, die Statthalter vom Atlasgebirge bis zum Indus in Unterwürfigkeit zu erhalten; wie hätten es die ohnmächtigen Weichlinge vermocht, die, sich Nachfolger des Propheten nennend, in ihrer eigenen Hauptstadt Sklaven waren. Keine Landschaft, wo es nicht einem kühnen Krieger an der Spitze wilder Schaaren gelang, sich zum Herrn aufzuschwingen. Die Glücklicheren dieser Fürsten verbreiteten ihre Waffen oft über weite Länder, aber wenn sie es auch erreichten, ihre Gewalt auf eine kurze Reihe von Nachfolgern zu vererben, so war doch keine dieser Herrschaften dauernder, als das Chalifat, mit dessen Raube sie sich schmückten. Sie richteten ihr Schwert eine gegen die andere, und fielen, wie sie entstanden, da nur der wilde Despotismus der Kriegsgewalt in ihnen lebte, die Völker aber, die ihnen unterworfen waren, sich nicht als eigene und selbständige erkannten. Als Rhadi starb, herrschten zu Balsora, Wasit und Ahwas die Brüder Berid, in Taberistan die Dilemiten, in Fars die Buiden, in Mosul und Diarbekr die Familie Hamdan, in Chorasan das Geschlecht Saman, in Aegypten und Syrien die Familie Achschid, in Jemen die Karmaten, in Spanien die Omijaden. Wir wollen aus diesem großen Gewirr einander verdrängender Dynastien nur zwei derselben besonders herausheben, die Fatimiden und die Ghasnaviden. Gründer der ersten war Mahadi-Obeidallah (910—934). Er gab vor, von jenem schon erwähnten Ismael und durch diesen von der Fatime, der Tochter des Propheten, abzustammen. So gewann er alle Anhänger der weit verbreiteten Ismaelitischen Secte in Africa und stürzte das zu Tunis herrschende Geschlecht der Aglabiden. Sein

Nachfolger breitete sich bis Fez aus, wo vorher die Edrisiden, ebenfalls Abkömmlinge Ali's geherrscht hatten, und sein Urenkel Moez eroberte Aegypten (970), vertrieb die Achschiden, machte es zum Hauptlande seiner Herrschaft und gründete Cairo (972), wohin er die Leichname seiner Väter bringen ließ. Er nahm den Titel eines Chalifen an, so daß es jetzt statt eines drei Chalifate gab: zu Bagdad das Abassidische, zu Cordova das der Omijaden, zu Cairo das Fatimidische. Syrien und Palästina wurden erobert, und die Fatimiden erhielten sich nach Moez noch einige Zeit auf ihrer Höhe, dann verweichlichten sie, und überließen die Geschäfte den Veziren. Da sank ihre Macht, und die Ländermasse schmolz zusammen. Im Innern sorgten die Herrscher Aegypten's, da sie durch die Alitische Partei emporgekommen waren, für die Beschützung Schiitischen Glaubens und für die Befestigung Ismaelitischer Lehren. Der oben schon erwähnte Chalif Hakem Beamrillah (1002—1021) verfolgte sogar, wie die Christen und Juden, so auch die orthodoxen Moslemen. Er gründete zu Cairo eine Akademie, das Haus der Weisheit (Darol hikmet) genannt, und stattete es mit großen Einkünften für die Gelehrten, mit Büchern, mathematischen Instrumenten u. s. w. reichlich aus; verband aber zugleich mit demselben eine geheime Gesellschaft zur Ausbreitung Ismaelitischer Ansichten. In den ersten Graden wurde dem neu Aufgenommenen das Unhaltbare der Vorschriften des Koran gezeigt, im sechsten fand der Fortgeschrittene, daß die religiöse Gesetzgebung den Aussprüchen der Philosophie weichen müsse, auf der siebenten Stufe wurde ein mystischer Pantheismus gelehrt, und im letzten Grade, dem neunten, erfuhr dann der Eingeweihte, daß er Nichts zu glauben habe und Alles thun dürfe *).

Die Macht der Buiden im westlichen Persien und die der Samaniden in den östlichen Provinzen stützte sich nicht, wenn auch den ersteren Hinneigung zu Schiitischer Ketzerei Schuld gegeben wurde, auf religiöse Grundlagen wie die Fatimidische Herrschaft. Beide Dynastien wetteiferten in Beförderung und Pflege aller mit dem Islam verträglichen Cultur. Wissenschaftliche Bestrebungen, wie Gewerbfleiß und vor allem ein überaus lebendiger Handel, wurden genährt und gehoben. Trotz häufiger Kriege blühte selbst der Ackerbau in jenen Ländern, da die üppige Vegetation und die Thätigkeit der Einwohner schnell alle Zerstörungen ersetzte. Schiras, eine von den Arabern erbaute Stadt,

*) Hammer Geschichte der Assassinen. S. 52 flg.

war die Residenz der Buiden, welche, nachdem sie die Hamdaniden verdrängt hatten, auch die Würde des Emir al omra erblich besaßen. So wenig Einfluß auf die Regierung sie den Chalifen auch verstatteten, so behandelten sie dieselben doch äußerlich mit großer Achtung und Ehrerbietung, und deren Würde als höchste Imame blieb in ihren Gebieten überall anerkannt.

Der Glanz dieser beiden Herrscherfamilien wurde bald von einer dritten überstrahlt, die sich nicht funfzig Jahre nach ihnen erhob. Der Samanidische Statthalter von Chorasan, Alphtekin, ein Türke, empörte sich, warf sich in die Feste Ghasna und gründete von hier aus ein neues Reich, dessen Fürsten nach der Hauptstadt die Ghasnaviden genannt werden. Alphtekin's Nachfolger, Sebekthekin, erweiterte die noch engen Grenzen und wandte seinen Blick nach Indien, wohin die Araber schon lange Handelsverbindungen unterhielten. Dieses Land gehorchte damals so wenig als früher einem Oberhaupte, und schien unter viele kleinere Herren zertheilt, eine leichte Beute des Mahommedanischen Schwertes. Mahmud Jemin ed daula, Sebekthekin's Sohn (999—1031), verfolgte mit großem Glück, außerordentlicher Kühnheit und preiswürdiger Tapferkeit den vom Vater eingeschlagenen Weg, während er zu gleicher Zeit Chowaresm, Aserbeidschan, Fars und Seistan seinem Reiche erwarb. In zwölf Feldzügen unterwarf er die Rajas von Lahore, Multan und Delhi, zerstörte die uralten Indischen Riesentempel zu Nagrakote auf den Vorhöhen des Himalaya, zu Thanusar am Saresvati, und plünderte das reizende Thal von Kasmira. Ungeheure Ströme Bluts wurden vergossen, unermeßliche Beute wurde heimgeführt: Tausende von Elephanten, Jahrhunderte lang durch reiche Opfergaben frommer Hindus aufgehäufte Tempelschätze. Mahmud drang weit tiefer als Alexander in Hindostan ein; den eigentlichen Sitz Indischen Lebens, das Gangesland, hatten die Macedonier nicht erreicht. Dagegen kam Mahmud in den Jahren 1016 und 1017, nachdem er zwanzig Tage lang das reiche Mathura am Yamuna hatte plündern lassen, bis nach Kanodscha an jenem Flusse. Auf seinem letzten Feldzuge zerstörte er den Somnathatempel am Meeresufer von Guzurate, zu dessen Cultus zweitausend Ortschaften steuerten.

So verwüstend nun auch Mahmud's Züge nach Indien waren, so fanatisch er sich gegen das Brahmanenthum zeigte, so strebte er doch zugleich nach dem friedlichen Ruhm eines Schützers und Förderers der Wissenschaften. Die Persische Nationallitteratur, anfangs durch die

erobernden Araber und den Islam zurückgedrängt, erhob sich auf der Grundlage des Koran von neuem. Schon unter den Samaniden werden wieder Persische Dichter genannt, und Mahmud's Ruhm sollen vierhundert Poeten und Gelehrte verherrlicht haben, die Jemin ed daula (d. i. Säule des Reiches) mit Schätzen zu belohnen pflegte, wenn er es auch hie und da an Laune und Art des orientalischen Despoten nicht fehlen ließ. Vor allen glänzte am Hofe zu Ghasna Ishak ben Scheresschah, gewöhnlich Ferdusi (d. i. der Paradiesische) genannt, der Dichter des Schah nameh (des Heldenbuches). In diesem großen Epos besang er die Thaten der Persischen Könige und Helden von der ältesten mythischen Zeit bis auf den Sturz der Sassaniden. Neben ihm verdient der berühmte Philosoph Abu Ali Hosain ben Abdallah Ebn Sina (992—1050), den Abendländern bekannter unter dem Namen Avicenna, eine besondere Erwähnung. Er hat ein physisches, metaphysisches und logisches System und einen Kanon der Medicin geschrieben, die in Europa sehr verbreitet gewesen sind und einen bedeutenden Einfluß auf die occidentalische Cultur geäußert haben.

Wenn auf diese Weise die Arabische Nationalität ihr Uebergewicht in Asien zu verlieren begann, und Persisches Wesen den Vorrang zu gewinnen schien, so war schon wieder ein anderes Volk bereit, sich über Araber und Perser zu erheben. Schon früher ist im Laufe unserer Geschichte der Türken gedacht worden (o. S. 85. 94.). Sie hausten nomadisch auf beiden Seiten des Aralsee's, vom Kaspischen Meere bis in die Berge des heutigen Turkestan. Ein Emir, Namens Seldschuck, entzog sich mit dem nach ihm benannten Stamm der Herrschaft des Chans, bekannte den Islam, und ließ sich östlich von Bochara nieder. Mahmud Jemin ed daula wies diesen Horden, durch Raubsucht und Tapferkeit furchtbar, diesseit des Gihon Wohnplätze an. Danach empörte sich Seldschuck's Enkel, Togrul Beg, brach in Chorasan ein, während Massud (1031—1040), Mahmud's Sohn, gegen die empörten Rajas in Indien stand, bemächtigte sich dieser ganzen Provinz und überwand dann jenen selbst, worauf er sich zum Sultan von Ostpersien ausrufen ließ (1038). Thronstreitigkeiten, welche im Reiche der Ghasnaviden ausbrachen, erleichterten ihm fernere Eroberungen. Chowaresm, Dschordschan, Taberistan wurden den Seldschucken unterthan; den Buiden wurde das wichtige Isfahan entrissen. Der Chalif Kaem Beamrillah (1031—1075) ließ dem mächtigen Türken Unterwerfung und Freund-

schaft anbieten. Togrul Beg kam nach Bagdad, und befahl den letzten Buiden Malek ar Rahim zu ergreifen und gefangen nach Rei zu führen, wo dieser bis an sein Ende blieb. Aus den Händen des Chalifen selbst empfing der Seldschucke die Würde des Emir al omra. Der Fürst der Gläubigen saß auf einem sieben Ellen hohen Divan, angethan mit dem schwarzen Mantel Mohammed's. Des Propheten Stab hielt er als Zepter in der Hand. Togrul küßte die Erde und setzte sich dann zur Seite des Chalifen auf einen Sessel. Nachdem das Diplom über seine Bestallung verlesen war, wurden ihm sieben Ehrenkleider angelegt, und sieben Sklaven aus den sieben Reichen des Chalifats ihm übergeben. Dann wurde sein Haupt mit einem goldnen, moschusdurchwürzten Schleier verhüllt, und zwei Bunde, die Arabische und Persische Krone, ihm aufgesetzt. Zweimal küßte er die Hand des Chalifen, mit zwei Schwertern ward er umgürtet, als Herrscher des Ostens und des Westens (1058).

Von dieser Zeit an war die Herrschaft der Seldschucken auch in den vorderen Ländern Asien's gesichert, nur in den östlichen Provinzen behaupteten sich die Ghasnaviden noch bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Siebenzig Jahr alt starb Togrul Beg kinderlos, aber mit dem Ruhm eines edlen und würdigen Herrschers. Ihm folgte seines Bruders Sohn, Alp Arslan, d. i. muthiger Löwe (1063—1072), als Emir al omra und Sultan der Seldschucken. Er erweiterte sein Reich durch Eroberungen gegen die Griechen. Armenien und Georgien wurden ihnen entrissen und der Kaiser Romanus Diogenes bei Zahra besiegt (1071). Dann richtete er seine Blicke nach Norden und faßte den kühnen Plan, sämmtliche Steppenvölker jenseits des Gihon seiner Herrschaft zu unterwerfen. In der Ebene von Rasredan musterte er 200,000 Reiter. Aber sein Ziel war ihm in diesen Gegenden gesteckt. Als er den Befehlshaber einer Festung zu grausamer Todesstrafe verurtheilte, stürzte dieser wüthend mit dem Dolch auf den Sultan los. Die Wächter wollen ihn ergreifen, aber Alp Arslan, seinem Bogenschießen vertrauend, winkt zurück und ergreift seinen Bogen. Beim Losdrücken gleitet er aus, der Pfeil irrt seitwärts ab und der Sultan empfängt eine tödtliche Wunde. Er ließ sich zurücktragen über den Gihon, und die Schrift, welche er in Merv über sein Grab zu setzen befahl, lautet der Sage nach: Kommt Alle, die ihr Arslan's bis zum Himmel erhobene Größe bewundert habt, hinab nach Merv; ihr werdet sie unter dem Staub begraben finden. Unter seinem Sohne

Malek Schah (1072—1092) erreichte die Selbschuckische Herrschaft ihren höchsten Glanz und ihre größte Ausdehnung. Mehr als kriegerische zierten die friedlichen Tugenden diesen Herrscher; er übte Gerechtigkeit, liebte und beförderte, von seinem großen Vezier Nisam al Molk (d. i. Reichsordnung) unterstützt, die Wissenschaften. Schon unter Alp Arslan hatte dieser die verfallenen Schulen des Koran in Bagdad und in den übrigen Provinzen wieder hergestellt; Malek Schah setzte diese Bemühungen fort und gründete jetzt zu Isfahan, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, eine große Sternwarte. Um die innere Verfassung der Unterworfenen kümmerten sich die Seldschucken wenig, mit dem Islam hatten sie Sitten und Gebräuche der Araber in ihren wesentlichen Bestandtheilen, und die Verehrung der Chalifen in geistlichen Dingen, angenommen; doch legte das Volk sein ursprünglich roheres Wesen nie ganz ab. Aus einer Kriegsbande hervorgegangen kannte man nur die Theilung der Beute als Grundlage des Staates. Jeder Anführer erhielt mit den Seinigen eine Provinz, deren Einwohner ihn durch Tribute ernähren mußten, und gab dann wieder Landschaften an untere Emire. So gab Malek Schah dem Suleiman, einem Urenkel Seldschuck's, die Herrschaft über die vordern Provinzen. Dieser nahm den Griechen zur Zeit der Regierung des schwachen Michael (S. 190.) fast ganz Kleinasien bis auf die Küstenländer, und eroberte in Syrien Antiochia, das die Byzantiner noch immer behauptet hatten. Malek Schah's Bruder Tutusch erhielt die den Fatimiden entrissenen Gebiete in Syrien und Palästina. Aber gerade diese Theilungen beschleunigten den Sturz des großen Reiches, der nach Malek Schah's Ende eintrat, als dessen Söhne und Brüder um die höchste Sultanschaft kämpften, und nach einer Reihe von verheerenden Kriegen zeigen sich fünf Seldschuckische Hauptdynastien; nämlich die von Iran (Persien), Kerman, Iconium, Aleppo und Damaskus. Malek Schah's Nachkommen regierten in Persien.

---

8. Das Byzantinische Reich.

Nicephorus (802—811), der Nachfolger der Kaiserin Irene, unter dessen Herrschaft wir das Reich von Constantinopel (oben S. 124.) verlassen haben, war, wenn auch habsüchtig und hartherzig, dennoch

ein geschickter Herrscher, der von seiner frühern Thätigkeit besonders das Bestreben, den Schatz zu vermehren, bewahrt hatte. Eine Reihe strenger Finanzgesetze entfremdete ihm das Volk; doch schien ihm nur auf diese Weise ein Staat, dessen militärische Kräfte größtentheils in Miethstruppen bestanden, gesichert werden zu können. Damals beunruhigten, wie gewöhnlich, Saracenen und Bulgaren das Reich. Gegen beide focht er tapfer, gegen die Letzteren auch mit Glück, und wollte dies bis zur Vernichtung der verhaßten Nation verfolgen. Er wüthete durch ihr ganzes Land mit Feuer und Schwert, ließ die Erschlagenen unbegraben liegen, verweigerte dem bittenden Fürsten standhaft den Frieden, und eroberte dessen Sitz mit allen seinen Schätzen. Von Verzweiflung getrieben, sammelten sich die Bulgaren noch einmal, entschlossen, ihr Daseyn um den höchsten Preis zu verkaufen. Sie umgingen das Heer des Nicephorus, verrammelten alle Pässe der Umgegend, und brachen dann mit wildem Grimm in die Feinde. Der vollständigste Sieg war der Preis ihrer Tapferkeit, und da die Fliehenden die Verhaue nicht leicht übersteigen konnten, so entrannen nur wenige dem Tode. Auch Nicephorus ward nach der muthigsten Gegenwehr niedergehauen. Die Bulgaren steckten seinen Kopf auf eine Stange, und stellten sie mehrere Tage zur Schmach der Römer auf. Dann wurde der kaiserliche Schädel zu einer versilberten Trinkschale für ihren König umgeformt.

Stauracius, der Sohn des erschlagenen Kaisers, war schwer verwundet entkommen. Nur wenige Monate regierte er; da erfuhr er, daß man seinen Schwager, Michael, auf den Thron heben wolle. Er gab Befehl, ihn zu blenden, aber der damit beauftragte Oberst der Leibwache ließ statt dessen Michael zum Kaiser ausrufen, und Stauracius ging in ein Kloster, wo er bald darauf an seinen Wunden starb. Michael I. Rhangabe war mild und freigebig, aber der Regierung eben so wenig gewachsen, als sein Vorgänger; er ließ sich von der Geistlichkeit und seiner Gemahlin Procopia blindlings leiten. Gegen die Saracenen war sein Feldherr Leo glücklich, die Bulgaren wollte Michael selbst zu Paaren treiben. Aber das gelang nicht so leicht. Krummus, ihr König, bot zwar Frieden an, doch unter harten Bedingungen. Außer einem ansehnlichen Tribut verlangte er noch eine gewisse Anzahl Kleider und roher Felle, und bestand auf einer genauen Festsetzung der Grenzen und auf Auslieferung sämmtlicher Ueberläufer, wozu ein ganzer Bulgarischer Stamm ge-

hörte. Die beiden ersten Bedingungen waren für den Kaiser offenbar schimpflich, dennoch bewilligte er sie; aber die letzte fand Schwierigkeiten. Die Geistlichen wollten in die Herausgabe der meist schon getauften Bulgarischen Ueberläufer an ihre ungetauften Landsleute darum nicht willigen, weil in der Bibel der Ausspruch Jesu stehe: „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“ Der wilde Barbar wartete indessen die Lösung der theologischen Scrupel nicht ab, sondern nahm den Griechen die wichtige Stadt Mesembria in Macedonien weg. Kaiser Michael rathschlagte noch einmal wegen der Ueberläufer, doch ein Theil der Geistlichkeit widersetzte sich hartnäckig. Ein neuer Einbruch der Bulgaren nöthigte ihn, sich nachdrücklich zu rüsten; allein die Schlacht ging durch den Verrath eines der Anführer, Michael's des Stammelnden, der späterhin Kaiser wurde, verloren (813). In dieser Noth übergab der Kaiser dem Feldherrn Leo den Oberbefehl, aber dieser ward von den Truppen zum Herrscher ausgerufen und zu Constantinopel von dem Patriarchen gekrönt. Michael schnitt sich demüthig die Haare ab, und ging in ein Kloster, wo er noch fünf und dreißig Jahre lebte.

Leo V. der Armenier war ein thätiger und einsichtiger Mann, der sich der Rechtspflege annahm, Arme und Niedrige gegen Vornehme und Mächtige schützte und mit allem Eifer bedacht war, den Mißbräuchen der Verwaltung abzuhelfen. Seine Abneigung gegen den Bilderdienst erregte indeß allerlei Unruhen, obgleich er mit Vorsicht und Mäßigung zu Werke ging. Mit seinem Freunde Michael dem Stammler, der ihn einst mit gezogenem Schwerte zur Besteigung des Thrones gezwungen, als er den Antrag des Heeres verwerfen wollte, war er zerfallen und hatte ihn, als des Hochverraths dringend verdächtig, vor Gericht gestellt. Michael wurde schuldig befunden und Leo wollte ihn sogleich in die Oefen, welche die Bäder des Palastes heitzten, werfen lassen. Allein es war Abend vor Weihnachten und die Kaiserin beschwor ihren Gemahl, das heilige Fest durch solche That nicht zu beflecken. Leo gab nach, zu seinem Verderben. Denn in derselben Nacht fand Michael Mittel, den entschlossensten seiner Freunde Nachricht zu geben: wenn sie ihn nicht befreiten, werde er sie als Mitverschworene angeben. In der Dämmerung des Morgens werden die Geistlichen zur Abhaltung des Frühgottesdienstes in den Palast gelassen, mit ihnen die Anhänger Michael's, unter Priestergewändern Schwerter verborgen haltend. Als der Gesang beginnt, fal-

len sie über den Kaiser her, der sich mit dem Kruciffx vertheidigt, bis er ihren Streichen erliegt. Noch in Fesseln wurde Michael II., der Stammler, auf den Thron gesetzt. Seine Regierung war nicht ruhiger als die seines Vorgängers. Einer seiner Feldherren, Namens Thomas, verwüstete mit einem großen Schwarm räuberischen Gesindels das Land, und wagte es sogar, Constantinopel zu belagern. Es gelang aber dem Kaiser, ihn lebendig in seine Hände zu bekommen, und seine Strafe war der Barbarei jener Zeiten angemessen. Man hieb ihm Hände und Füße ab, setzte ihn dann auf einen Esel, und führte ihn so zur Schau herum, bis er an der Verblutung starb.

Um diese Zeit gingen Kreta an Arabische Seeräuber und Sicilien an die Aglabiden verloren, so daß das Kaiserthum von seiner frühern Ausdehnung nur noch Griechenland, Macedonien, Epirus, Thracien, Kleinasien und in Italien das Herzogthum Neapel übrig hatte. Dieser Umfang war indessen so unbedeutend nicht, daß ein tüchtiger Regent an der Spitze eines regsamen Volkes und bei guter Staatsverfassung es nicht zu einem der mächtigsten Reiche jener Zeit hätte erheben können. Aber alle diese Dinge fehlten den Byzantinern. Der Besitz des Thrones war der unsicherste von der Welt, die Regierungsform despotisch, keine ständischen Einrichtungen belebten den Antheil des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten; die Religion verlor in der Richtung, die sie auf spitzfindige Streitfragen genommen hatte, allen erhebenden Einfluß; die mangelhafte Kirchenverfassung gestattete der Geistlichkeit keine eigenthümliche Entwickelung; die Wissenschaften und Künste der großen Vorfahren waren den entarteten Enkeln zu einem fast todten Besitze geworden; jene Eigenthümlichkeit der einzelnen Städte, welche in dem alten Griechenlande so viel Herrliches hervorgerufen, war längst verschwunden, und konnte sich nicht wieder bilden, da die Hauptstadt und die Last der Verwaltung das Leben in den Provinzen niederdrückte. Wenn sich trotz dem das Reich von dieser Zeit noch länger als ein halbes Jahrtausend erhielt, so ist der Grund meist in äußeren Umständen zu suchen. Constantinopel war eine der festesten Städte in der Welt, und was von wissenschaftlicher Cultur für das praktische Leben Nützliches kommen konnte, war, von den besseren Zeiten her, hier noch am ersten anzutreffen. Die Feinde des Reichs konnten sich an Kriegskunst mit den Griechen nicht messen, und gingen mehr auf Plünderung und Brandschatzung, als auf planmäßige Unternehmungen aus. Stand ein kräftiger Kaiser an der Spitze der

Truppen, so zogen Bulgaren und Saracenen fast immer den kürzern, nur Schade, daß dieser Fall selten eintrat.

Theophilus, der Sohn und Nachfolger Michael's II. (829—842), gehört zu den besseren Byzantinischen Herrschern. Gegen die Araber focht er mit abwechselndem Glücke, doch nicht ruhmlos. Seine Gerechtigkeit war streng, artete aber wie die eines Despoten zuweilen in Willkür und empörende Grausamkeit aus. Letztere zeigte er besonders gegen die Bilderfreunde, aber der Sturm, den sie jetzt erfuhren, war der letzte, denn nach dem Tode des Theophilus stellte seine Gemahlin Theodora, die für ihren unmündigen Sohn das Reich verwaltete, den Bilderdienst wieder her, und es gelang ihrem Eifer, die Partei der Bilderstürmer für immer zu unterdrücken. Ihr Sohn Michael III. ergriff, achtzehn Jahr alt, selbst die Zügel der Regierung, und entehrte den Thron durch schändliche Ausschweifungen und eine unsinnige Verschwendung. Zur Zeit seiner Regierung traten unter den Feinden des Reiches auch die Russen auf. Endlich ward Michael auf Anstiften des Basilius, den er zum Cäsar erhoben hatte, dann aber wieder stürzen wollte, ermordet (867).

Basilius der Macedonier, der sich von niedrem Stande emporgeschwungen hatte, wurde der Stifter einer neuen Dynastie, die mit weniger Unterbrechung den Byzantinischen Thron bis 1056 besaß. Wenn ein Mord ihm den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, so gelang es ihm, diese That durch die Weisheit seiner Regierung, durch die Kraft, mit welcher er die Saracenen demüthigte, durch seine Gerechtigkeit und Milde vergessen zu machen.

Die Geschichte des Byzantinischen Reiches wird indeß in ihrem steten Einerlei von unaufhörlichen Kriegen, die nichts Großartiges darbieten, und von Verschwörungen im Innern im Ganzen immer ermüdender und weniger belehrend, so daß wir von hier an nur die wichtigeren Kaiser namhaft machen werden.

Constantin VII. Porphyrogenitus (gest. 959), ein Enkel des Basilius, häufig genannt als Freund und Beförderer der Litteratur, und selbst Schriftsteller, vernachlässigte über diese Thätigkeit die öffentlichen Angelegenheiten. Nicephorus II. Phocas (963—969) und Johann Tzimisces (969—976), zwei Fürsten durch die Kaiserin Theophano, die ihnen nach einander ihre Hand reichte, auf den Thron erhoben, waren dagegen ausgezeichnete Feldherren, die eine bessere Zeit herbeiführten, Russen und Araber besiegten, und innere Unordnungen

mit Glück bekämpften. Auch der ihnen wieder aus dem Macedonischen Hause folgende Kaiser Basilius II. (976—1025) regierte mit Ruhm, besiegte die Russen und machte das Bulgarische Reich (1018) zur Byzantinischen Provinz. Im Laufe dieses Krieges nahm er einst funfzehntausend Bulgaren gefangen. Diesen ließ er Mann für Mann die Augen ausstechen, gab jedem Hundert einen Wegweiser mit einem Auge mit, und schickte die Unglücklichen so nach Hause. Ihr König Samuel fiel bei diesem Anblick in Ohnmacht, und starb zwei Tage darauf.

Nach dem Abgange des Macedonischen Kaiserhauses folgte das der Comnenen, doch nicht in ununterbrochener Folge; schon auf Isaac, den ersten Kaiser dieses Geschlechts (1057—1059), folgte Constantin X. Ducas, aus einer andern Familie. Nach diesem nahm Romanus IV. Diogenes den Thron ein, ein Fürst, dessen Geschichte wir als merkwürdiges Beispiel eines sonderbaren Glückswechsels ausführlicher erzählen wollen.

Romanus Diogenes war ein wackerer Mann, tapfer und kriegserfahren. Da er aber als Mitverschworner einer rebellischen Partei entdeckt wurde, sollte er sterben. Schon dem Tode nahe, erhielt er auf die Fürbitte des Volkes von der Kaiserin Eudocia, die nach ihres Gemahls, des Constantin Ducas, Tode als Vormünderin ihrer drei Kinder die Regierung führte, Verzeihung im Gefängnisse. Ein ungehofftes Glück; aber er sollte noch viel Ungehoffteres erleben. Die Kaiserin hatte sich schriftlich verpflichten müssen, nicht wieder zu heirathen, und hatte diese Urkunde in die Hände des Patriarchen Xiphilinus niedergelegt. Allein die unaufhörlichen stürmischen Bewegungen der Factionen in der Stadt und die feindlichen Annäherungen der Türken lehrten sie ihre Schwäche nur allzubald fühlen; das Volk selbst haßte das Weiberregiment, und Eudocia hielt sich nicht sicher vor einer Empörung. Sie richtete ihre Augen auf den neulich begnadigten Romanus, und eröffnete ihm geheime Herzenswünsche, die ihn mit den frohesten Hoffnungen entzückten. Er sollte ihr Gemahl und Oberhaupt des Reiches werden. Und um die hindernde Schrift in ihre Hände zu bekommen, erfand die List der Kaiserin ein Mittel. Der Patriarch hatte einen Neffen. Für diesen Liebe heuchelnd ließ Eudocia den Oheim wissen, sie wünschte ihn wol zum Gemahle, wenn jene Urkunde nicht im Wege stände. Ein gewandter Verschnittener betrieb die Sache bei dem alten Priester mit allem Eifer, und dieser ehrgeizige

Mann konnte solche Gelegenheit, seinem Verwandten auf den Thron zu helfen, unmöglich vorbeigehen lassen. Er trat demnach im Senat mit einer Rede auf, in der er vorstellte, wie nachtheilig der Eid sey, den die Kaiserin ihrem verstorbenen Gemahle habe leisten müssen. Er habe ihr denselben gewiß auch nur aus Eifersucht abgedrungen. Die Lage der Sachen mache jetzt aber offenbar einen männlichen Beistand nothwendig, und er (der Patriarch) trage also darauf an, daß die Kaiserin von jenem Schwur entbunden werde, und ihre Schrift zurück erhalte. Die meisten Senatoren stimmten sogleich bei, die übrigen wurden mit Gelde gewonnen, und Eudocia nahm das Document in Empfang. Noch in der Nacht kam Romanus heimlich ins Schloß. Die Vermählung ward auf der Stelle vollzogen, und am folgenden Morgen der Gemahl der Herrscherin zum Kaiser ausgerufen, zum großen Erstaunen des Hofes und zum nicht geringen Aerger des getäuschten Patriarchen.

Um diese Zeit waren die Selbschuckischen Türken unter Alp Arslan in das Reich eingefallen. Romanus that drei rühmliche Feldzüge gegen sie, und trieb sie über den Euphrat zurück. In dem vierten hoffte er auch Armenien zu befreien. Der Sultan bot ihm Frieden, er verwarf ihn. Der Tag der Schlacht erschien, die Türken hielten nicht Stand und wurden zurückgedrängt, aber Romanus fürchtete für sein Lager, und beschloß umzukehren. Da sprengte einer der Griechischen Anführer, Andronikus, des vorigen Herrschers Neffe, aus, der Kaiser fliehe. Hiedurch entstand eine allgemeine Unordnung, welche die sich sofort wendenden Türken so gut zu benutzen wußten, daß sie einen vollständigen Sieg errangen, und der Kaiser selbst von den meisten der Seinigen verlassen, verwundet, und nachdem sein Pferd getödtet war, in ihre Gewalt gerieth (bei Zahra 1071). Alp Arslan war indeß menschlicher als viele Christen jener Zeit. Der Gefangene küßte vor ihm die Erde; nach der Sitte seines Volkes setzte ihm der Sultan den Fuß auf den Nacken zum Zeichen der Besiegung; dann aber hob er ihn auf und redete ihn liebreich an: „Traure nicht über dein Unglück. Das ist das Schicksal des Krieges. Du sollst keine Ursache haben, dich über uns zu beklagen, denn ich will dir nicht als einem Gefangenen, sondern als einem Kaiser begegnen.“ Wirklich erfuhr Romanus die ehrenvollste Behandlung, und nach abgeschlossenem Frieden, in welchem er ein großes Lösegeld und einen jährlichen Tribut verhieß, ward er auf sein Wort entlassen.

Allein es war diesem Manne kein anderes Schicksal beschieden, als das unerwartete. In Constantinopel gab man ihn ganz auf; einige aus der Schlacht entkommene Soldaten erzählten, er sey gefangen, andere, er sey todt, und seine Feinde drangen darauf, daß Eudocia und ihr ältester Sohn Michael die Regierung übernehmen sollten. Endlich kam ein Brief von dem befreiten Romanus der Eudocia zu Händen, aber die Räthe und besonders der Cäsar Johannes Ducas, Oheim des jungen Kaisers, fürchteten die Rache des Romanus, wenn er wieder den Thron bestiege, und versuchten, seine Ausschließung durchzusetzen. Auf des Cäsars Betrieb rief die Leibwache den jungen Michael zum Kaiser aus, und Eudocia ward in ein Kloster gebracht. Romanus erfuhr den verrätherischen Vorgang, noch ehe er nach Kappadocien kam. Er fand indeß in Kleinasien einige treue Schaaren, und ging mit diesen auf das kaiserliche Heer los, ward aber geschlagen und mußte fliehen. Was konnte er nun noch hoffen? Doch wider Erwarten erschien ihm plötzlich ein Freund, der Statthalter von Antiochien, der ihm sein Glück verdankte. Mit edler Dankbarkeit nahm dieser sich seiner an, und führte ihn mit einiger Mannschaft nach Cilicien. Hier hätte er sich vielleicht lange halten können, aber Andronikus, dem jetzt der Krieg gegen ihn anvertraut war, drang unbemerkt in die Pässe, griff ihn an, und zwang ihn, sich zu ergeben. Romanus sollte allen Ansprüchen auf die Krone entsagen und in ein Kloster gehen. Er ergab sich in die Nothwendigkeit, und einige Bischöfe beschworen im Namen der Regierung den Vergleich. In Mönchskleidern folgte Diogenes, ein Mitleid erregendes Bild des Falles menschlicher Größe, dem Heere; da kam von Constantinopel der grausame und treulose Befehl, den Unglücklichen zu blenden. Es war Johannes Ducas, der ihn ausgestellt hatte, da er die neue Regierung nicht eher sicher glaubte. Vergebens that Andronikus Einspruch, vergebens widersetzten sich die Bischöfe dem Bruche des feierlichen Schwures, das Furchtbare geschah. Man verband dem Unglücklichen nicht einmal die Wunden, — so war es ausdrücklich befohlen — sondern schleppte ihn in dem entsetzlichsten Zustande nach der Insel Prota. Der Kopf schwoll ihm fürchterlich an, Würmer sammelten sich in den stinkenden Augenhöhlen; und bald endete der bejammernswerthe Mann (1071). Seine schwache Gemahlin, die ihn nicht hatte retten können, ließ ihn wenigstens prächtig begraben. Er ward in einem Kloster beigesetzt, welches er selbst erbaut hatte.

Jener zum Kaiser erhobene Michael VII., der den Beinamen Parapinaces führt, brachte die Regierungszeit in träger Unthätigkeit zu, während Servier und Selbschucken das Reich um die Wette bedrängten, und ward 1078 vom Nicephorus Botaniates besiegt, der sich nur durch den tapfern Feldherrn Alexius Comnenus, einen Neffen des Kaisers Isaac, auf dem Throne behauptete. Dafür ward Alexius mit Mißtrauen angesehen, und die Beleidigungen, die er erfuhr, rießen den Ehrgeiz in ihm hervor, den man fürchtete. Er eroberte Constantinopel (1081), Botaniates ging in ein Kloster, und das Reich erhielt an Alexius einen Kaiser, der es in schwierigen und gefahrvollen Zeiten mit vielem Geist und Muth leitete.

In diese Periode der Byzantinischen Geschichte fällt die gänzliche Trennung der Römischen und Griechischen Kirche, durch welche die bis auf den heutigen Tag fortdauernde Absonderung derselben gegründet ward. Die gegenseitige Eifersucht der Kirchen des alten und neuen Roms hatte schon Jahrhunderte gedauert, und in den Bilderstreitigkeiten neue Nahrung erhalten; aber im neunten Jahrhundert brach der Zwist mit größerer Heftigkeit, als je aus. Vorzüglich schmerzte die Päpste die verlorne kirchliche Gerichtsbarkeit in mehreren ansehnlichen Provinzen des Byzantinischen Reiches, welche ihnen die Kaiser seit den Zeiten Leo's des Isauriers, wo ihre Widersetzlichkeit und Abneigung gegen den Hof immer entschiedener hervortrat, nach und nach entzogen hatten. Sie ergriffen daher mit Freuden jeden Anlaß, ihr Ansehen in Constantinopel von neuem geltend zu machen, und sich dort eine Partei zu bilden. Unter der Regierung Michael's III. wurde der Patriarch von Constantinopel, Ignatius, abgesetzt, und Photius, ein Mann, der an Gelehrsamkeit über alle seine Zeitgenossen hervorragte*), kam an seine Stelle (857). Ignatius wandte sich an den Papst Nicolaus I. und dieser, froh zum Schiedsrichter aufgerufen zu seyn, schleuderte den Bannfluch gegen Photius, der aber, ohne sich schrecken zu lassen, seinerseits Bann und Absetzung wider den Papst aussprach. Ja er ging so weit, seine persönlichen Händel mit diesem in allgemeine Streitigkeiten der beiden Kirchen zu verwandeln, indem er die abweichenden Kirchengebräuche des Abendlandes mit ungemeiner Heftigkeit angriff, wodurch der Streit auf ein ganz anderes

*) Wir verdanken ihm eine Sammlung von Auszügen aus Griechischen Schriftstellern, unter denen viele schätzbare Bruchstücke längst verlorener Bücher erhalten sind.

Feld gespielt und zu einem unheilbaren Risse wurde. Photius wurde zwar nach einiger Zeit durch den Kaiser Basilius I. entsetzt, und Ignatius wieder Patriarch, aber der Streit entbrannte von neuem über die Frage, ob die eben bekehrten Bulgaren der morgenländischen oder abendländischen Kirche unterworfen seyn sollten. Photius wurde zum zweiten Male Patriarch und zum zweiten Male abgesetzt, und diese Händel wurden nicht ausgeglichen, auch nach seinem Tode nicht, eben weil sie aus einem Patriarchenzwiste allgemeine Angelegenheiten der Kirchen geworden waren. Sie ruhten zwar fast zwei Jahrhunderte, aber es herrschte ein großer Kaltsinn zwischen beiden Kirchen und sehr geringe Verbindung, und im elften Jahrhundert riß das schwache Band vollends, als Michael Cerularius, Patriarch von Constantinopel, wiederum die abendländische Kirche wegen irrthümlicher Gebräuche, besonders wegen des ungesäuerten Brotes im Abendmahl heftig und ungeziemend angriff. Der Kaiser Constantin IX. Monomachus wünschte zwar dringend, den Streit beigelegt zu sehen, und bewog den Papst Leo IX., Gesandte nach Constantinopel zu schicken; aber diese vergaßen des Zweckes ihrer Sendung, Friede zu stiften, so sehr, daß sie über den Patriarchen, den sie unbeweglich fanden, mit einer Anmaßung, welche alle Griechen erbittern mußte, in der Hauptkirche öffentlich und feierlich den Bannfluch sprachen, und sodann die Stadt verließen (1054). Seit dieser Zeit war aller Zusammenhang zwischen den beiden Kirchen aufgehoben.

---

4. Ludwig der Fromme.
(814 — 840.)

Nach Karl's des Großen Tode erhielt sich sein Geschlecht noch mehr als anderthalb Jahrhunderte auf dem Throne, aber sein Geist war von der Erde verschwunden und die großartige Ordnung, welche dieser hervorgerufen, lös'te sich bald in traurige Verwirrung auf. Der Erbe, Ludwig I., der den Beinamen des Frommen führt, war in der That ein devoter, wohlwollender und gelehrter Mann, aber ein schwacher König. Seine ängstlichen, unsicheren Schritte entzogen ihm in kurzem alle Achtung; die von seinem Vater so kräftig unterdrückten Großen erhoben wieder kühn das Haupt, und die bedeutenden ihnen vom Kaiser ertheilten Güter und Befreiungen gaben ihrem Stre-

den nach Eigenmacht neue Kraft und frische Wurzeln. Noch waren indeß Glanz und Ansehen des Thrones unvermindert. Als Stephan IV., Leo's III. Nachfolger, 816 den päpstlichen Stuhl bestieg, ließ er nicht nur das Volk zu Rom dem Kaiser den Eid der Treue schwören, sondern schickte auch Gesandte nach Deutschland, die seine Erwählung und Ordination Ludwigen anzeigen mußten. Ja er unternahm bald darauf persönlich eine Reise zu ihm, und brachte große Geschenke mit, unter andern eine kostbare Krone, die er ihm am vierten Tage nach seiner Ankunft in der Kathedrale zu Rheims unter dem Gottesdienst feierlich aufsetzte. Bei der ersten Begrüßung hatte sich der fromme Ludwig vor dem Papste dreimal zur Erde gebeugt.

Schon im vierten Jahre der Regierung bestimmte er, auf das Anbringen seiner Räthe, nach dem Beispiele seines Vaters die Verhältnisse der Söhne und das Schicksal des Reiches nach seinem Tode. Pipin und Ludwig erhielten, zur abgesonderten Verwaltung, doch unter seiner oberen Herrschaft, die Grenzprovinzen Aquitanien und Baiern als Könige, der älteste Lothar sollte, für jetzt zum Mitkaiser erhoben, nach seinem Tode als Haupt des ganzen Reiches folgen. Nach dreitägigem Fasten und Gebet that er seinen Entschluß den Großen 817 auf einem Reichstage zu Aachen kund, und ließ sich von ihnen schwören, daß sie über den Vertrag halten wollten.

Diese Verfügung brachte großes Elend über ihn und das Reich. Zuerst sann seines Bruders Sohn, Bernhard, der seinem Vater Pipin als König von Italien noch zu Karl's Lebzeit (812) gefolgt war, auf Empörung, und machte Anspruch auf die Kaiserwürde. Die Reichsversammlung verurtheilte ihn mit dreien seiner Anhänger zum Tode, obgleich es gar nicht bis zum Kampfe gekommen war; und Ludwig verwandelte dieses Urtheil in das der Blendung, woran der Unglückliche indeß doch einige Tage nachher starb. Allein auch dann ruhte der einmal wach gewordene Argwohn Ludwig's so wenig, daß er bald darauf noch drei minderjährige Stiefbrüder, natürliche Söhne Karl's des Großen, ins Kloster stecken ließ.

Der gräßliche Tod Bernhard's hatte indessen im Herzen des Kaisers eine weit größere und peinigendere Unruhe hervorgerufen, als einst des Lebenden Entwürfe, und vergebens brachte er zur Besänftigung seines Gewissens ganze Tage lang betend zu. In dieser Seelenstimmung faßte er sogar den Entschluß, der weltlichen Herrlichkeit ganz zu entsagen und sich in die Einsamkeit des Klosters zurückzuziehen und

wenn dies auch die mächtigen Großen seines Hofes, die durch ihn am besten herrschen zu können glaubten, hintertrieben, beruhigte er sich dennoch nicht eher, bis er auf dem Reichstage zu Attigny (822) öffentlich bekannt hatte, daß er gegen Bernhard grausam, gegen seine Brüder mit unbrüderlicher Härte gehandelt habe. Zugleich forderte er die versammelten Bischöfe auf, ihm eine Kirchenbuße zu bestimmen. Nur so hielt er sich gereinigt vor Gott und vor den Menschen. Wie lauter aber auch die Beweggründe dieser Handlung seyn mochten, so sahen doch die Mächtigen des Reiches in weltlicherem Sinne nur ein Bekenntniß großer Schwäche in derselben und eine Aufforderung, diese nach Kräften zu benutzen. Eine Gelegenheit hiezu fand sich bald. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Irmingard (819), hatte der Kaiser eine zweite Ehe geschlossen mit Judith, der Tochter des Baierschen Grafen Welf (unt. Abschn. 20.), welche, als auch sie einen Knaben geboren (823), den ganzen Einfluß ihrer großen Schönheit und die gewandte Ueberlegenheit ihres Geistes aufwendete, diesem ihren Nachkommen einen Thron zu erwerben und für die Zukunft zu sichern. Den Absichten der Kaiserin widerstrebten am Hofe mit aller Anstrengung der Kanzler Elisachar, der Erzkapellan Hilduin, die Grafen Matfred von Orleans und Hugo von Tours, der Schwiegervater Lothar's, und Wala, Abt des Klosters Corvey, ein Enkel Karl Martell's, welche in dem jungen Kaiser Lothar, dem Ludwig im Jahr 820 die Verwaltung Italien's übergeben hatte, ein Gegengewicht gegen das wachsende Ansehen Judith's zu finden hofften. Aber diese hatte ihren Sturz schon beschlossen. An den Grenzen erlitten die Fränkischen Waffen durch das Ungeschick und die Saumseligkeit eben jener höheren Beamten einige Verluste gegen Araber und Bulgaren; und auf die hiedurch erregte Unzufriedenheit des Volkes bauend, gelang es der Judith, den Kaiser zu bewegen, den Bernhard, Markgrafen von Barcelona und Herzog von Septimanien, einen tüchtigen Kriegsmann und ihr vollkommen ergeben, als Reichskämmerer an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Dies geschah auf der Versammlung zu Worms, wo zugleich Ludwig seinen jetzt erst sechsjährigen Sohn von der Judith, Karl, zum Herzog von Alemannien ernannte, wider die erste fest beschworene Theilung des Reiches.

Das Mißfallen, welches diese Erhebung bei den älteren Söhnen des Kaisers, besonders bei Lothar, der dadurch noch ein bedeutendes Gebiet seiner zukünftigen unmittelbaren Herrschaft entrissen sah, erregte, wuß

ten die früheren Rathgeber des Königs, jetzt größten Theils ihrer Aemter entsetzt und vom Hofe verwiesen, trefflich zu benutzen. Im Volke wurden böse Gerüchte ausgestreut über den ehebrecherischen Umgang der Kaiserin mit dem Herzoge, und wie sie den frommen Ludwig durch arge Liebestränke berückt hielte. Als der Kaiser darauf im Frühjahr 830 den Heerbann gegen die stets unruhige Bretagne aufbot, wußten jene dem Pipin glauben zu machen, der Zug gelte ihm, die böse Stiefmutter wolle ihn seines Erbes berauben. Der König von Aquitanien eilte mit seinen Getreuen nach Paris, wo das Kriegsvolk des Kaisers lag und gewann es gegen Judith und den Kämmerer, so daß es ihm gen Compiegne, wo der Kaiser sich aufhielt, folgte. Bei seiner Annäherung floh Bernhard nach Barcelona, und Judith suchte Zuflucht in einem Kloster. Schon triumphirte die Gegenpartei, schon hoffte sie ihr Werk mit der Erhebung Lothar's zu krönen. Die alten Räthe nahm der Kaiser willig wieder auf, und diese sorgten sogleich dafür, ihn mit eifrigen Mönchen zu umgeben, welche die Vortrefflichkeit des Gott geweihten Lebens preisend, ihn allmählig zur freiwilligen Abdankung bewegen sollten. Ludwig schien auch nicht abgeneigt; doch traf er in der Stille seine Anstalten. Lothar war inzwischen aus Italien herbeigekommen, und auf dem großen Reichstage des Herbstes zu Nimwegen sollte Alles festgesetzt werden. Aber hier erschienen die Deutschen Herren auf des Kaisers Anordnung mit zahlreicher Begleitung, vor allen die treuen Sachsen, deren Druck der Kaiser vormals gemildert, und Ludwig der Jüngere, entschlossen den Vater zu schirmen. Lothar und die Seinigen sahen sich getäuscht und wagten nichts zu unternehmen, denn die Uebermacht war entschieden auf des Kaisers Seite. Die Versammlung erklärte Alles für ungültig, was geschehen war. Die Häupter der Rebellen wurden sogar zum Tode verurtheilt, doch Ludwig, Bernhard's wohl eingedenk, strafte nur einige mit Entfernung und Gefängniß, den anderen schenkte er vollständige Begnadigung. Zu Aachen empfing er darauf freudig seine Gattin; sie schwur mit zahlreichen Eidhelfern den Reinigungseid, und Bernhard forderte öffentlich seine Ankläger zum Gottesurtheil des Zweikampfes. Es erschien keiner.

So viel Glück führte Judith über das Maß hinaus. Zuerst wurde dem Lothar angekündigt, die künftige Oberherrschaft habe er verscherzt durch Gemeinschaft mit den Empörern. Mit Pipin brachen sodann ebenfalls neue Zwistigkeiten aus und jetzt sollten ihm nun wirk-

lich seine Länder entrissen werden. Auf der anderen Seite hatten die gestürzten Großen des Hofes weder ihrer ehemaligen Stellung vergessen, noch hatte Ludwig's Milde sie entwaffnen können. Der jüngere Ludwig, von ihnen gereizt und unwillig, die Vergrößerung seines Gebiets, welche er für seine Dienste zu Nimwegen erwartet, nicht erhalten zu haben, brach in Alemannien ein, sich zu nehmen was ihm verweigert wurde. Schnell entschlossen, berief der Vater den Heerbann der Sachsen und Franken nach Mainz. Er erschien zahlreich und die Baiern wichen der größern Stärke. Der Kaiser bot Verzeihung, Ludwig kam und gelobte, in Zukunft nicht wieder eigenmächtig zu verfahren. Gleich darauf wendete sich der Kaiser nach Aquitanien, Pipin wurde abgesetzt und nach Trier geführt; an seiner Statt ward der jetzt neunjährige Karl zum König jenes Reiches erklärt. Bei Douay aber befreiten treue Männer den Pipin, und die Folge dieser Ereignisse war ein Bund der drei Brüder zur Entfernung der Stiefmutter und ihres Anhangs. In der Gegend von Colmar vereinigten sie ihre Heere, mit Lothar kam der Papst Gregorius IV., durch sein Ansehen die Könige zu unterstützen, zugleich aber in der Absicht, den Lothar aus seiner Nähe in Italien zu entfernen; während bei Worms Ludwig seine Kriegsleute sammelte. Die Bischöfe des Reiches hatten sich hier ebenfalls auf den Ruf des Kaisers eingefunden und sandten jetzt Botschaft an Gregor, falls er sich zum Richter über Kaiser und Reich aufwerfen und den Bann über Ludwig aussprechen wolle, so würden sie, die Bischöfe von Gallien und Deutschland, sich von ihm lossagen. Ludwig aber zog den Rhein hinauf und lagerte seinen Söhnen gegenüber auf dem Rothfeld, nach diesen Begebenheiten späterhin das Lügenfeld genannt. Am 24. Juni 833 standen die Heere gerüstet und schlagfertig gegenüber. Da erschien plötzlich der Papst. Der Kaiser hielt unbeweglich an der Spitze seiner Krieger; niemand kam, den heiligen Vater zu begrüßen. Kalt wurde sein Segen empfangen und Ludwig sprach: Heiliger Bischof, wir empfangen dich nicht mit Gesängen und Lobliedern, weil du nicht gekommen bist, wie deine Vorgänger kamen*). Gregor entgegnete: Wir sind gekommen der Eintracht und des Friedens willen. Nimmst du uns in den Frieden Christi gebührend auf, so wird er bei dir und deinem Reiche bleiben, wo nicht, so soll er von dir gewendet seyn. Ludwig ließ sich zu seinem Verderben zu Unterhandlungen mit dem

*) Funk, Ludwig der Fromme, S. 130.

Papst verführen, und während dieser Zeit brachten die Söhne des Vaters Heer zum größten Theil auf ihre Seite. Der Papst ging am 28. Juni, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück, und in derselben Nacht folgten ihm des Kaisers Vasallen und Kriegsleute. Ein kleines Häuflein sah dieser am Morgen, der die Entscheidung der Waffen bringen sollte, um sich. Geht auch ihr zu meinen Söhnen, sprach er, ich will nicht, daß um meinetwillen einer das Leben verliere. So ritt der Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohn ins Lager der älteren feindlichen Söhne hinüber. Diese kamen ihm entgegen, stiegen von den Pferden und empfingen ihn ehrerbietig. Die Kaiserin wurde über die Alpen nach Tortona geführt und der Vater versprach, sich auf immer von ihr zu trennen. Der junge Karl kam ins Kloster nach Prüm. Pipin und Ludwig gingen darauf ruhig in ihre Reiche, aber Lothar verfolgte größere Pläne, führte den Kaiser mit sich nach Soissons und sperrte ihn in das Kloster St. Medardus. Hier versammelten sich mehrere Bischöfe, und forderten den Kaiser auf, Buße zu thun für seine Sünden. Nach einigem Zögern ließ er sich in die Kirche führen, die mit Zuschauern angefüllt war. Vor dem Altar lag ein härenes Bußgewand, auf diesem mußte er nieder knieen, und las in dieser Stellung weinend eine Schrift vor, welche ein langes Verzeichniß seiner Uebelthaten enthielt. Dann stand er auf, gürtete sein Wehrgehenk ab, und legte es auf den Altar; worauf ihm die Priester das Büßerkleid anzogen und in das Kloster zurückführten. Die Absicht dieser unwürdigen Behandlung war, ihn in der Meinung des Volks herabzusetzen, und einem alten Gesetz zufolge, als Einen, der eine solche Kirchenbuße gethan, der Waffenführung, folglich auch der Königs- und Kaiserwürde, unfähig zu machen.

Aber dieser Zweck ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volks erwachte wieder, und Lothar's Anmaßungen reizten die Eifersucht der Brüder, deren Plan es gar nicht gewesen war, den Kaiser abzusetzen. Sie zogen nun gegen Lothar zu Felde; er fühlte sich zu schwach, gab den Vater wieder frei, bat um Gnade, und erhielt sie unter dem Versprechen, Italien ohne des Vaters Erlaubniß nie wieder zu verlassen.

Kaum sah sich Ludwig indeß wieder im Besitz der Macht und Judith an seiner Seite, als er eifrig das alte Streben fortsetzte, für den Lieblingssohn Karl durch neue Reichstheilungen zu sorgen, die wiederum Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und Ludwig von Baiern zur Folge hatten. Unterdessen starb Pipin. Die Kaiserin, welche den

herrschsüchtigen Lothar am meisten fürchtete, beschloß diesen für sich und ihren Sohn zu gewinnen, damit Ludwig von Baiern der Uebermacht weichen müßte. Sie überredete daher den schwachen Kaiser zu einem neuen Plane; Ludwig sollte nämlich nichts als Baiern behalten, die nachgelassenen Söhne Pipin's sollten ganz übergangen werden, und Lothar und Karl der Kahle sich in das Uebrige theilen. Darüber standen die Aquitanier im Namen der Söhne Pipin's auf. Ebenso erhob sich Ludwig von Baiern, der sich mit Recht beschwerte, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treuesten gemeint, am schlechtesten belohnt werden solle. Er nahm Schwaben in Besitz, und überzog den alten, betrübten Vater mit Krieg (839). Der Schmerz darüber erdrückte den Unglücklichen. In eben diesem Kriege gegen seinen Sohn endete er auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber (840). An seinem Sterbelager stand ermahnend und tröstend sein natürlicher Bruder Drogo, den er einst ins Kloster geschickt, nunmehr schon lange Bischof von Metz. Böses mit Gutem vergeltend, hatte er in allen Nöthen treu bei Ludwig ausgehalten, und für das ewige Heil der Seele besorgt, forderte er jetzt den Kaiser auf, nicht mit Zorn im Herzen von der Welt zu scheiden. Ludwig wollte erst nichts davon hören. Endlich sprach er: nun wohl, ich will meinem Sohne Ludwig vor Gott und vor euch vergeben, aber eure Sache wird es seyn, ihn zu erinnern, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Gram in die Grube gebracht habe. Schwer hatten sich auch die Kinder an dem Vater versündigt, doch ist die Hauptquelle der Verwirrung, welche die bürgerlichen Kriege über das Reich gebracht, in der sträflichen Nachgiebigkeit des Kaisers für seine zweite Gemahlin Judith und deren ehrgeizige Pläne zu Gunsten ihres Sohnes zu suchen.

---

5. Krieg der Söhne Ludwig's und Vertrag zu Verdun.

(840 — 843.)

Lothar war es, welcher die Waffen, die er einst gegen den Vater erhoben hatte, nun gegen seine Brüder kehrte, um ihnen, unbegnügt mit seinem Antheil, auch den ihrigen zu entreißen. Ludwig und Karl verbanden sich demnach gegen ihn, und lieferten ihm 841 bei Fontenai, unweit Auxerre, ein so blutiges Treffen, daß man die nachmalige große Schwäche des Frankenreiches von dem außerordentlichen Men-

schenverluste dieses Tages abgeleitet hat. Lange schwankte der Sieg; endlich floh Lothar mit den Seinen. Aber anstatt ihren Sieg zu benutzen, und den Lothar rasch zu verfolgen, brachten die Brüder auf Anordnung der Bischöfe drei Tage ruhend mit Fasten und Gebet zu, zur Danksagung gegen Gott für den ihnen geschenkten Sieg, und damit jeder, der in Grimm und Haß, nicht aber im Gefühl der Gerechtigkeit seiner Sache gestritten, beichten und Buße thun könne.

Die Folge davon war, daß sie im nächsten Jahre noch einmal gegen ihn zu Felde ziehen mußten. Sie verbanden sich deshalb zu Strasburg, wo ihre beiderseitigen Heere 842 zusammenstießen, durch einen feierlichen Eid, einander treulich gegen Lothar beizustehen. Ludwig der Deutsche schwur vor dem versammelten Kriegsvolk in dem sich damals bildenden Französisch, damit Karl's Heer ihn verstehen konnte, folgendermaßen mit lauter Stimme:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di [1]) in avant, in quant Deus savir et podir [2]) me dunat [3]), si salvaraeio cist [4]) meon fradre Karlo et in adiudha [5]) et in cadhuna [6]) cosa, si cum om [7]) per dreit son fradra salvar dist [8]); in o quid [9]) il mi altresi fazet [10]); et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol [11]) cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte sich Karl der Kahle mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwig's Deutschem Volke:

In Godes minna, ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage framordes, so fram so mir god gewizzi indi maht furgibit, so hald ih thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mih so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werdhen *).

Auch die beiden Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung

---

1) de isto die. 2) pouvoir. 3) donne. 4) cet. 5) aide. 6) chacune. 7) comme on. 8) doit. 9) en quoi. 10) aussi fasse. 11) volonté.

*) Beides heißt: Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unserer beiderseitigen Erhaltung, von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache) so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er eben so thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre. Vgl. Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur für Philologie ꝛc., Jahrg. 2. Bd. 1. S. 315 fg.

dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Aachen an, wo Lothar stand, und dieser floh, nachdem sie den Uebergang über die Mosel erzwungen, wieder neben ihnen weg nach Lyon. Die Brüder entschlossen sich demnach zur Theilung ohne Lothar. Da schickte dieser Gesandte mit Freundschaftserbietungen und Theilungsvorschlägen, und die Nachgiebigen bewilligten ihm Alles. Hiedurch kühner gemacht, und weil er nun auch wieder über ein größeres Heer gebieten konnte*), verlangte Lothar jetzt mehr, als vorher, worüber sich die Unterhandlungen wieder in die Länge zogen, und bis zum folgenden Jahre hinausgeschoben wurden.

Endlich kam der Friede zu Stande, und das Reich wurde in drei Stücke zertheilt. Dies ist die berühmte Theilung von Verdun, durch welche Frankreich und Deutschland von einander geschieden worden sind. Ostfrankreich (Deutschland) bekam Ludwig (der Deutsche), bis an den Rhein, und jenseits desselben noch die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gauen; Westfrankreich (später blieb diesem Lande allein der Name Frankreich) Karl II. (der Kahle); endlich Lothar nahm die Kaiserwürde, Italien, und alles Land zwischen Frankreich und Deutschland, von der Nordsee an, die Schelde, Maas und den Rhein hinauf, und dann wieder die Rhone hinunter bis zum Mittelmeere. Lothar's Haus regierte nicht lange. Er selbst ging 855 ins Kloster Prüm. Sein ältester Sohn Ludwig II. erhielt nun Italien nebst der Kaiserwürde, der zweite, Lothar II., die Länder am linken Rheinufer, die nach ihm Lotharingien (Lothringen) genannt wurden**); der dritte, Karl, wurde König der Provence, worunter damals ein größeres, weiter nach Norden laufendes Gebiet begriffen ward, als die spätere Provinz dieses Namens umfaßte. Von diesen drei Brüdern starb Karl zuerst kinderlos; die beiden anderen theilten sein Erbe; aber wenige Jahre darauf (869) starb auch Lothar II., und nun theilten sich, den Kaiser Ludwig übergehend, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in Lothringen; damals ward die Maas die Grenze beider Reiche. Mit Ludwig II., welcher 875 starb, erlosch der Stamm Lothar's.

---

*) Dies sagen die Annales Fuldenses ad ann. 842 ausdrücklich. Es war also nicht bloß die Schwäche und Unentschlossenheit der Brüder, wodurch Lothar zu größeren Vortheilen gelangte.

**) Nur ein Theil derselben führt bis auf unsere Tage diesen Namen.

6. Die Deutschen Karolinger.

(843—911.)

Die Theilung des großen Reiches, von der man genauere Beaufsichtigung der einzelnen Länder, und Wiedererweckung der in der Gesammtmasse ermattenden Volkskraft hätte erwarten sollen, führte diese Wirkungen keineswegs herbei. Die Eifersucht der Brüder und ihre Neigung, sich zu beeinträchtigen, dauerte fort; Ludwig der Deutsche ließ sich durch die Klagen der Westfranken über seinen Bruder Karl, der die Erwartungen, welche er als Jüngling erregt hatte, nicht erfüllte, zweimal zu dem Versuche verleiten, Frankreich zu erwerben, fand sich aber beide Mal von den Großen und Bischöfen, die ihn gerufen hatten, verlassen, und mußte das Unternehmen aufgeben. Auch erhoben sich gegen Ludwig aufrührerische Söhne, wie er sich einst gegen seinen Vater erhoben hatte. Bei diesen inneren Unruhen und der schlaffen Regierung konnten fremde Völker es wagen, den Deutschen zu trotzen, und ihnen Schrecken einflößen. Am schlimmsten spielten die Normannen den Frankenreichen mit. Man versteht unter diesem Namen die Bewohner der Skandinavischen Länder, Völker, den Germanen an Sprache und Sitte verbrüdert, die, gleich ihnen voll kühnen Kriegsmuths, von der Neigung zu Abenteuern, Kampf und Beute in die Fremde getrieben wurden. Das Meer, welches sie von den schöneren und angebauteren Ländern Europa's trennte, war ihr Element, und im neunten Jahrhundert war fast keine Küste Westeuropa's vor ihnen sicher. Wo sie landeten, verwüsteten sie die Gegend, und schleppten Menschen und Güter als Beute mit sich fort. So zerstörten sie im Jahre 845 Hamburg, daß sogar der von Ludwig dem Frommen zur Bekehrung des Nordens in dieser Stadt gestiftete erzbischöfliche Sitz dort nicht mehr bestehen konnte, und in der Folge nach Bremen verlegt ward. Andere Feinde, welche das östliche Deutschland beunruhigten, waren die Slaven, gegen deren Einfälle sogar in Thüringen und Sachsen wieder Herzöge eingesetzt wurden, zu einem fortwährenden Schutze der Grenzen, und nach und nach kam diese Würde, ganz wider Karl's des Großen Plan und Zweck, in allen Deutschen Hauptprovinzen wieder empor. Damit verschwand auch die treffliche Einrichtung der Sendboten, durch welche der große Kaiser über seine Beamte eine so genaue Aufsicht geführt hatte. Das Ansehen des

Adels, der Grafen und Bischöfe wuchs zu einer vorher nie erreichten Höhe, und das geringe Volk, von dessen Unterdrückung sie durch keine Gegenkraft mehr abgehalten waren, sank zu immer größerer Abhängigkeit und politischer Unfreiheit herab.

Als Kaiser Ludwig II., der letzte Lotharide, im Jahre 875 starb, hatte Ludwig der Deutsche unstreitig das nächste Recht auf die Kaiserwürde, aber Karl der Kahle kam ihm zuvor. Er eilte nach Rom, erhielt vom Papste Johann VIII., wahrscheinlich in Folge einer frühern Verabredung, die Kaiserkrone, und vergalt ihm diesen Dienst durch reiche Geschenke. Ludwig dachte dies nicht ruhig zu dulden, sondern sandte zuerst seine Söhne gegen ihn, dann, als diese nichts ausrichteten, rüstete er, um selbst auszuziehen, ward aber darüber zu Frankfurt am 28. August 876 vom Tode überrascht. Seine Söhne wollte der neue Kaiser auch ihres Erbes berauben, ward aber von einem derselben, Ludwig dem Jüngern, bei Andernach geschlagen, so daß er selbst nur mit weniger Mannschaft entrann. Hierauf theilte Ludwig mit seinen Brüdern das Deutsche Reich. Er selbst erhielt Sachsen, Ostfranken, Thüringen und Friesland, sein älterer Bruder, Karlmann, Baiern mit den zinsbaren Reichen der Slaven in Böhmen und Mähren, der jüngste, Karl der Dicke, Alemannien (Schwaben). Karlmann ging mit einem großen Heere von Baiern und Slaven nach Italien wider seinen Oheim Karl, der wiederum in dieses Land gezogen war, aber auf die Nachricht vom Anrücken des Deutschen Heeres eiligst zurückkehrte. Auf dem Heimwege starb er (6. Oct. 877), und hinterließ Frankreich seinem Sohne Ludwig dem Stammler in der schlechtesten Verfassung. Auch dieser sank bald ins Grab (879) und seine beiden Söhne Ludwig III. und Karlmann waren kaum der Vertheidigung ihres eigenen Reiches gewachsen; dabei hatten sie mit einer Partei im Innern zu kämpfen, welche die Herrschaft Ludwig dem Ostfranken zuwenden wollte. Alle diese Fürsten wurden schnell vom Tode hingerafft; Ludwig III. starb schon 882 im zwei und zwanzigsten, Karlmann 884 im achtzehnten Jahre seines Alters.

Karlmann, König von Baiern, wollte zwar aus diesen günstigen Umständen Vortheil ziehen, Italien zu erwerben; allein auch ihm war dies schöne Land nicht beschieden. Eine lähmende Krankheit unterbrach seine Bestrebungen, und schon 880 ereilte ihn der Tod. Johann VIII. wurde von den Saracenen, die sich damals in Sicilien (v. S. 185.) und Calabrien niedergelassen, und von dort aus ihre Raubzüge bis nach

Mittelitalien ausgedehnt hatten, so hart bedrängt, daß er selbst Karl den Dicken von Schwaben nach Italien einlud, und ihm zu Rom die Kaiserkrone aufsetzte (881). Da nun auch Ludwig der Jüngere, welchem Baiern, das Erbe Karlmann's, zugefallen war, bald starb (822), so wurde jetzt das ganze Deutsche Reich, sammt Italien und der Kaiserwürde, durch Karl den Dicken vereinigt.

Dies scheinbare Glück war aber ein Unglück für den Staat und für den Kaiser selbst. Damals verwüsteten die wilden Normannen die Gegenden am Niederrhein bis nach Köln und Trier hin; der Papst würde von den Arabern und dem Herzoge Guido von Spoleto beunruhigt. Diesen und noch anderen Verwirrungen zu begegnen, reichte Karl's ohnmächtige Schwäche nicht hin. Doch versuchte er sich gegen die Normannen. Nach einem Reichstage zu Worms zog er 882 mit einem großen aus allen Deutschen Ländern aufgebotenen Heere gegen sie, und schloß sie in ihrem festen Lager bei Haslov an der Maas ein. Schon hofften die Deutschen darauf, die barbarischen Räuberhorden mit Stumpf und Stiel zu vernichten, als Karl, von bestochenen oder feigen Räthen bewogen, einen Vergleich mit dem Anführer der Normannen, Gottfried, schloß, in welchem dieser ein Christ zu werden und das Reich nicht mehr zu beunruhigen versprach, wogegen ihm ein Stück von Friesland eingeräumt und zweitausend Pfund Gold und Silber bezahlt werden sollten. Der Kaiser selbst vertrat Pathenstelle bei Gottfried's Taufe, und die verlangte Summe ward von gerettetem Kirchengelde bezahlt. Unwillig über den ehrlosen Frieden ging das Deutsche Heer nach Hause. Aber die Normannen hielten ihn nicht einmal, sondern setzten ihre Streifereien fort, und verbrannten Deventer noch in demselben Jahre.

Allein das Geschick wollte den schwachen Karl noch höher erheben. Als 884 auch der Französische König Karlmann starb, und nur einen fünfjährigen Bruder, nachmals Karl der Einfältige genannt, hinterließ, unterwarfen sich die Französischen Großen Kaiser Karl dem Dicken. Wirklich empfing Karl den Eidschwur dieser neuen Vasallen zu Gondreville, und so war unter ihm fast die ganze Macht Karl's des Großen vereinigt.

Doch nur kurze Zeit; denn Karl der Dicke war nicht Karl der Große. Wie in diesem der Zuwachs an Arbeit die Fülle der Kraft entwickelt hatte, so offenbarte er in jenem die Blöße der Ohnmacht. Man drängte ihn abermals, die Normannen aus dem Lande zu schlagen,

welche Paris umlagert hielten (885). Erst im Herbste des folgenden Jahres nahte er mit einem Heere zum Entsatz der schwer bedrängten Stadt. Allein anstatt die Normannen nun muthig anzugreifen, kaufte er ihnen den Frieden abermals mit Gelde und Provinzen ab, und diese, Deutschen Männern doppelt schimpfliche Art, sich eines Feindes zu entledigen, brachte ihn um den letzten Rest von Achtung. Leutward, Bischof von Vercelli, früher vom Kaiser hochgeschätzt, Erzcapellan und sein getreuester Rathgeber in Staatsgeschäften, aber jetzt vom Hofe verwiesen, reizte den tapfern Herzog von Kärnthen (des 880 gestorbenen Karlmann von Baiern natürlicher Sohn), die allgemeine Stimmung der Nation zu benutzen, und sich an die Spitze des Reichs zu stellen. Die Ostfranken, Thüringer und Sachsen wurden bald gewonnen. Endlich fielen auch die Schwaben, die als Karl's älteste Unterthanen am längsten an ihm gehangen, von ihm ab, und erklärten sich auf dem Reichstage zu Tribur (887) für Arnulf. Karl überlebte seine Schande nicht lange; er starb schon 888, den 13. Januar, fast in Dürftigkeit.

Arnulf trat fest und männlich auf. Unter seiner tapfern Anführung wurden zuerst die allgefürchteten, bisher unbesiegbar geglaubten Normannen, an der Dyle, nicht weit von Löwen, gänzlich aufs Haupt geschlagen, zwei ihrer Könige, Gottfried und Siegfried, getödtet, und funfzehn Feldzeichen erobert; ein herrlicher Sieg, der jedes Deutsche Herz mit Ehrfurcht und Liebe für den Retter der allgemeinen Sicherheit und den Rächer der Nationalehre erfüllte. Dagegen forderte er gegen den Slavischen König Zwentibold von Mähren, dessen Macht er selbst durch Böhmen vergrößert hatte, und der ihm dann dennoch treulos den Gehorsam verweigerte, die Hülfe eines andern Volkes auf. Dies waren die Ungern, die sich nach den Zeiten Karl's des Großen in Pannonien niedergelassen hatten, und von den Schriftstellern jener Jahrhunderte als so wild, ungeschlacht und verwegen geschildert werden, wie die Hunnen. Sie kamen auf Arnulf's Ruf, während dieser von der andern Seite her in Zwentibold's Lande eindrang. So ward der stolze Slave gedemüthigt und mußte sich unterwerfen, aber Deutschland erhielt zum Unglück nach Arnulf's Zeiten an den neuen Freunden die schlimmsten Feinde.

Arnulf's Blick war nicht bloß auf Deutschland beschränkt, er versuchte auch die übrigen Karolingischen Länder zur Anerkennung seines oberherrlichen Ansehens zu zwingen. Wirklich mußten sich die Herr-

scher von Frankreich und der beiden neu entstandenen, von Frankreich losgerissenen Burgundischen Reiche (unten Abschn. 8.) dazu bequemen, doch hatte es mit dieser Abhängigkeit nicht viel zu bedeuten. Mit Italien gelang es ihm dem Anschein nach am besten, weil der Kampf mehrerer Parteien ihm die Pforten dieses Landes öffnete. Denn dort stritten seit dem Tode Karl's des Dicken Herzog Guido von Spoleto und Markgraf Berengar von Friaul, welche beide ihr Geschlecht in weiblicher Linie von Karl dem Großen ableiteten *), um den Thron. Berengar war schon (888) zu Pavia zum König von Italien gekrönt **), und hatte Arnulf's Oberherrschaft anerkannt. Da ward er von Guido in zwei Schlachten besiegt, und flehte nun des Deutschen Königs Hülfe an. Günstige Umstände für einen tapfern Kriegsmann, der selber Ansprüche auf Italien machte. Arnulf that 894 einen Feldzug über die Alpen und, da nach Guido's indeß erfolgtem Tode die Spoletinische Partei für dessen Sohn Lambert die Unruhen fortsetzte, im nächsten Jahre einen zweiten. Er sprengte die Thore Rom's, jagte die Spoletiner aus der Stadt, ließ sich vom Papst zum Kaiser krönen und vom Römischen Volke den Eid der Treue schwören (896). Indeß dauerte diese neue Deutsche Herrschaft nicht lange. Lambert starb zwar schon 898, allein nun trat Berengar hervor, vertrieb den König des Cisjuranischen Burgund's, Ludwig, den seine Gegner herbeigerufen hatten, um ihn zum König zu erheben, und behauptete die Herrschaft.

Von den Deutschen konnte er nicht gehindert werden, denn Arnulf war gleich nach seiner Heimkehr aus Italien 899 gestorben. Sein sechsjähriger Sohn Ludwig, das Kind genannt, ward von den Fürsten zu seinem Nachfolger erwählt, und der Erzbischof Hatto von Mainz zum Reichsverweser während seiner Minderjährigkeit bestimmt. Lothringen, welches Arnulf seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Königreich gegeben, fiel von diesem durch große Gewaltthätigkeiten verhaßten Herrscher ab, und begab sich zum Deutschen Reiche. Sonst ist von dieser Verwaltung nichts Glückliches zu melden. Die Großen achteten der königlichen Macht nicht; in Sachsen schaltete Herzog Otto der

*) Von dem Erstern ist diese Abstammung zweifelhaft.

**) Bei dieser Gelegenheit soll zuerst von der berühmten eisernen Krone Gebrauch gemacht worden seyn. Diese Krone, von der Königin Theodelinde (oben S. 98.) in die von ihr erbaute Kirche Johannis des Täufers zu Monza geschenkt, ist von Gold, ohne Zinken, und umschließt einen eisernen Reif, den eine spät erfundene Wundersage aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet seyn läßt.

Erlauchte ohne Rücksicht auf das Reich; in Franken wüthete heftige Fehde zwischen den beiden mächtigen Geschlechtern der Babenberger und Rothenburger. Diese Schwäche des zwieträchtigen Staates benutzten die Ungern zu furchtbar zerstörenden Einfällen. Die Heere, die ihnen weder zahlreich genug, noch gut geführt, entgegengestellt wurden, schlugen sie, und verheerten dann, den wenigen Städten vorbeiziehend, das offene Land, ließen Dörfer und Klöster in Feuer aufgehen, und schleppten Männer, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Von tiefem Jammer über alles dieses Mißgeschick, welches er nicht zu wenden vermochte, erfüllt, starb Ludwig schon im achtzehnten Jahre seines Alters (911) und mit ihm erlosch der Stamm der Deutschen Karolinger.

---

7. Culturzustand unter den Karolingern.

Der wissenschaftliche Eifer, den Karl der Große erregt hatte, blieb auch in seinen nächsten Nachfolgern noch lebendig. Karl der Kahle bekundete seinen Sinn und seine Vorsorge für die Verbreitung höherer Bildung dadurch, daß er den Johannes Scotus Erigena (gest. 886) aus England zur Leitung seiner Hofschule zu sich berief. Dieser war der berühmteste Philosoph und Litterator seiner Zeit, der eine damals seltene Kenntniß der Lateinischen, Griechischen, ja selbst der Arabischen Sprache besaß, ein Mann, der sich durch die Verbreitung seiner Gelehrsamkeit und seiner wahrhaft philosophischen Denkart große Verdienste um seine Zeitgenossen erwarb. In Deutschland reiften von jenen Bemühungen Karl's des Großen die schönsten Früchte. Die gelehrte Schule zu Fulda ging hier allen übrigen voran, besonders seitdem der berühmte Rabanus Maurus (gest. 856) als Lehrer an derselben auftrat, der seinen Meister Alcuin an Umfang der Kenntnisse noch übertraf. Lange Zeit glaubte man nicht allein in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Ländern, man könne die höheren Wissenschaften nirgends besser als zu Fulda lernen, und es gab zu einem großen Kirchenamte keine vollgültigere Empfehlung, als die, unter Rabanus gebildet zu seyn; Prälaten sandten ihre Mönche, edle Geschlechter ihre Sprößlinge aus der Nähe und Ferne, um diesen berühmten Mann zu hören. Doch waren neben Fulda auch noch manche andere Klöster wegen guter Lehrer sehr geschätzt. Leider aber wirkten die Kriegsstürme, von Normannen, Slaven und Ungern erregt, äußerst

nachtheilig, Klöster und Schulen wurden zerstört, und die kaum begonnene Bildung fing schon wieder an, zurück zu schreiten.

Alle jene Männer schrieben Lateinisch, weil die Grundlage ihrer Bildung aus den Trümmern der alten bestand, und ihre Gelehrsamkeit hatte sich in den Landessprachen noch eben so wenig ein neues Organ bilden können, als der Staat und die Kirche, deren Sprache ebenfalls fortwährend die Lateinische blieb. Einiges aber, was besonders für das Volk bestimmt war, ward doch auch schon in der Landessprache versucht, wovon wir selbst oben einige Proben gegeben haben. Otfried, ein wackerer Mönch und Vorsteher der Schule im Kloster zu Weißenburg im Elsaß, ein Schüler des Rabanus Maurus, tadelte mit edler Wärme Diejenigen, die, ihre eigne Sprache verachtend, die Lateinische vorziehen, die sie erst mit so vieler Mühe erlernen müssen. „Haben so viele andere Völker, sagt er, ihre eigene Sprache angebaut, warum sollen die Franken dies allein nicht thun, und sich nicht einmal getrauen, in ihrer eigenen Sprache das Lob Gottes zu singen?“ Er selbst dichtete eine Umschreibung der evangelischen Geschichte in gereimten Strophen, die er dem Könige Ludwig dem Deutschen zueignete, wodurch er ein anregendes Beispiel gab, das Deutsche zur Schriftsprache auszubilden. Dankbar werde dafür der Name des würdigen Mannes von seinen spätesten Enkeln genannt.

Der Handel in Deutschland und Frankreich war fast bloß in den Händen der Juden. Diese, seit ihrer Zerstreuung über alle Lande vom Ackerbau, auf welchen ihr großer Gesetzgeber einst das ganze Daseyn des Volkes gegründet hatte, entwöhnt, hatten sich schon im Römischen Reiche ganz dem Handel, als dem einträglichsten Gewerbe, hingegeben, und sich durch den großen Reichthum, welcher ihnen durch denselben zufloß, eben so sehr den Weg zu Begünstigungen und Befreiungen von bürgerlichen Lasten eröffnet, als durch diese Vorzüge Haß und Mißgunst zugezogen. Ihre strenge Absonderung, ihr starres Festhalten an der Weise und den Gebräuchen ihrer Vorfahren, ihr Widerwille gegen das Christenthum trugen nicht wenig dazu bei, diese Feindschaft zu vergrößern und zu bestärken, welche in manchen Ausbrüchen der Volkswuth hervortrat. Aber der Schutz der Herrscher und die Handhabung vieler zu ihren Gunsten erlassener Gesetze waren mächtiger, und so fanden denn die Deutschen bei ihren Eroberungen im Römerreich Juden in großer Zahl und im Besitze bedeutender Reichthümer. Auch in Italien und den Rheinlanden war durch den Handel der größte Theil alles

baaren Geldes in ihren Händen. Daher wurden sie denn in den Karolingischen Zeiten auf den Territorien der Vornehmen gegen Erlegung von Kopfgeld geduldet und geschätzt, und selbst am Hofe wußten sie sich Einfluß zu verschaffen. Auch den damals sehr bedeutenden Sklavenhandel betrieben sie; denn der Verkauf von Leibeigenen war bei allen Germanen gebräuchlich, und bald fanden es die Juden am einträglichsten, dieselben an die Araber in Spanien und Africa zu verhandeln. Ganze Schaaren wurden dorthin geschleppt. Vergeblich bemühte sich schon Karl der Große, diesem Unwesen zu steuern, wenn er es auch beschränkte, so konnte er es doch nicht ganz unterdrücken.

Nächst ihnen waren die Kirchen und Klöster die größten Geldbehälter, die daher oft zur Zeit der Noth von den Fürsten durch außerordentliche Besteuerungen, Einlagerungen u. s. w. gebrandschatzt wurden. Wie ihrer in Folge der Siege Karl's des Großen im nördlichen Deutschland viele emporstiegen, ist oben erzählt. Die Stiftungen dieser Art verdienen unser dankbares Andenken, als die ersten Schritte zur Bildung unserer Voraltern, wie Manches auch, im Vergleich mit anderen Zeiten, den Bildnern selbst noch fehlte. Denn schon die geistliche Aufsicht, welche diese über ihre Pfarrkinder zu führen hatten, mußte bei dem Mangel fast aller Gerechtigkeitspflege und Polizei sehr nützlich seyn. Jeder Bischof mußte jährlich seinen Sprengel bereisen, und überall ein scharfes Sittengericht, Send (Synodus) genannt, halten. Alle waren gezwungen, bei Strafe des Kirchenbanns, zu erscheinen. Sieben ältere rechtliche Männer mußten schwören, nichts verheimlichen zu wollen, und hierauf begannen die Nachforschungen. Unter den üblichen Fragen, wovon uns Rhegino, Mönch zu Prüm (gest. gegen 915), ein langes Verzeichniß aufbehalten hat, kommen mehrere vor, die für die Sittengeschichte merkwürdig sind, z. B. ob jemand in der Pfarrei sey, der einen Menschen umgebracht; ob einer einen Reisenden oder einen Sklaven durch Schmeicheleien angelockt, und nachher außer Landes verkauft; ob jemand einen christlichen Knecht an einen Juden verhandelt, oder ob man einen Juden wisse, der mit christlichen Sklaven handle; ob ein Zauberer oder Wahrsager da sey, ob jemand zauberische Opfer verrichte, bei Bäumen, Brunnen oder Steinen; ob ein Weib vorhanden sey, die vorgebe, die Gemüther der Menschen zum Hasse oder zur Liebe lenken, fremde Güter besprechen zu können, des Nachts mit dem Teufel auf gewissen Thieren zu reiten oder in einem Bunde mit ihm zu stehen; ob jemand etwas bei sich trage, wodurch er glaube das Gericht Gottes

(z. B. den Zweikampf) verkehren zu können u. dgl. Die Strafen bestanden entweder in Geldbußen oder in Fasten oder langem Beten. Einen Monat nichts als Brot und Wasser genießen, sollte soviel seyn, als 1200 Psalmen kniend oder 1680 stehend beten.

Der Bann wurde mit kluger Vorsicht nur selten angewandt, um ihn nicht gewöhnlich und dadurch unkräftig werden zu lassen. Und da die Ausschließung von Messe und Gottesdienst von Vielen aus dem Volke wol nicht als eine sehr empfindliche Strafe betrachtet worden wäre, so blieb die Kirche bei diesen ursprünglichen Folgen des Bannes nicht stehen, sondern ließ es sich angelegen seyn, die Trennung von ihrer Gemeinschaft in eine von der ganzen menschlichen Gesellschaft zu verwandeln. Niemand, ward verordnet, solle mit den Gebannten essen und trinken, niemand mit ihnen sprechen oder sie grüßen. Ja man rief sogar die Hülfe des weltlichen Armes wider sie auf, und König Arnulf verordnete, daß Diejenigen, die, um Lösung des Bannes, in den sie verfallen, zu erhalten, sich nicht zur Buße und Genugthuung verstehen wollten, von den Grafen vor Gericht gezogen werden sollten.

Eine neue Erscheinung in der Kirche seit dem achten Jahrhundert war das kanonische Leben der Geistlichkeit, zur Besserung ihrer Sitten und ihres Wandels, gestiftet vom Bischof Chrodegang von Metz (gest. 769). Verbreitet wurde es besonders durch Ludwig den Frommen, und bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts war es bereits in allen bischöflichen Kirchen von Deutschland, Frankreich und Italien eingeführt. Diesen Beifall verdankte es der Vorstellung der Zeit von der Heiligkeit des Mönchsstandes, die durch diese Einrichtung auf den ganzen Klerus übertragen werden sollte. Die Geistlichen traten hier in eine weit genauere Verbindung, wohnten und aßen im Münster (monasterium) beisammen und beteten gemeinschaftlich zu bestimmten Stunden. Die Glieder dieser Gemeinschaft wurden Chorherren oder Canonici genannt. Canonici cathedrales hießen sie bei den bischöflichen, collegiati bei den übrigen Kirchen. Von den Mönchen unterschieden sie sich dadurch, daß sie keine Gelübde ablegten und durch den erlaubten Besitz eigenthümlicher Güter, da bei jenen nur das Kloster als solches etwas besitzen konnte. Für die Unterhaltung dieser Anstalten wurde ein Theil der Kirchengüter ausgesetzt, oder von Laien Grundstücke und Einkünfte dazu geschenkt. In den Geistlichen dieser Stiftskirchen bildeten sich in der Folge kirchliche Corporationen, deren Stellung von der Einfachheit älterer Lehrer des Evangeliums sehr weit abwich. Der eigentliche Beruf

trat hinter den Geschäften, welche die Verwaltung der Güter und der damit verbundenen politischen Rechte nöthig machten, ganz zurück, und die Vorsteher dieser Institute, Pröbste und Decane genannt, wurden zu einem geistlichen Herrenstand, der dem weltlichen an Macht nichts nachgab. Durch die Chorherren wurde ferner die Gewalt des Bischofs über seinen Sprengel in so fern beschränkt, als diese unter dem Namen des Kapitels als Rath an seine Seite traten. Der Wille dieser Versammlung band den Bischof in vielen Fällen und späterhin hing auch gewöhnlich die Wahl desselben von den Kanonikern ab.

Die wichtigste Veränderung geschieht aber in dieser Zeit auf dem Gebiete des Staats selbst. Es ist die Gestaltung des Lehnsystems zur einzigen Form des politischen Lebens. Wir haben gesehen, wie schnelle Fortschritte die Verleihung von Gütern und die Ausbildung einer hierauf begründeten Aristokratie unter den Merovingern gemacht hatte. Die Kraft der Vorfahren Karl's des Großen und seine eigene hatte diese aufgehalten, jetzt aber beschleunigten sie die Schwäche der Herrscher, der Sturm der auswärtigen Kriege, der Drang der inneren Fehden. Es gab nirgend Recht mehr, nur Raub und Gewalt. Die wohlthätige Einrichtung der Sendboten war ganz verschwunden, und keine Aufsicht hielt die Macht der größeren Lehnsträger im Zaume. Trotz der Verbote der Könige befestigten sie ihre Höfe, und bauten Schlösser zur Abwehr wider den äußeren Feind, und Zwingburgen für die umliegende Gegend. Wenn schon früher Mangel an Unterhalt viele vermocht hatte, die Leute der Reicheren zu werden, so traten jetzt Hungerjahre ein, welche die Väter nöthigten, ihre Kinder als Knechte zu verkaufen. Die Grafen mißbrauchten ihre Gewalt, bis die freien Eigenthümer der Gaue ihnen ihr Gut auftrugen und es als Lehen zurückempfingen. Befehdeten sich die Vasallen, so mußten die Freien Schutz unter des einen oder des anderen Lehnsfahne suchen; die ärmeren wurden Zinspflichtige oder Leibeigene, und der Gutsherr machte in der Behandlung beider Klassen eben keinen großen Unterschied. So verschwanden die kleineren Bauern mit freiem Eigenthum in Italien und Frankreich fast ganz, in Deutschland erhielten sie sich etwas zahlreicher in einzelnen Gegenden, in den Hochgebirgen des Südens und an den Küsten der Nordsee.

Auch die ersten Schritte zur Erblichkeit der Lehen waren schon geschehen, man betrachtete es als Regel, daß Aemter, welche, wie z. B. die Grafengewalt, jetzt auch als Lehen angesehen wurden, und Territorialbeneficien des Vaters auf den Sohn übergingen, und die schwachen

Könige, ihre Gewalt durch beständige Austheilung der Stammgüter, um sich nur auf dem Throne zu erhalten, noch mehr vermindernd, hatten keine Mittel, sich hierin durchgreifend zu widersetzen. Die sittliche Grundlage des Gefolgwesens war die persönliche Liebe und treue Anhänglichkeit an den Führer gewesen, welche den Gefährten wiederum die Ehre gab. Diese Ergebenheit mußte jetzt durch das Interesse, welches die Vasallen gegen die Fürsten geltend machten, — die Sicherung ihres Besitzes für sich und ihre Familie, — immer mehr untergraben werden, und die Erblichkeit, als ein rein natürliches Princip, dieselbe fast ganz umstürzen. Ueberdies hatten die reich gewordenen Vasallen Mittel genug in Händen, auch ihren eigenen Willen durchzusetzen, und ob sie gehorchen wollten oder nicht, die gelobte Treue bewahren oder brechen, stand nur bei ihnen. Denn im Könige erblicken sie nicht jene allgemeine Spitze und Zusammenfassung des Staats wie die neuere Zeit, er steht ihnen ebenfalls nur als ein einzelner gegenüber, und hat, um sie zu zwingen, nur seine zufällige Privatmacht. So ist es gekommen, daß der auf die Liebe und Treue gegründete Staat der Germanen nur zu bald und zu oft in den des Hasses, der Untreue und der Gewalt übergegangen ist, in welchem der König sich fast durchgängig im Zustande der Abwehr gegen die Vasallen befindet, in welchem die einzelnen gewöhnlich nicht die Zwecke des Staats, sondern jeder seine besonderen verfolgt. Auf diese Weise hat sich jene reiche Welt von Einzelheiten und Selbständigkeiten erzeugt, welche den Charakter des Mittelalters ausmacht. Auch die Römische Kaiserwürde, welche bald auf die Deutschen Könige überging, war nur eine Idee der im Grunde alle Realität mangelte, und es kam, wie überall in den weltlichen Verhältnissen des Mittelalters, rein auf das Talent und die Kraft der Persönlichkeit an, ob und in welchem Maße die in ihr liegenden Ansprüche geltend gemacht werden konnten.

---

8. Die Französischen Karolinger.

(843—987.)

Wir haben gesehen, daß Karl der Kahle seine Hände nach der Kaiserkrone von Italien ausstreckte. Aber er konnte daheim sein Erbreich kaum behaupten. Die Seeprovinzen von Frankreich und die Städte an den Ufern größerer Flüsse waren ein vorzügliches Ziel der räuberischen Normannischen Geschwader. Ja diese kühnen Nordmänner spotteten

der Macht Frankreich's so sehr, daß sie im Jahre 841 Rouen zerstörten, und 845 auf der Seine bis nach Paris segelten, und der Enkel des Mannes, dessen Schwert in ganz Europa mächtig gewaltet hatte, kaufte ihnen den Rückzug schimpflich ab. Dies wurde natürlich nur eine größere Lockung für sie; fast jedes Jahr erschienen sie wieder, und plünderten bald dort bald hier. Bordeaux, Orleans, Tours, Blois und andere Städte gingen in Flammen auf; sogar ihre Winterlager nahmen die Normannen in Frankreich. Den Süden verheerten die Saracenen. Es möge sich jeder helfen so gut er könne, sprach der König. Eben so tief wie das Ansehen des Reiches nach außen, sank die königliche Macht im Innern herab. Karl der Kahle wurde von den trotzigen Großen zu einer Reihe von Bewilligungen gezwungen, durch welche die Krone an Gewalt über die Vasallen immer mehr einbüßte. Ob die Erbfolge in den Grafschaften unter diesem Könige schon gesetzlich wurde, ist nicht ganz klar, gewiß aber erhielt das Herkommen, wonach der Sohn dem Vater in den großen Beneficien wie in einem Eigenthum folgte, alle Wirkungen eines ausdrücklichen Gesetzes. Die Grafen wurden aus Richtern und Anführern zu wahren Gebietern in ihren Bezirken, maßten sich in denselben fast alle Rechte der obersten Staatsgewalt an, und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Besitzungen und Rechte zu vermehren. Die Mächtigsten derselben führten bald wieder den herzoglichen Titel. Auch rissen sich nach Karl dem Kahlen die zu dem ehemaligen Königreiche Burgund gehörigen Provinzen gänzlich von Frankreich ab. Die dortigen Bischöfe trugen unter Mitwirkung Papst Johannes VIII. im Jahre 879 dem Herzog Boso von Provence, einem Schwager Karl's des Kahlen, die Krone an, welche dieser bereitwillig annahm. Der neue Staat bestand außer der Provence und der Dauphiné, aus Theilen von Languedoc und der Franche Comté, dem Gebiet von Lyon u. s. w., und hieß das Königreich Provence, nachmals das Cisjuranische Burgund, zum Unterschiede von einem zweiten, Transjuranischen Königreiche Burgund, welches den größten Theil der Schweiz, Savoyen's und der Franche Comté umfaßte, und dessen erster König, Rudolf, ein Enkel des Welfen Konrad, des Bruders der Kaiserin Judith, war.

Den Entschluß, sich in den Gegenden, deren Statthalter er bisher gewesen, zum König aufzuwerfen, faßte Rudolf um die Zeit, wo Karl der Dicke abgesetzt und gestorben war (888), und in allen Ländern des ehemaligen Karolingischen Großreiches die Mächtigsten nach der Krone

griffen, in Deutschland Arnulf, in Italien Berengar und Guido. Auch der Adel des nördlichen Frankreich's bedurfte eines kräftigen Führers gegen die Normannen, und erhob daher den durch Tapferkeit erprobten Grafen von Paris und Herzog von Francien, Odo, gegen den indeß bald eine andere Partei aufstand, welche Karl den Einfältigen (oben S. 202.) zum Könige krönte. Nach Odo's Tode (898) wurde Karl, jetzt neunzehn Jahr alt, zwar von allen Vasallen anerkannt, aber leider war es gerade seine ungemeine Schwäche, welche sie dazu bewog, da sie nun desto ungestörter um sich greifen und ihre Macht befestigen konnten. Die Normannen, die auch Odo nicht hatte besiegen können, setzten ihre räuberischen Einfälle unaufhörlich fort, und Karl mußte sich endlich entschließen, einem kühnen Führer derselben, Rollo, von seinem Volke Gangahrolf d. i. Hrolf der Gänger genannt, der bis nach Clermont vorgedrungen war, eine ganze Provinz zu überlassen, unter der Bedingung, daß er sich mit seinen Begleitern taufen lasse, und ihn, den König von Frankreich, als seinen Oberlehnsherrn erkenne (911). So wurde Rollo, in der Taufe Robert genannt, der erste Herzog der Normandie, welche Benennung die ihm eingeräumte Provinz von den neuen Ansiedlern erhielt, und der benachbarte Graf von Bretagne ward ihm sogar noch als Vasall untergeordnet. Bald wurden die Normannen der Sprache nach zu Franzosen und dieser Veränderung folgten dann auch Sitten und Gesinnung, welche sich jedoch eine festere Haltung bewahrten; aber um die Könige des neuen Vaterlandes bekümmerten sich ihre Herzoge wenig oder gar nicht.

Mit der Abfindung dieses beschwerlichen Feindes war für Karl den Einfältigen keine Zeit der Ruhe gekommen, vielmehr stand ihm das schwerste Mißgeschick noch bevor. Odo's Bruder Robert, der Erbe seiner Macht, erhob sich wider ihn als Gegenkönig, und nachdem dieser in einer Schlacht gefallen war (923), Rudolf Herzog von Burgund, besonders unterstützt von Robert's Sohn, Hugo dem Weißen, welcher nachher der Große genannt ward. Karl starb in der Gefangenschaft (929). Rudolf war nun zwar allein König, aber die verderblichen Parteiungen unter den Großen dauerten fort. Nach Rudolf's Tode (936) holten sie einen Sohn Karl's des Einfältigen, den seine Mutter nach England geflüchtet hatte, Ludwig IV., welcher deswegen der überseeische (d'Outremer) genannt wurde, von dort her, und ließen ihn zu Rheims zum Könige krönen. Auch er, wenn gleich kräftig und geschickt, war der Spielball der mächtigen Vasallen, besonders Hugo's

des Großen, dem jetzt auch das Herzogthum Burgund zugefallen war, und so an Ruhm, Ansehen und Größe der Besitzungen weit über alle Andere hervorragte. Abtretungen und Geschenke waren für diese schon so geschwächten Könige das einzige Mittel, die trotzigen Vasallen zur Ruhe zu bringen, und sie hatten sich dadurch zuletzt so arm geschenkt, daß Ludwig von dem großen Reichsgute der Karolinger nichts mehr übrig hatte, als die einzige Stadt Laon. Darum konnte auch dem Sohne und Nachfolger dieses Ludwig, Lothar (954—986), obschon es auch ihm weder an geistigen Fähigkeiten, noch an Muth fehlte, die Wiederherstellung der zu einem leeren Schatten herabgesunkenen königlichen Macht nicht gelingen. Selbst der Tod Hugo's des Großen änderte wenig, sein ältester Sohn Hugo Capet erbte mit dem Herzogthume Francien des Vaters Ansehen. Als nun Lothar's Sohn, Ludwig V., der wegen seiner Unthätigkeit den Beinamen des Faulen erhalten hat, schon nach einer Regierung von fünf Vierteljahren starb (987), rief Hugo Capet schnell seine Anhänger zusammen, nahm den Königstitel an, und wurde von den übrigen großen Vasallen im Norden der Loire bald anerkannt. Die südlichen Herzoge und Grafen zögerten, und mußten zum Theil mit den Waffen gezwungen werden, ihren Widerstand aufzugeben. Indeß konnte Karl, Herzog von Niederlothringen (s. unten Abschn. 13.), der letzte noch übrige Karolinger, seine Ansprüche nicht geltend machen, und starb zuletzt als Gefangener seines Gegners. Von Hugo Capet stammen alle Könige ab, welche Frankreich bis auf den heutigen Tag beherrscht haben.

---

9. Frankreich unter den ersten Capetingern.

(987—1060.)

Es war einer der ersten Schritte Hugo's, sich die Geistlichkeit durch Rückgabe vieler Abteien und Besitzungen, welche sein Haus an sich gerissen hatte, geneigt zu machen, denn er bedurfte mächtiger und einflußreicher Freunde. Der König war jetzt als Herzog von Francien (Isle de France), welches den größten Theil der Länder zwischen der Seine und Loire, Paris und Orleans, in sich begriff, zwar der mächtigste Güterbesitzer in Frankreich, aber er war doch immer nur der Erste unter Vielen, die ihm an Macht sehr nahe kamen. Diese großen unmittelbaren Kronvasallen waren: die Herzoge von Burgund (der Bourgogne, nicht mit den Burgundischen Königreichen zu verwechseln), von der

Normandie, von Aquitanien (Guyenne), und von Gascogne, und die Grafen von Vermandois (denen ein großer Theil der Picardie und fast die ganze Champagne gehörte), von Flandern, und von Toulouse (Languedoc). Mehr oder weniger bestanden damals in den übrigen Germanischen Reichen ähnliche Verhältnisse, und von jetzt an erhält die Geschichte des Mittelalters ihr größtes Interesse von dem Kampfe, den die Könige mit ihren Vasallen, oder der Feudalaristokratie, und der Geistlichkeit um die Oberherrschaft begannen. Frankreich ist dasjenige Land, in welchem dieser Kampf zuerst zum Vortheil der Krone beendigt worden, und es ist höchst anziehend zu sehen, auf welchen Wegen dies gelang.

Die ersten Capetinger *) waren zwar nicht eben große, durch ihre Persönlichkeit ausgezeichnete Fürsten, allein sie hatten das Glück, sehr alt auf dem Throne zu werden. In zweihundert Jahren regierten nur sechs Könige. Dabei brauchten sie die Vorsicht, ihren Söhnen noch bei ihrem Leben die Nachfolge zu sichern, so daß deshalb niemals Kämpfe entstanden. So wurde das Haus der Capete allmählig so eingewohnt auf dem Throne, daß ihr Name schon durch die Kraft des Alterthums Ehrfurcht erweckte.

Dessen ungeachtet war die Gewalt eines damaligen Königs von Frankreich noch ärmlich genug. Die Macht der späteren Capetinger wurde besonders dadurch erweitert, daß sie durch kluge Benutzung der Umstände, durch Heirathen mit Erbtöchtern z. B., die großen Lehen an sich brachten, aber bis gegen die Zeit des ersten Kreuzzuges gewann die Krone zu ihren ursprünglichen Besitzungen noch nichts **); und selbst diese Domänen waren noch von fremden Territorien durchschnitten. Alles übrige gehörte den Kronvasallen, die zwar dem Könige gehuldigt hatten, aber in ihren Gebieten als völlig unumschränkte Herren hauseten, Kriege führten, und nicht selten den Herrscher selbst befehdeten. Die mächtigen Untervasallen dieser Herzoge und angesehenen Grafen hielten sich gegen ihre Lehnsherren oft eben so unabhängig, als diese gegen den König, daher manche von ihnen zu unmittelbaren Lehnsträgern der Krone emporstiegen, wogegen schwächere Vasallen des Königs zu

---

*) Hugo Capet starb 997. Nach ihm regierten während dieses Zeitraums noch: Robert bis 1031; Heinrich I. bis 1060; Philipp I. bis 1108.

**) Denn das Herzogthum Burgund (die Bourgogne), welches König Robert ererbte, gab dessen Sohn Heinrich I. seinem Bruder Robert, der Stammvater der älteren königlichen Linie der Herzoge von Burgund ward.

Unter- oder Aftervasallen herabsanken. In diesen Zeiten wurden in Frankreich wie in anderen Staaten beinahe soviel verschiedene kleine Kriege geführt, als feste Schlösser im Lande waren. Es gab nur noch zwei freie Stände im Reiche, die Geistlichkeit und den Lehnsadel; alle andere lebten in Abhängigkeit und waren zu Hintersassen derselben herabgesunken. Folge dieses Zustandes war häufiger, oft harter Druck der Untergebenen, welche bei den Gesetzen keinen Schutz gegen ihre Herren finden konnten, weil es hierüber keine Vorschriften gab, und falls dergleichen wirklich da gewesen wären, dennoch niemand ihnen Ansehen und Nachdruck hätte verschaffen können. Daß aber trotz dem hier bei weitem nicht so viel Uebles geschah, als geschehen konnte, geht am besten daraus hervor, daß die Nation nicht alle Kraft und allen Lebensmuth verlor, sondern sich aus diesem Zustande zu höherer Entwickelung und Bildung aus eigenen Kräften emporhob. Auch trat die Kirche häufig mildernd ein, durch Ermahnung, Warnung, Drohung, oder auch durch geistliche Strafen. Eine sehr wohlthätige Einrichtung derselben war der Gottesfriede. Da nämlich mancher Adelige sein ganzes Leben hindurch die Fehden mit seinen Nachbarn fortsetzte, darüber Aecker und Saaten zerstampft wurden, und alles Gewerbe liegen blieb, verordneten die Bischöfe durch Concilienbeschlüsse (zuerst 1041), daß in jeder Woche von neun Uhr Sonnabends bis ein Uhr Montags keiner den andern angreifen dürfe. Nachher verlängerte man die Zeit des Waffenstillstandes von Mittwoch Abend bis Montag früh; in anderen Ländern setzte man auch andere Fristen. Auch vom ersten Advent bis Epiphanias sollten alle Fehden ruhen. Wer diesen Gottesfrieden*) brach, kam in den Bann. Allein es war fast unmöglich, ihn überall als feste Sitte geltend zu machen.

In der großen Verwirrung unter den späteren Karolingern waren die Anstalten wieder verfallen, welche Karl der Große und seine nächsten Nachfolger zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen hatten. Die Bischöfe lagen den Waffenübungen und der Jagd ob,

*) Eigentlich treuga Dei, Waffenstillstand Gottes. Die erste Absicht war auf einen allgemeinen Frieden gegangen, und da die Gemüther der Menschen damals eben (es war gleich nach dem Regierungsantritt Heinrich's I. (1031), als die ersten Versammlungen zu diesem Zweck gehalten wurden) durch furchtbare Hungerjahre und vieles Elend in deren Gefolge erschreckt und gebeugt waren, hatten die Vasallen darein gewilligt Aber ein solcher Friede widersprach zu sehr den Verhältnissen und Gesinnungen der Zeit, als daß er auch nur von einiger Dauer hätte seyn können.

Chorherren, Aebte und Mönche verwilderten, viele Geistliche konnten nicht einmal lesen, und so versank ganz Frankreich, bis auf eine kleine Zahl auserlesener Männer, die sich in der Einsamkeit mit den Wissenschaften beschäftigten, in große Unwissenheit. Eine bessere Zeit begann erst am Ende des zehnten Jahrhundert; und im elften hoben sich die Schulen wieder, besonders erhielt Paris schon einen wissenschaftlichen Ruf, welcher sogar viele Ausländer herbeizog. Neu erwachte Wißbegierde belebte die Geistlichkeit, es entstanden Bibliotheken, und der Lateinische Vortrag ward besser.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die von der nächsten Zukunft außerordentliche Dinge erwarteten; in jenen Jahrhunderten, wo die Bildung so wenig verbreitet war, waren solche Vorstellungen natürlich weit allgemeiner. So erfüllte der Glaube, daß mit dem Ende des Jahrtausends nach des Erlösers Geburt die Welt untergehen würde, die Menschen mit kindischer Furcht und abergläubischer Frömmigkeit. Man schenkte dem Klerus weit mehr als sonst. Niemand besserte an seinem Hause etwas aus, und Alles gerieth in Verfall. Da man aber endlich sah, daß das gefürchtete Jahr ruhig vorüberging, faßte man wieder Muth, und erbaute im elften Jahrhundert desto eifriger neue Kirchen und Klöster.

Unter den Herrschern Frankreich's stand besonders Robert, Hugo Capet's Sohn, im Rufe großer Gottesfurcht. Er hatte nicht die Erziehung erhalten, welcher ein König jener Zeiten bedurfte. Früh war er, in der Schule von Rheims, dem Unterrichte des berühmten Gerbert (gest. 1003), eines der ersten Beförderer der Aristotelischen Philosophie im Abendlande, übergeben worden, und hatte sich schon im Jünglingsalter durch ungewöhnliche Frömmigkeit und Bildung ausgezeichnet. Auch als König versäumte er keine Messe, las täglich in dem Psalmbuch, fastete, wachte häufig, und schlief während der Passionszeit auf bloßer Erde. Er speisete viele Arme, oft tausend auf einmal, und am grünen Donnerstage bediente er bei Tische dreihundert Arme knieend und Psalmen singend. Nach der Mahlzeit wusch er ihnen die Füße, und beschenkte sie mit Gelde. Zur Ehre der zwölf Apostel hatte er jederzeit zwölf Arme bei sich, die auf Eseln vor ihm her ritten und Gott lobten. Unverschämte Menschen benutzten die Mildthätigkeit des gutmüthigen Königs so keck, daß sie ihm die goldenen Zierrathen vom Mantel rissen, welches er mit unermüdlicher Langmuth trug.

10. Deutschland unter Konrad I.
(911—918.)

Nach dem Abgang der Karolinger bestand der Deutsche Staatskörper aus fünf großen Völkerstämmen und Herzogthümern, Franken, Sachsen, Lothringern, Schwaben und Baiern, unter denen nur noch ein schwacher Zusammenhang übrig war. Es drohte demnach die größte Gefahr, daß das Deutsche Reich jetzt unter lauter kleinere Fürsten zersplittert werden möchte. Zum Glück aber waren die Franken und die Sachsen mit einander einig, daß man wieder einen König wählen müsse, und der Sachsenherzog Otto, dem man diese Würde zuerst antrug, schlug selbst den Herzog Konrad von Franken *), in weiblicher Linie mit den Karolingern verwandt, an seiner Stelle als den Tüchtigern vor, der auch von den übrigen Provinzen anerkannt wurde.

Konrad hatte den Ruf eines edelmüthigen, tapfern und verständigen Mannes. Seine vorzüglichste Sorge war, das so sehr gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, aber er erreichte dies bei weitem nicht. Zuerst suchte er die unruhigen Großen in Lothringen zu unterwerfen, die sich nach dem Tode Ludwig's des Kindes zu Frankreich gewandt hatten, aber er konnte nur den Elsaß und Utrecht wieder zum Reiche zurückbringen. Im Jahre 912, als der Sachsenherzog Otto starb, wollte er dessen Sohn Heinrich nicht die ganze Lehnsfolge in Sachsen und Thüringen bewilligen **), allein Heinrich war tapfer, mächtig, von seinen Völkern sehr geliebt, und widersetzte sich standhaft. Konrad ließ vom Kriege ab, ohne daß es zum Frieden gekommen zu seyn scheint, und Heinrich blieb im Besitze seiner Länder. Dagegen wurden die in Schwaben mit herzoglicher Macht waltenden Kammerboten ***), Erchanger und Berthold, welche an dem Bischof Salomo von Costnitz schwere Frevel verübt, vom Könige vor eine Fürstenversammlung geladen, und nach deren Ausspruch enthauptet, worauf sich

*) D. i. des Landes am Main und Mittelrhein zwischen den Gauen der Sachsen und Alemannen oder Schwaben.

**) Man muß bei dem Namen Sachsen nicht an das heutige Königreich dieses Namens denken, sondern vielmehr an Niedersachsen und einen Theil von Westphalen. Die Landstriche zwischen der Mittelelbe und Saale waren damals noch gar nicht Deutsch, sondern, wie schon oben erwähnt ist, im Besitze des Slavischen Stammes der Sorben.

***) Die Einführung der Kammerboten wird ebenfalls Karl dem Großen zugeschrieben. Wie die missi dominici das Gerichts- und Heerbannwesen, so beaufsichtigten diese missi fiscalini die Verwaltung der königlichen Domänen.

die Schwaben einen Herzog, Namens Burkhard, wählten, welcher die königliche Bestätigung erhielt. Auch Herzog Arnulf von Baiern, welcher den Kammerboten, als seinen Anverwandten, Beistand geleistet, mußte vor der überlegenen Macht des Königs aus seinem Lande weichen.

Ueber diesen inneren Unruhen fielen die Ungern verheerend in das Reich ein, und drangen in verschiedenen Schwärmen bis nach Fulda, ja bis nach Elsaß und Lothringen (915 und 917). Eben da man von dem wackern Konrad Hülfe gegen diese wilden Feinde erwartete, verfiel er in eine tödtliche Krankheit. Selbst unbefriedigt durch die geringen Erfolge seiner Regierung, beschloß er sein Leben mit einem Zuge wahrhaft Deutschen Edelsinns. Er ließ seinen Bruder Eberhard zu sich kommen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler anderen Fürsten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben werde. Laß dir also deine eigene Wohlfahrt und das Beste der Franken empfohlen seyn. Wir sind im Stande Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, und alles was zum königlichen Glanze gehört — nur Glück und Geschicklichkeit haben wir nicht. Das aber besitzt im vollen Maße Heinrich; auf den Sachsen beruht allein das Wohl des Reichs. Nimm diese Zeichen der Königswürde, Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, geh damit zu Heinrich, und mach ihn dir zum Freunde auf immer. Melde ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe." Alle Anwesende waren gerührt über diese unparteiische Schätzung der Verdienste seines Feindes, und versprachen ihm, seinen letzten Willen zu erfüllen. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen (918), so ging sein Bruder mit den Reichsinsignien nach dem Harze ab, dem Herzog Heinrich, der dort seine Güter hatte, die unerwartete Botschaft zu überbringen.

---

11. Heinrich I.

(919—936.)

Es geht die Sage, daß Eberhard den Sachsenherzog auf der Jagd mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt gefunden habe, und davon haben ihm späterhin mehrere Chronikenschreiber den Beinamen des Vogelstellers gegeben. Er verdiente eher der Große zu heißen, denn er erhob das zerfallene Reich in weniger als zwanzig Jahren

zur ersten Macht der Christenheit, und gab den Deutschen ihren siegreichen Arm wider die Feinde, den alten Ruhm ihrer Tapferkeit wieder.

Er war von männlich schöner Gestalt, und großer Milde der Sitten und des Umgangs. Muth und Frömmigkeit waren ihm schon als Eigenschaften seines Zeitalters in hohem Grade eigen. In früheren Jahren hatte er einst, mehr zu Fuße als zu Pferde, eine Reise nach Rom unternommen, zur Büßung seiner Sünden. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele bezeichnen ihn in jeder Handlung. Jagte er, so ließ er nicht ab, bis er mit eigener Hand dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären und anderes Wild an einem Tage erlegt hatte; war er in Waffenübungen, so legte er nicht eher die Lanze nieder, als bis kein Gegner mehr zu besiegen war, und stand er einmal an der Spitze der Truppen, so ging's über Rhein und Main, Elbe und Havel, und kein Zug verfehlte seines Zieles. Seine Leidenschaftlichkeit hätte ihn zu vielem Bösen hinreißen können, wenn sie nicht durch einen früh gereiften Verstand geleitet worden wäre. Aber er sah immer das Gute zuerst; von einer Ungerechtigkeit findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur.

Eine glücklichere Wahl hätte sich kaum treffen lassen. Die Feierlichkeit des öffentlichen Ausrufs ging zu Fritzlar vor sich, wo sich die Fürsten der Sachsen und Franken zu diesem Ende versammelt hatten. Als sich ihm der Erzbischof von Mainz nahte, ihn zu salben, sagte Heinrich: „Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin; euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß.“ Hierauf zog er gegen den Herzog Burkhard von Schwaben, welcher seiner Wahl nicht beigepflichtet hatte, und zwang ihn zur Anerkennung. Indeß war Herzog Arnulf nach Baiern zurückgekehrt, und da nun die Königswürde von den Franken auf die Sachsen übergegangen war, so glaubte er des Vasallenverhältnisses enthoben zu seyn, und nahm selbst den königlichen Titel an. Als jetzt aber Heinrich mit Heeresmacht heranzog, und Regensburg belagerte, ward ein Vergleich geschlossen, für beide Theile ehrenvoll, denn Jeder achtete des Andern Macht (920). Arnulf erkannte Heinrich als allgemeinen König von Deutschland an, erhielt jedoch als Herzog von Baiern eine noch ausgedehntere Gewalt als früher. Unter den neuen Befugnissen, die ihm zugestanden wurden, war ungehinderte

Verfügung über die Besitzungen der Geistlichen, die er so streng handhabte, daß ihm diese den Beinamen des Bösen gegeben haben.

Um sich gegen Frankreich zu sichern, ging Heinrich 921 über den Rhein, hatte auch in demselben Jahre eine Zusammenkunft mit Karl dem Einfältigen in einem Schiffe auf dem Rhein, in welcher beide Herrscher sich Freundschaft gelobten. Bald darauf, als der Franzosenkönig seine Krone nicht mehr behaupten konnte, brachte Heinrich Lothringen wieder an das Deutsche Reich.

Im Jahre 924 thaten die Ungern einen ihrer gewöhnlichen furchtbaren Einfälle in Deutschland, und raubten und mordeten bis nach Thüringen hinein. Heinrich, zum offenen Kampfe zu schwach, schloß sich gerüstet in die Stadt Werla im Hildesheimischen ein, lieferte ihnen kleine Gefechte, konnte sie indeß endlich nicht anders als durch einen neunjährigen Waffenstillstand, den er mit einem Tribute erkaufen mußte, zum Rückzug bringen. Aber nach dieser Frist hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um seine Deutschen darauf vorzubereiten, fing er an ihre Kriegsart zu verbessern. Er lehrte sie geschlossener und planmäßiger fechten, und bemühte sich besonders, eine kühne und geübte Reiterei zu bilden, als welche allein gegen die Ungern entscheiden konnte. Und weil nur der Mangel an Festungen ein so rasches Vordringen der Feinde möglich machte, befestigte er gegen die Ungern und Slaven bequem gelegene Oerter, besonders in Sachsen, theils durch Mauern, theils durch Burgen, in welche er jeden neunten Dienstmann vom Lande verlegte. Diese Anstalten waren äußerst ersprießlich, wenn man aber Deutschland von Heinrich mit vielen neuen Städten verzieren läßt, so erweist man ihm zu viel Ehre*).

Während die Ungern ihm Ruhe verstatteten, gab er den unaufhörlichen Grenzkriegen, welche die Deutschen im Osten mit den verschiedenen Slavenstämmen führten, durch seine Gegenwart in den Jahren 927 und 928 größern Nachdruck. Er wandte sich zuerst gegen die Heveller und eroberte ihren Hauptort Brennabor (Brandenburg) mit Hülfe der zugefrornen Havel. Es wurde zwar befestigt, doch konnten die überelbischen Eroberungen noch nicht überall behauptet werden. Dann wurden auch die Daleminzier, welche an der obern Elbe bis gegen die Böhmischen Gebirge hin wohnten, mit Nachdruck angegriffen und im Jahr 929 die Rhedarier, ein mehr nordwärts wohnender Stamm, von Heinrich's Feldherrn bei Lenzen entschieden geschlagen.

*) S. Wilken Handbuch der Deutschen Historie, Abth. I. S. 179.

Um aber die nördlichen Wenden zu beobachten und der Deutschen Herrschaft zu unterwerfen, wurde allmählig in der heutigen Altmark die sogenannte Nordsächsische Mark gebildet. Eine ähnliche Markgrafschaft entstand späterhin gegen die Daleminier, und erhielt ihren Namen von der Burg Meißen, welche als eine Hauptfestung gegen die Slavischen Einfälle schon von Heinrich erbaut wurde. So wurde das Land der Sorben im Laufe der Zeit eine Deutsche Provinz. Von hier aus ward in der Folge Bauzen, der größte Ort der Milzener, unterworfen. Im Jahre 929 eroberte Heinrich auch Prag, die Hauptstadt der Böhmen, und zwang ihren Herzog zur Unterwürfigkeit, und seit dieser Zeit forderten die Deutschen Könige von den Böhmischen Fürsten Lehnstreue und Heeresfolge. Auch gegen die Dänen unternahm er einen Feldzug, eroberte Schleswig, stellte die alte Markgrafschaft Karl's des Großen in diesen Gegenden wieder her, und brachte einen Dänischen Fürsten zur Taufe; die übrigen Dänen mußten versprechen, die furchtbaren Menschenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren, abzuschaffen.

Unterdeß war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungern abgelaufen. Heinrich hatte sich schon vorher, auf einer Versammlung, der Zustimmung des Volks für diesen Fall versichert. Alle hatten Hülfe gelobt; als daher die Gesandten den fernern Tribut zu fordern kamen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Ein fürchterlicher Heereszug brach darauf im März 933 wie ein Heuschreckenschwarm in Thüringen und Sachsen ein; aber die Deutschen waren dies Mal auf sie gefaßt, und fürchteten nur, die Ungern möchten ihrer Rache nicht stehen. Und so geschah es auch; die Flucht ward allgemein, doch wurden die Meisten eingeholt und niedergehauen. Viele tödtete Hunger und Kälte auf der Flucht. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen, denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Verwüster des Vaterlandes. Die Hauptschlacht geschah wahrscheinlich in der Gegend von Merseburg. Der König ließ dieselbe in der dortigen Pfalz durch ein Gemälde darstellen, und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabei vorliest, gefeiert wird.

Heinrich selbst baute aus Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster wieder auf, welche die Ungern zerstört hatten, und suchte die Wunden des Landes nach Kräften zu heilen. Er starb, dieser un-

vergeßliche Mann, im sechzigsten Lebensjahre, auf seinem Hofe Memleben an der Unstrut (2. Juli 936), als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam ward zu Quedlinburg, das er gegründet hatte, in der Kirche des heiligen Petrus beigesetzt.

---

12. Kaiser Otto I. der Große.

(936—973.)

Noch bei seinen Lebzeiten hatte König Heinrich I. auf einer Reichsversammlung zu Erfurt seinem ältesten Sohne von seiner zweiten Gemahlin, Otto, die Nachfolge zusichern lassen. Jetzt ward derselbe in Gegenwart aller Herzoge zu Aachen gekrönt. Bei dieser Feierlichkeit treten zuerst die nachher üblich gewordenen Ceremonialwürden der großen Vasallen, die des Erzkämmerers, Erztruchsessen, Erzschenken und Erzmarschalls, hervor. Der Herzog Giselbert von Lothringen nämlich besorgte die allgemeine Bewirthung, da Aachen zu seinem Herzogthum gehörte; Eberhard von Franken sorgte für das Essen, Herzog Hermann von Schwaben machte den Mundschenk, und Arnulf von Baiern sorgte für das Heer und den Marstall. Auch die drei Deutschen Erzbischöfe, von Mainz, Trier und Köln waren zugegen, und stritten sich um das Salbungsgeschäft, welches zuletzt dem Mainzer zufiel.

Otto I. besaß alle große Eigenschaften des Vaters, nur schien er ihnen noch größeres Gewicht verschaffen zu wollen. Dies machte ihm bald die Freunde der vorigen Herrschaft abgeneigt, und erzeugte in Vielen den Wunsch, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen, und die scheinbar richtige Politik, welche er befolgte, zur Vermehrung der königlichen Macht die großen Herzogthümer an Glieder seiner Familie zu bringen, hatte nur den Erfolg, den Unfrieden auch in das eigene Haus zu tragen. Nicht leicht hat ein Herrscher mehr rebellische Vasallen zu bekämpfen gehabt, als er. Aber Tapferkeit und Glück halfen sie ihm alle besiegen, und so behielt er neben einer langen Reihe innerer Kriege und Aufstände noch Kraft und Zeit, gegen äußere Feinde erfolgreich zu wirken und das Deutsche Reich zum mächtigsten der damaligen Welt zu erheben.

Sein erster Zug ging gegen Boleslav, Herzog von Böhmen, der 938 seinen Bruder Wenzlav ermordet hatte, und einen anderen unterworfenen Böhmenfürsten bekriegte. Nach einem fruchtlosen Feldzuge über-

gab Otto diesen Kampf einem tapfern Sachsen, Hermann, Billung's Sohn, den er in der Folge zum Herzog von Sachsen ernannte, da er als König das angeerbte Herzogthum nicht behalten wollte. Der Böhmische Krieg wurde indeß erst nach dreizehn Jahren beendet, wo Boleslav sich unterwarf, und Christ wurde. Otto's Thätigkeit war nämlich schon an vielen andern Seiten so nöthig geworden, daß er hier nicht mit ganzer Kraft aufzutreten im Stande war.

Nach dem Tode Herzogs Arnulf von Baiern (937) glaubte sein ältester Sohn, ohne Einwilligung des Königs das Herzogthum als ein Erbe davon tragen zu können. Otto zog wider ihn, vertrieb ihn, und setzte Arnulf's Bruder, Berthold, zum Herzog ein.

Andere Unruhen brachen in Franken aus, und selbst Herzog Eberhard, König Konrad's Bruder, hatte Theil daran. Der Uebermuth eines Sächsischen Vasallen, der wie alle Sachsen stolz darauf war, daß der König zu seinem Stamme gehörte, und nicht mehr unter dem Fränkischen Herzog stehen wollte, hatte diesen vermocht, die Waffen zu ergreifen. Doch dämpfte der König diesen Aufstand noch durch sein bloßes Ansehen. Er verurtheilte den Herzog Eberhard zu einer ansehnlichen Pferdelieferung, und seine Anhänger zum Hundetragen bis nach Magdeburg, einer altdeutschen beschämenden Ehrenstrafe. Aber dies erbitterte nur mehr. Als Thankmar, der ältere zurückgesetzte Stiefbruder Otto's, sich empörte, und sich der Festung Ehresburg in Westphalen bemächtigte, schlug sich Eberhard wieder zu ihm, und ein gefährlicher Krieg schien nahe. Aber die Treue der Sachsen rettete den König. Sie standen dem Thankmar nicht bei, sondern öffneten Otto, als er aus Baiern mit Heeresmacht zurückkehrte, die Ehresburg, Thankmar ward in der Kirche durch einen Lanzenwurf getödtet, und vier seiner Anhänger nach richterlichem Spruch gehängt. Eberhard erhielt durch die Vermittelung des Erzbischofs von Mainz Verzeihung, ward aber auf eine Zeitlang nach Hildesheim geschickt. Kaum losgelassen, wandte er sich an den gleichfalls unzufriedenen Herzog Giselbert von Lothringen, des Königs Schwager, bei welchem sich auch Otto's zweiter Bruder, Heinrich, eingefunden hatte, der, unzufriedener als Beide, von des Königs Erniedrigung Erhöhung hoffte. Otto zog ihnen nach, ging über den Rhein, schlug sie und belagerte Kievermont, dann brach er nach dem Elsaß auf und legte sich vor Breisach, aber ohne Erfolg, so daß Erzbischof Friedrich von Mainz und Bischof Ruthard von Straßburg ihn verließen und sich nach Metz zu den Empörern bega-

ben. Aus dieser mißlichen Lage rettete Otto sein Glück. Das Heer der Verbündeten war auf das rechte Rheinufer übergegangen, und plünderte die dem Könige treu gebliebenen Länder, während Otto noch immer durch die Belagerung von Breisach festgehalten war; da wurde in einem raschen Ueberfall der Grafen Udo und Konrad, Vettern des Frankenherzogs, die aber zum Reiche standen, bei Andernach Eberhard selbst getödtet, und Giselbert ertrank im Rheine. So hatte der Krieg ein Ende. Heinrichen erlaubte sein königlicher Bruder, still in Lothringen zu wohnen (939). Und doch nahm dieser zwei Jahre nachher an einer Verschwörung, den König zu ermorden, Theil, um sich auf den Thron zu schwingen. Indeß wurde der schändliche Anschlag entdeckt, und der großmüthige Otto verzieh seinem Bruder zum zweiten Male.

Während dieser inneren Kriege hatte eine treulose That Gero's, Markgrafen der Ostmark (an der Elbe, nördlich von Meißen), die Slaven zu einer Empörung aufgeregt, welche lange und blutige Kämpfe zur Folge hatte. Endlich aber wurden die Slavischen Völker bis zur Oder hin wieder unterworfen, und Otto stiftete in ihrem Lande die Bisthümer Havelberg (946) und Brandenburg (949). Auch die Dänen hatten die von seinem Vater nach Schleswig geführte Sächsische Colonie zerstört. Otto züchtigte sie dafür, auf einem Zuge, auf dem er bis in die Spitze von Jütland drang, den König Harald zur Taufe und zum Treuschwur nöthigte, und zur Befestigung des Christenthums in diesem noch heidnischen Lande die Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus anlegte.

So milde war Otto gegen seinen Bruder Heinrich gesinnt, und so aufrichtig hatte er ihm seine Empörungsversuche verziehen, daß er ihm 947 nach Berthold's Tode das Herzogthum Baiern übertrug. Dafür blieb Heinrich nun auch entschiedener Anhänger des Bruders und eine treue Stütze in inneren und äußeren Kriegen. Seinem Tochtermann, dem Grafen Konrad von Worms, der seit Eberhard's Tode Franken verwaltete, gab Otto auch das erledigte Herzogthum Lothringen, und der Schwäbische Herzog Hermann, der nur eine Tochter hatte, bat ihn selbst, diese mit seinem (Otto's) Sohne Ludolf zu vermählen, und dem Letztern die Anwartschaft auf Schwaben zu geben. So eilte das Glück, fast alle große Provinzen des Reichs an Otto's Haus zu bringen.

Aber es that noch mehr für ihn. Ihm war es sogar beschieden,

Italien wieder mit dem Deutschen Reiche zu vereinigen. Dieses Land war seit Arnulf's Zeiten fortwährend der Schauplatz von Kriegen, Verwüstungen und erbitterten Parteikämpfen um den Thron gewesen. Der oben (S. 204.) schon erwähnte König Ludwig von Provence, der Sohn Boso's, erschien noch zweimal gegen Berengar, ward auch zum Kaiser gekrönt, zuletzt aber von jenem überfallen, und geblendet in sein Königreich zurückgeschickt (905). Nun war Berengar Alleinherr von Italien, ohne daß darum bessere Zeiten für das Land begonnen hätten, denn vom Süden aus verwüsteten es die Saracenen, und vom Norden her fielen die Ungern mit aller ihrer barbarischen Wuth ein, so daß Berengar diese schlimmen Feinde, zu schwach sie zu bekämpfen, durch Geschenke gewinnen mußte. Der Römische Bischofstuhl war damals ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse, da er sich in einem Zustande tiefer Erniedrigung befand. Eine vornehme Römische Frau, Theodora, an der Spitze einer Adelspartei, welche die Stadt beherrschte, und ihre Töchter, die jüngere Theodora und Marozia, Mutter und Töchter an zügelloser Unkeuschheit und Frechheit einander gleich, machten fast funfzig Jahre hindurch ihre Freunde, Liebhaber, Söhne und Enkel nach Gefallen zu Päpsten, so daß die schändlichsten und lasterhaftesten Menschen den Sitz einnahmen, auf welchem die Welt die Nachfolger und Nacheiferer des Apostels Petrus erblicken sollte. Einer dieser Buhlen der ältern Theodora, Papst Johannes X., lud, von den Saracenen bedrängt, Berengar nach Rom ein und krönte ihn zum Kaiser (916). Aber nach einiger Zeit rief eine Partei der stets unruhigen und nach neuen Dingen begierigen Italiener den transjuranischen König Rudolf II. herbei, und setzte ihm die Krone der Longobarden auf; Berengar ward durch einen treulosen Diener ermordet (924). Indeß fand der neue König wieder einen Gegner an Hugo, Grafen von Arles, welcher dem Nachfolger des unglücklichen Ludwig die Herrschaft geraubt hatte, und verglich sich endlich mit ihm dahin, daß er ihm seine Ansprüche auf Italien abtrat, und dagegen Hugo's Länder jenseits der Alpen erhielt. Rudolf vereinigte nun (933) die beiden Burgundischen Staaten zu einem Reiche, welches von seiner Hauptstadt Arles auch das Arelatische hieß *). Hugo herrschte in Italien mit großer Strenge, und schien

*) Doch blieben in der Provence besondere Grafen, welche sich bald von den Burgundischen Königen fast ganz unabhängig machten.

dadurch die Großen einzuschrecken, erregte aber auch großen Haß, und als er sich 946 in ein Kloster zurückzog und seinem Sohne Lothar, den er schon früher zum Reichsgenossen ernannt hatte, die Herrschaft ganz überließ, trat bald ein neuer Bewerber auf. Dies war Berengar, Markgraf von Ivrea, ein Enkel des ersten Berengar. Lothar starb, und Berengar, den ein allgemeines Gerücht beschuldigte, den Tod seines Gegners durch Gift herbeigeführt zu haben, ließ sich 950 zum König von Italien krönen. Als er aber, um die Krone auf seinem Haupte mehr zu befestigen, die Wittwe Lothar's, die schöne Adelheid, Tochter Rudolf's II. von Burgund, zwingen wollte, seinem Sohne Adalbert die Hand zu geben, entfloh diese, um der verhaßten Ehe zu entgehen, von der Burg Garda, wo sie gefangen gehalten wurde, und rief die Deutschen herbei, indem sie von Canossa aus dem Könige Otto ihre Hand anbot. Otto ging demnach 951 über die Alpen, verdrängte den Berengar mit leichter Mühe, da alles von ihm abfiel, wurde nach der Einnahme der Hauptstadt Pavia als König von Italien anerkannt, und vollzog, um Weihnachten, mit größter Pracht daselbst das Beilager mit Adelheid.

Aber diese Vermählung erregte Unfrieden unter Otto's Kindern. Ludolf von Schwaben fürchtete neue Erben, und Konrad von Lothringen, der nach Otto's Rückkehr nach Deutschland den Berengar durch das Versprechen einer gnädigen Aufnahme zur Ergebung bewogen hatte, war unwillig, daß der König diesen auf seiner Gemahlin Anstiften in Magdeburg drei Tage warten ließ, und ihm dann den Bescheid gab, im August — es war jetzt Frühjahr — mit seinem Sohne wiederzukommen, wo er mit Italien belehnt werden solle. Beide mächtige Häupter, Ludolf und Konrad, gingen in ihre Herzogthümer zurück und rüsteten sich zur Empörung, auch der Erzbischof von Mainz trat ihnen bei, so daß Otto, als er gegen Neujahr 953 sein Hoflager zu Mainz nehmen und zu Aachen Ostern halten wollte, Alles so verändert fand, daß er eiligst nach Sachsen zurückkehren mußte, wo er, wie sein Lebensbeschreiber Witikind, ein Mönch zu Corvey (gest. 1004), sagt, den verlornen König wiederfand *). Wiederum war er genöthigt, innern Krieg, und zwar diesmal gegen seine nächsten Blutsverwandten, zu beginnen. Die beiden Herzoge hatten sich nach Mainz geworfen (953). Hieher zog Otto mit einem Heere treuer Sachsen. Schon währte die

*) Regem, quem in Francia pene perdidit, in patria magnifice recepit.

Belagerung sechszig Tage und noch war die Kraft des Widerstandes nicht gebrochen. Da bot endlich der König selbst die Hand zum Frieden. Ludolf und Konrad erschienen in seinem Lager und warfen sich ihm zu Füßen. Die Verzeihung, welche sie für sich erhalten, verlangten sie aber auch für ihre Lehnsleute, ihre Anhänger und Freunde; durch Treulosigkeit gegen diese wollten sie die Gunst des Vaters nicht erkaufen. Otto glaubte diese Forderung entschieden zurückweisen zu müssen, und Heinrich von Baiern erhob sich und warf, der vergangenen Zeiten wenig eingedenk, seinem Neffen mit drohenden Worten Empörung und Halsstarrigkeit gegen den Vater und Herrn vor. Da brachen die Fürsten die Unterhandlung ab und kehrten in ihre treue Stadt zurück. Ludolf hielt indeß seine Gegenwart an andern Punkten für nöthiger, um im Rücken des Königs neue Feinde unter die Waffen zu bringen. Er entwich nach Baiern, wo ihn Pfalzgraf Arnulf, des abgesetzten Herzogs Sohn, in Regensburg, der Hauptstadt Heinrich's, aufnahm. Die Fortschritte, welche die Empörung in diesen Gegenden machte, und die große Anzahl der Anhänger, welche Ludolf zufielen, nöthigten Otto, die Belagerung von Mainz aufzuheben und seinem Sohne zu folgen. Bald drängte sich auch hier der Krieg um die Stadt Regensburg zusammen. Die Berennung blieb lange erfolglos, mit mehrmaliger Unterbrechung zog sie sich bis gegen Ende des nächsten Jahres (954) hinaus; allein, beharrlich wie sein Vater, verstärkte der König Willen und Kraft gleichmäßig mit der Gegenwehr, und so zwang er die Empörer doch endlich, um Gnade zu bitten. Sie erhielten sie, aber mit Verlust ihrer Herzogthümer. Unbekümmert um die Schwächung seines eigenen Hauses, wollte Otto zum warnenden Beispiel zeigen, daß ihm sein Ansehen und die Erhaltung des Ganzen über jede Privatrücksicht und Neigung gehe. Das Herzogthum Schwaben bekam Graf Burkhard, ein Sohn des ersten Herzogs in Schwaben gleiches Namens, Lothringen der Erzbischof Bruno von Köln, des Königs jüngerer Bruder. Doch ward auf dessen Antrag dieses letztere Land in zwei Herzogthümer, Oberlothringen an der Mosel, und Niederlothringen an der Maas, getheilt, und zwei besonderen Herzogen, Friedrich und Gottfried, übergeben.

Die Beruhigung des Reiches im Innern war dringend nöthig gewesen, um die vereinigten Kräfte wider die Feinde von Außen wenden zu können. Es waren die Ungern, welche schon das Jahr zuvor ungestraft einen verheerenden Einfall in Deutschland gemacht hatten,

wie es heißt von Ludolf und Konrad zu ihrer Unterstützung herbeigerufen, und jetzt (955) zahlreicher als je wiederkamen. Sie drangen in Baiern vor bis nach Augsburg. Die Einwohner, von den Haufen der Flüchtigen, die sich in die Stadt gerettet, unterstützt, schlugen die ungeheuren Schaaren der Stürmenden mannhaft zurück. Der Bischof Udalrich stand ohne Helm, Schild und Harnisch im Priesterkleide mitten im Pfeilregen, unverletzt unter den Kämpfern und sprach ihnen Muth ein. Als die Nacht hereinbrach und die Ungern ruhten, ließ er die Männer eifrig an den beschädigten Mauern und Thürmen arbeiten, während die Weiber mit den Klosterjungfrauen in feierlichen Prozessionen die Stadt durchzogen, die göttliche Hülfe zu erflehen. Mit dem dämmernden Tag las Udalrich die heilige Messe, stärkte die Krieger mit dem Brot des ewigen Lebens, und stimmte laut den Psalm David's an: „Und wenn ich im Schatten des Todes wandele, fürchte ich nichts, denn der Herr ist mit mir." So ermuthigt hielten die Augsburger den wüthenden Angriff aus, bis die Ungern Nachricht erhielten, der König Otto ziehe zum Entsatz heran. Sie gingen in ihr Lager auf dem rechten Ufer des Lech zurück, während die Deutschen auf der westlichen Seite näher kamen.

Otto's Heer war schwach. Die Sachsen standen im Feld *gegen* die Slaven, und die Lothringer waren zu entfernt, um deren Zuzug erwarten zu können. Nur mit seinen Vasallen war der König herbeigeeilt, bei Werth stießen die Schwaben, Baiern, Franken, und 1000 Böhmische Reiter zu ihm. Als sie Augsburg im Gesicht hatten, kam der Bischof mit den Seinigen heraus. Es ward ein allgemeines Fasten angeordnet und die Schlacht auf den nächsten Tag (es war der 10. August) festgesetzt. In acht Haufen ordnete Otto sein Kriegsvolk. Die drei ersten bildeten die Baiern unter dem Grafen Eberhard, denn Herzog Heinrich lag schwer krank darnieder in Regensburg; dann folgten die Franken, meist Reiterei, unter Konrad, dem die Verwaltung dieses Landes geblieben war, brennend vor Begierde heute zu sühnen, was er einst am Reiche verschuldet. Den fünften Haufen bewährter Streiter, aus dem ganzen Heere erlesen, führte der König selbst, vor ihm her flatterte des Reiches Fahne, der Erzengel Michael. Die beiden folgenden Züge, aus Schwaben bestehend, ordnete Herzog Burkhard, und die Böhmen sollten den Troß vertheidigen. Die Ungern kamen dem Angriff zuvor. Verwegen schwimmen sie im Angesicht des Feindes durch den Lech, umschwärmen das ganze Heer, und fallen endlich

mit starken Haufen auf das letzte Treffen. Die Böhmen sind schnell überwältigt, das Gepäck wird genommen, und die Ungern werfen sich mit erhöhtem Ungestüm auf die Schwaben. Auch diese gerathen in Verwirrung und beginnen zu weichen. Da giebt Otto Befehl: der Herzog Konrad solle dorthin mit den Seinigen vorgehen, und es gelang dem tapfern, kriegserfahrnen Führer, die Schlacht an dieser Seite herzustellen und die Ungern im Siegeslauf aufzuhalten. Der König aber, der Krieger Muth durch lauten Zuruf befeuernd, rückt mit dem vorderen Treffen, Kämpfer und Feldherr zugleich, gegen den Lech, um die Ungern näher an den Fluß zu drängen, daß die Behendigkeit ihrer Reiter keinen Raum mehr fände. Nach langem Morden siegten die Deutschen, und die Magyaren wandten sich zu wilder Flucht. Viele fanden den Untergang in den Wellen, viele schlug die Verfolgung, welche zwei Tage lang fortgesetzt wurde. Nur wenige sollen die Heimath wiedergesehen haben. Auch Herzog Konrad war gefallen. Als er, von der Hitze des Sommertages und des Gefechts ermattet, die Halsberge lüftete, traf ihn ein Pfeil in die Kehle; der Bischof von Eichstädt, die Schwäbischen Grafen Theobald und Reginald lagen ebenfalls unter den Todten. Die herrlichste Frucht des Sieges auf dem Lechfelde war aber der Schrekken, den er auch für die folgenden Zeiten den Ungern einflößte. Sie sind seitdem nicht mehr in das Innere Deutschland's gekommen.

Neue Ereignisse riefen Otto, der nicht gewohnt war, Begonnenes unvollendet zu lassen, zum andern Male über die Alpen. Die Nachricht von den Unruhen in Deutschland hatte Berengar, dem Italien auf jenem Tage zu Augsburg wirklich zu Lehn ertheilt worden war, so kühn gemacht, in diesem Lande mit der Willkür eines unumschränkten Herrn zu schalten. Der Papst Johann XII., ein Enkel der Marozia, klagte und bat um Hülfe. Otto schickte seinen Sohn Ludolf voran, der aber schon 957 starb. Da zog (961) der König selbst über die Berge, kam nach Mailand, wo er Berengar von den Bischöfen und Grafen ohne Widerstand für abgesetzt erklären und sich selber krönen ließ, und im Anfang des folgenden Jahres (962) nach Rom, wo ihm der Papst auch die Kaiserkrone aufsetzte. Durch diese letztere erhielt Otto zunächst die Oberherrschaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet; viel folgenreicher aber war es, daß die Kaiserwürde, welche unter den schwachen Italienischen und Burgundischen Fürsten ihre Bedeutung ganz eingebüßt hatte, durch die Macht des Deutschen Königs, bei dessen Nachfolgern sie blieb bis auf die gänzliche Auflösung des Reiches in unseren Tagen,

neuen Glanz erhielt, und die Vorstellung von jener höhern, den Nachfolgern August's und Constantin's zustehenden Obmacht wieder erwachte. Durch das Bestreben, das Ansehen dieser und der damit eng verbundenen Krone Italien's zu behaupten, wurde das Deutsche Königthum auf Bahnen gerissen, welche die Sorge für die der Obhut so sehr bedürftigen heimischen Angelegenheiten nur zu oft vergessen ließen; aber auch der Nation ein Spielraum für kräftige Thätigkeit eröffnet, welche ihrer Entwickelung sehr förderlich gewesen ist.

Die Beruhigung Italien's hielt Otto eine Zeitlang in der Lombardei auf, zu lange für die Italiener und insbesondere für den Papst. Diesem war es nämlich, ganz in der damaligen Weise Italienischer Politik, nur darum zu thun gewesen, sich des einen Herrschers durch den anderen zu entledigen. Nun aber griff ihm Otto viel zu gewaltig in die Verhältnisse ein und war bei weitem gefährlicher geworden als Berengar. Heimlich verband er sich wieder mit dessen Partei. Otto, noch beschäftigt mit der Belagerung einiger festen Schlösser, in welchen sich Berengar und seine Anhänger tapfer vertheidigten, empfing diese Nachricht mit Erstaunen; zugleich traf eine Gesandtschaft der Römer ein, berichtend von Johann's anstößigem, unheiligem und unkeuschem Wandel. Da erhob er sich zum zweiten Male nach Rom, und rief ein Concilium von Deutschen und Italienischen Bischöfen zusammen, Recht zu sprechen über den entflohenen Papst (963). Es traten zwei Römische Geistliche als Ankläger auf, und bezeugten, daß der Nachfolger Petri einst einen Diakonus im Pferdestall ordinirt, daß er mit seinen Verwandten Blutschande getrieben, und den heiligen Palast zu einem Hurenhause gemacht, daß er einen Geistlichen durch Ausstechung der Augen, einen Andern durch Entmannung ums Leben gebracht u. s. w. Hierauf wurde beschlossen, den Papst zur persönlichen Verantwortung so schwerer Beschuldigungen aufzufordern. Umsonst drohte dieser aus seinem Schlupfwinkel in Campanien mit Bannbullen; das Concilium und die Römische Geistlichkeit erklärte ihn für abgesetzt, und erwählte seinen Archivar, der den Namen Leo VIII. annahm*), zu seinem Nachfolger.

Otto verweilte zwar den Winter über in Rom, hatte aber sein Kriegsvolk im November größten Theils entlassen müssen, da niemand

*) Der erste Papst, der das Beispiel des nachher gewöhnlich gewordenen Namenswechsels bei der Erhebung gab, war, so viel man weiß, Johann XII.

Jahre lang zu dienen verpflichtet war. Hierauf bauten Johann's XII. Anhänger in der Stadt. Am 3. Januar 964 rotteten sie sich zusammen; es war auf des Kaisers Leben abgesehen. Indeß griffen die Deutschen, obwohl nur ein kleines Häuflein, muthig die Rebellen an, und zersprengten sie nach einem hitzigen Gefecht auf der Tiberbrücke und in den Straßen. Die Römer mußten dem Kaiser wiederum Treue schwören und 100 Geiseln stellen. Aber so unbeugsam waren Freiheitsgeist und Trotz in ihnen, daß die streng Gezügelten, sobald der Kaiser im Frühjahr den Rücken gewandt, auch seinen Papst zur Stadt hinausjagten, Johann XII. herbeiriefen (964), und da dieser starb, eigenmächtig einen andern, Benedict V., wählten. Zornig ging Otto, als er sein Heer wieder verstärkt hatte, im Januar nach Rom zurück, das sich zwar widersetzte, aber durch Hunger und Gewalt in kurzem bezwungen ward. Sein Gericht war strenge, doch nicht despotisch noch rachsüchtig. Er versammelte wieder ein Concilium, das Leo VIII. noch einmal als Oberhaupt der Kirche anerkennen mußte; den Benedict dagegen schickte er, nachdem ihm die päpstlichen Gewänder abgenommen und der Stab vor den Füßen zerbrochen worden, in die Verbannung nach Hamburg. Auch König Berengar wurde als Gefangener nach Deutschland, und zwar auf das feste Schloß Bamberg geführt. Jetzt endlich war es dem Kaiser vergönnt, die Heimath wiederzusehen.

Aber auch nur auf kurze Zeit. Die Römer trieben den von ihm eingesetzten Papst Johann XIII. (Leo VIII. war schon 965 gestorben) wieder aus den Thoren. Dies mußte geahndet werden. Zum vierten Male also zog er nach Rom (966), und ließ jetzt dreizehn der vornehmsten Römer aufhängen. Viele andere wurden geköpft, geblendet, verwiesen. Zugleich mußte der so befestigte Papst bei dieser Gelegenheit des Kaisers Sohn von der Adelheid, Otto II., als Mitregenten und Nachfolger im Kaiserthum krönen. Der Vater wünschte, ihn mit der Griechischen Prinzessin Theophania, der Tochter Romanus I. und der Theophano (s. o. S. 186.), zu vermählen, welche nach seinem Vorschlage die Provinzen Apulien und Calabrien als Brautschatz mitbringen sollte, um auf diese Weise den Rest von Italien mit dem Römisch-Deutschen Reiche zu vereinigen. Die bisher von den Griechen abhängig gewesenen Fürsten von Benevent und Capua*) hatten sich

*) Capua und Salerno hatten sich um die Mitte des neunten Jahrhunderts als besondere Staaten von Benevent getrennt.

ihm schon unterworfen. Aber Kaiser Nicephorus Phokas lehnte den Antrag mit lächerlichem Stolze ab, verlangte Rom und die übrigen Landschaften Mittelitalien's als zu seinem Reiche gehörig zurück, und warf den Gesandten die in Rom verübten Gewaltthätigkeiten ihres Herrschers vor; so daß es zum Kriege kam und Otto in Apulien einfiel. Darüber wurde Nicephorus ermordet, und sein Nachfolger Johann Tzimisces schloß Frieden (970), in welchem er Theophania für Otto II. bewilligte.

Alle diese Händel und Verwickelungen hatten Otto die Angelegenheiten des Vaterlandes nicht aus den Augen gerückt; auch dem Norden und Osten schenkte er, von Italien aus, fortwährende Aufmerksamkeit. Er unterstützte die dortigen Missionen, legte Bisthümer in den eroberten Slavischen Provinzen an, außer den oben erwähnten zu Havelberg und Brandenburg, auch noch zu Merseburg, Zeitz und Meißen, ja selbst in Posen. Er unterwarf diese sechs Bisthümer mit Bewilligung des Papstes einem Erzbisthum, das er in seinem geliebten, durch starke Mauern befestigten und durch eine berühmte Domkirche verschönerten Magdeburg gründete. Was Karl mit den Sachsen gethan, thaten nun auch die Kaiser aus dem Sächsischen Hause mit den Slaven, sie suchten die mit dem Schwerte theils errungene, theils zu erringende Herrschaft durch die Einführung des Christenthums zu befestigen oder vorzubereiten.

Das Aeußere dieses herrlichen Mannes schildert uns Witikind als seines Innern würdig. Er war von hohem, majestätischem Ansehen, funkelnden Augen, röthlichem Angesicht, weißem Haar und langem Bart; sein Gang war in jüngeren Jahren rasch, seine Kleidung immer vaterländisch. Er besaß eine schnelle Fassung, selbst für fremde Sprachen, und war bei aller Würde stets heiter und milde.

Allgemein geehrt und gefürchtet im Reich und im Auslande als der mächtigste Herrscher seiner Zeit, und doch mit dem Ruhm der Mäßigung und der Gerechtigkeit, endete Otto I., schon bei seinem Leben der Große genannt, seine leuchtende Laufbahn zu Memleben, dem Sterbeorte seines Vaters, am 7. Mai 973, ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Italien, und ward zu Magdeburg begraben. Im dreißigjährigen Kriege haben Tilly's Soldaten sein Grabmal geplündert.

13. Kaiser Otto II.

(973—983.)

Otto II. übernahm, zu seinem Berufe sorgsam vorbereitet, in früher Jugend (er zählte achtzehn Jahre) die Regierung so weitläufiger Staaten. Auch unter seiner Herrschaft fehlte es an Vasallenkämpfen und Familienzwisten nicht. Herzog Otto von Schwaben, Burkhard's Nachfolger, und Herzog Heinrich II. von Baiern, genannt der Zänker, beide seine Verwandten (Otto des abgesetzten Ludolf's, seines Stiefbruders, und Heinrich seines Oheims Sohn), hatten Grenzstreitigkeiten. Der junge Kaiser begünstigte den Erstern; darüber ergrimmt, suchte Heinrich die Hülfe der Herzoge von Böhmen und Polen. Von seiner geheimen Verbindung mit diesen unterrichtet, ließ der Kaiser ihn auf einen Reichstag fordern, und sodann nach Engelheim in die Verwahrung bringen. Von dort entfloh er zum Herzog Boleslav nach Böhmen. Die Böhmen standen ihm bei, und schlugen ein Deutsches Heer. Zuletzt aber mußte er sich doch in Passau, eingeschlossen und lange belagert (977), dem Kaiser ergeben. Er ward nach Magdeburg geführt, von den dort versammelten Fürsten seines Herzogthums entsetzt, und dem Bischof Poppo von Utrecht zur Verwahrung anvertraut. Sein Herzogthum erhielt Otto von Schwaben, der also dadurch, was ungewöhnlich war, zwei Herzogthümer besaß, bis an seinen Tod (982), wo der König das Herzogthum Baiern einem frühern Bundesgenossen Heinrich's, dem Grafen Heinrich dem Jüngern gab.

Am schwersten zu bewachen waren zu allen Zeiten Lothringen und Italien. Um in jenem Ruhe zu haben, während er in Baiern beschäftigt war, belehnte Otto den Bruder des Französischen Königs Lothar, Karl, selbst mit Niederlothringen. Allein der Erstere, welcher hierin eine günstige Gelegenheit, sein Reich zu erweitern, fand, brach 978 plötzlich in Oberlothringen ein, überraschte Aachen, und ließ den Adler auf dem dortigen Kaiserpalast mit dem Gesicht nach Frankreich wenden. Allein Otto II. rief ein Heer zusammen, und veränderte schnell die Bedeutung jenes Sinnbildes, indem er die Franzosen bis nach Paris jagte. Im Jahre 980 hielten darauf Otto und Lothar eine Zusammenkunft, in welcher ein Friede beschworen, und kraft desselben Lothringen bei dem Deutschen Reiche gelassen ward.

In Italien war Otto nicht so glücklich. Sein hochfliegender Geist

wollte keineswegs die dort neu erworbenen Rechte und Ansprüche aufgeben, vielmehr sie ausdehnen und erweitern. Immer ist Italien das Grab der Deutschen gewesen, und doch haben diese fortwährend einen unwiderstehlichen innern Zug nach demselben gefühlt. Papst Johannes XIII. war noch bei Otto's I. Lebzeiten gestorben, und sein Nachfolger Benedict VI. verdankte seine Wahl dem Kaiserlichen Einfluß. Kaum erscholl indeß die Nachricht von des großen Kaisers Tode über die Alpen, als die von jenem so streng unterdrückte Partei der Theodora, die nachher im Interesse Johann's XII. gewesen war, wieder trotzig das Haupt erhob, an ihrer Spitze ein edler Römer, Namens Crescentius, wie es heißt, ein Sohn der jüngeren Theodora. Dieser nahm den Papst gefangen, sperrte ihn in die Engelsburg und ließ ihn tödten. Seiner Faction entgegen standen die Anhänger der Grafen von Tusculum, damals geführt von Alberich. An Crescentius oder an Alberich schlossen sich die übrigen patricischen Familien an, und bekämpften sich mit den Waffen in Rom selbst. Alle Geschlechter hatten feste Häuser in der Stadt, Thürme genannt, und Burgen in der Umgegend und zahlreiche Haufen von Dienern und Schutzpflichtigen, so daß jede Reibung, die zu Thätlichkeiten führte, Stadt und Land in einen allgemeinen Kriegszustand versetzen mußte. Beide Parteien erwählten einen Papst. Der von Alberich erhobene Benedict VII. behielt endlich die Oberhand und stellte in Rom die Ruhe wieder her, doch bat er den Kaiser dringend, nach Italien zu kommen, um die Ordnung zu befestigen. Otto konnte wegen der Lothringischen Händel diesen Zug erst im Jahre 980 antreten. Seine Absichten waren vornehmlich auf Apulien und Calabrien gerichtet, die er als Heirathsgut seiner Gemahlin ansah und den Griechen nun ernstlich entreißen wollte. Als er deshalb mit großer Heeresmacht, vornehmlich Schwaben und Baiern unter dem Herzog Otto, in Apulien einrückte, riefen jene in ihrer Noth die Saracenen aus Sicilien zu Hülfe. Diese, welche sich in ihren Besitzungen an der Küste Calabrien's nicht weniger bedroht sahen, eilten in starker Anzahl herbei. Nach mehreren für den Kaiser siegreichen Gefechten, kam es zu einer großen Schlacht bei Basentello, nahe bei Tarent (982), in welcher die Deutschen, durch eine verstellte Flucht der Araber getäuscht, eine vollständige Niederlage erlitten. Unter vielen anderen Herren blieben der Herzog Udo von Franken, der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda auf dem Platze, und der Kaiser selbst war in höchster Gefahr, von den Saracenen gefangen zu werden. Da erblickte er

vom Strande aus ein Fahrzeug, stürzte sich in die Wogen, und ließ sich aufnehmen. Zum Unglück war das Schiff ein Griechisches, der Kaiser ward erkannt, doch bewog er den Führer, bevor er ihn nach Constantinopel brächte, bei Rossano anzulegen, wo er, wie er vorgab, Geld und Kostbarkeiten zu sich nehmen wollte. Kaum aber war das Ufer nahe genug, so warf sich der kühne Schwimmer zum zweiten Male ins Meer, und kam glücklich zu den Seinen ans Ufer. Diese Vorfälle erregten im ganzen Reich ungemeine Bestürzung. Indessen führten Otto's treue Vasallen ihm aus Deutschland zahlreiche Verstärkungen zu, in Verona wurde ein allgemeiner Reichstag für Italien und Deutschland gehalten, und die Vorbereitung zu einem neuen Kriegszuge nach Unteritalien getroffen. Schon hatte sich das Heer in Bewegung gesetzt, als der acht und zwanzigjährige Kaiser plötzlich zu Rom erkrankte und starb (7. Dec. 983). Er hinterließ nur ein dreijähriges Knäblein. Die Deutschen Großen kehrten schnell nach Hause zurück, wo unterdeß die Slaven im Nordosten sich empört, das Land verwüstet, Havelberg, Brandenburg, Hamburg zerstört, viele christliche Einwohner erschlagen, und besonders gegen die Priester grausam gewüthet hatten. Erst unter der folgenden Regierung wurden diese Grenzprovinzen wieder beruhigt.

---

14. Kaiser Otto III.

(983—1002.)

Der biedere und auf die Erhaltung des Reiches bedachte Sinn der Deutschen Herzoge hatte, gleich bei der Nachricht von des Kaisers Tode, die einzige Maßregel ergriffen, die den innern Frieden sichern konnte. Sie erklärten, daß sie ihrem Eide treu bleiben und Otto's III. Rechte gegen jeden vertheidigen würden, denn der junge Sohn des Kaisers war schon beim Leben des Vaters in Italien zum Nachfolger ernannt, und auch zu Aachen von den Erzbischöfen von Ravenna und Mainz feierlich gekrönt worden. Der Französische König Lothar und Heinrich der Zänker machten zwar Versuche, die Kindheit des Reichsoberhauptes für sich zu benutzen, aber die Einigkeit aller großen Herzoge unter einander vereitelte diese Unternehmungen. Doch erhielt Heinrich das Herzogthum Baiern zurück, indem Heinrich der Jüngere zufrieden seyn mußte, seine Würde mit der neuerrich-

teten Markgrafschaft Cham zu vertauschen*). Durch diese Vorfälle wurde Kärnthen von Baiern getrennt, und erscheint bald nachher für immer als besonderes Herzogthum. Auch das Land zwischen der Ens und Raab, welches Karl der Große einst den Avaren abgenommen, das die Ungern dann erobert, durch die Schlacht bei Augsburg aber wieder verloren hatten, wurde eine Markgrafschaft, Oesterreich genannt, und um diese Zeit Leopold dem Babenberger gegeben.

Otto wuchs unter der Aufsicht einer Griechin, einer Italienerin und einer Deutschen (der Theophania, seiner Großmutter Adelheid und seiner Base, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg) auf, und machte unter seinen Lehrern, dem Presbyter Bernward und Gerbert von Rheims, bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften; doch scheint ihn diese ganze Erziehung der Weise seines Volkes entfremdet und mit überwiegender Vorliebe für die alte Welt erfüllt zu haben. An der Spitze der Geschäfte stand unterdessen der Erzbischof Willigis von Mainz, Erzcapellan des Reiches. Schon als Knabe begleitete Otto die Deutschen Kriegsheere auf ihren Zügen gegen die Slaven; als er heranwuchs, wurde seine Thätigkeit, und bald auch seine Neigung auf Italien gerichtet. Die Römer konnten bei dem Gedränge der Parteien gegen einander einer auswärtigen Macht, welche für die eine oder die andere entschied, nicht entbehren, und weil doch nun einmal der Deutsche König als Kaiser ihr Oberhaupt seyn sollte, so wandten sie sich immer wieder an diesen. So geschah es auch jetzt, nachdem der oben erwähnte Crescentius, mit dem Titel eines Consuls, aufs neue das Uebergewicht in Rom erhalten und mit tyrannischer Gewalt über die Stadt wie über den Papst Johann XV. gebot. Otto trat demnach 996, dem Verlangen des Römischen Bischofs gemäß, den Zug nach Italien an. In Ravenna erhielt er die Nachricht von Johann's XV. Tode. Sogleich beschloß er die Anwendung eines Mittels, durch welches die Deutsche Herrschaft am besten in Italien behauptet werden könnte, nämlich die Wahl eines Deutschen zum Papst. Er bestimmte dazu den jungen Bruno, Enkel des verstorbenen Frankenherzogs Konrad, und ließ ihn durch den Erzbischof Willigis von Mainz unter dem Namen Gregor V. einführen. Wenige Wochen darauf folgte ihm Otto selbst nach. Er ward von den Römern mit Freudenbezeigungen empfangen, und — ein sechzehnjähriger Jüngling — von dem neuen Papst

*) Mannert Geschichte Baiern's, Th. I. S. 116.

mit der Kaiserkrone geschmückt. Sein erstes Geschäft war dann, über den Consul Gericht zu halten. Der Kaiser wollte ihn verbannen, aber auf die Fürbitte des Oberhauptes der Kirche, der seine Regierung mit Gnadenbezeigungen anfangen und die Parteien versöhnen, nicht aber von vorn herein nur an die Faction der Tusculaner gewiesen seyn wollte, ward ihm die Strafe erlassen. Kaum war indeß der junge Kaiser wieder nach Deutschland zurückgekehrt, als Crescentius Gregor V. auf alle Weise kränkte, ja zuletzt ihn ganz aus der Stadt jagte, und an seine Stelle den Bischof von Piacenza unter dem Namen Johannes XVI. zum Papst wählen ließ. Und um sich vor Otto zu sichern und der Deutschen Macht ein Gegengewicht zu geben, faßte Crescentius sogar den Plan, die Griechen herbeizurufen.

Der Kaiser war mit der Bezwingung der Slaven jenseits der Elbe beschäftigt, als er Kunde von diesen Vorfällen erhielt. Sogleich rüstete er sich zu einem zweiten Zuge über die Alpen, und ging 998 mit Gregor V., der sich in Pavia zu ihm fand, auf Rom los. Crescentius verschloß sich in die Engelsburg, der Gegenpapst Johannes entfloh aus Rom, und ward auf der Flucht von den Römern selbst, welche dadurch die Rache von sich abwenden wollten, grausamer Weise der Hände, der Nase und der Augen beraubt. Die Engelsburg ward von den tapferen Deutschen schnell unter der Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen erobert, Crescentius gefangen und nachher auf Befehl des Kaisers mit zwölf Anderen enthauptet. Gregor V. aber erfuhr bald das Schicksal so vieler Deutschen in Italien, er starb schon 999 in jugendlichem Alter. Otto ließ hierauf seinen Freund und Lehrer Gerbert, gebürtig aus Auvergne, wählen, der als Papst den Namen Sylvester II. annahm. Es war dieser der größte Gelehrte seiner Zeit, und seine Wissenschaft schien den Zeitgenossen so unbegreiflich, daß sie ihn der Zauberei und des Umgangs mit bösen Geistern beschuldigten. Zu Anfang des Jahres 1000 kehrte Otto nach Hause zurück, und bereisete die Provinzen des Deutschen Reichs, um nach alter Sitte überall nach der Ordnung zu sehen und Recht zu sprechen. In Gnesen besuchte er das Grab des unlängst von den Preußen erschlagenen Bekehrers Adalbert, und zu Aachen ließ er sich andachtsvoll das Grab und den Sarg Karl's des Großen öffnen, dessen goldenes Kreuz er zu einem heiligen Andenken mit sich nahm. Dann ging er noch in demselben Jahre zum drittenmal nach Italien. Er theilte mit Karl dem Großen das innige Wohlgefallen an dem schönen, majestäti-

schen Rom, ja es wohnte ihm soviel von dem mütterlichen Blute bei, daß die Sächsische Rohheit seinem feiner gebildeten Sinne Mißbehagen erweckte, und alles Griechische und Römische den Vorzug bei ihm davon trug. Selbst eine Griechische Gemahlin wollte er heimführen, und aus allen seinen Anstalten leuchtete das Bestreben hervor, den alten Ruhm und Glanz Rom's wieder herzustellen, ja den Mittelpunkt seiner Regierung dorthin zu verlegen. Allein weder den Deutschen noch den Römern war mit diesem Entwurfe gedient. Die Letzteren erhoben sogar einen Aufstand, belagerten den Kaiser in seinem Palaste, und ließen keine Lebensmittel hinein. Dies undankbare Betragen kränkte Otto um so tiefer, je größere Vorliebe er für dieses Volk im Herzen trug. Schon war er bereit, nachdem er das Abendmahl genommen, mit den Seinigen einen Ausfall zu thun, als der Herzog Heinrich III. von Baiern und der Markgraf Eckard von Tuscien Mittel fanden, den Aufruhr gütlich zu stillen. Darauf sprach der Kaiser zu den versammelten Haufen: „Höret eures Vaters Worte und behaltet sie im Herzen. Seyd ihr nicht meine Römer, habe ich nicht um eurer willen das Vaterland, die Verwandten verlassen. Aus Liebe zu euch habe ich die Sachsen, alle Deutschen gering geachtet, und den Neid aller auf mich genommen. Und dafür, daß ich euch zu meinen Söhnen gemacht, habt ihr die Waffen gegen mich erhoben. Aber ich weiß ihr seyd nicht alle gleich schuldig, ich sehe die Aufrührer wohl, denn sie scheuen sich nicht und sind mitten unter euch." Diese Worte rührten das leichtbewegte Volk so, daß es ihm selbst zwei der Rädelsführer überlieferte. Doch mochte Otto nicht länger unter ihnen verweilen; er verließ Rom, und bot die Deutschen Großen auf, sich unverzüglich mit ihren bewaffneten Schaaren bei ihm einzufinden. Aber ehe dies ins Werk gerichtet ward, starb Otto zu Paterno, zwei und zwanzig Jahre alt, nach Ditmar's*) Aussage an den Frieseln, nach Anderen an Gift, welches ihm die Wittwe des Crescentius, Stephania, beigebracht (1002).

---

*) Einer der schätzbarsten Chronikenschreiber des Mittelalters, geb. 976, gest. 1018. Er war Bischof zu Merseburg und Hofcapellan Kaiser Heinrich's II. Sein Werk enthält die Geschichte der sämmtlichen Kaiser aus dem Sächsischen Hause.

15. Kaiser Heinrich II.
(1002—1024.)

Otto's III. frühzeitiger und unerwarteter Tod setzte ganz Deutschland in Bestürzung. Er hatte keinen Erben hinterlassen. Indem man noch unschlüssig auf einen Nachfolger sann, war Heinrich III., Herzog von Baiern — in welcher Würde er seinem 995 gestorbenen Vater, Heinrich dem Zänker, gefolgt war — als König Heinrich's I. Urenkel des Kaisers nächster Anverwandter, geschäftig, die aus Italien rückkehrenden Fürsten durch herrliche Bewirthung und lockende Versprechen seinem Interesse zu gewinnen. Auch des verstorbenen Kaisers Schwestern sprachen für ihn, und bewogen einen Theil der Sachsen auf einem Landtage zu Werla, ihm ihre Stimmen zu geben. Dennoch fanden sich große Hindernisse. Eckard, Markgraf von Meißen, der tapferste Fürst seiner Zeit, warb für sich selbst, und ein anderer Nebenbuhler, Herzog Hermann von Schwaben, lagerte sich sogar mit einem Heere bei Worms, um Heinrich den Weg nach Mainz zu verlegen, wo sich die Fränkischen Herren versammelt hatten. Aber das Glück wollte ihm wohl. Markgraf Eckard ward auf einer Reise von Privatfeinden (es waren die Söhne des Grafen Siegfried von Nordheim) ermordet, das Heer der Schwaben umging Heinrich, und so kam er glücklich nach Mainz, wo er von dem Erzbischof und den übrigen Fränkischen Bischöfen und Herren als König anerkannt und auch sogleich gekrönt ward. Hierauf fiel er dem Herzog Hermann mit einiger Mannschaft ins Land, verwüstete ihm seine Güter, und ging dann nach Merseburg, wo die noch übrigen Sachsen und Thüringer ihre Zusammenkunft hielten, zu der auch Boleslav Chrobry, d. i. der Tapfere, Herzog von Polen, sich eingefunden hatte. Auch diese alle erklärten sich für ihn, nachdem er ihnen die Aufrechthaltung der Gesetze und ihrer Rechte versprochen hatte. Boleslav, der sich damals gewaltsam in den Besitz der Lausitz und des Markgrafthums Meißen gesetzt hatte, erhielt vorläufig, um des Friedens willen, das erstere Land zu Lehen. Meißen wurde dem Grafen Gunzelin, der ein Verwandter Boleslav's genannt wird, überlassen. Sodann begab sich Heinrich nach Duisburg, wo sich die Lothringer versammelt hatten. Er erhielt ohne Mühe auch ihre Stimmen, und ging nun nach Aachen, wo er feierlich auf den Thron Karl's des Großen gesetzt ward. Der einzige noch immer widerstrebende

Schwabenherzog ward nun endlich auch noch zu Bruchsal zur Unterwerfung genöthigt.

So mühsam dieser Heinrich, als König von Deutschland der Zweite, die Krone erlangt hatte, so schwer ward es ihm auch, sie zu behaupten. In allen Provinzen waren mißvergnügte oder streitsüchtige Vasallen zur Ruhe zu bringen, vorzüglich in Lothringen und Böhmen, wo wegen der Nähe auswärtiger Mächte, die gern mit ihrer Einmischung bereit waren, die Achtung vor der kaiserlichen Macht am schwächsten war. Besonders war der oben erwähnte Herzog Boleslav von Polen ein kühner, herrschsüchtiger Nachbar. Er ließ dem Herzog von Böhmen, wie er, Boleslav genannt (es war der dritte dieses Namens), nachdem er ihn kurz zuvor, von seinem Volke verjagt, wieder zurückgeführt hatte, die Augen ausstechen, kam nach Prag und warf sich zum Herrscher dieses Landes auf. In dem hierüber entstandenen Krieg vertheidigte er sich seines Beinamens würdig, obgleich Heinrich mehrmals persönlich das Heer gegen ihn führte. Endlich wurde 1018 ein Friede geschlossen, wie Ditmar sagt, nach den Umständen, nicht wie es die Ehre des Reiches erforderte. Indeß hatte er doch Böhmen wieder aufgeben müssen. Eben dieser Boleslav erweiterte auch an der östlichen Seite die Polnische Herrschaft bis nach Kiev hin, das er eroberte, schrieb den Russen die Friedensbedingungen vor, und bedrohte sogar den Griechischen Kaiser.

Nicht besser als in den östlichen ging es in den westlichen Grenzlanden. Lothringen war von Friesland bis zum Elsaß mit Unruhen und wilden Fehden erfüllt, und die Waffen des Reiches hatten geringen Fortgang. In diesem Lande, sagt Ditmar von Merseburg, geht nicht nur die Sonne, sondern auch alle Gerechtigkeit unter. Wenig vermag der König, die Fürsten, die Geistlichen; die Räuber verachten selbst den Bann der Kirchen.

Auch nach Italien riefen Heinrich Abfall und Empörung. Die Lombarden, welche einem Könige, der nicht von Otto I. abstammte, keine Anerkennung schuldig zu seyn glaubten, hatten sich gleich nach Otto's III. Tode einen eigenen König gewählt,[1] den Markgrafen Harduin von Ivrea, der aber wie gewöhnlich seine Gegenpartei fand, welche nun, den Erzbischof Arnulf von Mailand an ihrer Spitze, den König Heinrich ins Land rief. Er kam nach Pavia, und ward daselbst gekrönt (1004); aber noch in derselben Nacht entstand ein wüthender Aufruhr. Die königliche Pfalz wurde gestürmt, und da nur wenige Deutsche in der Stadt waren, schwebte der König in großer Gefahr,

bis am folgenden Morgen das Heer sich vor den Thoren gesammelt hatte, hineindrang und ihn befreite, zugleich aber auch Pavia in Asche legte. Mit bitterem Unwillen ging Heinrich unverzüglich nach Deutschland zurück, ohne für die Befestigung seines Ansehns in Italien irgend wie gesorgt zu haben. Harduin aber fand nach der Zerstörung jener Stadt, die dem Kaiser zur Last gelegt wurde, größeren Anhang als zuvor.

Dennoch zog Heinrich neun Jahre nachher (1013) zum zweiten Mal nach Italien, und empfing in Rom die Kaiserkrone (1014). Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath ging Harduin endlich, von allen seinen Anhängern verlassen, ins Kloster, um seine Tage als Mönch zu beschließen. Im Jahre 1020 kam Papst Benedict VIII. in Person nach Bamberg, theils um die daselbst von Heinrich II. erbaute Domkirche auf dessen Ansuchen einzuweihen, vorzüglich aber um des Kaisers Beistand gegen die Griechen zu erhalten, welche seit der Schlacht von Basantello in Unteritalien stärker um sich griffen. So ging denn Heinrich zum dritten Mal mit einem großen Heere über die Alpen (1021), drang in Apulien ein, eroberte die von den Griechen neu erbaute Stadt Troja, und brachte die Fürsten von Benevent, Capua und den Griechischen Herzog von Neapel zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Allein böse Krankheiten, die unter seinen Kriegsleuten ausbrachen, nöthigten ihn zurückzugehen, bevor er einen dauernden Halt für die neue Herrschaft gründen konnte; daher auch diese Unternehmung eben so wenig als die vorhergehenden die Griechen aus Unteritalien verdrängte.

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr von diesem Zuge starb Heinrich II. (13. Jul. 1024). Zu Bamberg, wo er ein neues Bisthum gegründet und sehr reich ausgestattet hatte, liegt er begraben. Er hinterließ den Ruf des frömmsten Mannes, und wurde hundert zwei und zwanzig Jahre später vom Papst Eugenius III., eben so wie seine Gemahlin Kunigunde, unter die Zahl der Heiligen versetzt.

---

16. Verfassung und Culturzustand unter den Sächsischen Kaisern.

(919—1024.)

Mit Heinrich II. erlosch der Sächsische Königsstamm, nachdem er dem Reich fünf würdige Vorsteher gegeben. Ehe wir sehen, wie sich die Fürsten in diesem Falle berathen, wollen wir noch einen Rückblick auf

den innern Zustand des Reichs in diesem Zeitraum des äußern Glanzes werfen.

Noch immer machte sich Alles im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft unserer Vorfahren mehr durch Gewohnheit und Herkommen, als durch schriftliche Gesetze. Die verschiedenen Machtgebiete waren lange nicht so scharf begrenzt als jetzt, und die Fragen, wie weit die Rechte des Papstes oder des Kaisers, der Fürsten oder der Bischöfe gereicht, würde man selbst in jener Zeit nicht hinreichend haben beantworten können. Zur Zeit der schwachen Nachkommen Karl's des Großen hatten sich zwar die Päpste manche Rechte über die Kirche angemaßt, welche die Kaiser sonst ausgeübt hatten, ja Nicolaus I. (858—867) nahm sogar eine richterliche Gewalt über König Lothar II. (s. u. Abschn. 21.), allerdings nur in geistlichen Sachen, in Anspruch. Plötzlich wendet sich aber das ganze Verhältniß, als die Ottonen in Italien erscheinen, sie schalten nun uneingeschränkter mit der päpstlichen Würde und Wahl, als einst der große Fränkische Kaiser. Es stellt sich fest, daß der Papst dem Könige der Deutschen die Krone aufsetzen müsse, die Papstwahl solle von der Bestätigung des Kaisers abhängig seyn. Dagegen mußte der König bei der Krönung schwören, als Schutzherr der Kirche, wodurch ihm eben jene Beaufsichtigung der Wahl des Oberhauptes zustand, seine Pflichten gegen diese, die sogenannte Schirmvogtei, gewissenhaft zu erfüllen, d. h. alle Geistlichen gegen Eingriffe, Gewalt und Willkür der Weltlichen zu schützen, so wie den katholischen Glauben zu verbreiten und ihn gegen Ketzer und Heiden aufrechtzuhalten und zu vertheidigen *). Auch über das Gebiet der Römischen Kirche sollte den Kaisern nur eine solche Schutzherrschaft zustehen, doch ließen sich die Ottonen, wie wir gesehen haben, mehrmals persönlich den Eid der Treue von den Römern leisten. Eben so behaupteten sie die oberrichterliche Gewalt für das ganze Patrimonium des heiligen Petrus und ihre Rechte wahrte ein stehender Beamte zu Rom. Es liegt am Tage, daß diese Verschlingung der staatlichen und kirchlichen Rechte zu dem erbittertsten Kampfe führen mußte, so bald die eine oder die andere Seite ihre Ansprüche ausschließlich geltend machte, wie er denn auch wirklich nicht ausgeblieben ist.

---

*) Henricus (II.) ad ecclesiam S. Petri papa cum clero exspectante venit et antequam introduceretur ab eodem interrogatus: si fidelis vellet Romanae patronus esse et defensor ecclesiae? sibi autem suisque successoribus per omnia intimus fidelis? devota professione se sic facturum respondit: et tunc ab eodem inunctionem regalem et coronam suscepit. Ditmar von Merseburg bei Leibnitz script. rer. Brunsvicens. t. I. p. 400.

Die Herzoge hatten sich in Deutschland, als das Reich von Normannen und Ungern von Außen her bedroht, im Innern von Unruhen zerrüttet war, und sich so die Nothwendigkeit, dem Feinde größere Vereinigungen entgegenzusetzen, allgemein fühlbar gemacht hatte, wieder erhoben. Es waren mächtige Gau- oder Grenzgrafen, welche zu solchen Mittelpunkten der Stämme, aus denen sich das Deutsche Reich zusammensetzte, wurden. Ihre Rechte bestanden im allgemeinen Heerbann ihrer Provinz, welcher ihnen bedeutenden Einfluß auf die kleineren Lehnspflichtigen des Reiches verschaffte und in der Zusammenberufung der Landtage, wo sie die Streitigkeiten der Großen ihres Gebietes durch Vergleich schlichteten, oder über dieselben mit Zuziehung der nicht Betheiligten Recht sprachen. Doch war ihre Würde weder eine rein stammthümliche noch erbliche; sie wurde als Amt betrachtet, welches der König im Fall der Untreue oder des Todes einziehen und willkürlich wieder vergeben konnte. Gewöhnlich wurden die Herzoge zwar vor jeder großen Unternehmung erst zusammenberufen, indessen mußten sie in dringenden Fällen auch unbefragt die Heerfolge leisten, wenn der Kaiser etwa aus Italien die Baiern oder Schwaben plötzlich herbeirief. Es findet sich aber schon in diesen Zeiten, daß sie ihn oft absichtlich nicht aus allen Kräften unterstützten, damit er nicht zu mächtig würde.

Eine gewisse Beschränkung und Beaufsichtigung fanden die Herzöge in dieser Periode noch an den Pfalzgrafen, deren es jetzt in allen Provinzen einen oder mehrere gab. Früher war der Pfalzgraf der oberste Hofrichter gewesen (s. o. S. 154); nun sollte in jedem Herzogthume die Stelle des Königs durch sie vertreten werden und alles, was sich auf höhere Jurisdiction und Verwaltung der Königlichen Güter und Einkünfte bezog, wurde ihnen untergeben. Am längsten hat sich der Pfalzgraf von Franken, als der des Haupt- und Stammlandes erhalten. Späterhin führt er den Titel Pfalzgraf bei Rhein und seine Würde gehört zu den Reichserzämtern.

Dennoch war es gerade die herzogliche Gewalt, welche in Deutschland der Befestigung der königlichen vorzüglich im Wege stand und die Herstellung einer organischen Einheit des Deutschen Reiches verhindert hat. Denn einerseits galt es bei dem immer mehr durchdringenden Systeme der Erblichkeit der Lehen bald für Tyrannei, wenn der König das Herzogthum nicht auf die Söhne übergehen ließ, und andrerseits waren die Thronbewerber, da die Wahl meist in den Händen der Herzoge lag, genöthigt, diese jedesmal durch neue Vergabungen

und Bewilligungen zu gewinnen und eben damit immer fester zu stellen, und so die Theile ihrer Macht aufzugeben, um das Ganze zu bekommen. Neben den Hindernissen, welche das Wahlkönigthum mit sich brachte, und die selbst dadurch nicht vermindert wurden, daß man sich an die Familie hielt, so lange noch männliche Erben da waren, weil dennoch jeder Nachfolger erst von den Fürsten anerkannt werden mußte, — waren es dann besonders die Ideen von der Kaiserwürde, welche die Herrscherkraft anderweitig erschöpften und das allgemeine Reich der Christenheit hat die Deutschen Könige verhindert, ein besonderes in ihrem Vaterlande zu gründen. Und so sehr hatten die Sächsischen Kaiser das Allgemeine vor Augen, so hoch hielten sie sich über dem Standpunkt der Vasallen, daß Otto I., bald nachdem er König geworden, sein Herzogthum fortgab. Durch eigenen Territorialbesitz sich eine Stütze ihrer Macht zu geben, kam ihnen nicht in den Sinn; ein Verfahren, welches von den Französischen Königen streng festgehalten, dort eine unbeschränkte Gewalt an den Thron gebracht hat. Doch unterstützte diese auch der kaum hoch genug anzuschlagende Vortheil der Erblichkeit der Krone, und der Sinn ihres Volkes war nicht so durchgängig auf besondere Lebenskreise gerichtet, wie der der Deutschen.

Eigenthümlich ist nun aber das Verhältniß, in welches sich die Könige zur Geistlichkeit stellten. Wir sehen sie Stifter und Klöster fast noch reicher bedenken als dies einst von den Merovingern und Karolingern geschehen war. In vollem Maße wurden ihnen Aecker, Weiden, Wälder sammt Benutzung der Jagd und Fischerei in ihren Forsten und Wassern ertheilt *), obgleich die erstere dem Klerus streng untersagt war. Außerdem erhalten sie Rechte auf einträgliche Salz- und Bergwerke, Markt- und Durchgangszölle, Befreiungen von den öffentlichen Lasten der Kriegsfuhren, des Einlagers der königlichen Beamten und der Einquartierung. Wichtiger als alles dieses waren die Exemtionen ihrer Güter von der Gewalt der königlichen Beamten. Um Collisionen zu vermeiden, ließen sich Bischöfe und Aebte auch den

*) Die Jagd war nämlich zur Zeit der altgermanischen Verfassung (s. o. S. 31.) allen freien Eigenthümern der Mark gestattet gewesen. Die Fränkischen Könige verfielen zuerst darauf, ihre Waldungen einzuforsten, d. h. die Nachbarn von der Theilnahme an der Jagd auszuschließen. Dies ahmten die größeren Grundbesitzer nach und bei Verleihungen und Veräußerungen behielt man sich sehr oft den Wildbann vor oder vergab ihn besonders. Ganz ebenso war es mit der Fischerei und dem Wassermühlenbetrieb, nachdem sich Herren und Fürsten des Wassers weit hinauf an den Flüssen für ihre Mühlen angemaßt.

Blutbann mit den vollständigen Befugnissen des Grafenamtes für ihre Vögte übertragen, so daß kein königlicher Beamter ferner berechtigt war, im Gebiete der geistlichen Anstalt irgend eine öffentliche Handlung zu vollziehen *). Die Könige gingen noch weiter. Sehr oft waren die kirchlichen Territorien von Besitzungen kleiner frei gebliebener Besitzer durchschnitten; um nun die Irrungen, welche sich hieraus zwischen den verschiedenen Gerichtsbarkeiten, des Grafen und des Kirchenvogts, ergeben mußten, zu vermeiden, erhielt die Kirche den ganzen Bezirk zu ihrem Gerichtssprengel. Ja es wurden den Bischöfen ganze Gaue verliehen, mit dem Rechte, die Beamten darin einzusetzen, das Recht zu sprechen und von den freien Leuten den Kriegsdienst für das Reich zu fordern. So erhielt z. B. Calwin, Bischof von Cambrai, den Grafengau dieser Stadt, das Hochstift zu Worms ein Grafengericht am untern Neckar, die neu gestifteten Bisthümer Magdeburg und Brandenburg Grafschaftsrechte und der Bischof von Würzburg sogar herzogliche Rechte über die zu seinem Sprengel gehörigen Grafschaften. Man würde indeß irren, wenn man glauben wollte, es sey hiedurch auf eine völlige Unabhängigkeit der geistlichen Herren abgesehen gewesen, es sollten vielmehr ihre Macht und ihre Besitzungen zu einem Gegengewicht gegen den Trotz der weltlichen Vasallen dienen. Denn die Könige besetzten entweder geradehin die Bisthümer, oder wenn auch dem Klerus die Wahl erlaubt wurde, konnten sie dennoch ihre Zustimmung verweigern. Viele Besitzungen der Kirche nämlich und zwar gewiß eben so viele als geschenkt waren, waren nur verliehen; es wurden dann die allgemeinen Vorstellungen vom Lehnswesen auf sämmtliche Güter der Kirche übertragen, und es bildete sich im zehnten Jahrhundert die Ansicht aus, daß der Inbegriff aller weltlichen Rechte den Vorstehern der Kirche jedesmal vom Könige übertragen werden müsse. Der Bischof oder Abt leistete beim Antritt seines Amtes, wie der weltliche Vasall bei der Belehnung, den Lehnseid der Treue und empfing einen Ring und den Hirtenstab aus der Hand des Königs als Zeichen der Uebertragung aller dem Stifte eingeräumten Güter und Rechte. Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile es den Königen gewähren mußte, durch Ernennung ihnen ergebener Männer zu den oft erledigten Kirchenämtern, wo natürlich von Erblichkeit nicht die Rede war, den großen, durch ihre Schenkungen verstärkten Ein-

*) Hüllmann Geschichte der Stände. S. 277.

fluß der geistlichen Macht für sich zu gewinnen; und Heinrich II., der die Kirche am reichsten bedachte, hat auch das Ernennungsrecht am strengsten festgehalten. Denn allerdings übten die Könige dieses Regale der Ernennung nicht ohne Widerspruch, vielfach wurde dagegen das uralte Recht der Kirchengemeinde und des Klerus geltend gemacht, ihre Vorsteher selbständig zu wählen. In manchen Fällen setzten einzelne Stifter ihren Willen durch, andre bemühten sich im Geiste der Zeit durch Privilegien das Wahlrecht zu erwerben. Auch sonst verfuhren die Könige als Lehnsherren der Bischöfe. Hatten diese in ihrer Eigenschaft als Vasallen gefehlt, so straften sie die Könige ohne Weiteres. So schickte Otto I. den Erzbischof von Mainz und den Bischof Ruthard von Straßburg, als sie zu den Aufrührern getreten waren (s. o. S. 223.), ins Kloster, den Bischof Adelbert von Magdeburg, der den Herzog Hermann von Sachsen mit kaiserlichen Ehrenbezeugungen empfangen, verurtheilte er so viel Pferde zu geben, als er dem Herzog zu Ehren Glocken läuten und Lichter anzünden lassen, und Herzog Heinrich von Baiern ließ den Erzbischof von Salzburg mit roher Grausamkeit blenden, weil er Ludolf's Partei ergriffen hatte (s. o. S. 227).

Dagegen stand die Deutsche Kirche noch in einem freieren Verhältniß zu den Päpsten. Zwar erlangten diese seit Nicolaus I., daß die Erzbischöfe beim Empfange des Palliums dem Römischen Stuhle eidlich Gehorsam gelobten für alle schon erlassene und noch zu erlassende Decrete, konnten aber damit noch nicht recht durchdringen. Einmischungen des kirchlichen Oberhauptes in die Regierung der Diöcesen wurden gar nicht gestattet, und die Bischöfe des Mainzer Erzsprengels beschlossen im Jahre 1022 auf der Synode zu Seligenstadt, als es nach dem rohen Glauben der Zeit Sitte geworden war, aus Rom Ablaß zu holen, weil doch der höchste Priester den kräftigsten Segen ertheilen und am besten die Sünden vergeben könne, daß keinen eine solche Absolution reinigen solle, der nicht zuvor der ihm von seinem Bischof auferlegten Buße Genüge geleistet.

Wie hoch nun aber auch die Kirche von den Königen geehrt, in wie besonderer Heiligkeit der geweihte Priester dem Laien, der den Weg zum Heil nicht kannte, erscheinen mußte, wie große geistliche und weltliche Mittel der Klerus in Händen hatte, alles reichte nicht, die Geistlichen vor dem gewaltthätigen Sinn der Zeit zu schützen und ihnen den ruhigen Besitz der Güter zu sichern. Mächtige Nachbarn

rissen Stücke des Kirchengebietes an sich, drangen gewaltsam beim Tode der Vorsteher in Klöster und Stifter und hausten hier, bis alle Vorräthe aufgezehrt waren. Um wenigstens die Personen der Bischöfe zu schützen, hatten schon früh hohe Ansätze des Wehrgeldes für diese gemacht werden müssen, und bei den Sachsen hatte Karl der Große den Tod für die Ermordung eines Bischofs als Strafe bestimmt. Dennoch kommen Mißhandlungen und Ermordungen der Geistlichen unter den Sächsischen Kaisern noch oft genug vor. Häufig begaben sich deshalb Kirchen und Klöster unter die besondere Schirmvogtei des Königs oder benachbarter weltlicher Großen, erlangten dabei aber gewöhnlich nur Druck und Beraubung von diesen selbst. In solchen Fällen setzte dann auch der Schirmherr den eigentlichen Kirchenvogt ein. Aber selbst wenn die geistlichen Anstalten das Recht bewahrt hatten, ihren Vogt aus eigener Macht zu bestellen, so bewahrte sie das doch vor dem in der Richtung der Zeit gegebenen Streben der Inhaber nicht, auch diese Aemter zu erblichen Beneficien zu machen. Durch Wiederbelehnungen an Untervögte wurden die Verhältnisse noch verwickelter; die Vogteien wurden vertauscht, verpfändet, mit Gewalt genommen und verschiedene Bewerber führten oft lange Kämpfe um Stellen dieser Art. Den Vögten kam nämlich ein Gewisses an ländlichen Erzeugnissen, der dritte Theil der Geldbußen und das Einlager auf ihren Reisen und an den Gerichtstagen nebst manchen Diensten der Hintersassen der Kirche zu. Gewöhnlich war das Ende solcher Streitigkeiten, daß fast jedes Dorf seinen eigenen Vogt erhielt.

Wie allgemein überhaupt noch rohe Wildheit und Zügellosigkeit war, kann man z. B. daraus ersehen, daß Bischof Burkhard von Worms (gest. 1025) fünf und dreißig Mordthaten in einem Jahre in seinem Sprengel zählte, ohne daß die Mörder Scham und Reue hätten blicken lassen. Räubereien waren noch weit häufiger und ein auf handhafter That ertappter Dieb konnte ohne Weiteres aufgehängt werden. Auch Menschenraub und Verkauf sind nichts Seltnes.

Die Wissenschaften begannen seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts in Deutschland sich wieder etwas zu heben. Die feinere Bildung, welche sich am kaiserlichen Hofe durch die Verbindung mit Italien verbreitete, nöthigte die Geistlichen, welche dort Ansehen erwerben und zu hohen Aemtern emporsteigen wollten, sich wenigstens einige Kenntniß zu erwerben. Daher sehen wir gebildete Männer als Bischöfe und Aebte die Liebe zu litterarischer Thätigkeit in ihren Wirkungskreisen mit Glück

und Eifer verbreiten. Die Dom- und Stiftsschulen, in den wilden Zeiten der späteren Karolinger fast ganz verschwunden, kamen aufs neue in Flor und einzelne Männer, wie z. B. der Erzbischof Walthard von Magdeburg, bemühten sich auch Handschriften zu sammeln. Unter denen, welche an der Spitze von Schulen standen, zeichneten sich besonders die Bischöfe Meinwerk zu Paderborn und Bernward zu Hildesheim, früherhin Lehrer Otto's III. (s. o. S. 236.), und der Mönch Witikind zu Corvey aus. In der Domschule zu Paderborn wurden Horatius, Virgilius, Sallustius und Statius *) fleißig gelesen, und aus Anführungen sehen wir, daß auch Terenz, Cicero und Seneca diesen Männern nicht fremd waren. Aus Studien solcher Art ging eine verbesserte Geschichtschreibung hervor, von der besonders die schon angeführten Werke des eben genannten Witikind und des Ditmar Beispiele sind. Eine Nonne zu Gandersheim, Roswitha (vor 984), schrieb Lateinische Komödien, um den Terenz zu verdrängen, von dessen lieblicher Sprache, wie sie sagt, Mancher angezogen wird, und sich dann mit der Kenntniß sündlicher Dinge befleckt, und Notker Labeo, Mönch von St. Gallen, verfaßte bald darauf eine Deutsche Uebersetzung der Psalmen in Fränkischer Mundart. Von dem vorher erwähnten Bischof Bernward erzählt sein Lebensbeschreiber, daß er junge Leute in der Malerei und Bildnerkunst geübt, und sie angehalten habe, was er von der Art auf Gefäßen aus der Ferne Beifallswürdiges gefunden, nachzuahmen.

Städtische Gewerbe waren noch in ihrer Kindheit. Wollen- und Leinwebereien blieben noch immer weibliche Arbeiten, und auch Kaiserinnen beschäftigten sich damit. Doch scheint die Entdeckung oder besser Benutzung der Silbergruben des Harzes unter Otto's I. Regierung (um 960), so wie die mit Italien und Griechenland angeknüpften Verbindungen Wohlstand und äußere Cultur in jenen Zeiten schon mehr gehoben zu haben.

In dem obern Italien bis an die Tiber hinab hat im Allgemeinen eine ähnliche Entwickelung der politischen Verhältnisse Statt gefunden, wie in Deutschland und Frankreich, nur daß hier bald durch die Städte ein anderes Moment und eine andere Richtung hineingebracht wurde. Nach seinem zweiten Italischen Zuge löste Karl der Große die Her-

*) Ein epischer Dichter aus den Zeiten Domitian's.

zogthümer der Longobarden, um seine neue Herrschaft zu sichern, in Grafschaften auf, und legte den Grund zu einer größeren Ausbreitung des Lehnswesens durch Fränkische Ritter, welche in den Städten angesiedelt wurden und Güter zu ihrem Unterhalte erhielten. Im Gewirre der Parteien, im Kampfe der Gegenkönige bildeten sich alle Folgen dieser Verhältnisse noch weit schneller und härter aus, als anderswo. Die Prälaten und großen Herren erhielten mit leichter Mühe alle nur mögliche Exemtionen und Immunitäten, und die Grafen übten ihre Rechte als erbliche Privilegien aus, wenn auch in kleineren Bezirken, als in ihrem ehemaligen Amtssprengel, wo zugleich manche andere Dienstleute oder begüterte Freie ebenso selbständig auftraten. Nur in den größeren Städten waren die Gemeinden stark genug, sich und ihr nächstes Gebiet von einem Herrn frei zu erhalten. In diesen aber und den Umgegenden hatten auch die Bischöfe zahlreiche Dienstmannen; die Gerichtsbarkeit ihres Vogtes kreuzte sich mit der des Grafen, und da den verschiedenen Thronbewerbern immer besonders daran liegen mußte, die hohe Geistlichkeit zu gewinnen, so wurde der gewöhnliche Preis der Erklärung für einen Prätendenten die Uebertragung der Grafengewalt an den Bischof. Auch die Ottonen verfuhren in diesen Dingen wie in Deutschland, sie statteten die geistlichen Herren, um die mächtigen Lehnsträger zu schwächen, mit weltlichen Hoheitsrechten aus, und fast alle Städte Oberitalien's stehen um diese Zeit unter den Vicegrafen — so hießen hier die Vögte — der Bischöfe. Die Kaiser aber hatten leichteres Spiel, nachdem die Aufmerksamkeit im Allgemeinen mehr auf einzelne Kreise und die Feststellung des Besitzes und der Erwerbung politischer Rechte in diesen gewendet wurde. Es stand jetzt fast niemand mehr an der Spitze einer solchen Macht, auf welche er einen erfolgreichen Widerstand hätte gründen können, und größere weltliche Fürsten waren nur noch die Markgrafen von Toscana und Ivrea*), aus deren Geschlechte sich der letzte Gegenkönig erhob, und im Süden die von Spoleto. Durch die Verbindung aber der freien Leute und der Lehnsträger der Kirche unter einen Gerichtsbann zu einer berathenden und richtenden Gemeinde, erstarkte diese bedeutend. Das Streben der Letzteren, den Freien an Rechten nicht nachzustehen, wird der Grund zu republicanischen Einrichtungen, und als dann

---

*) S. Leo, Geschichte von Italien. Thl. I. S. 353.

Kaiser und Papst in Streit gerathen, Gegenbischöfe und Gegengrafen in den Städten sich bekämpfen, erwerben viele die vollkommne Freiheit.

Etwas abweichend gestalteten sich die Verhältnisse in Rom und den unmittelbar aus der oströmischen Herrschaft an den Papst gekommenen Landschaften. Die Karolinger hatten hier nichts geändert, auch finden wir altrömische Namen und Würden, aber die alten Familien sind dennoch zu Adligen des Mittelalters geworden. Wir haben ihre sich befehdenden Factionen kennen gelernt, wir haben gesehen, wie ein herbeikommender Fürst oder der Kaiser oder die Pöbelhaufen der Stadt bald dieser bald jener Faction das Uebergewicht geben. Wie in Rom war es hier auch in den anderen Städten. Das ganze Treiben war ohne allen sittlichen Halt, rein auf Selbstsucht, sinnlichen Genuß und Vermehrung der Macht basirt, und der errungene Sieg wird jedesmal bis zur wildesten Tyrannei gegen die Unterliegenden gesteigert. Auch hier wurden namentlich in Ravenna, in Nachahmung Germanischer Institute, Kirchengüter zu Lehen gegeben, und die belehnten Familien nannten sich dann nach solchen Besitzungen Herzoge oder Grafen.

Die größeren Lehnsleute der Bischöfe, ihre Untervögte, denen die Gerichtsbarkeit über kleinere Bezirke delegirt ist, führen überall den Namen Capitani; die kleineren und Afterlehnsträger, Dienstmannen u. s. w. werden Valvassoren genannt. Beide Klassen, vereinigt mit der freien Gemeinde, finden sich fast in allen Städten. Aus jedem Stand werden sechs ständige Schöffen zum Rath und zum Gericht erwählt. Sie sprechen in der Lombardei nach Lombardischem, in den oströmischen Städten nach Römischem Recht; aber an der Spitze des Ganzen steht für jetzt noch immer der Lehen- oder Vicegraf des Bischofs. Es waren nun erhöhtes Gewerbe, vermehrter Kunstfleiß, vor allem aber der Handel, welche die Stadtgemeinden hoben und Subsistenz- so wie Geldmittel auch in die Hände derer brachten, welche in diesen Städten keinen Grundbesitz hatten. Die an der See gelegenen Hafenplätze führten den Arabern in Aegypten, Syrien und Nordafrica die Bedürfnisse des Nordens zu, welche diese bei ihrem genußreichen auf Pracht und Luxus gestellten Leben brauchten, vornehmlich Pelzwerk, Leinen, Hanf und vor allen Sklaven. In Unteritalien stand besonders Amalfi in unmittelbarem Verkehr mit allen Saracenischen Häfen, während in Oberitalien das damals schon blühende Venedig seine Verbindungen mehr nach Constantinopel richtete. Wie dieser Staat seinen Ursprung den Flüchtlingen verdanken soll, die vor Attila's wilden

Horden Schutz auf den von den Strömen ins Adriatische Meer hineingeführten Schlamm- und Kiesbänken, den sogenannten Lagunen, und den daneben liegenden Inseln suchten, ist schon in der alten Geschichte (Th. III. S. 360.) erwähnt. Mit der Eroberung der Longobarden nahm die Zahl derselben bedeutend zu. Anfangs hatte jede Insel ihre besondere Regierung, an deren Spitze, nach der damaligen militärischen Einrichtung der Oströmischen Provinzen in Italien, Tribunen standen. Den Oberbefehl führte der Dux von Venetien (oben S. 87.). Aber sein Gebiet wurde durch die Eroberungen der Longobarden immer kleiner, immer mehr auf die Inseln beschränkt und immer getrennter von dem Exarchat zu Ravenna. So wählten denn die Tribunen und das Volk der Inseln selbständig ihren Dux (späterhin Doge genannt) zuerst im Jahr 697. Venetien beugte sich nicht unter Longobardische, Fränkische oder Deutsche Herrschaft, es machte sich vielmehr während und nach den Bilderstreitigkeiten auch von der Griechischen Oberhoheit immer unabhängiger. Zu Anfang des neunten Jahrhunderts entstand die eigentliche Stadt Venedig, indem sich die Einwohner, von König Pipin (s. o. S. 146.) zur See angegriffen, auf die festesten und bedeutendsten Inseln, namentlich Rialto, Malamocco und Torcello zusammendrängten. Die dem Handel überaus günstige Lage zwischen dem Oströmischen Reiche und dem westlichen Abendlande erhob die Stadt sehr bald vor allen anderen in Italien. Langwierige Kämpfe mit Saracenischen, und nachdem die Reiche von Kroatien und Dalmatien gegründet waren (s. o. S. 115.), mit Slavischen Seeräubern, trugen dazu bei, die Thatkraft und kriegerische Tüchtigkeit der Einwohner zu erhalten und zu vermehren. Erobernd schritten sie aus den Lagunen hervor, und unterwarfen gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die Istrischen und Dalmatischen Küstenstädte.

---

17. Kaiser Konrad II.

(1024—1039.)

Nach innerer Kraft und äußerm Ansehen war das Deutsche Reich bei dem Aussterben des Sächsischen Kaiserstammes das erste in Europa. Denn der Norden und Osten waren noch dunkel und barbarisch, das Griechische Kaiserthum tief gesunken, Frankreich durch vielfache Zer-

stückelung schwach. Zum Deutschen Reiche aber gehörten damals Italien und Lothringen, und ein Theil der Slavischen Länder im Osten konnte sich der Abhängigkeit von Deutschland nicht ganz entziehen. Das neue Herzogthum Kärnthen war durch die Italienischen Marken Verona und Aquileja vergrößert worden, die Otto I. weislich zu Deutschland geschlagen hatte, um sich durch diese den Paß nach Italien offen zu erhalten.

Ein solches Reich war jetzt ohne Oberhaupt. Zwietracht oder unverständiges Streben nach eigener Unabhängigkeit hätten das ganze Gebäude untergraben können; aber die Fürsten zeigten sich abermals Deutscher Männer würdig. Sie waren entschlossen, nicht nach Privatrücksicht irgend einen leicht zu lenkenden Schwächling, sondern um des Ganzen willen den Besten zu wählen. Nachdem in den Provinzen die besonderen Berathschlagungen waren gehalten worden, versammelten sich gegen den Herbst 1024 die Herzoge, Grafen, Bischöfe und übrigen Herren des ganzen Volks in der Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Dort lagerten sie sich unter freiem Himmel, die Sachsen, Slaven, Franken, Baiern und Schwaben auf der rechten, die Lothringer auf der linken Seite des vaterländischen Stromes. Die damaligen Deutschen Herzoge, wenn auch nicht alle bei der Wahl anwesend, waren: Konrad von Franken, Friedrich von Ober- und Gozilo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, Ernst von Schwaben und Udalrich von Böhmen.

Noch immer wurden die Franken als das Hauptvolk des großen Deutschen Bundes geachtet. Auf sie war daher auch jetzt am meisten der Blick gerichtet. Aber außer dem Herzoge Konrad schien ein anderer Großer dieses Stammes, der gleichfalls Konrad hieß, und der Salier genannt wird, der Achtung nicht weniger würdig; auch stammten Beide von jenem Konrad, Otto's I. Tochtermann, ab. Damit sich nun diese Beiden nicht im Wege ständen, nahm der ältere, der Salier, den jüngern bei Seite, und stellte ihm vor, wie alle Wählenden sie beide allein des Thrones werth achteten, wie es ihnen als Verwandten daher zieme, diese Ehre ihres Stammes nicht durch Zwietracht zu verhindern; versprach auch, wenn man den jüngern wählte, der erste mit dem Treuschwur zu seyn, welches hierauf dieser seinerseits auch zusagte. Jetzt schritt man zu der feierlichen Handlung. Das Volk wandte sich zuerst an den Erzbischof Aribo von Mainz, als

den ersten Geistlichen des Reichs, und ersuchte ihn um seine Meinung. Dieser gab darauf laut und fröhlich seine Stimme dem ältern Konrad. Ihm fielen die anderen Erzbischöfe und Bischöfe sämmtlich bei. Jetzt war es an den weltlichen Fürsten. Da stand zuerst Herzog Konrad der jüngere auf, besprach sich mit den Lothringern, und gab sodann vor allem Volk dem ältern Vetter seine Stimme. Schnell folgten die Uebrigen, das ganze Volk stimmte ein, und freudig ward der neue König nach Mainz geführt und daselbst gekrönt.

Das allgemeine Vertrauen auf diesen wackern Mann war so groß, daß man laut rühmte, die Zeiten Karl's des Großen seyen wiedergekehrt. „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus, sagt sein Hauscaplan Wippo, der sein Leben beschrieben hat, wenn man erzählen will, wie großmüthig, heiter, standhaft, unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen und wie streng gegen die Bösen, wie gütig gegen die Bürger und wie schrecklich den Feinden, wie nachdrucksvoll in Geschäften und wie unermüdet zum Besten des Reichs Konrad gewesen." In der That war er in Krieg und Frieden rastlos thätig, wie Kaiser Karl. Er durchzog alle Provinzen des Reichs, um Recht zu sprechen, schützte die Ostgrenze gegen die unruhigen Polen, und jagte sie aus der Lausitz (1031). Besonders beschäftigte es ihn, die Ansprüche Deutschland's auf das Arelatische Reich geltend zu machen. Dort wurde damals Rudolf III. König genannt, denn von der Regierungsgewalt hatten ihm seine Großen wenig oder nichts übrig gelassen. Kinderlos, ernannte er seinen Neffen, den Kaiser Heinrich II., zum Erben seiner Krone, aber dieser starb früher als Rudolf. Nun war wohl Konrad's Gemahlin Gisela, die in erster Ehe dem Herzoge Ernst von Schwaben vermählt gewesen war, Rudolf's Schwestertochter, aber Graf Odo von Champagne war Sohn einer ältern Schwester, daher Konrad seine Ansprüche nicht auf diese Verwandtschaft, sondern auf die alte Oberlehnsherrlichkeit der Deutschen Könige über Burgund, die auch Arnulf geltend gemacht hatte, gründete. Rudolf widersprach, aber der starke und feste Konrad wußte seinen Ansprüchen Nachdruck zu geben; er nahm Basel mit Waffengewalt. Hierauf zog er nach dem stets unruhigen und mit sich selbst entzweiten Italien (1026), zwang die Widerspänstigen zur Unterwerfung, und ward zuerst zu Mailand von dem dortigen Erzbischof Heribert zum König von Italien, sodann in Rom (1027, 26. März) vom Papst Johann XIX. zum Kaiser gekrönt, in Gegenwart der Kö-

nige Kanut von Dänemark und England und Rudolf von Burgund. Jener hatte als Pilger die Reise nach Rom gemacht, dieser um seine friedliche Gesinnung zu bezeigen. Als nun der Kaiser, nachdem er die Ruhe Italien's gesichert, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, sah er seinen Stiefsohn, Herzog Ernst II. von Schwaben, wie er schon früher einmal gethan, wider sich in Waffen, denn er glaubte, als Rudolf's Neffe gebühre Burgund ihm. Da ihm aber die Schwaben erklärten, daß sie ihre Pflicht gegen den Kaiser höher hielten, und daß sie, wenn er sie gegen ihn führen wollte, die Freiheit hätten, zu dem zurückzukehren, von dem sie ihm nur bedingungsweise überlassen seyen *), war er zu ohnmächtig, sein Vorhaben durchzuführen, mußte sich unterwerfen, und ward auf die Veste Giebichenstein gesandt. Nach einigen Jahren ließ ihn der Kaiser vor sich kommen und kündigte ihm seine Freiheit an; ja er wollte ihm sein Herzogthum Schwaben zurückgeben, wenn Ernst seinen ehemaligen Verbündeten, den Grafen Werner von Kiburg, der dem Kaiser fortwährend ungehorsam war, mit verfolgen helfe. Dazu mochte Ernst sich nicht entschließen, ja er achtete es nicht, als ihn der Kaiser in seinem Zorne für einen Reichsfeind erklärte, und führte lieber mit Werner von einer Burg des Schwarzwaldes herab ein Räuberleben, als daß er seinen Freund verrathen hätte. Endlich fielen Beide in einem Treffen gegen die Mannen des Kaisers (1030), nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten.

Im Jahre 1032 starb König Rudolf III. Aber noch war des Streites um Burgund kein Ende. Graf Odo von Champagne erhob zweimal die Waffen, bis er in einer Schlacht besiegt ward und fiel (1037). Konrad zog im Jahre darauf selbst nach Burgund, und hielt zu Solothurn einen Reichstag, wo er den Gottesfrieden für dieses Land bestätigte. So kam das Arelatische Reich an die Deutschen Könige, deren Rechte dort aber stets gering blieben, und nach drei Jahrhunderten ging in den meisten Provinzen desselben auch der Name ihrer Herrschaft unter.

Noch ehe die Burgundischen Angelegenheiten ganz geordnet waren, hatten Unruhen in Italien den Kaiser abermals in dies Land gerufen. Zwischen den kleineren Lehnsträgern und den Freien auf der einen

---

*) Illuc revertemur liberaliter, unde ad vos venimus conditionaliter, lauten die merkwürdigen Worte, welche ihnen der Annalist in den Mund legt. Wippo apud Pistor. T. III. p. 474.

Seite und den Bischöfen und Capitanen auf der anderen war des Druckes wegen, welchen die Letzteren übten, eine blutige Fehde ausgebrochen. Konrad kam (1037), um Friede zu stiften, und gab eine sehr berühmt gewordene Constitution über die Lehen, zu Gunsten der kleinen Vasallen. Hier finden wir die Erblichkeit der Lehen in der männlichen Nachkommenschaft des Besitzers zuerst gesetzlich bestätiget. Auf diesem Zuge mußte der Kaiser erfahren, wie hoch die Macht der Italienischen Städte schon gestiegen war. Die Mailänder nahmen sich ihres gegen Konrad ungehorsamen Erzbischofs Heribert nachdrücklich an, und spotteten hinter ihren Mauern des kaiserlichen Heeres, welches den unternommenen Angriff bald aufgeben mußte.

Obschon Konrad die Lehnsverhältnisse in Deutschland nicht durch ein ausdrückliches Gesetz wie in Italien ordnete*), so handelte er doch hier nach denselben Grundsätzen, und nahm sich der Dienstleute überall gegen ihre Herren an, um dadurch die den königlichen Rechten so gefährliche Uebermacht der Großen zu brechen. Um das Königthum zu stärken und gegen verderbliche Schwankungen zu sichern, arbeitete er darauf hin, es erblich zu machen, und die herzogliche Gewalt in den Provinzen mit demselben zu verbinden. Schon 1026 ließ er seinem neunjährigen Prinzen Heinrich von den Fürsten die Nachfolge versichern, 1027 gab er ihm das Herzogthum Baiern, 1028 brachte er dessen förmliche Wahl und Krönung in Aachen zu Stande, und 1038 ließ er ihn auch noch zum König von Burgund krönen. Auch die Herzogthümer Schwaben und Kärnthen, welche in Konrad's letzter Regierungszeit erledigt wurden, besetzte er nicht wieder.

Der sonst so starke Konrad war, wie viele Deutsche, kränklich von seinem zweiten Zuge aus Italien zurückgekommen, und als er hierauf die Angelegenheiten Burgund's zu Ende gebracht, dann nach Ostfranken, Sachsen und Friesland gezogen war, fand er am 4. Junius 1039 zu Utrecht das Ende seines thätigen Lebens. Er ward in dem von ihm gegründeten Dom seiner Lieblingstadt Speier beigesetzt, wobei sein Sohn und Nachfolger selbst den Sarg tragen half.

*) Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Th. II. §. 259. Note c.

18. Kaiser Heinrich III.

(1039—1056.)

Der Sohn war seines Vaters nicht unwürdig. Schon das Aeußere zeichnete ihn aus. Er war eines Hauptes höher als andere Männer, rasch und thätig wie sein Vater, auch nicht ohne Bildung und Wissenschaft. Er stand im zwei und zwanzigsten Jahre, als er die Regierung antrat. Zu Ingelheim empfing er (1040) den Lehnseid von den Burgundischen Vasallen, sogar der Erzbischof Heribert von Mailand fand sich hier in Person ein, rechtfertigte sich über sein früheres Verfahren, und söhnte den König mit sich aus.

Schon aus den vorhergehenden Darstellungen ergibt sich die große Verschiedenheit der damaligen Herrscherweise von der jetzigen. Wenn ein Regent unserer Tage den künstlich gefugten Staat von dessen Mittelpunkt aus ruhig lenkt und regiert oder regieren läßt; so sehen wir dagegen in jenen Jahrhunderten, wo das Meiste durch unmittelbar persönliches Eingreifen bewirkt wurde, den Kaiser das weitläufige Reich häufig durchziehen, weil er überall selbst gegenwärtig seyn muß, um hier Widerspenstige zu bestrafen, dort Träge zu ermuntern, hier Streitende zu versöhnen, dort Angegriffenen beizustehen. Nicht Gesetze, nicht Beamte, nicht Heere waren die Stütze der Könige; allein ihre Festigkeit und Kraft. Nur die That bändigte die That, nur das gezückte Schwert in des Kaisers Hand hielt das Schwert der Fürsten in der Scheide, sagt ein ausgezeichneter Geschichtschreiber unserer Tage über jene Zeit. Das waren auch Heinrich's III. Thaten.

Zuerst mußte der Böhmenherzog Bretislav, Udalrich's Sohn, der Polen verheert hatte und nun die Huldigung und den gewöhnlichen Tribut verweigerte, gezüchtigt werden. Es erforderte drei Feldzüge, bis der hart Bedrängte endlich 1042 dem Kaiser zu Regensburg Treue schwur, und alle Rückstände bezahlte. Noch in demselben Jahre unternahm Heinrich einen Feldzug nach Ungern. Peter, der König dieses Landes, hatte sich durch Willkür und Ausschweifungen verhaßt gemacht, daher die Ungern einen andern Herrscher, Aba, wählten und jenen vertrieben. Peter suchte Hülfe bei Heinrich, und dieser zwang Aba erst zu Geldzahlungen und zur Abtretung des Landstrichs zwischen dem Kahlenberg und der Leitha (1043), dann, als auch Aba die Unzufriedenheit seiner Großen erregte und viele Ungern klagend

bei dem Deutschen Könige erschienen, begann dieser (1044) neuen Krieg. Da er nur mit einem kleinen Heere in Ungern eindrang, kam er in eine mißliche Lage, doch seine Entschlossenheit und die Tapferkeit der Deutschen retteten ihn, und gaben ihm über die weit stärkere Macht der Feinde einen glänzenden Sieg. Des Ueberwundenen Krone und Lanze sandte er als Siegeszeichen nach Rom. Auf der Flucht ward Aba ermordet, und Peter empfing 1045 von Heinrich's Händen zu Stuhlweißenburg, wo Beide das Pfingstfest feierten, das Königreich Ungern als ein Lehen, leistete auch nebst dem ganzen Ungerischen Adel dem Deutschen König den Eid der Treue. Bei dieser Gelegenheit wurden den Ungern auf ihr Verlangen auch die Bairischen Gesetze gegeben. Zwischen diesen Feldzügen war Heinrich in Besançon gewesen, hatte sich dort mit Agnes, der Schwester Wilhelm's V. von Poitiers, Herzogs von Aquitanien, verlobt, und dann die Vermählung zu Ingelheim gefeiert. Eine wegen der Verwandtschaft der neuen Königin mit Burgundischen Großen staatskluge Verbindung. Den Trotz der dortigen unruhigen Vasallen zu dämpfen, mußte Heinrich gleich nach dem Frieden mit Ungern wieder nach Burgund ziehen, wo er den Herzog Gottfried den Bärtigen von Oberlothringen, der sich auch Niederlothringen's bemächtigen wollte, zur Unterwerfung zwang.

Hierauf trat Heinrich III. auch seinen Römerzug an (1046). Er entledigte sich desselben mit aller Würde eines mächtigen Reichsvorstehers. Der Kampf der Parteien in Rom hatte damals drei Päpste zugleich erhoben. Heinrich berief eine Kirchenversammlung nach Sutri, auf welcher zwei derselben abgesetzt wurden und der dritte freiwillig entsagte. Dann verfügte sich der König mit allen geistlichen und weltlichen Fürsten nach Rom, wo er, von Geistlichkeit, Adel und Volk aufgefordert, einen würdigen Papst zu ernennen, den Bischof Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, wählte, der den Namen Clemens II. annahm. Am folgenden Weihnachtsfeste (25. Dec. 1046) ward zu gleicher Zeit der neue Papst geweihet, und Heinrich III. nebst seiner Gemahlin Agnes von ihm mit der Kaiserkrone gekrönt.

Als er nach Deutschland zurückkehrte, nahmen ihn abermals Händel in Ungern in Anspruch. Dort war Peter, der sich aufs neue verhaßt gemacht hatte, gefangen und geblendet worden, und ein anderer König, Andreas, an seine Stelle gesetzt. Unruhen in Lothringen vermochten Heinrich, diese Angelegenheiten noch ruhen zu lassen. Nach einigen Jahren überzog er Andreas mit Krieg, und dieser versprach im

Frieden zwar die Anerkennung der Deutschen Oberhoheit, brach ihn aber sehr bald, und Ungern's Abhängigkeit von Deutschland endete nach kurzer Dauer. Dazwischen wurden Gottfried der Bärtige und einige Niederländische Grafen, die sich empört hatten, gedemüthiget, Gottfried seines Herzogthums beraubt. Dieser ging hierauf ohne des Kaisers Vorwissen nach Italien, heirathete dort die Wittwe des Markgrafen Bonifacius von Toscana und erwarb durch deren Besitzungen große Macht. Dadurch und wegen der Ausbreitung der Normannen in Unteritalien (s. den nächsten Abschn.) wurde der Kaiser besorgt, und zog im Jahre 1055 zum zweiten Male über die Alpen. Gottfried blieb unangetastet, aber seine Gemahlin und deren Tochter, die nachmals so berühmt gewordene Mathilde, nahm Heinrich mit sich nach Deutschland. Noch vor diesem Zuge hatte er seinen jungen Sohn Heinrich von den Fürsten zum Nachfolger wählen, und dann zu Aachen feierlich weihen lassen.

Gegen den Französischen König Heinrich I. nahm der Kaiser sich mit Würde und Festigkeit. Dieser erkühnte sich bei einer Zusammenkunft (1056), Lothringen zurückzufordern, das, wie er behauptete, des Kaisers Vorfahren mit List an sich gebracht. Statt alles Wortstreits erbot sich Heinrich III., auf der Stelle die Sache durch einen Zweikampf auszumachen, worüber der König von Frankreich so erschrak, daß er schon in der nächsten Nacht sich in aller Stille entfernte.

Im Innern verfolgte Heinrich den Entwurf seines Vaters, die Herzoge abzuschaffen oder, wo dies nicht anging, zu beschränken. Denn die einzelnen Völkerschaften müssen der gänzlichen Verbindung der herzoglichen Gewalt mit der Krone widerstrebt haben, da Heinrich Baiern, Schwaben und Kärnthen nach und nach wieder vergab. Doch als er den Herzog Konrad von Baiern Ungehorsams wegen entsetzte (1053), gab er das Herzogthum seinem zweijährigen zweiten Sohne Konrad, und nach dessen Tode gar seiner Gemahlin Agnes, so daß er hier nur dem Namen nach nicht Herzog war. In Franken besaß er diese Gewalt ohnehin, und in Sachsen, wo das Volk ihm als einem Franken abgeneigt war, beschränkte und beobachtete er den Herzog durch häufige persönliche Gegenwart, vorzüglich in Goslar, welche Stadt er mit vielen neuen Gebäuden und einem Palaste schmückte.

Auch in Beziehung auf die Kirche verfuhr er mit größerer Planmäßigkeit als seine Vorgänger. Nach dem Tode des von ihm ernannten Clemens II., der schon 1047 starb, besetzte er noch drei Mal, und

edesmal mit trefflichen und würdigen Deutschen, den päpstlichen Thron. Zum Nachfolger des Clemens machte er den Bischof Poppo von Brixen (Damasus II.); nach dessen sehr schnellem Tode (1048) wählte er den Bischof Bruno von Tull (Leo IV.), und dann (1054) den Bischof Gebhard von Eichstädt (Victor II.).

Es ist gewiß, daß ein Mann von Heinrich's III. Geist und Feuer in einer längeren Regierung die Verfassung des Reichs beträchtlich verändert und der königlichen Gewalt ganz andere Grundlagen gegeben haben würde, allein eine solche Laufbahn war seiner Thätigkeit nicht bestimmt. Er starb schon im neun und dreißigsten Lebensjahre (5. Oct. 1056) auf der Pfalz zu Botfeld am Harze, wohin er sich zur Jagd begeben hatte. Sein Leichnam ward in die väterliche Gruft nach Speier gebracht. Wie sich in seinem ganzen Leben das männlich starke Treiben und die gewaltige Kraft des Jahrhunderts ausspricht, so fehlte ihm doch auch im Gegensatz zu diesen der mildere Zug religiöser Demuth nicht, welcher das Bild jener Periode erst vollständig macht. Er, der Päpste ab- und einsetzte, Fürsten züchtigte und Völker bezwang, schmückte nie an Festtagen sein Haupt mit der Krone, ohne zuvor gebeichtet und nach der Sitte der Zeit schmerzliche Geißelhiebe als Buße gelitten zu haben. So gehorsam fügten sich die Mächtigsten der Erde den Vorschriften der Religion, und sie, welche der Gesetze leicht hätten spotten können, erkannten hier eine höhere Gewalt, vor der sie sich willig beugten.

---

19. Gründung der Normannenherrschaft in Unteritalien.

Ehe wir in der Deutschen Geschichte fortfahren, müssen wir eines höchst folgenreichen Ereignisses erwähnen, welches um diese Zeit die Lage Unteritalien's völlig veränderte. Jene nach Frankreich verpflanzten Normannen verloren auch in ihrer neuen Heimath die Lust an Wanderungen und Abenteuern nicht, die sie aus ihrem rauhen Norden getrieben hatte; immer weiter lockte sie der Süden mit seiner reichen Natur, seinen Schätzen und den Resten seiner alterthümlichen Pracht. Die Zerrissenheit Unteritalien's zwischen Griechen und Longobarden, welche schon mit dem Einbruche der Letzteren im fünften Jahrhundert begonnen hatte, dauerte im Anfange des elften noch fort; ja die Verwickelung der Verhältnisse war gestiegen, weil die Deutschen Kaiser ihre Ansprüche

auf Oberherrschaft geltend machten, und daneben noch die Araber ihr Wesen trieben. Da erschienen die Normannen. Ein edler Longobarde zu Bari, Melo, der schon unter Otto II. den Plan gefaßt hatte, das Griechische Joch abzuschütteln, lockte späterhin einige Pilgrime jenes Volkes an sich, welche zu einem berühmten Gnadenorte des heiligen Michael auf dem Berge Gargano um anzubeten gekommen waren (1016). Diese zogen in kurzer Zeit mehrere ihrer Landsleute nach Italien, welche sich zuerst als Söldner wider die Griechen gebrauchen ließen, nachher aber bald an eigene Niederlassungen in diesem schönen Lande dachten. Sie erhielten dazu von dem Herzoge Sergius von Neapel, dem sie gegen den Fürsten von Capua Hülfe geleistet hatten, ein kleines Gebiet zum Geschenk, auf dem sie 1029 die Stadt Aversa erbauten. Ihr Anführer Rainulf erkannte Kaiser Konrad II. als seinen Lehnsherrn an, und erhielt dafür zuerst den Titel eines Grafen von Aversa.

Ein solcher Anfang zog immer mehr Landsleute aus der Normandie herbei. Das Heldengeschlecht, welches bald an die Spitze Aller trat, waren die Söhne des Grafen Tancred von Hauteville, deren nach und nach zehn herüber kamen. Auch diese dienten zuerst noch als Söldner Jedem, der sie miethete. Aber als auf einem Zuge gegen die Araber in Sicilien, wo sie den Griechen halfen und Wunder der Tapferkeit thaten, die arglistigen Griechen sie um ihren Antheil an der Beute betrogen, beschlossen sie, sich selbst bezahlt zu machen. Sie eroberten 1040 Melfi, welches sie zu ihrer Hauptstadt bestimmten, und von da ganz Apulien; dessen erster Graf ward Wilhelm von Hauteville, genannt Eisenarm. Ihm folgten nach einander seine Brüder Drogo und Humfried, schon vom Kaiser Heinrich III. in dieser Würde anerkannt.

Die neuen Ansiedler, welche nicht bloß mit dem Schwerte tapfer drein zu schlagen verstanden, sondern wo es galt, ihren Vortheil auch mit List und Schlauheit verfolgten, wurden von den benachbarten Fürsten natürlich mit Eifersucht und Mißtrauen angesehen; Papst Leo IV. stellte sich sogar in eigener Person an die Spitze eines Heeres, und gebot ihnen, das Land zu verlassen. Sie ehrten seine Würde, boten Frieden an, und wollten seine Vasallen werden. Der Papst, der des Sieges gewiß zu seyn glaubte, verwarf den Antrag, den er bald darauf doch genehmigen mußte, denn als es bei Civitella zum Treffen kam (1053), ward sein Heer geschlagen und er selbst gefangen. Die Normannen indeß, deren Vortheil hier mit ihrer Frömmigkeit Hand in Hand ging, sahen in dem Besiegten nur den Statthalter Christi, war-

fen sich vor ihm nieder, und ließen sich von ihm mit allem Eroberten sowol, als auch mit Allem, was sie in Unteritalien und Sicilien noch erobern würden, belehnen.

Als Humfried gestorben war, folgte ihm Robert Guiscard, der berühmteste der Hautevilleschen Söhne, ein Mann von herrlicher Gestalt, in hohem Grade tapfer, beredt, schlau und ehrgeizig. Er erweiterte die Eroberungen, und Papst Nicolaus II. verband diesen nützlichen Vasallen, den man vielleicht einmal gegen die Uebermacht des Kaisers brauchen konnte, dadurch noch näher mit dem päpstlichen Stuhle, daß er ihn zum Herzoge von Apulien und Calabrien ernannte. Robert's Bruder Roger griff die Saracenen in Sicilien an, und machte sich durch eine Reihe von Siegen (1060—1090) zum Herrn dieser Insel, die er unter dem Namen eines Großgrafen beherrschte. Unter den Eroberungen Robert's verdienen Salerno und Amalfi Erwähnung. Das erstere war der Sitz der berühmtesten medicinischen Schule jener Zeiten; Amalfi's Ruhm und Reichthum entsprang aus seinem weitverbreiteten Handelsverkehr. Nur Capua und Neapel, wo schon seit langer Zeit nur noch der Schein einer oströmischen Oberhoheit existirte, behielten noch bis in das folgende Jahrhundert ihre eigenen Fürsten, und Benevent eigneten sich die Päpste zu.

Robert's Ansehen war so hoch gestiegen, daß der Griechische Kaiser Michael Parapinaces (oben S. 190.) seinen Sohn Constantin einer Tochter des Normannenherzogs verlobte. Der Sturz jenes Kaisers war für Robert ein willkommener Vorwand, die Nachfolger desselben zu bekriegen; seinem kühnen, stets vorwärts strebenden Geiste schien es kein zu gewagtes Unternehmen, die Hand nach dem Griechischen Reiche auszustrecken. Er landete in Illyrien, belagerte Dyrrhachium, schlug den Kaiser Alexius I., der zum Entsatze herbeikam (1081, 18. Oct.), nahm die Stadt und drang tiefer in das Reich ein. Schon zitterte Constantinopel, als Empörungen in Italien und die weiter unten zu erzählende Gefahr Gregor's VII., der um Hülfe bat, ihn mitten in seinem Siegerlaufe zurückriefen. Im Herbst 1084 machte er sich zum zweiten Mal nach Griechenland auf, noch immer voll von großen Eroberungsplänen; aber hier war ihm sein Ziel gesetzt, am 17. Julius 1085 erlag er einer pestartigen Krankheit. Uebereilt und furchtsam gingen die Normannen nach Italien zurück; ein größeres Glück hätten die Byzantiner kaum erfahren können. In der herzoglichen Würde folgte dem

Helden sein zweiter Sohn Roger; der älteste, Boemund, mußte sich mit Tarent und einigen anderen Orten begnügen, weil er, wie es hieß, aus einer nicht ebenbürtigen Ehe entsprossen sey.

---

20. König Heinrich IV. bis zur Schlacht an der Unstrut.

(1066 — 1075.)

Heinrich IV., Heinrich's III. Sohn, war ein sechsjähriges Kind, als sein Vater starb. Wenn schon von jeher vormundschaftliche Regierungen das Verderben der Staaten gewesen sind, so mußte es die jetzt eintretende um so mehr werden, da jeder vorher gedrückte Fürst jetzt nach erschlafftem Zügel die Herstellung seiner alten Selbständigkeit versuchte. Und was den Uebelstand vergrößerte, der junge Fürst wurde unter Verhältnissen und nach Grundsätzen erzogen, durch welche seine besten Anlagen verderbt wurden, so daß er, ohne böser Natur zu seyn, eine Geißel seines Volks, und in sich selbst einer der zerrissensten Menschen ward.

Heinrich's Mutter, die Kaiserin Agnes, welche zuerst seine Erziehung und des Reiches Regierung übernahm, war eine sehr einsichtige Frau; zum Unglück war aber den trotzigen Großen gegenüber auch die Kraft eines Mannes nöthig. Schon der verstorbene Kaiser hatte, wie wir sahen, den Plan, die herzogliche Gewalt mit der Krone zu verbinden, nicht überall durchführen können; um so weniger vermochte es ein Weib. Als Schwaben erledigt ward, erhielt es Graf Rudolf von Rheinfelden; Kärnthen kam an Berthold von Zähringen; ja auch das bisher von ihr selbst verwaltete Baiern gab die Kaiserin einem mächtigen Sächsischen Grafen, Otto von Nordheim. Und doch konnte sie die Unzufriedenheit Derer nicht beschwichtigen, welche dem Bischof Heinrich von Augsburg die Ehre mißgönnten, Rathgeber der Kaiserin zu seyn. Es trat plötzlich eine mächtige Faction hervor, an deren Spitze der Erzbischof Hanno von Köln stand, ein Mann, der mit Frömmigkeit, Strenge der Gesinnung und wissenschaftlicher Bildung eine große Herrschsucht verband. Dieser hatte sich mit mehreren weltlichen Fürsten und mit dem Erzbischof von Mainz eng verbrüdert, um jedem Widerstande trotzen zu können. Es ward 1062 ein Plan gemacht, demgemäß der zwölfjährige König, der sich mit seiner Mutter zu Kaiserswerth am Rhein befand, auf ein Schiff gelockt, und schnell über den Rhein hin nach Köln entführt wurde. Kein Schreien half, umsonst

sprang der Knabe, fürchtend, daß ihm Gewalt geschähe, sogar über Bord ins Wasser; man zog ihn wieder heraus, und redete ihm gütlich zu. Die Mutter konnte ihn nicht retten; er war einmal in der Verbundenen Gewalt. Sogleich machte sich der Erzbischof zum Reichsverweser, und der tiefbeleidigten Kaiserin blieb nichts übrig, als sich zu fügen; in der Folge verließ sie das Reich. Um den Neid zu beschwichtigen, verliehen die Verschwornen anderen Großen Rechte und Güter und vergaßen. wie man denken kann, bei diesen Vertheilungen auch sich selbst nicht. So wurde das Reich geplündert, Geistliche und Weltliche bereicherten sich mit dem Raube. Besonders glaubte Hanno, daß er, um sich zu behaupten, einen der damals in Deutschland angesehensten und einflußreichsten Männer gewinnen, ja ihm Antheil an der Vormundschaft und Verwaltung geben müsse. Dies war der Erzbischof Adalbert von Bremen, dem es aber, wider Hanno's Absicht, durch sein einschmeichelndes, gefälliges Benehmen bald gelang, sich des jungen Königs, der seinen Entführer haßte, gänzlich zu bemächtigen und die Regierung völlig an sich zu reißen.

Adalbert war ein Mann von ausgezeichneten Gaben, großer Thätigkeit und unbescholtenem Wandel, aber sein Verstand und seine löblichen Gesinnungen wurden von Eitelkeit, Ruhmbegierde und Leidenschaftlichkeit verdunkelt. Er war prachtliebend und verschwenderisch, und daher stets des Geldes bedürftig; während er den Armen mit vollen Händen spendete, drückte er seine Unterthanen, und war begierig, Güter und Einkünfte an sich zu reißen, wo er nur konnte. An diesem glänzenden Hofe fing für den lebhaften, bisher mit mönchischer Strenge gehaltenen königlichen Knaben ein neues Leben an. Er fand in Adalbert einen Mann, der ihm die Grundsätze einer unbeschränkten Herrschaft predigte, und von den Fürsten des Reichs nur mit Verachtung und Haß sprach. Hanno's Absicht war dahin gegangen, für die Macht und Unabhängigkeit der Großen zu wirken, Adalbert wünschte den Reichsfürsten eine Zuchtruthe, und für sich zugleich einen bleibenden Platz in seines Zöglings Herzen. Und welchen jungen unbesonnenen Herrscher hätten solche Grundsätze, die ihm sein Erzieher so tief als möglich einprägte, nicht gewinnen sollen? Um sich noch fester zu stellen, gestattete Adalbert sogar den erwachenden Begierden und schlimmen Neigungen des Jünglings freien Spielraum. So wurde Heinrich liederlich, leichtsinnig und hochfahrend, und wähnte, er wolle künftighin mit den Deutschen Herren noch ganz anders verfahren, als sein Vater.

Um die Großen nicht zu sehr gegen sich aufzubringen, suchte Adalbert zwar Einzelne durch reiche Güter, die er den Stiftern und Abteien nahm, zu befriedigen, aber von jedem Einflusse auf die Person des Königs trachtete er sie fern zu halten. Besonders waren die Sachsen dem Erzbischofe verhaßt, da er oft Zwecke verfolgte, welche dem Vortheil der Sächsischen Fürsten entgegen waren, und von diesen wiederum vielfach beleidigt und beeinträchtigt ward. Daher versäumte er nichts, um diese Abneigung auf den jungen Fürsten zu übertragen. Schon im Jahre 1065 erklärte er ihn für mündig, aber nur, um Hanno's und jedes Andern Antheil an der vormundschaftlichen Regierung aufzuheben, während sein Einfluß derselbe blieb. Die Sachsen, die wegen des fast beständigen Aufenthalts des Königs in ihrem Lande theils viele unmittelbare Last und Kosten hatten, theils auch darin die Absicht fürchteten, ihre Rechte zu untergraben und zu zerstören, wurden aufgebracht und schwierig. Sie verweigerten sogar dem königlichen Hofe die schuldigen Lieferungen, so daß der König seine täglichen Bedürfnisse mit baarem Gelde erkaufen mußte. Aber Adalbert trotzte dennoch den Sachsen, bis er endlich durch einen heftigeren Angriff verdrängt wurde. Die vornehmsten Reichsfürsten nämlich, schon längst eifersüchtig auf Adalbert's Allgewalt, Hanno wiederum an der Spitze, erklärten auf einer eigenmächtig gehaltenen Versammlung zu Tribur (1066), daß sie einen andern König wählen würden, wenn Heinrich nicht sogleich den Adalbert von sich entfernte. Der Erzbischof selbst mußte der Gewalt nachgeben, und empfand die Ausbrüche des allgemeinen Hasses gegen sich so bitter, daß er sich kaum auf einem entlegenen Hofe davor verbergen konnte, während die Sachsenfürsten sich in seine Besitzthümer theilten.

Die Reichsverwaltung kam nun wieder in die Hände des Erzbischofs von Köln, mit dem sie der von Mainz theilte, aber sie vermochten weder des Reiches Ansehen gegen die damals heftig aufrührerischen Slaven*) zu behaupten, noch den jungen König zu einer bessern Lebensweise zurückzuführen. Adalbert's Ansichten hatten zu tief in seiner

---

*) Ein Obotritischer Fürst, Gottschalk, Gemahl einer Dänischen Prinzessin, hatte zu den Zeiten Heinrich's III. alle Wendische Stämme zwischen der Bille und Peene unter seine Herrschaft vereinigt, doch als Vasall des Deutschen Reichs. Dem Christenthume war er eifrig ergeben, und für die Ausbreitung desselben unter den Seinen höchlich bemüht. Da erhoben sich die Heidnischgesinnten, erschlugen Gottschalk (1066), durchtobten das Land mit Aufruhr und Verheerung, zerstörten Hamburg, und wütheten gegen die Christen, besonders gegen die Priester, mit ausgesuchter Grausamkeit.

Seele gewurzelt, und seine Rathgeber, die er nicht aus den größeren Reichsfürsten wählte, sondern aus Menschen geringerer Abkunft, bestärkten ihn darin. Sachsen, wo die königliche Macht unter allen Deutschen Ländern am schwächsten, die herzogliche Gewalt, im hundertjährigen Besitz Einer Familie, der Billungen, am größten war, wollte er besonders zügeln. Dort legte er daher überall Burgen an, und besetzte sie mit seinen Dienstleuten. Umgeben von einem üppigen Hoflager, überließ er sich allen sinnlichen Lüsten. Wider seine Neigung war er von Hanno zur Heirath mit einer Tochter des Markgrafen Otto von Susa genöthiget worden, wünschte aber, von dieser Gemahlin getrennt zu werden. Weil er dabei Widerstand fürchtete, suchte er die Stimme des mächtigen Erzbischofs von Mainz zu gewinnen, indem er ihm versprach, ihm dafür den Zehnten von den bis jetzt davon befreieten Thüringern zu verschaffen. Der habsüchtige Erzbischof nahm sich nun auch der Sache an, als aber Papst und Fürsten den König beschworen, die ärgerliche und unziemende Scheidungsangelegenheit aufzugeben, fügte sich Heinrich ihrem Willen, und gewann in der Folge Liebe für die Königin. Doch hatte er dabei die Gemüther der Thüringer wider sich empört, welche sich dem Ansinnen des Mainzer Erzbischofs sogar mit Gewalt widersetzten.

Indeß war Erzbischof Adalbert wieder bei Hofe erschienen, und im Rathe des Königs auch sogleich wieder der Erste geworden. Sein alter Haß gegen die Sachsen war durch Rachsucht für die erlittene schmähliche Behandlung aufs höchste gestiegen, und zur Befriedigung desselben reizte er den König mehr als je wider dieses Volk. Da geschah es, daß ein Mann Namens Egino auftrat, und klagte, Herzog Otto von Baiern habe ihn zur Ermordung des Königs dingen wollen (1070). Viele Fürsten meinten zwar, der Herzog dürfe sich mit dem übelberüchtigten Gegner nicht ritterlich schlagen, Otto aber erbot sich dennoch zum Zweikampf. Er forderte zu diesem Zwecke vom Könige sichres Geleit nach Goslar; doch dieser schlug das billige Begehren mit sehr harten Worten ab, ließ, als Otto nun nicht erschien, dessen Güter furchtbar verheeren, und gab das Herzogthum Baiern Otto's Schwiegersohne Welf IV., worauf dieser seine Gemahlin ihrem Vater wieder zurückschickte *). Otto versuchte zwar Widerstand, ergab sich aber bald

*) Welf war der Sohn des Markgrafen Azzo von Este. Mütterlicher Seits stammte er von dem Deutschen Geschlecht seines Namens. Der Ursprung dieser Familie wird weit hinaufgeleitet, man nennt Eticho und Wulf, Heerführer der Scyren, welche einst in Panno-

dem Könige mit seinem Bundesgenossen Magnus, dem Sohne des Herzogs Ordulf von Sachsen. Nicht lange nach diesen Begebenheiten starb Erzbischof Adalbert (1072), und Hanno übernahm die Reichsverwaltung auf des Königs Begehren zwar wieder, aber nur auf kurze Zeit, da seine Grundsätze mit denen des Herrschers in einem zu auffallenden Widerspruch standen. Es war eine Zeit großer Ungerechtigkeit und furchtbaren Druckes, alle gesetzliche Ordnung schien aufgelös't, und die Unzufriedenheit wurde allgemein. Otto von Nordheim war seiner Haft zwar entlassen, aber mit tiefer Erbitterung im Herzen, und Heinrich hatte sich hier einen höchst gefährlichen Feind gemacht; denn Otto, ein trefflicher Feldherr, tapfer, kühn und schlau, hegte unbezähmbare Herrschsucht, und scheute kein Mittel, welches zu diesem Ziele führte.

Heinrich regierte nun allein, ganz der frühern Weise und den Grundsätzen Adalbert's gemäß. Von den Burgen in Sachsen aus durchstreiften seine Mannen das Land, trieben die Heerden weg, erpreßten schwere Steuern, schändeten Weiber und Töchter der Landleute, und zwangen die freien Männer zur Frohne bei dem Schlösserbau. Auch verweigerte der König den Sachsen die Freiheit des gefangenen Magnus, den sie, da sein Vater indeß gestorben war, zu ihrem Herzog setzen wollten. Dies steigerte die Gährung des Volkes endlich aufs höchste, und als der König ein allgemeines Aufgebot ergehen ließ zu einem Zuge gegen die Polen, so fürchteten sie, daß unter jenem Vorwande der letzte Schlag gegen sie ausgeführt werden sollte, und traten auf der Stelle in ein Sicherheitsbündniß zusammen (1073).

Es war eine ansehnliche Verbindung. Sie bestand aus den vornehmsten Sächsischen Grafen und Bischöfen; an ihrer Spitze war der tapfere Otto von Nordheim. Zuerst wurden Gesandte an den König abgeordnet, die von ihm verlangten, daß er seine Burgen niederreißen

---

nien gegen die Ostgothen stritten, als ihre Ahnherren. Historisch beglaubigter Stammvater ist Graf Welf zu Altorf in der Nähe des spätern Ravensburg, im Allgau. Seine Tochter Judith war die Gemahlin Ludwig des Frommen (oben S. 193.). Dann tritt zuerst wieder ein Welf, von den Historikern der zweite genannt, im elften Jahrhundert hervor. Bei dem Streite Kaiser Konrad's mit Ernst von Schwaben stand er auf der Seite des Letzteren. Welf III. gab Kaiser Heinrich III. das Herzogthum Kärnthen (oben S. 258.). Als dieser kinderlos starb (1055), war nur seiner Schwester und Azzo von Este's Sohn, Welf IV., übrig, um das Geschlecht fortzupflanzen. Nach Eichhorn (Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen) stammten auch die Markgrafen von Este von einem Welfischen Ahnherrn, indem er den Bonifacius, welchen Karl zum Grafen von Lucca machte, dessen Nachkommen jene waren, für einen Sprößling des Deutschen Hauses der Welfen nimmt.

lasse, sein Hoflager nicht beständig in Sachsen halte, zu seinen Rathgebern nicht schlechte Leute, sondern die Reichsfürsten nehme, seine würdige Gemahlin edler als bisher behandele, und seine Kebsweiber abschaffe. Widrigenfalls seyen ihre Maßregeln beschlossen. Heinrich stutzte, als die Gesandtschaft ihn in Goslar, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, antraf; doch erinnerten ihn die Hofleute, seine Würde zu zeigen. Er wies demnach die Boten mit leichten Worten und verächtlich ab. Allein ehe er sich dessen versah, rückte ein Heer von 60,000 Sachsen auf Goslar an. Bestürzt floh er nach seinem festesten Bergschlosse, der Harzburg; die Sachsen folgten dahin. Auch hier konnte er sich, weil seine Mannschaft zu gering war, nicht halten und nach einigen Tagen vergeblicher Unterhandlungen entkam er mit wenigen Dienern durch dicke Wälder und Bergschluchten nach Eschwege in Hessen. So weit setzten ihm die Sachsen nicht nach, sie eilten lieber zu dem wichtigern Werke, die Schlösser am Harze zu brechen, und drohten, alle Besatzungen derselben niederzumachen, wenn Magnus nicht in Freiheit gesetzt werde. Hierin mußte er nun wol nachgeben, aber er that es mit Kummer und Zorn im Herzen. Die Sachsen hätten indeß Verbündete an den Thüringern gefunden, welche sich zur Abtragung des Zehnten endlich verstanden hatten, und beim Eintreiben desselben nicht minder gemißhandelt worden waren, als Jene. Heinrich forderte die übrigen Fürsten zum Kriege gegen die Empörer auf, aber die Meisten zeigten deutlich die Absicht, sich mit diesen und nicht mit ihm zu vereinigen. Auch wurde schon eine Zusammenkunft in Mainz zur Wahl eines andern Königs verabredet.

Auf diese Nachricht eilte der König, der sich nach Baiern begeben, aber auch dort nur feindselige Gesinnung gefunden hatte, an den Rhein, und hier bot sich ihm eine unerwartete Unterstützung dar. Denn als er sich der Stadt Worms näherte, zogen ihm die Bürger gewaffnet entgegen, um ihm die große Zahl ihrer streitbaren Jugend zu zeigen, die bereit war, für ihn in den Kampf zu ziehen. Ja sie erboten sich, die Kriegskosten zu tragen. Da die Fürsten sahen, wie der König Herr der mächtigen, wohlbefestigten Stadt sey, scheuten sie seine Nähe, und nur Wenige wagten es, sich zu Mainz einzufinden. Indeß mochte Heinrich die Wormser Hülfe doch nicht stark genug glauben, um an ihrer Spitze einen Kampf gegen den Deutschen Lehnsadel zu beginnen, denn statt sich ihrer zu bedienen, versuchte er es, die Fürsten auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Oppenheim sogar durch demüthige Bitten zu gewin-

nen, erhielt aber harte Vorwürfe zur Antwort. Dann sandte er nochmals zu Geistlichen und Weltlichen, einen Heereszug gegen die Sachsen zu Stande zu bringen, welche die Berennung seiner Burgen fortsetzten, aber nur Wenige fanden sich ein. So sah er sich denn, wie schwere Ueberwindung es ihm auch kostete, genöthigt, unter den bisher verweigerten Bedingungen mit den Aufrührern Friede zu machen, und zu versprechen, künftig nicht mehr ausschließlich in Sachsen zu wohnen, seine dort und in Thüringen gelegenen Festen zu zerstören, und Allen den ihnen unrechtmäßig entzogenen Besitz, besonders dem Otto das Herzogthum Baiern, zurückzustellen (1074). Gleich darauf mußten auch die Befehle zur Zerstörung der Schlösser gegeben werden. Doch sollten in der vom Könige besonders geliebten Harzburg nur die Befestigungen geschleift, die innern Gebäude, weil hier Kloster und Kirche standen, geschont werden. Aber der lang zurückgehaltene Grimm der Sachsen war so groß, daß sie die Kirche plünderten und in Brand steckten, ja selbst Gebeine dort bestatteter Angehörigen Heinrich's gleich wilden Barbaren umherstreuten. Diese Unthat, obschon von den Sächsischen Großen laut gemißbilligt, verdarb viel, und wurde von Heinrich benutzt, sich die übrigen Deutschen Fürsten wieder zu Freunden zu machen. Er vermochte sie durch große Versprechungen, ihm gegen die Sachsen Beistand anzugeloben. Rudolf von Schwaben, der schon im Stillen gehofft hatte, die Krone zu erwerben, zürnte den Sachsen, weil sie ohne ihn Friede geschlossen, Welf von Baiern hatte Ursach für sein Herzogthum zu streiten. So kam denn ein sehr ansehnliches Heer zusammen, ein Theil der Sachsen ward von Heinrich gewonnen, und so tapfer die Uebrigen in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut (13. Junius 1075) auch fochten, so mußten sie doch das Schlachtfeld zuletzt den Königlichen überlassen, die indeß ihren Sieg an diesem höchst blutigen Tage mit dem Verlust vieler Edlen erkauften.

Heinrich hatte auf den Herbst eine neue Heerfahrt anberaumt, allein mehre Fürsten bereuten schon, ihn wieder erhoben zu haben. Daher erschienen Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen nicht, wol aber die beiden Lothringischen Herzoge, und besonders Gozelo der Bucklige von Niederlothringen, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit *), mit starker Macht. Endlich wurden die Sächsischen Häupter von königlichen Unterhändlern durch die Betheu-

*) Es war ein Sohn Gottfried's des Bärtigen, der unter dieser Regierung Niederlothringen erhalten hatte, und 1069 gestorben war.

rung, daß ihnen nicht das Geringste widerfahren solle, vermocht, die Waffen niederzulegen, und friedebittend in Person vor dem König zu erscheinen. Ob die Gesandten des Königs nicht ihre Vollmacht überschritten hatten, ist ungewiß, genug die Fürsten und Bischöfe der Sachsen sahen sich schrecklich getäuscht. Bis auf den einzigen Otto von Nordheim, den er bald wieder frei ließ, behielt sie der zornmüthige Heinrich Alle gefangen, ließ sie im ganzen Reiche vertheilen, gab Anderen ihre Lehen, und stellte seine Festen im Sachsenlande wieder her.

Die Folgen dieser raschen That waren über alle Erwartung unselig. Doch ehe wir diese betrachten können, müssen wir einen Blick zurückwerfen, um die in diesem Zeitraum geschehenen Fortschritte derjenigen Gewalt zu übersehen, welche schon seit langer Zeit im Stillen der kaiserlichen entgegengekämpft hatte, und jetzt mit großer Kraft in diese Zerwürfnisse eingriff.

---

21. Wachsthum der päpstlichen Macht seit Karl dem Großen.

Nachdem die Päpste sich schon im achten Jahrhundert der Byzantinischen Oberhoheit entzogen hatten, dann durch den Beistand und die Macht der Franken der von den Longobarden drohenden Gefahr glücklich entgangen waren, trat ihnen in dem wiedererstandenen abendländischen Kaiser, ein Herrscher zur Seite, der zwar zuerst als Beschützer geliebt, dann noch eine Zeit lang als Uebermächtiger geehrt, in der Folge aber, bei mehrerer Sicherheit und steigendem Selbstgefühl, als Beeinträchtiger gehaßt ward. Wir haben schon oben (S. 171.) angedeutet, wie der Gedanke einer vollkommnen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche und des Papstes von der weltlichen Fürstenmacht entstand. Von der Zeit an werden wir beide Mächte in fortwährendem Kampfe sehen; aber doch, bei der Religiosität der Zeiten, die weltliche nie bemüht, die geistliche gänzlich zu beherrschen, während die Päpste bei zunehmender Gewalt und im Bewußtseyn der höchsten Berechtigung der von ihnen vertretenen Ideen im Laufe der Jahrhunderte keinen geringern Plan entwickelten, als den, die Kaiser und überhaupt jede Macht der Erde der ihrigen, welche keine andere als die des Christenthums selbst seyn sollte, völlig zu unterwerfen. Sie setzten dies schwierige Werk mit eben der Einheit des Plans und eben der Beharrlichkeit fort, wie die Consuln und der Senat desselben

Rom's einst das ihrige, und wenn sie dann auch zuweilen dem Drucke der weltlichen Macht zu erliegen schienen, so erstand doch bald wieder ein Herrschergeist, der die Arme des Kreuzes hoch über die Schwerterspitzen emporhob.

Ein sehr wirksames Mittel, ihr Ansehen besonders im Inneren der Kirche zu erhöhen, bot den Päpsten eine im neunten Jahrhundert plötzlich ans Licht tretende verfälschte Sammlung von ältern Kirchengesetzen dar. Unter den Sammlungen der Conciliенbeschlüsse und Entscheidungsbriefe (Decretalen) der Römischen Bischöfe war besonders eine im häufigen Gebrauch, welche dem heiligen Isidorus, einem verehrten Spanischen Bischofe, zugeschrieben ward. Diese Sammlung war es, die jetzt in einer ganz neuen Gestalt erschien. Sie enthielt viele Stücke aus der echten Spanischen Sammlung, allein theils abgekürzt, theils mit Zusätzen vermehrt, und außerdem noch eine Menge Urkunden, die vorher nie bekannt gewesen waren, zu welchen sechzig Briefe unter dem Namen der ältesten Römischen Bischöfe gehören. Die Pseudo-Isidorischen Decretalen (so nennt man diese untergeschobenen Schriften gewöhnlich) betrachten den Papst als den Bischof der allgemeinen Kirche, geben ihm das ausschließende Richteramt über alle Bischöfe, bestimmen, daß in allen Sachen an ihn appellirt werden, daß er allein Concilien berufen und ihre Schlüsse bestätigen könne, und daß diese Autorität der Römischen Kirche unmittelbar von Christo stamme. Ein Laie solle nur unter ganz besonderen Umständen Klage gegen einen Bischof vorbringen können, und wenn die weltliche Macht über Bischöfe ein Urtheil fälle, so sey dies ein frecher Eingriff in die Majestätsrechte Gottes. Aus vielen dieser angeblichen Kirchengesetze geht deutlich hervor, daß die Absicht ihres Verfassers nicht sowol unmittelbar auf die Erhöhung der Papstmacht, als auf Unterdrückung der Metropoliten ging, deren Rechte über die Bischöfe aufgelös't werden sollten; er that aber ohne seinen Willen noch weit mehr, indem er den Päpsten einen Freibrief für die unbeschränktesten Ansprüche in die Hände gab. Es läßt sich ziemlich sicher bestimmen, daß die Abfassung der falschen Decretalen, von wem sie auch immer herrühren möge, zwischen 829 und 836 fällt. Einer großen Kunst zu täuschen hat sich der Verfasser nicht bedient; die von ihm erfundenen Urkunden tragen die handgreiflichsten Zeichen der Unechtheit, indem die Päpste der frühsten Jahrhunderte Stellen aus Schriften anführen, die erst im siebenten geschrieben worden sind. Der erste Papst, der sich auf die

falschen Decretalen berief, war Nicolaus I. (858—867), und als die Erzbischöfe einwarfen, daß sie in ihren Sammlungen von solchen Verordnungen nichts hätten, erwiederte dies der Papst bloß mit der Gegenfrage: ob denn nichts echt sey, als was sich in ihrem Codex befände. Die Echtheit jener Actenstücke aus inneren Gründen zu bezweifeln, fiel damals Niemanden ein; kritische Untersuchungen historischer Gegenstände lagen der Geistesrichtung des Mittelalters fern. Konnten auch nicht alle Ansprüche des falschen Isidor durchgesetzt werden, so bekam doch das Meiste nach und nach Gültigkeit, welches schwerlich möglich gewesen wäre, wenn die Richtung des Zeitgeistes nicht der Täuschung den Weg gebahnt, wenn ihm der allgemein verbreitete Glaube an die hohe, von Gott selbst verordnete und eingesetzte Gewalt der Päpste nicht vorangegangen wäre.

Mit diesem Nicolaus I., demselben, den wir schon als Bekämpfer des Patriarchen Photius kennen gelernt haben (oben S. 190.), beginnt daher auch eine neue Epoche in der Geschichte des Papstthums. Günstigere Umstände konnte es für dasselbe nicht geben als die damaligen. Die zwieträchtigen Nachfolger Karl's des Großen riefen den Römischen Bischof zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten auf, und es ist daher gar nicht Anmaßung zu nennen, wenn er sich die Machtvollkommenheit, eine solche Entscheidung zu geben, beilegte; es ist vielmehr natürlich, daß die Idee eines obersten Richteramtes über die weltlichen Händel im Sinne des Christenthums, sich dadurch immer tiefer in den reicher begabten und frommer gesinnten Päpsten ausbildete und befestigte. Das Bestreben, den Frieden zu bringen an die Stelle des Streits, und mit dem Versöhnungsrufe den wilden Hader zu stillen, hatte daran mindestens eben so vielen Antheil, als die Absicht, ihre eigene Macht zu erhöhen; und sollte ihr Spruch nicht im Winde verhallen, so mußten auch Mittel zur Hand seyn, demselben Kraft und Wirksamkeit zu geben. Die Kämpfe, welche Nicolaus I. für die Behauptung der päpstlichen Obergewalt durchfocht, waren zugleich Kämpfe für sittliche Ordnung und Recht. Vorzüglich ist sein Verfahren gegen einen Fürsten merkwürdig, der beiden Hohn sprechen zu können glaubte.

König Lothar II. von Lothringen (S. 199.) wünschte von seiner Gemahlin Theutberge geschieden zu seyn, um ein lasterhaftes Weib, Waldrade, mit welchem er einen unerlaubten Umgang pflegte, heirathen zu können. Zu diesem Zwecke dichtete er der Theutberge ein abscheuliches Verbrechen an, und nachdem sie sich durch ein Gottesurtheil

von der Anklage gereinigt hatte, ließ sich der König von seiner strafbaren Leidenschaft noch weiter hinreißen. Er erklärte das Gottesurtheil für einen Betrug, und zwang seiner Gemahlin durch harte Mißhandlungen ein Geständniß ab. Im ganzen Lande war man aber von der Unschuld der Verfolgten überzeugt, und ein allgemeiner Schrei des Unwillens wurde laut; doch die Bischöfe, die Erzbischöfe von Trier und Köln an der Spitze, wagten es nicht, ihrem Landesherrn zuwider zu seyn. Dazu kam, daß Waldrade eine Verwandte des Erzbischofs Günther von Köln war. Daher erklärten zwei zu Aachen gehaltene Synoden die Trennung für rechtmäßig, und mit ihrer Zustimmung ließ Lothar Waldraden als Königin verkünden (862). Theutberge, die zu Karl dem Kahlen geflohen war, bat jetzt den Papst um Hülfe, ja auch Lothar wandte sich an diesen, um seine höhere Bestätigung zu erhalten. Nicolaus ordnete zur nochmaligen Untersuchung der Sache eine Kirchenversammlung zu Metz an, und sandte zwei Legaten dahin, aber Lothar wußte diese zu bestechen, die Beschlüsse der früheren Synoden wurden für gültig erklärt, und jene beiden Erzbischöfe reis'ten selbst nach Rom, die Bestätigung des Papstes einzuholen. Wäre es nun Nicolaus auf nichts angekommen, als seine oberrichterliche Gewalt geehrt zu sehen, so hätte er mit dieser glänzenden Anerkennung derselben vollkommen befriedigt seyn können *). Aber edlere Beweggründe bestimmten sein Verfahren. Er verdammte auf einer Römischen Synode die von Metz, ja er entsetzte die beiden Erzbischöfe ihrer Aemter, ein Schritt, den noch kein Papst gewagt hatte. Dabei achtete er weder auf die Protestation der Erzbischöfe, daß er kein Recht habe, sie, die seine Mitbischöfe wären, wie die ihm unterworfenen Kleriker zu behandeln, noch auf das Kriegsheer, an dessen Spitze Kaiser Ludwig II., von den Erzbischöfen aufgefordert, in Rom erschien. Der Kaiser, dessen Gewissen erwachte, kehrte schon nach zwei Tagen wieder um, und Lothar mußte bei den fortwährenden Streitigkeiten mit den übrigen Karolingern einen Kampf mit dem Papste und der herrschenden Meinung sehr bedenklich finden. Er unterwarf sich daher, und ließ sich von einem päpstlichen Legaten Theutberge wieder zuführen. Waldrade wurde von dem Legaten nach Italien mitgenommen, entwich aber unterweges, und Lothar, der seine früheren Absichten nicht aufgab, vermochte jetzt Theutberge sogar, an den Papst zu schreiben und selbst

*) Planck Geschichte der christl. kirchl. Gesellschafts-Verfassung, Th. III. S. 53.

um die Ehescheidung zu bitten. Aber Nicolaus schlug dies auf das bestimmteste ab. Nach seinem Tode handelte sein Nachfolger, Hadrian II., nach denselben Grundsätzen, und beharrte bei derselben Weigerung, obschon Lothar deswegen in Person nach Italien kam. Vielleicht wäre es jetzt noch zu heftigeren Auftritten gekommen, wenn Lothar nicht darüber gestorben wäre.

Hadrian's Nachfolger war Johann VIII. (872—882), von dem oben (S. 201.) schon erwähnt ist, daß er Karl dem Kahlen die Kaiserwürde ertheilte. Ein neues höchst glückliches Ereigniß für das Wachsthum der Papstmacht. Bisher hatten diese bei der Kaiserkrönung nur die äußerliche Handlung verrichtet; wer aber Kaiser seyn sollte, das war durch die Erbfolge und durch die Vasallen bestimmt worden. Nunmehr hatte es durch den Streit in der Familie und durch die Partei, welche Johann dabei für Karl nahm, ganz das Ansehen, als ob es der Papst wäre, der über die Würde selbst zu verfügen habe. Ein einzelnes Beispiel bildete zwar noch kein Gesetz, war aber immer der Anfang, ein Herkommen zu begründen, worauf man sich in der Folge berufen konnte, um so mehr als der neue Kaiser selbst ein solches Recht des Papstes anerkannt hatte.

Des tiefen Verfalls, in welchen das Papstthum nach diesen Zeiten in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gerieth, ist bereits (S. 225.) gedacht. Die Päpste dieser Zeit waren schamlose und ausschweifende, oder ganz unfähige und schwache Männer. Man hat eine seltsame Erzählung von einem Frauenzimmer, Johanna, die aus Mainz gebürtig, in männlicher Kleidung in Athen studirt haben, dann nach Rom gekommen seyn, und dort ihren Betrug so gut fortgespielt haben soll, daß sie nach dem Tode Leo's IV. (855) auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, bis sie niedergekommen und dadurch entlarvt worden sey. Diese Erzählung, die späterhin buchstäblich gedeutet, und lange für eine wahre Begebenheit gehalten wurde, scheint nichts als eine Allegorie auf die Römische Kirche zu seyn, veranlaßt durch den lasterhaften Wandel jener Päpste, die von Weibern erhoben und von Weibern geleitet wurden.

Die näheren Verhältnisse, in welche die Deutschen Könige mit den Päpsten kamen, seitdem Otto der Große die Krone Italien's erwarb, sind in der Deutschen Geschichte der Hauptsache nach erwähnt. Auch wie Kaiser Heinrich III. in der Kirche nicht minder wie im Staate mächtig waltend, den päpstlichen Stuhl zu verschiedenen Ma-

len nach seinem Willen besetzte, ist erzählt (S. 259.). Es war aber dem Kaiser bei diesen Einmischungen keineswegs bloß um die Uebung seiner Hoheitsrechte oder um die festere Gründung seiner Herrschaft in Italien zu thun, er verlangte sehnlich, die Kirche von schweren Uebeln zu heilen, an denen sie krankte, und dazu bedurfte er tüchtiger Männer an ihrer Spitze. Es war vornehmlich die große Sittenlosigkeit der Geistlichen, welche er abstellen wollte, zum Theil durch die ganze Stellung des Klerus und seine vielfache Verbindung mit der Welt, am meisten aber durch die Simonie *) hervorgerufen. Mit diesem Worte bezeichnete man nämlich das Vergeben der kirchlichen Aemter nach bloßer Gunst und den damals fast zur Regel gewordenen Kauf und Verkauf der geistlichen Stellen, des beträchtlichen Einkommens wegen, welches mit ihnen verknüpft war. Es kam Heinrich dabei nicht in den Sinn, das kaiserliche Recht der Besetzung dieser Stellen aufzugeben, wol aber war er es sich bewußt, nur würdige Männer zu Vorstehern kirchlicher Gesellschaften ernannt zu haben, und glaubte besonders den Punkt festhalten zu müssen, daß von Solchen, welche das geistliche Hirtenamt erkauft hatten, am wenigsten zu erwarten wäre, daß sie sich durch Tugenden auszeichnen und ihren Gemeinden als Muster eines christlichen Wandels vorleuchten würden. Da Bischöfe und Erzbischöfe ihre Würden selbst großentheils durch Simonie hatten, so konnte der Kaiser von ihnen die beabsichtigte Reinigung nicht erwarten, darum setzte er seine Hoffnung auf ein kräftiges Verfahren, welches von der obersten Gewalt in der Kirche ausgehend die Bischöfe nicht minder als die geringeren Kleriker traf. Er begünstigte daher die Maßnahmen der Päpste, welche jetzt in Person umherreisten, um kräftig jenen großen Uebelständen in den Weg zu treten. Besonders that Leo IX. dies mit außerordentlichem Eifer; er hielt in Frankreich und Deutschland Synoden, wo er Bischöfe, die der Simonie überführt waren, ohne Weiteres absetzte. Heinrich dachte nicht, daß der von ihm entworfene Plan, dessen Ausführung er eifrig beförderte, in umfassenderem Sinne fortgeführt, die Päpste auf eine Höhe heben würde, die seinem Geschlechte höchst verderblich zu werden bestimmt war. Aber er konnte auch nicht ahnen, daß ein seltener Geist, welcher schon unter Leo IX. hervorzutreten begann, sein Werk ergreifen, und zu einem von ihm weder vorhergesehenen noch gewollten Ziele leiten werde.

*) So genannt von einem Simon Magus, der nach Apostelgesch. VIII, 18 ff. den Aposteln die Wundergabe für Geld abkaufen wollte.

22. Papst Gregor VII.

Hildebrand, ein Italiener von ungewisser Herkunft, verlebte einen Theil seiner früheren Jahre als Mönch in dem Kloster zu Clugny. Hier traf ihn Leo IX., als er, von einer Wormser Synode auf Heinrich's III. Betrieb zum Papst erhoben, im Begriff war, nach Rom zu reisen. Hildebrand stellte ihm so eindringlich vor, wie viel er sich und der Kirche vergeben, daß er die oberste geistliche Gewalt aus der Hand eines Laien empfangen habe, daß Leo die schon angenommenen Zeichen der päpstlichen Hoheit wieder ablegte, und sich nicht eher als Papst betrachtete, bis er zu Rom nach alter Weise von Volk und Klerus gewählt war. An dieser Wahl hatte Hildebrand, der ihn nach Rom begleitete, keinen geringen Antheil, und war von da die Seele der ganzen päpstlichen Regierung. Sein außerordentlicher Geist, seine hervorstechenden Talente, seine einnehmende Klugheit gewannen ihm ein unbegrenztes Vertrauen.

Nach Leo's Tode (1054) brachte es Hildebrand beim Kaiser dahin, daß der Bischof Gebhard von Eichstädt zum Papst gewählt werden durfte. Dieser, der sich Victor II. nannte, strebte ganz in Leo's Geiste weiter, und Hildebrand setzte unter seiner Regierung die vorige Thätigkeit fort. Eben so groß war sein Einfluß unter Nicolaus II., der nach der kurzen Zwischenregierung Stephan's IX. im Jahre 1058 den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieses Nicolaus ist schon bei Gelegenheit der Normannen gedacht (S. 261.), und wenn das Papstthum sich hier wieder an eine Macht lehnte, die es allenfalls gegen die kaiserliche in Schutz zu nehmen vermochte, so war es Hildebrand's kluges Bemühen, welcher es dahin lenkte. Höchst folgenreich war auch die neue Bestimmung über die Papstwahl, die Hildebrand unter demselben Papste durchzusetzen wußte. Bisher hatte der ganze Römische Klerus, der Adel und das Volk der Ordnung nach die Päpste gewählt, und die Kaiser sie bestätigt, wenn Letztere nicht, wie Heinrich III., es gethan, selbst bestimmten, wer Lenker der Kirche seyn sollte. Solche Oberhäupter aber, die Alles der weltlichen Macht verdankten, waren nicht nach Hildebrand's Sinne, und was wenig ausführbar erschien, als die Kraft Heinrich's III. waltete, geschah nunmehr, als günstige Umstände eine schwache Weiberherrschaft herbeigeführt hatten. Jetzt ward verordnet, daß fortan nur den Cardinälen *) die Befugniß zustehen sollte,

*) Die Römischen Geistlichen, welche durch die Verordnung Nicolaus II. zur Papst-

den apostolischen Stuhl neu zu besetzen. Das kaiserliche Bestätigungsrecht ward aber von einer besondern Verleihung desselben Seitens der Päpste an den jedesmaligen Kaiser abhängig gemacht.

Daß dieses neue Gesetz, welches die gänzliche Unabhängigkeit des Papstthums begründete, nicht unangefochten bleiben konnte, zeigte sich gleich beim Tode des Nicolaus (1061). Hildebrand und die Cardinäle ernannten Alexander II.; aber der Römische Adel wollte einen so gewählten Papst nicht anerkennen, sondern wandte sich an die Kaiserin Agnes, unter deren Einfluß sich eine Synode zu Basel versammelte und den Bischof Cadalous von Parma zum Papst ernannte. Denn der strenge Wandel, der jetzt von den Geistlichen gefordert ward, hatte auch unter diesen eine Partei hervorgerufen, die sich Hildebrand's Absichten entgegensetzte. Cadalous erschien an der Spitze eines Heeres zu Rom, und obschon er von der Gegenpartei bald gezwungen ward, die Stadt wieder zu räumen, so würde er doch zuletzt, von Deutschland aus unterstützt, vielleicht den Sieg davon getragen haben, wenn nicht gerade jetzt die Regentschaft der Kaiserin Agnes gestürzt worden wäre. Hanno erklärte sich sogleich für Alexander, kam späterhin selbst nach Rom, und stillte die noch fortwährenden Unruhen völlig. Endlich als Alexander im Jahre 1073 starb, bestieg der Mann endlich den päpstlichen Stuhl, der schon so lange die Kirche der That nach regiert hatte. Durch die allgemeinste Uebereinstimmung ward Hildebrand gewählt, und nannte sich Gregor VII.

Alles, was Gregor bis zu diesem Augenblicke gethan und gewirkt, erscheint nur als Vorbereitung zu dem riesenhaften Plane, den er bis jetzt in seiner großen Seele getragen, nunmehr aber in voller Stärke entwickelte. Es sollte der weltlichen Macht nicht nur jeder mögliche Einfluß auf die Kirche genommen, sondern der höchsten Kirchenherrschaft, der Hierarchie, auch Gewalt über den Staat gegeben werden, in so fern dies zur Erreichung ihrer Unabhängigkeit und höheren Zwecke nöthig sey. Dieser Entwurf und nicht weniger die großen kräftigen Schritte, die zu seiner Ausführung geschahen, haben von der Nachwelt ein schweres Gericht erfahren, und Gregor ist empörender Anmaßung und unbegrenzten Ehrgeizes bezüchtiget worden. Aber diese

wahl berufen wurden, waren sieben Bischöfe, Cardinalbischöfe genannt, und acht und zwanzig Pfarrer der vorzüglichsten Kirchen, welche Cardinalpriester hießen. Spätere Päpste fügten diesen Wahlberechtigten noch andere Römische Geistliche hinzu, und hieraus bildete sich das Collegium der Cardinäle. S. Moshem. Instit. hist. eccles. p. 345. not. c.

Urtheile sind entweder vom Parteigeist eingegeben, oder auf einem Standpunkte gefällt, auf dem ein Papst des elften Jahrhunderts nicht gerichtet werden darf. Denn daß die Ueberzeugung späterer Jahrhunderte nach so mannichfach fortgeschrittener Entwickelung diesen Gedanken einer äußeren Herrschaft des Christenthums durch Formen und Einrichtungen der Hierarchie mit vollem Rechte verwarf, nachdem die innere und geistige erreicht worden und die Leitung der selbständigen Geister durch das höchste Kirchenoberhaupt für verderblich erklärt, darf unser Urtheil über Gregor und über den Werth und die Bedeutung seines Wirkens nicht bestimmen. Auch wollte Gregor zunächst nicht Gewalt über den Staat, sondern nur Freiheit von demselben. Seine Ansichten waren dem Zeitgeiste keinesweges fremd und entgegen, sondern schienen vielmehr aus der einmal genommenen Richtung desselben hervorzugehen, wie denn große Geister in Wahrheit und Irrthum nur aussprechen, was in den Gemüthern längst vorbereitet ist, und nur im Dunkel noch geschlummert hat. Jene Zeit sah in dem Papste den rechtmäßigen Stellvertreter Christi auf Erden, durch göttliche Institution mit der höchsten Gewalt bekleidet, das Regiment in der Kirche zum Besten Aller zu führen, und der Papst war von dieser Idee nicht minder ergriffen, als Diejenigen, die mit vertrauensvoller Ehrfurcht auf ihn blickten, und die Sorge für ihr Heil von ihm erwarteten *). Je größer und kraftvoller daher der auf diesen Platz gerufene Geist war, je mehr Tüchtigkeit er in sich spürte, das zu erfüllen, was er als seine heiligste Pflicht betrachtete, je weiter mußte er seine Herrschaft auszudehnen trachten, je bestimmter mußte er den Reichen der Welt wehren, wo sie der Kirche zu nahe traten, je kräftiger Alles von ihnen verlangen, was der Kirche frommte. Denn die Kirche, als die große Anstalt, das Christenthum und mit ihm das Reich Gottes auf Erden in sich zu tragen, zu fördern und zu verbreiten, war die Rücksicht, der in ihm jedes Andere weichen mußte. Allerdings war die Gefahr, auf einem solchen Standpunkte zu wanken und dann desto sicherer und tiefer zu fallen, groß und dringend, da der Schwindel die Menschen auf den höchsten Gipfeln am sichersten ergreift; aber es liegt

*) Die Sage von dem schlauen Betruge der Priester, die zur Befriedigung ihrer Herrschsucht und Habgier das, was sie selbst nicht glaubten, der frommen Einfalt des Haufens aufbürdeten, ist nur von einzelner Ausartung gegründet; wenn sie aber die Entstehung und Wirksamkeit religiöser Ideen erklären soll, ein Mährchen ohne Haltung und Beweis, von Denen ersonnen, die wegen ihrer eigenen Kleinheit das Große in der Geschichte weder fassen können, noch daran zu glauben vermögen.

in der Natur der Dinge, daß dieser Gedanke sich Dem, der noch kühn hinanklimmt, nicht aufdrängt.

Gregor's System soll sich, wie gewöhnlich behauptet wird, in sieben und zwanzig sogenannten Dictaten über die Befugnisse der päpstlichen Gewalt und ihr Verhältniß zur weltlichen Macht am klarsten aussprechen; da es aber sehr streitig ist, ob sie von ihm selbst herrühren, so sind die Aeußerungen, die sich hierüber in seinen unzweifelhaft echten Briefen zerstreut finden, in jedem Falle eine reinere Quelle. Folgende Sätze aus denselben sind besonders wichtig: „Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und weltliche Menschen gekettet ist; ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt, und nur durch diese sind, wie sie sind. — Die Religion liegt im schweren Kampfe, das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort, hier und da der Glaube zertreten. Also die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den Ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Dieser also muß die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Wie nichts Geistiges sichtbar ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung, so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durchs Irdische, im Körper; die Kirche also nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist das Obliegen Dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Römische Kirche ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehr=

furcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte."*)

Faßt man diese Ansichten und die Grundlage, auf der sie ruhten, richtig ins Auge, so kann man auch die Stellung, die Gregor gegen die weltlichen Fürsten annahm, und die Sprache, die er gegen sie führte, weder befremdend finden, noch für bloße herrschsüchtige Willkür erklären. So schrieb er an die Könige und Fürsten von Spanien, daß ihr Land, ehe es von den Saracenen erobert worden, dem heiligen Stuhl gehöret, und daß daher Diejenigen, die es jetzt besäßen, der Römischen Kirche einen Tribut entrichten müßten. Aehnliche Ansprüche machte er in Ungern, Polen und Sardinien geltend. Dem Herzoge Demetrius von Dalmatien ertheilte er den königlichen Titel, wogegen der neue König den Vasalleneid schwören, und sich zu einer jährlichen Geldabgabe verpflichten mußte.

Jener schädliche Pfründenhandel, die Simonie, gegen den seine Vorgänger schon angekämpft hatten, betrachtete auch Gregor als das tiefste und gefährlichste Uebel, an welchem die Kirche krankte, zu dessen Ausrottung daher alle Kraft angewendet werden müsse, und zwar nicht bloß gegen die geistlichen Käufer, sondern auch gegen die weltlichen Verkäufer. Besonders am Hofe des Königs von Frankreich Philipp's I. und an dem Heinrich's IV. von Deutschland war dieser Mißbrauch bis auf einen hohen Punkt gediehen. Vorläufig begnügte sich Gregor, beide Könige deswegen ernstlich zu ermahnen, worauf sie sich sehr demüthig zeigten. Heinrich bekannte, daß er sich schwer vergangen, er sey nicht würdig, vom Papste Sohn genannt zu werden, und bat dringend um Rath und Beistand, da er Gregor's Belehrung in Allem folgen wolle. Der Papst erneuerte demnächst auf einer 1074 zu Rom gehaltenen Synode das Verbot der Simonie, und fügte zugleich einen andern Beschluß hinzu, der noch viel größeres Aufsehen machte und zunächst weit heftigern Widerstand erregte. Es war die berühmte Verordnung wegen der Ehelosigkeit der Geistlichen. Keiner sollte ein kirchliches Amt erhalten, der nicht zuvor feierlich die strengste Ehelosigkeit angelobt habe, kein Laie die gottesdienstlichen Handlungen eines verheiratheten Geistlichen annehmen. Es war dies Gesetz mit Gregor's Plänen innigst verkettet, denn wenn die Kirche die möglichste Unab-

---

*) Joh. Voigt Hildebrand, als Papst Gregorius der Siebente. S. 198 fg.

hängigkeit vom Staate erhalten sollte, so durften die sichtbaren Stellvertreter derselben, die Geistlichen, auch der Welt nicht durch die tausend Fäden verbunden seyn, mit welchen die Familie den Verheiratheten umgibt. Dieses Gesetz, vor dem ein unbefangener Sinn erschrickt, weil es die Triebe der Natur wie die heiligen Bande der Sittlichkeit zurückstößt und auseinanderreißt, war nichts desto weniger in jener Ansicht des Mittelalters begründet, welche die ganze Welt als das Sündliche verwarf, und die Vollkommenheit nur in der Ertödtung des Fleisches sah. Diesen Vorstellungen zufolge, welchen Gregor nicht weniger als seine Zeitgenossen unterworfen war, wurde Ehelosigkeit als der höchste Grad irdischer Heiligkeit angesehen. Darum forderte die allgemeine Stimme des Volks das Coelibat von den achtbareren Geistlichen. Anderen legte es der Geiz vieler Bischöfe auf, um den ohne Weib und Kind Lebenden geringere Einkünfte aussetzen zu dürfen, und keine Ausgaben für Wittwen und Waisen zu haben. Sträubte sich der Bewerber, so wurde ihm ein Mönch vorgezogen, der ohne dies zu ewiger Enthaltsamkeit verpflichtet war. Doch erscheint die Ehelosigkeit der Geistlichen im elften Jahrhundert noch bei Weitem nicht als herrschende Sitte, und die deshalb ergangenen Verordnungen Gregor's wurden an vielen Orten mit Mißfallen und Empörung aufgenommen. Dieser Widerspruch wollte zwar die Heiligkeit des ehelosen Standes nicht in Zweifel ziehen, nur solle das Höchste nicht von Allen gefordert werden. Man nannte den Papst sogar einen ketzerischen Menschen, welcher jenes Ausspruchs des Herrn nicht gedenke, der da sagt: „Nicht Alle fassen dies Wort, wer es fassen kann, fasse es," und des Apostels, der das Heirathen ausdrücklich gestatte. Es scheine, als wolle der Papst die Menschen mit Gewalt zwingen, wie die Engel zu leben; er möge dann sehen, wo er Engel hernähme, das Volk zu regieren. Auf einer Kirchenversammlung zu Paris wurde förmlich beschlossen, diesem Gesetze nicht zu gehorchen; in Rouen wurde der Erzbischof, zu Burgos in Spanien ein päpstlicher Legat, als sie den Priestern ihre Weiber nehmen wollten, gemißhandelt. Noch größer war die Bewegung in Deutschland. Der Erzbischof von Mainz wagte kaum, des Papstes Befehle in seinem Sprengel bekannt zu machen. Er setzte seinen Bischöfen eine halbjährige Frist, und berief dann erst eine Synode nach Erfurt, aber die Opposition wurde so heftig, daß er die Versammlung wieder aufheben mußte. Nicht besser ging es dem Bischofe Altmann von Passau. An anderen Orten traten die Bischöfe selbst auf die

Seite der widerspenstigen Geistlichen. Der Bischof Otto von Kostnitz erlaubte jetzt sogar seinen Klerikern förmlich, Weiber zu nehmen. Gregor's festen Entschluß konnte indeß Alles dies nicht brechen. Ruhig ließ er den Sturm austoben, und trug nur Sorge, die Laien von dem angedrohten Bann für Die, welche bei einem verehelichten Priester Messe hören würden, in Kenntniß zu setzen. Hiedurch brachte er das für jene Vorstellungen ohnehin eingenommene Volk völlig auf seine Seite, ja an vielen Orten stand der gemeine Pöbel gegen die Geistlichen auf, und zwang sie, ihren Weibern zu entsagen. Die sich weigerten, wurden beschimpft, geschlagen, beraubt, ins Elend gejagt, ja Manche bis zum Tode gemartert. So bequemte sich allmählich einer nach dem andern, seine Familie von sich zu stoßen, und Gregor's Ziel wurde im Laufe der Zeit wirklich erreicht.

Viel näher und größer waren indeß die Folgen, die sich der Papst von seinem Kampfe gegen die unwürdige Vergebung der geistlichen Stellen versprechen durfte. Die Legaten, welche er 1074 nach Deutschland sandte, suchten dem fortwährenden Unfuge zu steuern, und brachten es bei Heinrich dahin, daß er einige Männer von bösem Rufe, die Alexander II. schon in den Bann gethan, aus seiner Nähe entfernte. Der König versprach bei dieser Gelegenheit wieder, sich in den Willen des heiligen Vaters zu fügen, dessen Verordnungen pünktlich nachzukommen, und dem Papste zur Absetzung der durch Simonie emporgekommenen Geistlichen hülfreiche Hand zu leisten. Doch Gregor glaubte nunmehr, einen noch viel entscheidendern Schritt thun zu müssen. Auf einem großen Concilium, welches er in den ersten Monaten des Jahres 1075 zu Rom hielt, erließ er ein Decret gegen die Laieninvestitur, welches nicht weniger berühmt als das gegen die Priesterehe geworden ist und noch tiefer und unmittelbarer in die Staatsverhältnisse eingriff, als dieses. Es wurden nämlich, wie oben schon bemerkt ist (s. S. 245.), nach altem Herkommen erledigte Bisthümer und Abteien als eröffnete Lehen angesehen, die der Lehnsherr wieder besetzen könne, und die feierliche Handlung dieser Belehnung durch Ueberreichung von Ring und Stab nannte man Investitur. Da alle höhere Geistlichen Hoheitsrechte ausübten und Landherren waren, und als solche dem Staate mancherlei zu leisten hatten, alle Unterthanenpflichten damals aber nur in dem Verhältnisse des Vasallen zu seinem Lehnsherrn erschienen, so waren jene Ansprüche der weltlichen Macht an das Recht der Belehnung ganz in der Ordnung; nicht weniger na-

türlich aber war es, daß die Kirche in einer solchen Einmischung nur Verwirrung und Veranlassung zu vielen Uebeln sah und daß sie ganz mit Recht ein sittlich reineres und wahrhaft kirchliches Leben für die Geistlichen nur nach Zerreißung dieser Bande für möglich hielt. Die einzig richtige und wahre Abhülfe dieses Uebels wäre nun allerdings von Seiten der Kirche das Aufgeben aller Hoheits- und Herrschaftsrechte und alles überflüssigen Besitzthums gewesen, bis auf das was zur Erhaltung und zum Leben der Geistlichen nöthig war. Aber ein solcher Gedanke lag einer Zeit sehr fern, welche die geistige Macht der Kirche auch durch äußerliche Mittel und Güter gestützt und erhoben sehen wollte. Daß es bei dem politischen Zustande Deutschland's hier doppelt nothwendig war, die Bischöfe auch zum Staate und zum Herrscher in ein bestimmtes Verhältniß zu setzen, wußte Gregor nicht, oder wollte davon nichts wissen, seinem Grundsatze gemäß, daß überall, wo die Vortheile des Staats und der Kirche in Streit geriethen, die Kirche obsiegen müsse. Auch sah er ganz richtig ein, daß allein ein solches, streng durchgeführtes Verbot der Belehnung durch die Hand eines Fürsten der Simonie durchgreifend steuern könne. In jenem Decrete wurde also allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Aemter untersagt, die Investitur über ein Bisthum, eine Abtei oder sonst ein kirchliches Amt von einem Laien zu empfangen, und zugleich die Androhung des Bannes für alle Weltliche hinzugefügt, welche einem Geistlichen die Investitur ertheilen würden. Es liegt am Tage, von welchen ungeheuren Folgen wie für die Kirche so fast noch mehr für den Staat jener Zeit es seyn mußte, wenn Gregor diese völlige Befreiung der Geistlichen von allem Einfluß der Herrscher durchsetzte. Nach dem, was oben über die Stellung der Deutschen Könige zu ihren Bischöfen gesagt ist, leuchtet es ein, daß, wenn jenen die Belehnung entzogen wurde, sie damit zugleich die Hauptstütze ihrer Macht aus den Händen gaben; eher noch konnten sie das Aufhören des Pfründenhandels ertragen, wenn gleich auch damit ein bedeutender Theil ihres Einkommens verloren ging. So übernahmen denn die Deutschen Kaiser als die ersten weltlichen Herrscher, als die Herren der mächtigsten Geistlichkeit, den Kampf mit der Kirche, welche die Nerven ihres Lebens durchschnitt, und die fürstliche Gewalt ohne reale Haltpunkte in die Luft stellte, da auf die erblichen Lehnsträger überhaupt niemals mit Sicherheit zu rechnen war.

---

23. Gregor im Kampfe mit Heinrich IV. (1075—1085.)

Um nicht fortwährend mit den stumpfen Waffen allgemeiner Verordnungen zu kämpfen, denen man reuevoll Folge zu leisten gelobte, ohne sich ernstlich darum zu kümmern, sprach Gregor noch auf derselben Synode zu Rom das Absetzungsurtheil über mehrere Deutsche Bischöfe, welche ihre Aemter gekauft hatten, und erneuerte sogleich den Bann gegen fünf Vertraute des Königs, durch die jener schlimme Handel vornehmlich betrieben worden war, wenn sie sich nicht binnen wenigen Monaten vor den Römischen Stuhl stellten. Bald darauf besiegte Heinrich die Sachsen, und ließ nun nicht nur die gebannten Räthe nicht von sich, sondern verfuhr auch bei der Besetzung mehrerer erledigten Stifter, wie zu erwarten war, völlig eigenmächtig. Der Papst warnte, und in einem Briefe, welchem er die bedeutende Ueberschrift vorsetzte: „dem Könige Heinrich Heil und apostolischen Segen, wenn er dem apostolischen Stuhle, wie einem Christen ziemt, gehorcht," bezeigte er seine Verwunderung, „daß Heinrich in seinen Briefen so demüthig und gehorsam sey, sich den in aller Ehrfurcht ergebenen Sohn der Kirche nenne, dagegen sich in seinen Handlungen so störrig, allen Anordnungen und apostolischen Beschlüssen so feindlich zeige." Zugleich wandten sich die bedrängten Sachsen, deren Fürsten und Bischöfe damals gefangen genommen waren (oben S. 269.), an den Papst, und brachten schwere Klagen gegen den König vor. Gregor ermahnte den König: die Bischöfe alsbald frei zu lassen und ihren Kirchen und Gütern wiederzugeben. Und als darauf nichts erfolgte, erschienen Legaten des Papstes am Weihnachtsfest 1075 zu Goslar, wo der König Hof hielt, und luden ihn vor eine Synode zu Rom, um sich wegen der Verbrechen, deren er beschuldigt sey, zu rechtfertigen *).

*) „Dabei verfuhr Gregor — dies muß gegen eine unrichtige Ansicht bemerkt werden, nach welcher man schon mehrmals diese Citation des Kaisers als die unerhörteste und insolenteste Anmaßung des päpstlichen Uebermuths vorgestellt hat — dabei verfuhr Gregor in der That in der Ordnung des allgemein anerkannten Rechtsganges, denn durch die Gemeinschaft, die der Kaiser mit notorisch-excommunicirten Personen unterhielt, war er selbst auch nach den Gesetzen in den Bann verfallen. Wenn ihm also der Papst noch einen Termin zur Vertheidigung zugestand, so schien er fast schonender mit ihm umzugehen, als er zu erwarten befugt war." Planck a. a. O. Bd. IV. Abschn. 1. S. 162.

Heinrich ergrimmte. Sofort schrieb er ein Concilium nach Worms aus, und begab sich ebenfalls dahin. Hier wurden böse Anklagen wider Gregor erhoben, daß er Meuchelmörder gegen den König gedungen, höllische Künste treibe u. m. a., und auf seine Absetzung angetragen. Vergebens stellten einige Bischöfe vor, wie unziemlich und den kanonischen Satzungen zuwider es sey, einen abwesenden Bischof ungehört wegen unerwiesener Verbrechen zu verdammen, und noch dazu den höchsten; sie wurden zum Schweigen gebracht, und die Entsetzung des Papstes beschlossen. Die Lombardischen Bischöfe, welche sich der Simonie noch schuldiger fühlten als die Deutschen, und Gregor's sittliche Forderungen und Vorschriften haßten, traten auf einer Synode zu Piacenza dem zu Worms gefaßten Beschlusse bei. Ein Italienischer Priester übernahm es, beide Beschlüsse dem Papste zu überbringen, und erschien damit vor Gregor, als dieser gerade die Synode, die zur Osterzeit gewöhnlich in Rom gehalten wurde, eröffnete. Zugleich überreichte er ihm einen Brief des Königs voll heftiger Schmähungen, der mit den Worten begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Der Papst las selbst der Versammlung die Schriften vor, und so groß war die Bewegung, die sich darüber erhob, daß der königliche Bote dem Tode mit Mühe entging. Am folgenden Tage sprach der Papst vor hundert und zehn Bischöfen, wie väterlich er den König bisher zurechtgewiesen, wie sanft er ihn um die Freilassung der gefangenen Bischöfe gebeten. Alle riefen: sie wollten den Papst nicht verlassen bis in den Tod, worauf Gregor über den König den Bann aussprach, ihn der Regierung entsetzte, und alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eide der Treu entband *). Die Bischöfe von Mainz, Utrecht und Bamberg,

*) Als einige Zeit nachher der Bischof Hermann von Metz den Papst um sein Recht über Wahl und Absetzung der Könige befragte, antwortete Gregor: „der Herr, unser Erlöser, selbst hat im Evangelium den Ausspruch gethan: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen u. s. w.; ich gebe dir die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. — Sind denn hievon die Könige ausgenommen? Gehören sie nicht zu den Schafen, die Gottes Sohn dem heiligen Petrus anvertraut?" Indeß erregte diese Behauptung vielen Widerspruch, und namentlich läugnete der Bischof Waltram von Naumburg (oder wer sonst Verfasser der Schrift de unitate ecclesiae conservanda bei Freher. Struv. T. I. p. 233. seyn mag), daß der Papst eine solche Macht besitze, besonders aus dem Grunde, weil die königliche Gewalt so gut als die seine von Gott eingesetzt sey. Ueberhaupt traten Schriftsteller von beiden Parteien auf, und suchten, wie die Heere im

so wie die Lombardischen, wurden gleichfalls in den Bann gethan, die anderen Theilnehmer an der Wormser Synode aber, die des Papstes Absetzung gezwungen unterschrieben zu haben vorgaben, nach Rom zur Verantwortung gerufen.

Indeß hatte Heinrich, in dem Wahne, daß der Papst durch die Wormser Beschlüsse völlig niedergeschmettert sey, fortgefahren, die Sachsen mit übermüthiger Willkür zu behandeln. Er ließ die zerstörten Burgen wieder aufbauen und neue errichten, und trieb dadurch die Erbitterung des Volkes zu der alten Stärke und Heftigkeit. Da kam die Nachricht vom Banne des Papstes, der in allen diesen Verhältnissen eine durch den König selbst vorbereitete Stätte fand. Er entband alle verborgene Leidenschaften und den zurückgedrängten Haß, weckte ehrgeizige Hoffnungen, und fachte in der ganzen Nation heftige Zwietracht an. Schon längst waren in den Herzogen Rudolf von Schwaben und Welf von Baiern, obschon dem ersten Heinrich's Schwester vermählt war, der zweite ihm seine Erhebung verdankte, so wie in Berthold von Kärnthen rebellische Gedanken aufgestiegen, aber die Scheu vor der Heiligkeit des Reichsoberhaupts hatte den bösen Willen bis hieher gebunden. Jetzt trübte des Papstes Fluch den Glanz der Krone, und von allen Seiten her zog sich das Wetter über Heinrich zusammen. In Sachsen griff das Volk wieder zu den Waffen, und von neuem durchtobte Empörung alle Gaue. Von den gefangenen Sächsischen Großen wurden Einige durch die Oberdeutschen Fürsten, in deren Gewahrsam sie waren, entlassen, Andere fanden Gelegenheit zu entkommen. Da dachte Heinrich sich in den Uebrigen eine Stütze zu verschaffen, indem er sie befreite, unter der Bedingung, ihm künftig treu zu bleiben und gegen die Aufrührer beizustehen. Aber als sie der Haft ledig waren, konnten oder wollten sie ihre Zusage nicht halten, und auch Otto von Nordheim, dem der König, seitdem er ihm die Freiheit wiedergegeben, das größte Vertrauen bewiesen und die Verwaltung Sachsen's übergeben hatte, fiel jetzt offen von ihm ab. Die bisher entzweiten Schwaben und Sachsen versöhnten sich, und machten gemeinschaftliche Sache wider den König. Im October hielten die Fürsten zu Tribur eine Zusammenkunft, wo sie den vom Papst ausgesprochenen Bann für rechtmäßig erklärten. Hein-

Felde mit den Waffen, durch Gründe die Gegner zu besiegen. Ueber diesen für die Freiheit der Untersuchung in jenen Zeiten zeugenden Streit der Schriftsteller, sehe man Stenzel a. a. O. Bd I. S. 495 fg.

rich kam nach Oppenheim, auf der andern Seite des Rhein's, Tribur gegenüber, und machte den Fürsten die größten Versprechungen, wenn er nur Namen und Zeichen der königlichen Würde behalten dürfe. Vergebens. Endlich ließen sie ihm sagen: sie wollten die Entscheidung des Papstes abwarten, den sie bitten würden, auf Mariä Reinigung nach Augsburg zu kommen, um dort auf einer allgemeinen Reichsversammlung den Streit zu schlichten. Bis dahin möge er sich nach Speier begeben, und sich aller Ausübung königlicher Gewalt enthalten. Vom Papst hange jetzt allein sein Schicksal ab, und man habe beschlossen, im Fall er vor dem Jahrestage seines Bannes nicht losgesprochen seyn würde, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten.

Was konnte der König vom Papste und von jenem Fürstentage zu Augsburg anders erwarten, als neue und härtere Demüthigungen? Solcher Schmach suchte Heinrich um jeden Preis zuvorzukommen. Vor dem Papste wollte er sich beugen, aber die Fürsten um den gehofften Triumph bringen, und schnell reifte der Entschluß in ihm, nach Italien zu ziehen, dort vor Gregor die Kirchenbuße zu leisten, und dann sogleich die Befreiung vom Banne zu erhalten. Da seine Feinde Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, denen viel daran gelegen war, daß Heinrich excommunicirt bliebe, diesen Schritt nach Kräften zu verhindern strebten und deshalb alle Deutsche Alpenpässe besetzten, so nöthigte dies den König, sich heimlich, nur von seiner Familie und einigen treuen Dienern begleitet, nach Burgund zu wenden, um über den Berg Cenis nach Italien zu kommen.

Es war im härtesten Winter (Jan. 1077), da er das Gebirge übersteigen sollte. Aber es war nicht Säumens Zeit, denn das Jahr seines Bannes lief bald zu Ende. Er kämpfte mit ungeahnten Gefahren auf den starren Eisfeldern und Gletscherrücken, auf denen oft kein Schritt ohne Lebensgefahr war. Bald kroch man auf Händen und Füßen hinan, bald glitt man auf dem Rücken oder auf dem Bauche einen schlüpfrigen Abhang hinab. Oft mußten die Frauen auf Ochsenhäute gesetzt und so hinabgezogen werden. Eben so wurden auch an gefährlichen Stellen die Pferde vorangelassen, indem man ihnen die Beine zusammenband, und sie so an Stricken hinuntergleiten ließ, wobei mehrere umkamen. Das war die Bußfahrt einer Deutschen Königsfamilie nach Italien, um vor dem Nachfolger Petri Gnade und Lösung vom Banne zu finden.

Als Heinrich endlich die Ebenen der Lombardei glücklich erreicht

hatte, sammelten sich viele Grafen und Bischöfe der Lombardei mit ansehnlicher Heeresmacht um ihn, denn die Geistlichen meinten, er käme, um ihren verhaßten Feind, den Papst Gregor abzusetzen; die Laien hofften, er werde der seit längerer Zeit in Italien furchtbar eingerissenen Gesetzlosigkeit steuern. Aber Heinrich ging auf nichts ein. Er hatte jetzt kein näheres Ziel, als des Bannes ledig zu seyn, und daß er dies an der Spitze der bewaffneten Lombarden schneller und ehrenvoller erreicht hätte, ist kaum glaublich. Denn wenn der Papst, der schon nach Augsburg unter Weges war, im ersten Augenblicke auch heftig über die Nachricht von Heinrich's Ankunft erschrak, so daß er schnell abwärts nach dem festen Schloß Canossa im Gebiet von Reggio eilte, und bei der Markgräfin Mathilde von Toscana Schutz suchte, so hat er doch in späteren Zeiten deutlich bewiesen, welche Festigkeit er der Gewalt der Waffen und äußerer Bedrängniß entgegenzusetzen wußte. Mathilde, die Tochter des Markgrafen Bonifacius und der in zweiter Ehe an Gottfried den Bärtigen verheirathet gewesenen Beatrix, war jetzt Wittwe des kurz vorher ermordeten Herzogs Gozelo von Niederlothringen. Sie wurde die große Gräfin genannt, und war nicht weniger ausgezeichnet durch Macht als durch herrliche Geistesgaben. Außer ihren reichen Erbgütern in Lothringen gehorchten ihr Parma, Mantua, Modena, Reggio, Piacenza, Verona und die meisten Städte Toscana's. Ihr Hof war glänzend und reich, doch sie die größte Zierde desselben. Durch treffliche Einsicht alle übersehend und durch vielfache Kenntnisse gebildet, in den Regierungsgeschäften erfahren und unermüdet thätig, zog sie durch ihre Länder, schuf und erhielt Ordnung, zeigte sich gegen die Armen freigebig, den Vertriebenen hülfreich *). Mit Gregor stand sie in eifriger und vertrauter Freundschaft, dessen böswillige Gegner davon Gelegenheit nahmen, üble Gerüchte über dieses Verhältniß auszustreuen. Aber Gregor's Wandel war unsträflich, und die gerechte Nachwelt darf nicht auf Verleumdungen hören, denen schon die unbefangene Mitwelt allen Glauben versagte **).

*) Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 349.

**) Wer ist in diesen Geschichten ein aufrichtigerer Zeuge als der treffliche Lambert! Er sagt (Ed. Kraus. p. 241.): Sed apud omnes sanum aliquid sapientes luce clarius constabat, falsa esse, quae dicebantur. Nam et papa tam eximie, tamque apostolice vitam instituebat, ut nec minimam sinistri rumoris maculam conversationis ejus sublimitas admitteret, et illa in urbe celeberrima, atque in tanta obsequentium frequentia, obscoenum aliquid perpetrans, latere nequaquam potuisset.

Bald wurde der Papst inne, wie wenig Ursache zu Besorgnissen vorhanden sey, als er vernahm, in welchem Aufzuge und in welcher demüthigen Absicht der König sich nähere. Heinrich wandte sich an die Gräfin Mathilde, die ihm entfernt verwandt war, in der Hoffnung, durch ihre Vermittelung Lösung vom Banne zu erhalten. Aber Gregor, der bei Heinrich's höchst schwankendem, unzuverlässigem Sinne auch diese Unterwerfung nur für das Erzeugniß augenblicklicher Regungen hielt, wollte Alles auf das Fürstengericht nach Augsburg verweisen, und sträubte sich lange, den Bittenden nur zu sehen. Endlich gab er zu, daß der König im Büßergewand vor ihm erschiene, und zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue ihm seine Krone mit dem öffentlichen Bekenntnisse der Unwürdigkeit übergäbe. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und auf ihr fortgesetztes Bitten änderte zuletzt der Papst seinen Beschluß dahin, der König solle ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werden, dort seine Kleidung mit einem Bußgewande vertauschen, das man ihm reichen würde, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Papstes Entscheidung harren. So geschah es. Gregor selbst schildert dies Ereigniß in einem Briefe folgendermaßen: „Heinrich kam mit Wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thore, und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Am vierten Tage ließ er ihn endlich vor sich, und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehen, nichts unternehmen, und auf alle Ausübung königlicher Gewalt Verzicht thun solle, bis es auf einem deshalb noch anzusetzenden Reichstage entschieden worden sey, ob er König der Deutschen bleiben könne oder nicht. Nachdem Heinrich sich hiezu durch feierliche Eidschwüre verpflichtet hatte, erhielt er die Lossprechung. Man hat diese Begebenheit zu Canossa häufig als die unwürdigste, schmachvollste Erniedrigung dargestellt, die ein König je von priesterlichem Stolze erfahren. Wenn aber in diesem Auftritte etwas Unwürdiges liegt, so fällt die

Schuld nur auf Heinrich, der mit dem Antlitze eines Reuigen erschien, nicht um sich mit der Kirche zu versöhnen, sondern um über die Deutschen Fürsten zu triumphiren; nicht aber auf den Papst, der von seinem Vorsatze, den Bann erst in Deutschland zu lösen, offenbar zu Gunsten Heinrich's abwich, sein ganzes Verfahren aber so wie alle Kirchenstrafen zu einem leeren Gaukelspiel herabgewürdiget hätte, wenn er auch die Buße erließ. Es war damals gar nichts Ungewöhnliches, daß auch vornehme Verbrecher sich noch schmerzhafteren und beschwerlicheren Demüthigungen unterzogen; ja Könige ließen sich sogar von ihren Beichtpriestern harte Geißelhiebe gefallen (Vgl. S. 259.). Daß Gregor dem Könige die Absolution nicht unbedingt ertheilte, geschah aus nothwendiger Rücksicht auf den Zustand von Deutschland; ja er hätte, wenn er nur den nächsten Vortheil der Kirche bedenken wollte, aus der völligen Wiedereinsetzung Heinrich's in alle Regierungsrechte weit größern Nutzen ziehen können, da Heinrich gewiß zu jeder Aufopferung bereit gewesen wäre, um dies zu erlangen*).

Der reinste Sieg über den König aber wurde dem Papste zu Theil, als er nach der Absolution die Messe feierte, und hierauf folgendermaßen zu ihm sprach: „Ich habe vorlängst von dir und deinen Anhängern Briefe erhalten, in welchen du mich beschuldigst, den apostolischen Stuhl durch simonische Ketzerei bestiegen, und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben, die mir jeden Zutritt zu den heiligen Aemtern verschließen müßten. Und wiewol ich durch viele unbescholtene Zeugen diese Beschuldigungen widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweise meiner Unschuld den Leib des Herrn nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich schuldig." Nach diesen schrecklichen Worten zerbrach er die Hostie, und verschluckte einen Theil derselben. Da schrie alles gegenwärtige Volk laut auf zum Lobe des Herrn. Es war das Gottesurtheil der Abendmahlsprobe, welche Gregor bestanden hatte. Hierauf wandte sich der Papst wiederum zum Könige und fuhr fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, wie du mich thun gesehen. Die Deutschen Fürsten betäuben meine Ohren täglich mit Klagen gegen dich, und legen dir schwere Verbrechen zur Last, für welche du bis zu deinem Ende von der Regierung ausgeschlossen seyn müßtest. Sie ver-

*) Planck a. a. O. S. 178.

langen ein Gericht über dich, du weißt aber wol, wie schwankend alles menschliche Urtheil ist, wie oft das Falsche für Wahrheit gehalten wird. Fühlst du dich nun unschuldig, so befreie auf dem kürzesten Wege die Kirche Gottes vom Aergerniß und dich von einem langen Streite. Nimm diesen übriggebliebenen Theil vom Leibe des Herrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde, und allen Lästerern die Zunge gebunden sey, damit, wenn ich dann selbst als der eifrigste Vertheidiger deiner Unschuld auftrete, die Fürsten sich mit dir versöhnen, die Regierung dir zurückgegeben werde, die Stürme der Bürgerkriege für immer schweigen." Aber Heinrich war sich vielfacher Schuld zu sehr bewußt, als daß er ein solches Gottesurtheil auf sich zu nehmen gewagt hätte. Bestürzt und verlegen*) entschuldigte er sich mit der Abwesenheit der Fürsten, welche Zeugen seiner Reinigung seyn mußten. Hierauf entließ ihn der Papst.

Die Stimmung der Italiener fand Heinrich jetzt durchaus verändert. Man verachtete ihn, daß er seiner Würde so vergessen. Einen König, der sich der Krone unwürdig bewiesen, hieß es, müsse man entsetzen; den Sohn, obgleich er noch unmündig, wolle man statt seiner erheben, mit diesem nach Rom gehen, und einen andern Papst wählen. Wohin Heinrich zog, fand er die Zeichen großen Unwillens gegen sich. Statt der sonst gewöhnlichen prächtigen Einholungen und Feste, blieb Alles still, keine Stadt lud ihn ein, er mußte in den Vorstädten seine Herberge nehmen, und konnte kaum so viel Lebensmittel erhalten, als er gebrauchte. Betrübniß, Reue, Rachsucht, Furcht wechselten in seinem zerrissenen Busen. So wurde es dem Haupte der Feinde Gregor's, dem Erzbischof Guibert von Ravenna, leicht, des Königs Sinn wieder ganz zu wenden. Er umgab sich von Neuem mit seinen alten Freunden und Räthen, selbst mit den noch im Banne Befindlichen, und schloß sich ganz an die Lombarden an, jedoch noch ohne mit dem Papste öffentlich zu brechen. Dieser war indeß von den Deutschen Fürsten eingeladen worden, nach Forchheim zu kommen, wo eine Versammlung, den Zustand des Reiches zu ordnen, anberaumt war, und forderte nun auch den König auf, dort zu erscheinen, und sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen. Aber Heinrich entschuldigte sich mit den höchst dringenden Angelegenheiten, die in Italien zu ordnen seyen,

*) Ad haec ille, inopinata re attonitus, aestuare, tergiversari, consilia cum suis familiaribus segregatus a multitudine conferre, et quid facto opus esset, qualiter tam horrendi examinis necessitatem evaderet, trepidus consulere. Lambert. Schafnab. p. 249.

und die er, ohne die Lombarden schwer zu kränken, nicht kurz abbrechen könne. Sogar das verlangte freie Geleit bewilligte er dem Papste nicht.

Als Heinrich auf diese Weise seine Gesinnung an den Tag gelegt, wählten die zu Forchheim versammelten Fürsten einen andern König, und zwar den Herzog Rudolf von Schwaben (März 1077). Päpstliche Legaten waren zugegen, und da sie es nicht durchsetzen konnten, daß die Wahl bis zur Ankunft Gregor's hinausgeschoben wurde, so befreiten sie den Gegenkönig wenigstens von verschiedenen lästigen Bedingungen, welche ihm die Fürsten auflegen wollten. Aber das Volk in Süddeutschland war meist wider den neuen Herrscher, und wurde von einer großen dem Papste feindseligen Partei unter den Geistlichen noch stärker aufgereizt. So bereitete sich denn ein großer und schwerer Kampf vor, als Heinrich nun aus Italien herbeikam, sein Recht mit der Schärfe des Schwertes zu vertheidigen. Er schien ein ganz Anderer geworden zu seyn; das Unglück hatte seinen Geist entwickelt; er, sonst so leichtsinnig und übermüthig, verfuhr jetzt mit großer Besonnenheit, Klugheit und Schlauheit, und zeigte sich in den Schlachten als tapferer Krieger. Er fand vielen Anhang, besonders unter den Bürgern der Rheinstädte, und vergrößerte ihn durch Austheilungen großer und kleiner Reichs- und Kirchengüter und bürgerlicher Freiheiten. Er war stark genug, die gesammte Feindesmacht aus Schwaben und Franken bis nach Sachsen zu treiben, und 1078, wo der Krieg erneuert ward, geschah bei Melrichstadt in Franken eine Schlacht, wo Rudolf's Flügel wich, der andere, Sächsische, aber, den Otto von Nordheim befehligte, die hier entgegenstehenden Königlichen aus dem Felde schlug. Heinrich, der von den Sachsen bis nach Würzburg verfolgt wurde, aber dennoch den Vortheil des andern Flügels benutzte, das Treffen als einen vollkommenen Sieg darzustellen, ging nach Schwaben zurück, und verlieh dieses Herzogthum dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, seinem treuen und tapfern Anhänger *), welchem er zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Der Krieg währte fort, und ward von beiden Theilen mit großer Grausamkeit geführt; besonders wütheten die rohen Böhmen in Heinrich's Heere mit wilder Zerstörung. Und wo der Krieg nicht hinkam, da er-

*) Friedrich, nunmehr Herzog von Schwaben, war der Sohn Friedrich's von Büren, des Ahnherrn des Geschlechts der Hohenstaufen. Dieser hatte von dem Dorf Büren, das an dem Fuße des Staufen lag, seinen Wohnsitz auf jenen Berg verlegt.

schlaffte die gesetzliche Ordnung durch die Heftigkeit der Leidenschaft und Parteiung, welche alle Stände ergriffen hatte.

Der Papst blieb indeß bei seiner Ansicht, daß die Sache Heinrich's noch ihrer Entscheidung harre. Als auf einer Synode zu Rom im Anfange des Jahres 1078 Gesandte von beiden Königen vor ihm erschienen, ehrerbietig und demüthig seinen Spruch zu erbitten, erwiederte er: die Sache sey so wichtig, daß sie nur in Deutschland auf einer Versammlung aller Großen des Reichs und der Kirche ausgemacht werden könne. Dasselbe erklärte er auf zwei anderen Synoden im November desselben Jahres und im Februar des folgenden. Es ist nicht zu verwundern, daß die Sachsen, die den Jammer ihres Vaterlandes freilich tiefer empfanden als der Papst, darüber unzufrieden wurden, und in Gregor's wohlbedachter Haltung Doppelzüngigkeit sahen. Sie sandten ihm Briefe voll bitterer Beschwerden, schilderten die traurige Verwirrung, in welche er sie gestürzt, und klagten besonders über den Verfall der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung, und über die Verschleuderung der Krongüter. Gregor schwieg, „und so, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, geschah in diesem Jahre (1079) nichts, als daß die päpstlichen Gesandten oft zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachsen, bald Heinrichen die Gunst des Papstes versprachen, dabei aber, nach Römer Art, so viel Geld, als sie bekommen konnten, von Beiden mit sich forttrugen.“ Gleich im Anfange des Jahres 1080 wurde Heinrich von dem tapfern Otto von Nordheim bei Fladenheim geschlagen, ohne daß dadurch Entscheidung herbeigeführt worden wäre. Gregor aber, sey es, weil er Rudolf's Sieg irrig für entscheidend hielt, oder weil er es nöthig glaubte, ihn jetzt kräftig zu unterstützen *), sprach sich nun wieder ohne Rückhalt aus, erneuerte auf einer Synode zu Rom den Bannfluch gegen Heinrich, und erkannte Rudolf als König an. Sogar eine Krone soll er diesem überschickt haben, an der schon die Inschrift (Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho) zum ewigen Zeugniß dienen sollte, daß die Kirche sie geschenkt. Wol kann man diesen schnellen Entschluß, wenn man ihn mit Gregor's sonstiger Besonnenheit zusammenhält, eine Uebereilung nennen, zu der er sich wahrscheinlich hinreißen ließ, um die lange Verwirrung endlich zu lösen; er mußte aber auch die schweren Folgen dieses Schrittes empfinden.

*) Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 459.

Als Heinrich vernahm, daß er von neuem in den Bann gethan sey, gerieth er in heftigen Zorn, und berief eine Versammlung nach Mainz, zu nochmaliger Absetzung des Papstes, welche durch die darauf folgende Wahl eines neuen Kirchenhauptes wirksamer gemacht werden sollte, als die frühere. Wirklich kündigten neunzehn zu Mainz zusammengekommene Erzbischöfe und Bischöfe Gregor den Gehorsam auf, und diesem Beschlusse trat eine Synode Italienischer Bischöfe zu Brixen bei, welche auch sofort einen alten Feind Gregor's, den Erzbischof Guibert von Ravenna, an seine Stelle zum Papst ernannte. Dann wandte sich Heinrich gegen Rudolf und die Sachsen, und verlor zwar an der Elster unweit Merseburg (15. Oct.) wiederum ein Treffen, aber der Gegenkönig Rudolf blieb, nachdem ihm außer mehreren erhaltenen Wunden die rechte Hand abgehauen worden war. Nach Einigen war es der nachher als Herrscher von Jerusalem so berühmt gewordene Gottfried von Bouillon, damals Herzog von Niederlothringen und Heinrich's treuer Vasall, der sich in dieser Schlacht vorzüglich hervorthat, welcher ihn erlegte. Noch jetzt wird eine verschrumpfte Hand als die Rudolf's im Dome zu Merseburg den Reisenden gezeigt.

Von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland befreit, betrieb Heinrich nichts eifriger, als seine Rache an den Papst. Mit einem starken Heere zog er 1081 nach Italien; den Krieg in der Heimath gegen die noch Widerstand Leistenden überließ er dem neuen Herzog von Schwaben. Er fand jenseits der Berge großen Anhang selbst unter Mathildens Vasallen, und rückte vor Rom, während in Deutschland ein neuer Gegenkönig erwählt wurde, Graf Hermann von Luxemburg, den man spottweise den Knoblauchskönig nannte. Da Heinrich keine Mittel zu einer förmlichen Belagerung hatte, so führte er das Heer nach einiger Zeit wieder zurück, und ging nach anderen Gegenden Italien's, erschien aber in den folgenden Jahren wieder vor Rom, um die Stadt durch wiederholte Einschließungen zur Uebergabe zu nöthigen. Für den Papst war jetzt eine Zeit schwerer Prüfung gekommen, aber nichts glich der unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche dieser starke Geist in der Trübsal bewährte. Heinrich wandte Alles an, die Römer zu gewinnen, und verlockte die Großen durch Geld und Versprechungen. Da erschienen diese vor dem Papste (1083), und flehten, er möchte Frieden mit dem Könige machen. Gregor erwiederte: „wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung geben will, so werde ich ihn gern freisprechen, und ihm

die Kaiserkrone mit meinem Segen aufsetzen; anders kann und darf ich euch nicht erhören." Da der König diese Bedingung verwarf, und die Unzufriedenheit der Römer lauter ward, begab sich der Papst mit den Seinen in die Engelsburg. Endlich öffneten die Römer am 21. März 1084 dem Könige die Thore. Zehn Tage nachher ließ er sich von dem Erzbischof Guibert, der hier nochmals unter dem Namen Clemens III. zum Papst gewählt ward, die Kaiserkrone aufsetzen. Die Engelsburg, wo sich Gregor befand, ward eingeschlossen. Da aber nahte sich, von Gregor schon längst zu Hülfe gerufen, ein starker Feind, Robert Guiscard, der von seinen Kämpfen in Griechenland herbeieilte (S. 261.), mit einem zahlreichen Heere. Heinrich fand den Widerstand bedenklich, verließ die Stadt, und ging nach Deutschland zurück. Die Normannen gewannen nach seinem Abzuge Rom, dessen Pracht durch eine dreitägige Plünderung der zuchtlosen Krieger und einen dabei erregten ungeheuren Brand zum größten Theile in Trümmer sank. Robert brachte den Papst zuerst nach Monte Cassino, dann nach Salerno in Sicherheit, wo er das Jahr darauf (1085, 25. Mai) starb. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!"*)

---

24. Kaiser Heinrich's IV. letzte Regierungsjahre**).
(1085—1106.)

Mit dem Tode Gregor's VII., seines großen Gegners, endeten Heinrich's Kämpfe und Leiden nicht. Auch nachdem Otto von Nordheim, der gefährlichste und verschlagenste Feind des Kaisers, gestorben war (1083), dauerte in Deutschland der Krieg fort, und erhielt neue Nahrung, als Heinrich nach seiner Rückkehr aus Italien mit unermüdeter Kraft und Thätigkeit seine Widersacher bekämpfte. Unter abwechselndem Kriegsglücke wurde das Land furchtbar verwüstet, und die Nation,

*) Dilexi justitiam, et odi iniquitatem; propterea morior in exilio.

**) Wir führen die Geschichte Deutschland's hier noch um einige Decennien über das Ende unserer zweiten Periode (1096) hinaus, um den inneren Zusammenhang derselben nicht auseinanderzureißen, da für dieses Reich erst nach dem Aussterben des Salischen Hauses die neue Reihe der Begebenheiten anfängt.

dieser Zerrüttung aller Verhältnisse müde, seufzte nach Frieden. Endlich legte der Gegenkönig Hermann von Luxemburg — so unbedeutend und machtlos, daß er einem Schutzflehenden einst erwiederte: er könne ihm so wenig als sich selber helfen — die Krone freiwillig nieder (1088), und um dieselbe Zeit kam bei einem Auflaufe in Goslar Bischof Burchard von Halberstadt um, der Führer und Mittelpunkt der Gegner des Kaisers in Sachsen. Noch ließ sich der ehrgeizige Markgraf Ekbert II. von Thüringen nach der Herrschaft gelüsten, konnte aber den alten Eifer wider Heinrich nicht mehr entzünden, und ward 1090 in einer Mühle unweit Braunschweig erschlagen. Da waren die Sachsen mit Heinrich ausgesöhnt, Franken und beide Lothringen ihm ganz zugethan, nur Herzog Welf von Baiern war noch wider ihn, und Schwaben getheilt. So konnte jetzt die allgemeine Ruhe in Deutschland leicht wieder hergestellt werden, wenn Heinrich nur den Gegenpapst aufgegeben hätte. Weil er dies aber nicht wollte, oder aus Rücksicht auf seine Partei nicht konnte, so setzten die von den Cardinälen erwählten Päpste Gregor's Krieg wider ihn fort. Victor III., der diesem zunächst folgte, starb nach einem kurzen Pontificate (1087); Urban II., der dann den heiligen Stuhl bestieg, ein geistvoller, unternehmender Mann, kam mit Hülfe der Normannischen und Mathildischen Partei wieder nach Rom, obschon sich auch der Gegenpapst Clemens III. noch in einem Theile der Stadt behauptete. Aber Urban erreichte bald noch weit mehr. Er brachte eine Heirath zwischen der Markgräfin Mathilde, jener eifrigen und mächtigen Freundin des Römischen Stuhles, und dem jungen Welf, dem Sohne des Herzogs von Baiern, zu Stande. Dadurch wurde auch der Vater fester an die Kirche gekettet, und dem Kaiser in Italien ein neuer Krieg erregt. Heinrich sah sich daher genöthiget, zum dritten Male in dies Land zu ziehen (1090), und focht nicht unglücklich, aber als er 1092 auf kurze Zeit nach Deutschland ging, empörte sich sein eigener Sohn, den er in Italien zurückgelassen, der schon 1087 zu Aachen gekrönte König Konrad, wider ihn. Den sonst milden und wohlwollenden jungen Mann hatte die Ueberredung Mathildens und der päpstlichen Partei fortgerissen; der Erzbischof Anselm von Mailand krönte ihn 1093 zu Monza zum König von Italien und der Sicilische Graf Roger gab ihm seine Tochter zur Ehe. Die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza, in denen die päpstlich Gesinnten die Oberhand gewonnen hatten, erklärten sich für ihn und schlossen einen Bund auf

zwanzig Jahre zur Bekämpfung des Deutschen Kaisers. Des Vaters Schmerz war grenzenlos. Seine Gegner erhielten neue Stärke, und Clemens mußte zum Kaiser flüchten. Zum Glück für den hartbedrängten entzweiten sich jetzt seine Feinde. Welf ward inne, daß seine Gemahlin den Vortheil der Römischen Kirche weit mehr fördere, als seinen eigenen; er trennte sich deswegen von ihr, und beide Welfen, Vater und Sohn, vertrugen sich mit dem Kaiser, und strebten ihm auch in Deutschland Freunde zu gewinnen. Dorthin zog Heinrich nach siebenjähriger Abwesenheit, und gewann fast alle seine Widersacher, so daß Deutschland endlich als beruhigt zu betrachten war. Konrad starb in Italien in der Blüthe seiner Jahre (1101), von den Städten verlassen, die seiner bald überdrüssig geworden waren, da sie ihn hatten erhalten müssen.

Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Gegenpapstes Clemens hegte der Kaiser den ernstlichen Wunsch, sich mit der Kirche auszusöhnen, aber Paschalis II., des 1099 gestorbenen Urban Nachfolger, mochte Heinrich's Anerbietungen nicht trauen, und der verderbliche Zwist dauerte fort; ja der Kaiser mußte erleben, daß auch sein zweiter Sohn Heinrich wider ihn aufstand, obschon er bei seiner Wahl zum Römischen König, an des aufrührerischen Konrad Stelle, einen ausdrücklichen Eid hatte schwören müssen, sich bei seines Vaters Leben der Regierung auf keine Weise anzumaßen. Aufgereizt wurde er von den Baierschen Großen, die dem Kaiser von neuem zürnten, weil er die Ermordung eines der Angesehensten aus ihrer Mitte, des Grafen Sighard, nicht verhindert, noch gerächt hatte. Ein Gleiches thaten leichtsinnige und bösartige Begleiter des jungen Fürsten, die Genossen seiner Vergnügungen, und alte Feinde des Kaisers, die der Kirche streng ergeben waren. So wurde der Ehrgeiz in dem Könige erweckt, und trotz seiner Jugend hatte er doch schon gelernt, ihn heuchlerisch zu verstecken. Er betheuerte auf einem Reichstage zu Nordhausen, wo sich seine Anhänger versammelten (im Mai 1105), daß er keine andere Absicht habe, als seinen Vater zu der schuldigen Unterwürfigkeit unter den heiligen Petrus und seinen Nachfolger zurückzubringen. Es entbrannte ein neuer Bürgerkrieg. Der unglückliche alte Kaiser mußte noch einmal die Treulosigkeit seiner Vasallen erfahren; als es bei Regensburg zu einer Schlacht kommen sollte, sah er sich plötzlich von den meisten Fürsten verlassen, und mußte nun im Reiche Hülfe suchend umherirren. Endlich kam er an den Rhein, wo es ihm gelang, ein neues Heer zu sammeln. Diese Macht fürchtete König Heinrich; sein Gemüth war von

dem Glanze der Herrschaft schon so geblendet, von ihren Lockungen schon so umstrickt, daß er auch den schmählichsten Verrath nicht scheute, sich in Besitz der Krone zu setzen. Er ließ daher den Vater zu einer Zusammenkunft auffordern. Als dieser den Sohn, der ihm solches gethan, erblickte, überwältigte ihn das zerreißendste Gefühl, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" König Heinrich schien ergriffen, versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Versöhnung mit der Kirche: zu dem Ende möge dieser ihm nach Mainz folgen, vorher aber seine Mannen entlassen, die dorthin nicht mit ihm gehen könnten. Der Kaiser glaubte den Eidschwüren, mit welchen sich der Sohn für seine Sicherheit verpfändete; er glaubte ihnen selbst noch, als der König ihn unter dem Vorwande, daß der Erzbischof von Mainz keinen Gebannten aufnehmen wolle, bis zur ausgemachten Sache nach Beckelheim (einer Burg bei Kreuznach) ziehen hieß. Kaum aber war er dort angelangt, so gewahrte er den schändlichsten Betrug. Er wurde als Gefangener behandelt, und um dem Unglück Schimpf hinzuzufügen, mit ausgezeichneter Härte. Dann brachte man ihn nach Ingelheim, und zwang ihn dort, dem Reiche zu entsagen. Und doch erhielt der tiefgebeugte Fürst nicht einmal die Lösung vom Banne, um die er den päpstlichen Legaten flehentlich bat, noch seine Freiheit als Preis der Abtretung; er fürchtete noch Schlimmeres, entfloh, und wandte sich nach Lüttich. Unerwartet fand er in dem Herzog Heinrich von Niederlothringen einen Freund und wackeren Beschützer, der den an der Spitze eines Heeres nachdrängenden König zurückschlug. Auch Köln leistete diesem so tapfern Widerstand, daß er die Belagerung der wichtigen Stadt nach großem Verlust wieder aufheben mußte. Eine Schlacht zwischen Vater und Sohn schien unvermeidlich, und der König zog zur blutigen Entscheidung herauf, als er die erwünschte Kunde erhielt, daß sein Vater, so vielem Gram erliegend, zu Lüttich gestorben sey (7. Aug. 1106). Der getreue Bischof dieser Stadt, Otbert, ließ ihn in der Kirche des heiligen Lambert feierlich und mit kaiserlichen Ehren beisetzen, allein er mußte, auf Befehl des Königs und der anderen Bischöfe, den Kaiser heraufholen, und unbeerdigt auf einer kleinen Insel in der Maas hinstellen lassen, bis der Papst den Kirchenbann aufgehoben haben würde. Hier sang ein mitleidiger Mönch

aus Jerusalem, aus eigenem Antriebe, Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Heinrich V. ließ hierauf den Leichnam nach Speier bringen. Das Volk daselbst empfing ihn mit Rührung und Ehrfurcht, denn der Verstorbene hatte sich um die Stadt sehr verdient gemacht. Man gab ihm eine würdige Ruhestätte in der Marienkirche, die er von Grund aus herrlich gebaut hatte. Sogleich verbot der päpstlich gesinnte Bischof allen Gottesdienst, und ruhte nicht eher, als bis man den Sarg wieder emporgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gebracht hatte. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde; dann erst ward der Bann aufgehoben, und der Leichnam mit Pracht in die väterliche Erbgruft gesenkt. Aber selbst in neueren Zeiten störten Räuber seine Ruhe. Es waren Franzosen, welche 1689 auf ihre gewohnte Art in Speier hauseten, und selbst die stillen Gräber der Fränkischen Kaiser nicht verschonten.

Dies war der Ausgang Kaiser Heinrich's IV. Wie groß auch die Verirrungen und Sünden seiner Jugend gewesen, wie hart man auch den Mangel an Festigkeit anklagen möge, der ihn und das Reich in unnennbare Verwirrungen gestürzt; die Schläge, mit welchen ihn das Geschick verfolgte, sind so hart, daß man dennoch mit dem Gefühle des Bedauerns von ihm scheidet. Großmuth auch gegen Widersacher, Wohlthätigkeit, Milde und Tapferkeit bei schönem ritterlichen Wesen und königlicher Würde rühmten ihm selbst seine Feinde nach.

---

25. Kaiser Heinrich V.

(1106—1125.)

Als Papst Paschalis II. die Empörung Heinrich's gegen seinen Vater unterstützte, war er der gewissen Hoffnung, an einem durch ihn erhobenen Herrscher auch einen willfährigen Diener der Römischen Kirche zu finden, aber er hatte sich getäuscht. Heinrich hatte die Schande des Betruges und heuchlerischer Hinterlist gegen den eigenen Vater auf sich geladen, um die Krone zu erwerben, aber ihre Hoheit wollte er nicht erniedrigen, noch an Rom für die Dienste verrathen, die es ihm geleistet. Es war sogar seine Absicht, den Papst nach Deutschland zu locken, und wirklich war dieser schon auf der Reise begriffen, als er noch zeitig genug merkte, worauf es abgesehen sey, daher vom Wege

ablenkte und sich nach Frankreich begab. Hier erschienen Abgeordnete Heinrich's, der nun die Maske ablegte, vor ihm, und verlangten die Einwilligung des Papstes zu dem alten kaiserlichen Investiturrechte. Als Paschalis dies in den strengsten Ausdrücken verweigerte, entfernten sich die Deutschen Gesandten mit den Worten: „nicht hier, sondern in Rom wird der Streit mit dem Schwerte entschieden werden."

Diese Drohung zu erfüllen, ward Heinrich in den nächsten Jahren durch Kriegszüge gegen den Grafen Robert von Flandern, gegen Böhmen und Ungern, noch abgehalten. Aber im Jahre 1110 unternahm er seinen Römerzug mit einem zahlreichen Heere, welches auf zwei verschiedenen Wegen über die Alpen ging. Da Novara dem Könige den Gehorsam verweigerte, nahm er es mit Waffengewalt und riß die Mauern ein. Am Po vereinigte er sich mit der andern Heeresabtheilung und schlug auf den Roncalischen Feldern bei Piacenza in fast unübersehbarer Weite sein Lager auf. Da erschraken die Städte Oberitalien's und sandten ihm, Mailand ausgenommen, Zins; die Fürsten erschienen mit ihren Truppen, und beim weitern Fortzuge ließ sich selbst die mächtige Mathilde bewegen, dem Könige durch Gesandte ihre Unterwerfung zu bezeugen, doch blieb sie parteilos. In Florenz ward das Weihnachtsfest gehalten. Sodann ging der Zug über Arezzo, welches zerstört ward, nach Aqua-Pendente. Hier trafen den König seine rückkehrenden Boten, durch die er nochmals das Investiturrecht vom Papste hatte fordern lassen, mit einem höchst unerwarteten Antrage. Da der Streit, ließ der Papst ihm entbieten, doch nur von den weltlichen Gütern und Regalien, welche die Bischöfe und Aebte besäßen, herrührte, so möge der Kaiser diese zurücknehmen, dagegen der Investitur, zu der er dann gar kein Recht mehr habe, entsagen. Heinrich mochte zweifelhaft seyn, ob es dem Papste mit diesem Vorschlage, welcher der weltlichen Macht einen so unermeßlichen Vortheil darbot, Ernst sey oder nicht *); doch schloß er sofort einen Vertrag in diesem Sinne ab, der ihm wenigstens, wenn er auch nicht zur Vollzie-

*) Wie denn auch heutiges Tages dieser Zweifel noch obwalten kann. S. Planck a. a. O. Bd. IV. Abschn. 1. S. 269 fg., und dagegen v. Raumer Gesch. der Hohenstaufen, Bd. I. S. 264. Gewiß scheint indeß, daß nur die Hoheitsrechte, welche die geistlichen Vorsteher ausübten, als die herzoglichen und gräflichen Befugnisse über ihre Güter und andere Districte, das Münzrecht, Zölle u. s. w. und die dem Reiche unmittelbar unterworfenen Güter gemeint waren, für welche die kaiserliche Investitur nöthig war. Uebrigens wäre bei der großen Verwickelung aller dieser Verhältnisse die Ausführung des päpstlichen Vorschlages unmöglich gewesen.

hung kam, den Vortheil versprach, daß schon die Absicht einer solchen Entäußerung alle Geistlichen gegen den Papst aufbringen mußte. Am 12. Februar 1111 hielt er seinen Einzug in Rom, wo er von dem Papste, den Cardinälen und allen höheren Geistlichen feierlich empfangen und in die Peterskirche geführt ward. Als nun Paschalis hier vom Könige vor der Krönung eine nochmalige feierliche Entsagung der Investitur verlangte, kam es zu Erklärungen, wodurch der Inhalt jenes Vertrages kund ward, und die Bischöfe den Papst, wie Heinrich es vorher gesehen hatte, mit Vorwürfen überhäuften. Darüber entstand ein heftiger Wortwechsel, und einer der anwesenden Deutschen rief: „Was braucht's vieles Redens? Unser Herr, der König, will die Krone empfangen, wie ehemals Karl der Große." Und als der Papst noch immer widersprach, ließ Heinrich ihn sammt den Cardinälen auf der Stelle gefangen nehmen. Hierüber erhob sich Aufruhr und Empörung in der Stadt, bei welcher Heinrich selbst in Gefahr kam, doch trugen die Deutschen den Sieg davon. Heinrich verließ darauf Rom mit den Seinen, der Papst aber, den er gefangen mit sich fortführte, ward nach einiger Zeit durch Vorstellungen zur Nachgiebigkeit bewogen. Er versprach in einem neuen, feierlichst beschwornen Vertrage, dem Könige, nach vorhergegangener freier gesetzlicher Wahl der Bischöfe und Aebte, die Belehnung mit Ring und Stab zu überlassen. Erst nach diesem solle die geistliche Weihe von dem Erzbischofe oder Bischofe erfolgen. Zugleich mußte er geloben, das ihm zugefügte Unrecht nicht zu rächen, und keinen wegen dieser Streitigkeiten, insbesondere aber nie den König mit dem Fluch der Kirche zu belegen, vielmehr ihm überall Hülfe und Beistand zu leisten. Hierauf entließ Heinrich den Papst nach Rom, und wurde von ihm am 13. April zum Kaiser gekrönt; dann kehrte er vollkommen befriedigt nach Deutschland zurück.

Allein Paschalis ward von denjenigen Cardinälen und Prälaten, die keinen Antheil an dieser Ausgleichung genommen hatten, und höchst entrüstet darüber waren, genöthigt, die ganze Bewilligung als erzwungen zu widerrufen. Da der Papst seinem Eide gemäß den Kaiser nicht bannen konnte, so that es an seiner Stelle der Erzbischof Guido von Vienne. Dadurch kam Heinrich mit der Kirche in das Verhältniß seines Vaters, auch in Deutschland wandten sich Viele von ihm ab, und selbst sein vertrauter Freund und Kanzler, Adalbert, der Haupturheber aller gewaltsamen Maßregeln wider den Papst, den Heinrich nur eben noch mit dem Erzstifte Mainz belehnt und mit

Gütern überhäuft hatte, trat zur päpstlichen Partei über und suchte verrätherisch Alles wider den Kaiser aufzuregen. Aber er fiel in Heinrich's Gewalt, der ihn in ein hartes Gefängniß werfen ließ. Um dieselbe Zeit war Heinrich mit den Sächsischen Fürsten in Feindschaft gerathen. Diese, höchst aufgebracht, daß Heinrich nach dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar dessen Lande, trotz der Ansprüche mehrerer unter ihnen, als eröffnetes Reichslehen eingezogen hatte, ergriffen die Waffen, an ihrer Spitze ihr Herzog, Lothar von Suplimburg *), welchen Heinrich selbst, als mit dem Herzoge Magnus die Linie des Hauses der Billungen erloschen war, mit dieser Würde bekleidet hatte. Sie wurden jedoch bei Warnstädt geschlagen (1113). Als der Kaiser nun im Anfange des folgenden Jahres zu Mainz seine Hochzeit mit Mathilde, der Tochter König Heinrichs I. von England, auf das glänzendste feierte, und dort Herzog Lothar von Sachsen erschien und Vergebung erflehte, glaubte er am Ziele seiner Bestrebungen zu seyn, da er die Kirche und die aufrührerischen Fürsten zu seinem Willen gezwungen. Aber die Gemüther hatte er nicht gewonnen, sondern durch seine strenge Härte ganz von sich abgewendet, und gerade die stolze Zuversicht, mit der er jetzt den einer Verschwörung verdächtigen Grafen Ludwig von Thüringen verhaften ließ, erweckte einen noch viel gefährlichern und verbreitetern Aufstand gegen diese Willkür. Am 11. Februar 1115 ward Heinrich von den Sachsen beim Welfesholze gänzlich geschlagen, worauf sogleich neue Bannflüche erfolgten, und des Kaisers Ansehen dermaßen sank, daß die Mainzer Adalbert's Freilassung von ihm ertrotzten. Aber des Kaisers Neffen, die beiden Hohenstaufischen Brüder, Friedrich und Konrad, Söhne des ersten Friedrich von Schwaben, blieben ihm treu in seinem Unglück zur Seite und wichen an Macht keinem Gegner, denn der erste hatte das Herzogthum Schwaben vom Vater geerbt, dem zweiten hatte der Kaiser die Ueberreste der herzoglichen Gewalt in Franken verliehen; und Welf V., Herzog von Baiern, Mathildens gewesener Gemahl, schloß sich wenigstens nicht den Feinden des Kaisers an. Daher sehen wir diesen schon 1116 wieder nach Italien ziehen, wohin ihn besonders die Erbschaft der kurz vorher (1115) gestorbenen Mathilde rief. Die Markgräfin hatte zwar in ihrem Testamente der Kirche alle ihre eigenthümlichen Güter vermacht; es ent-

*) Dieser Fürst war durch Reichthum und Ansehen ausgezeichnet, und kam durch seine Gemahlin Richenza, Erbtochter des Sohnes Otto's von Nordheim, Heinrich des Dicken, in Besitz der großen Güter dieser Familie.

stand jetzt aber nicht nur die Frage, was diese in sich begriffen, und was das Reich als Lehen einziehen könne, sondern Heinrich behauptete, als Mathildens Verwandter auch auf ihre Allodialverlassenschaft Ansprüche zu machen. Als er vor Rom erschien, entfloh Paschalis nach Benevent, kam, als der Kaiser nach Oberitalien gezogen war, wieder zurück, starb aber gleich darauf (1118). An seine Stelle wurde der Cardinal Johann von Gaëta, welcher den Namen Gelasius II. annahm, erwählt. Heinrich stand am obern Po, als er die Nachricht davon erhielt. Er ging noch einmal nach Rom, und Gelasius entfernte sich gleichfalls bei seiner Annäherung, worauf der Kaiser versprach, ihn anzuerkennen, wenn er den mit Paschalis geschlossenen Vertrag genehmigen wollte. Da aber Gelasius die Sache auf ein allgemeines Concil verschob, und auch die Römer mit ihm unzufrieden waren, so ward in Gegenwart und mit Genehmigung des Kaisers ein anderer Papst, Gregor VIII., gewählt. Hienach kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, wohin ihn die Aufforderungen seiner Anhänger, die gefährlichen Bewegungen seiner Feinde und die durch den Krieg erneute Noth des Landes riefen. Aber der heftige Zorn und die Rachsucht, mit welcher er auftrat, konnten den Sturm nicht beschwören, sondern entflammten die Wuth des Kampfes noch mehr. Als Gelasius schon 1119 in Frankreich starb, wählte seine Partei den obengenannten Erzbischof Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II., welcher den Kaiser, nach vergeblich gepflogenen Unterhandlungen, auf einer Kirchenversammlung zu Rheims von neuem in den Bann that. Da die Empörung in Deutschland noch immer fortdauerte, so war dieser Bannstrahl nicht ohne Wirkung, und der Kaiser um so geneigter, sich mit den Sachsen auszusöhnen. Dies geschah 1121 zu Würzburg durch einen Vertrag, in welchem nicht nur jedem die Zurückstellung entrissener Güter und Erbschaften zugesichert und ein allgemeiner Reichsfriede, bei Todesstrafe für den Bruch, angeordnet, sondern auch festgestellt ward, daß der Kaiser nach dem Rathe und mit Hülfe der Fürsten Friede mit dem Papste schließen solle. Denn diese begannen ihre Stärke und ihren Einfluß, welchen die Zerwürfnisse unter dieser und der vorigen Regierung bedeutend gehoben hatten, immer mehr zu fühlen, und traten jetzt als Mittelmacht zwischen Kaiser und Papst, da sie einsahen, wie sehr es ihr Vortheil verlange, daß Keiner von beiden ganz unterliege*).

*) Stenzel Geschichte Deutschland's unter den Fränkischen Kaisern, Bd. I. S. 701.

Indeß war Calixtus nach Rom gezogen, hatte über den kaiserlichen Gegenpapst, der zum Mönch geschoren und auf höchst erniedrigende Weise behandelt ward, den vollkommensten Sieg davongetragen und zeigte sich nun einer Vergleichung mit dem Kaiser nicht abgeneigt. So kam das berühmte Concordat zu Stande, geschlossen auf einem großen Reichstage zu Worms den 23. September 1122. Man verständigte sich dahin, daß der Kaiser versprach, in Zukunft die Freiheit der Bischofs- und Abtswahlen nicht zu stören, und keinem neu gewählten Bischofe und Abte die Investitur mit Stab und Ring mehr zu ertheilen. Dagegen bewilligte der Papst, daß alle Bischofs- und Abtswahlen im ganzen Deutschen Reiche nie anders als in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten, jedoch ohne Simonie, vorgenommen werden sollten; dann solle der Gewählte von dem Kaiser die Belehnung über die Regalien mit dem Scepter empfangen, und sich anheischig machen, alle seine Obliegenheiten gegen Kaiser und Reich zu jeder Zeit nach seiner Schuldigkeit zu erfüllen. So endete dieser funfzigjährige Streit zwischen Kirche und Staat, freilich nicht nach dem Sinne Gregor's VII., welcher diesen ganzen Lehnsverband der Geistlichen hatte sprengen wollen, aber doch mit der vom Staate freieren Stellung der Kirche und mit der Vermehrung des päpstlichen Ansehens durch jenen großen, über Heinrich IV. davongetragenen Sieg.

Mitten unter Plänen zur Vergrößerung der königlichen Macht, starb Heinrich an dem Ausbruch eines krebsartigen Geschwürs zu Utrecht am 23. Mai 1125.

---

26. Veränderungen in Deutschland unter den Salischen Kaisern.

Wie die Bemühungen der beiden ersten Salier, Konrad's II. und Heinrich's III., die dem Reiche so gefährliche Gewalt der Herzoge zurückzudrängen, durch die Schwierigkeit, die einzelnen Volksstämme von dem Festhalten an solche Vorsteher abzubringen, besonders aber durch den großen Umschwung der Verhältnisse unter Heinrich IV., vereitelt wurden, hat die bisherige Geschichtserzählung gezeigt. Dagegen war die alte Verfassung der Gaue mit den Grafen an ihrer Spitze um diese Zeit bereits fast überall aufgelöst. Wir sahen oben, wie Bischöfe und Reichsäbte zuerst Befreiungen, dann Hoheitsrechte über kleinere und größere Landstrecken, ja über ganze Gaue gewannen. Eben so brachten

die Herzoge die Verwaltung von Grafschaften an sich, die in ihren Gebietskreisen lagen. Auch nahmen die Kaiser Städte, so wie andere Ortschaften und Bezirke, von der Grafengewalt aus, und stellten sich unter neue, nur von ihnen abhängige Beamten, Vögte genannt. So entstanden die Reichsvogteien. Indem zugleich die Grafenwürde erblich geworden war, hatte sich die ursprüngliche Bedeutung derselben, des Amtes in einem bestimmten Sprengel, ganz verloren und der Vorstellung Platz gemacht, daß die Grafschaft wie ein Eigenthum besessen würde. Doch besaßen die meisten dieser Grafen nicht den ganzen ehemaligen Gau ohne das geistliche Gut und die Reichsvogteien, sondern gewöhnlich nur einzelne Herrschaften mit Grafengewalt; denn es hatten neben ihnen auch kleinere Besitzer, theils unmittelbar vom Könige, theils von den Bischöfen, Aebten oder den Grafen selbst, gaugräfliche Rechte über ihre Territorien lehnsweise erworben. Diejenigen Grafen, welche eine noch vorhandene wirkliche Gaugrafschaft verwalteten, kommen nun unter dem Namen der Landgrafen vor.

Auch dem Heerbanne des Grafen war der größte Theil der noch übrigen freien Leute durch die Exemtionen und Befreiungen und durch das Eintreten in Dienstverhältnisse entzogen worden; deshalb forderte der König jetzt nur noch in den Reichsvogteien den Kriegsdienst *unmittelbar* durch seine Beamten, im Uebrigen wurden die weltlichen und geistlichen Vasallen aufgeboten, welche Lehnsgüter vom Reiche inne hatten, mit einer Anzahl von Kriegsvolk je nach der Größe ihres Territoriums zu erscheinen. Wie sie dieses aus ihren Dienstleuten und den Freien, über welche sie Hoheitsrechte übten, zusammenbrachten, war ihnen ganz überlassen. Nun bestand seit Heinrich I. der Kern der Heere aus Reiterei, deren Bewaffnung immer schwerer, deren Uebung und Kriegsfertigkeit immer größer wurde. Von freien Grundeigenthümern waren deshalb nur noch die reicheren im Stande, diesen Kriegsdienst regelmäßig zu leisten, die ärmeren zahlten den Immunitätsherren für die Befreiung davon Entschädigung, wurden schutzpflichtige Leute und geriethen durch die Lasten, welche diese ihnen dafür auflegten, als ihre Hintersassen in immer größere Abhängigkeit. Dagegen wurden durch diese neuen Einkünfte die Herren wiederum in den Stand gesetzt, noch größere Gefolge zu erhalten; Unbegüterte drängten sich des Unterhalts wegen hinein und kleinere Besitzer verwandelten, um ihre Waffenehre zu retten, ihr bisher noch freies Eigenthum in Lehen. Die aber den Kriegsdienst zu Roß leisteten, wurden durch die Benennung Ritter (milites) geehrt.

Es kam der Grundsatz auf, daß Waffendienst adele, ohne Rücksicht, ob der Waffenführende ein Fürst, ein Dienstmann oder ein schutzpflichtiger Hintersasse sey. Der Ritterstand war eben so wenig wie die übrigen Stände geschlossen; noch konnte jeder Freie, der begütert genug war, durch Uebernahme des Reichsdienstes in denselben eintreten. Bald aber wurde es feste Regel, ein Lehen, von dem der Dienst zu Pferde geleistet werden mußte, nur einem Mann zu geben, dessen Väter schon in derselben Weise gefochten hatten, nur der sollte die kriegerische Laufbahn betreten, dessen Vorfahren ihm hierin vorangegangen waren. Dem Ehrenrange nach gab es keinen Unterschied zwischen den ganz freien Rittern und denen, die zu einem Herrn in Dienstverhältnissen standen. Aber jener ist nur dem Reiche zum Kriege, dieser außerdem seinem Herrn zu Treue und Hülfe auch in Privatfehden durch einen besonderen Eid (homagium, vasallagium) verpflichtet. Er lautete: „Ich schwöre, daß ich niemals wissentlich in Rath, oder in der Hülfe, oder in der That seyn will, daß du Leben oder ein Glied verlierst, oder daß du eine Kränkung, ein Unrecht oder eine Schmach erleidest, oder daß dir eine Ehre genommen werde. Oder wenn ich weiß und höre von einem, der dir solches thun will, will ich nach meinen besten Kräften verhindern, daß es geschehe. Und wenn ich dies nicht vermag, will es dir melden, so schnell als möglich, und dir meine Hülfe leisten. Und wenn etwas, das du hast oder haben wirst, durch Unrecht oder Zufall dir entrissen werden sollte, will ich dir zur Wiedererlangung und Behauptung für alle Zeit behülflich seyn. Wenn ich weiß, daß du in Rechten jemanden angreifen willst, und zur Hülfe gefordert bin, werde ich sie bringen. Und wenn du mir im Geheim etwas vertraut hast, so will ich es niemand verrathen, meinen Rath aber will ich dir geben, wenn du ihn verlangt hast, nach meinem besten Wissen, und niemals will ich wissentlich etwas thun, was dir oder den Deinen Schimpf und Schmach bringen würde." Unter den Dienstmannen selbst aber findet ein Unterschied statt, zwischen den eigentlichen Vasallen, den Lehnsmannen (milites liberi) und den Ministerialen oder Dienstmannen im engeren Sinn, deren Verhältnisse ganz auf ihren eigenthümlichen Vertrag mit dem Herrn begründet sind. Außer zum Zuzug und besonderer Treue ist der Ministeriale auch zu Diensten am Hoflager des Herrn verpflichtet, seine Kriegsleistungen sind unbedingt, während der Lehnsträger nur bestimmte Zeit zu dienen hat. Dieser kann in die Treue mehrerer Herren treten, auch das Lehnsgut zurückgeben und seine Verbindlichkeit da-

durch auflösen, wenn er will; jenem steht weder das erste noch das zweite zu, er kann sogar mit dem Gute, zu dem er gehört, veräußert werden, die Dienste des Vaters gehen auf die Kinder über; auch darf der Ministeriale ohne Erlaubniß seines Herrn keine Ehe eingehen. Zwistigkeiten, welche über das Lehnsverhältniß entstehen, entscheidet der Lehnsherr mit Zuziehung der Vasallen als Schöffen, über Streitigkeiten der Dienstmannen spricht der Dienstherr mit Zuziehung seiner Ministerialen (oben S. 42.). Unterschieden von diesem strengen Dienstverhältniß ist die sogenannte Ministerialität der großen Lehnsträger, wie z. B. der Deutschen Herzoge, welche in der Verpflichtung zu gewissen Hofdiensten bei feierlichen Gelegenheiten bestand. Aus den Rittern, als Lehnsmannen eines Herrn oder des Reiches und als Dienstmannen, ist der niedere Adel Deutschland's hervorgegangen.

Die Verhältnisse des Grundbesitzes hatten sich jetzt etwa in folgender Weise gestaltet. Ein Theil des Grund und Bodens ist Eigenthum des Reiches, ein anderer und der bei weitem größere ist den Fürsten und Herren oder den Kirchen und Klöstern zu Lehen gegeben. Ein dritter ist freies Eigenthum der Lehnsherren. Von den landherrlichen Reichslehen ist dann wieder ein großer Theil Kirchen, Stiften und Rittern zu Lehen und Afterlehen gegeben. Das Uebrige wird entweder durch Knechte bewirthschaftet oder ist an freie und unfreie Leute gegen die Leistung von Abgaben und Frohnden ausgegeben. Viele Güter gehören der Kirche eigenthümlich, diese werden dann wieder zusammen mit den Lehngütern und Gefällen an einzelne Geistliche oder an ganze Stifter als Pfründen vertheilt. Ebenso haben die niedern Lehnsleute neben dem bedingten, auch freien Besitz. Noch andere Strecken des Grund und Bodens gehören den einzelnen Mitgliedern der Stadt- und Dorfgemeinden, oder diesen selbst als Gemeindegut.

So war das Deutsche Reich in eine Menge größerer oder kleinerer Gebiete zerfallen, deren jedes seinen Vorsteher, einen Vogt, Grafen, Herzog u. s. w. hat, welcher eine beschränkte Regierungsgewalt ausübt. Ueber allen steht der König. Durch das Herkommen hat es sich festgestellt, daß er von den weltlichen und geistlichen Herren gewählt wird, welche der Erzbischof von Mainz zu diesem Zwecke zusammenruft. In der Umgegend dieses bischöflichen Sitzes findet auch die Wahl statt, die Krönung erfolgt aber jedesmal zu Aachen. Hier leistet der neue König zuerst dem Reich die Huld und schwört, „daß er das Recht stärken und das Unrecht kränken und dem Reiche vorstehen wolle zu seinem Rechte

zum Besten als er könne und möge," wie die Formel später lautete; dann erst empfängt er den Eid der Treue von allen Fürsten, Herren und Rittern und ertheilt die Reichslehen. Die Verwaltung des Reiches besorgte er theils persönlich, theils mit Beihülfe der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, als den beständigen Erzcanzlern. Der erste führt dieses Amt in allen Deutschen, der zweite in allen Lothringischen, der dritte in allen Italienischen Landen. Allgemeine und wichtige Angelegenheiten, z. B. die Abfassung von Gesetzen, was freilich selten genug vorkam, Beschlüsse über Krieg und Frieden u. s. w. durfte der König nicht auf seine eigene Hand bestimmen; hiezu war die Berathung und Bestätigung des Reichstages nöthig, der aber nicht mehr wie zu Karl's des Großen Zeit regelmäßig zusammentritt, sondern vom Könige jedesmal besonders berufen wird. Die Rangordnung der Unterthanen zeigt sich sehr bestimmt in den sieben Abtheilungen des Reichsheeres, Heerschilde genannt. Den ersten Heerschild hat der König; den zweiten haben die geistlichen Fürsten, weil sie nur des Königs Dienstleute sind; den dritten die weltlichen Fürsten, weil sie, ihrer Würde unbeschadet, Dienstleute der Geistlichen werden können; den vierten die Grafen und Freiherren, weil sie Untergebene der Fürsten sind. Diese vier Heerschilde machen den hohen Adel aus. Den fünften haben die Bannerherren oder Mittelfreien, welche Freie zu Mannen haben können; den sechsten die gemeine Ritterschaft, welche keine Mannen hat; den siebenten alle Freien, die nicht ritterlicher Geburt sind.

Der Stand der gemeinen Freien würde in seiner Schutzlosigkeit wol ganz untergegangen seyn, wenn nicht zum Glück die Städte ihm eine Zuflucht dargeboten hätten. Die ersten Städte in Deutschland waren die alten Römischen am Rhein und an der Donau. In diese, wie in viele andere, im Drange der kriegerischen Zeiten durch das ganze Land sich zu befestigten Städten bildende, Ortschaften zogen viele solche Freie, welche sich nicht in die Dienstmannschaft des Adels begeben wollten, oder dazu keine Gelegenheiten hatten. Diese Ortschaften waren besonders Bischofssitze und königliche Pfalzen. In jenen ging die Grafengewalt auf bischöfliche, in diesen auf königliche Vögte über, und diese Absonderung der Stadtbewohner oder Bürger von der Verbindung mit den übrigen schutz- und dienstpflichtigen Freien übte großen Einfluß auf die eigenthümliche Entwickelung der Städte, und bildete sie allmählig zu selbständigen Corporationen. Ein aus den ritterlichen und anderen freien Geschlechtern der Stadt gewählter Gemeinderath gelangte

von den ihm anfangs zustehenden beschränkten Befugnissen nach und nach zur selbständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, und die Vorsteher desselben, die Bürgermeister, ließen dem herrschaftlichen Vogt wenig Mitwirkung dabei. Die Gewerbe blühten bei der fortschreitenden, mehr Bedürfnisse erzeugenden Cultur in den Städten empor, der Handel machte sie reich, und aus dem Wohlstande ging eine Macht hervor, durch welche die befestigten Städte ihrer Grundherrschaft, wenn sie sie in ihren Privilegien und in ihrer freien Verwaltung beschränken wollte, wol Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Alles dieses entwickelte sich in kräftiger Eigenthümlichkeit zwar erst in der folgenden, Hohenstaufischen Periode der Deutschen Geschichte; welche Macht indeß auch schon unter den Saliern Worms und Köln besaßen, und wie sie den dem Kaiser Heinrich IV. feindlichen Lehnsadel nicht fürchteten, hat uns die frühere Erzählung (S. 267. und 297.) gezeigt. Doch haben die Deutschen Könige nie den Versuch gemacht, diese Gesinnung auf entschiedene Weise zu benutzen, und gegen die durch den Lehnsadel mächtigen Fürsten, von denen sie so häufig bedrängt wurden, in den emporstrebenden Städten und dem Bürgerstande ein Gegengewicht zu suchen.

Die Blüthe der Dom- und Klosterschulen, welche unter den Ottonen von neuem begonnen hatte, dauerte in der ersten Hälfte der Salischen Periode noch fort. Wir nennen unter den Schriftstellern jener Zeit: Hermann den Contracten, aus einem gräflichen Geschlechte, der, wegen seiner Gebrechlichkeit in ein Kloster gebracht, sich dort mit großem Erfolge auf die Wissenschaften legte, und sowol historische als mathematische Schriften hinterlassen hat; und den oben bei Heinrich IV. einige Mal angeführten Lambert von Aschaffenburg, einen Mönch im Kloster Hirschfeld, der die Geschichte Deutschland's in seiner Zeit mit eben so vieler Unparteilichkeit als Einsicht und in einem für sein Jahrhundert ausgezeichneten Latein beschrieben hat.

---

27. Die Angelsachsen bis auf Alfred's Tod.

(827 — 901.)

Im Anfange dieses Zeitraums waren die Staaten der Heptarchie (S. 54.) noch zu keinem Ganzen vereinigt. Sussex war von Wessex verschlungen worden, die Könige von Mercia hatten Kent, Essex und

Ostangeln abhängig gemacht. Als aber König Bernulf von Mercia mit Egbert von Wessex in Krieg gerieth, ward er überwunden, Mercia und die von ihm abhängigen Staaten fielen dem Sieger zu, der dann auch Northumberland unterwarf (827). Hier und in Mercia blieben jedoch noch eine Zeit lang einheimische Könige, die dem von Wessex zinspflichtig waren. So war die Vereinigung der sieben Reiche zu Einem Staate wo nicht vollendet, doch begründet; auch soll Egbert der erste gewesen seyn, der sich König von England nannte. Die Herstellung dieser Einheit war für das Ganze sehr heilsam, weil sie der beständigen Fehde der Könige unter einander ein Ende machte, allein die dadurch im Innern bewirkte Ruhe ward bald durch äußere Feinde gestört. Denn auch England wurde das Ziel der Angriffe jener Normannischen Abenteurer (hier meistens Dänen genannt), die im neunten Jahrhundert alle Europäischen Küsten verwüsteten, und die Nachfolger Karl's des Großen zwangen, ihnen Zins zu zahlen (oben S. 200 flg.). So erschien schon 787 eine Flotte Dänischer Seeräuber an der Englischen Küste*). Ihr folgten mehrere, doch wagten sie sich unter Egbert's kräftiger Regierung noch nicht so dreist heran. Aber unter seinem Sohne Ethelwolf (837—858) kamen sie häufiger, plünderten die Küsten, und kehrten dann mit der Beute heim. Die erste Ueberwinterung wagten sie 851. Zwar wurden einige Schwärme derselben geschlagen, aber im nächsten Frühling erhielten sie aus Dänemark eine Unterstützung von dreihundert und funfzig Schiffen, und nun brachen sie von der Insel Thanet, ihrem Versammlungsort, in das südöstliche England ein, plünderten die Städte London und Canterbury, und drangen verheerend bis ins Herz von Surrey vor, bis sie endlich bei Okely von Ethelwolf eine blutige Niederlage erlitten. Aber auch das stellte die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her.

Wir haben oben gesehen (S. 55.), wie das Christenthum in England von Rom aus verbreitet wurde, und welche Verehrung für den heiligen Stuhl hier Wurzel faßte. Diese herrschte in den Gemüthern noch ungeschwächt und vermochte auch Ethelwolf, trotz der seinem Reiche drohenden Gefahren, nach dem Beispiele vieler früheren Sächsischen Fürsten und Prälaten mit seinem jüngsten Sohne, dem damals sechsjährigen Alfred, eine Pilgerreise nach Rom zu unternehmen, wo er ein

*) Nach Sprengel, Geschichte von Großbritannien, in der Allgem. Welthistorie Th. 47. S. 129, war auch dies nicht die erste Landung. S. dagegen Lappenberg, Geschichte von England, Bd. I. S. 287.

ganzes Jahr unter Andachtsübungen zubrachte, reiche Geschenke zurückließ, und sich außerdem zu einer regelmäßig zu entrichtenden Gabe von 300 Mancusen (Mark) verpflichtete, wovon ein Drittel für den Papst, und zwei Drittel zur Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Dadurch bahnte der fromme aber schwache König einem immer größern Einflusse des päpstlichen Stuhles auf England den Weg; der Geistlichkeit seines Reiches, welche seine Gesinnungen für ihren Vortheil zu benutzen verstand, schenkte er den zehnten Theil aller Kronländereien, mit Befreiung von allen Abgaben und Diensten. Der gottesfürchtige Sinn der Angelsachsen, welcher sich nach der Weise und den Vorstellungen der Zeit die besondere Gunst des Himmels zu erwerben suchte, hatte sogar schon mehrere Glieder ihrer königlichen Geschlechter bewogen, sich dem klösterlichen Leben zu widmen.

Ethelwolf hatte bereits bei seinem Leben einen Theil des Reiches seinem aufrührerischen Sohne Ethelbald abgetreten; einen andern erhielt der zweite Sohn Ethelbert. Dieser vereinigte Ethelbald's Antheil nach dessen Tode (860) mit dem seinen. Als er starb (866), folgte ein dritter Bruder, Ethelred, welcher in einem Kampfe mit den ihre Landungen unaufhörlich wiederholenden Dänen sein Leben verlor (871). Da bestieg endlich auch der jüngste der Brüder, der zwei und zwanzigjährige Alfred, den Thron.

Schon da er als Knabe zu Rom weilte, hatte ihn Papst Leo IV. im voraus zum Könige gesalbt. Schönheit und Lieblichkeit des Körpers zeichneten seine Jugend aus, und herrlich entfalteten sich seine Kräfte im Spiele der Leibesübungen und der Jagd, und im Ernste der Kriege gegen die Normannen. Auch für höhere Bildung wurde gesorgt; und die erste Anregung soll sein erwachender Geist durch die alten Sagen und Lieder seines Volkes erhalten haben. Die erlangte Festigkeit, Ausdauer und Gewandheit desselben sollte während der Dauer seiner Regierung auf harte Proben gestellt werden.

Noch nie hatten die Dänen das Reich so verheerend überschwemmt, als jetzt, eine Landung raubgieriger Schaaren folgte der andern. Nicht weniger als acht große Treffen und viele kleinere Gefechte lieferte ihnen Alfred in einem Jahre, aber die Gefallenen wurden immer doppelt ersetzt. Das Dänische Heer eroberte Mercia, und setzte dort einen abhängigen und zinspflichtigen König ein; dann unterwarf ein Theil desselben Northumberland, ein anderer wandte sich nach Süden. Alfred gewann zur See einige Vortheile über diese, und brachte sie

zu einem Vertrage, Wessex unangetastet zu lassen (877). Aber schon im nächsten Jahre fielen sie treulos in das Land ein, so daß viele Einwohner über das Meer flohen, die Mehrzahl aber sich ihrer Herrschaft fügte. Schon wollte der König, von seinen Unterthanen verlassen und von dem Dänischen Heere umringt, sich verzweiflungsvoll in die Feinde stürzen, als endlich die Vorstellung, daß er sich seinem Volke für bessere Zeiten erhalten müsse, in ihm den Sieg davon trug. Er entwich, und verbarg sich auf der Flucht in der Hütte eines Hirten, dessen Weib ihn nicht einmal kannte. Eine alte Sage von diesem Aufenthalt erhielt sich noch lange im Volke. Die vielbeschäftigte Frau, heißt es, übertrug ihm einst, da er am Heerde sitzend Bogen und Pfeile schnitzte, die Aufsicht über ihre Brote, und als sie diese bei ihrer Rückkehr dennoch verbrannt fand, warf sie ihm unter vielem Schelten vor, daß er besser Brot zu essen als zu backen verstehe.

Nachdem er sich den Winter über auf solche Weise verborgen gehalten, zog er im Frühjahr mit wenigen Gefährten in eine waldige, sumpfige Gegend von Sommersetshire, warf daselbst eine Verschanzung auf, und machte von hier rasche und unerwartete Streifereien durch die zerstreuten feindlichen Posten. Unterdessen that der in dem Schlosse Kinwith belagerte Graf Oddune von Devonshire einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, von den Schwestern der Anführer unter Zaubersprüchen gewebt, dem Volke ein Palladium. Jetzt schlich sich auch Alfred als Harfner verkleidet unter das Dänische Heer, und während er ihnen Lieder sang, beobachtete er die Schwächen ihres Lagers und behorchte ihre Gespräche. Unentdeckt kam er zurück, und ließ sogleich durch treue Boten alle streitbare Engländer der nächsten Grafschaften heimlich nach Brixton berufen. Voller Freude, daß er noch lebe, eilten sie zusammen; sein Erscheinen erfüllte alle mit Muth und Streitlust. So zog er an ihrer Spitze nach Eddington. Die Dänen, verwundert, ein Englisches Heer wie aus dem Boden gewachsen zu sehen, waren durch die Ueberraschung schon halb geschlagen. Durch die Waffen wurden sie es ganz. Der Rest entfloh in einen befestigten Ort, wo der Hunger sie nachgiebig machte. Es kam zu einem Vertrage, welchem zufolge die Dänen im Besitz ihrer früheren Eroberungen, Ostangeln, Northumberland und eines Theiles von Mercia bleiben, das übrige Land aber räumen, und Geiseln für die Aufrechthaltung dieser Abkunft stellen sollten. Eine noch wichtigere Folge dieses Sieges war, daß der Dänenfürst Guthrum den Entschluß faßte, zum Christenthum

überzutreten. Dieser, welcher in der Taufe, deren Zeuge Alfred selbst war, den Namen Athelstan erhielt, waltete nun in den ihm zugestandenen Landschaften als ein abhängiger Fürst, und gewöhnte sein Volk an ein ruhigeres Leben und an die Einrichtungen fortgeschrittener Cultur. Daß Alfred Dänen und Engländer als in gleicher bürgerlicher Stellung betrachtet wissen wollte, bezeugt seine Verordnung, welche für beide Völker dasselbe Wehrgeld feststellte.

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Daseyn und Freiheit gesichert. Um das Begonnene zu befördern, verwendete er die Zeit des Friedens zur Befestigung und Wiedererbauung der zerstörten Städte, ja zur Errichtung einer Flotte, mit der die Seeräuber geschreckt werden könnten. Sein Scharfsinn gab ihm mehrere zweckmäßige Verbesserungen bei der Einrichtung der Schiffe an die Hand. Seine neuen Fahrzeuge hatten sechzig Ruder und darüber, waren noch einmal so groß, schneller und schwankten weniger als die frühern. Hundert und zwanzig derselben lagen stets gerüstet in den Häfen des Reichs zur Wehr und Wacht, und waren so verständig vertheilt, daß es den herumschweifenden Geschwadern der Dänen schwer ward, sich dem Gestade ungestraft zu nähern, oder es mit Beute beladen zu verlassen. An den Plätzen, die am geeignetsten waren, die Landung des Feindes zu verhindern, oder seine Fortschritte zu erschweren, wurden Festen gebaut, und man zählte gegen das Ende der Regierung Alfred's mehr als funfzig solcher Schlösser. Um durch das Aufgebot zur Heeresfolge dem Ackerbau nicht zu viele Hände zu entziehen, wurde die freie waffenfähige Bevölkerung in zwei Classen getheilt, welche sich im Kriegsdienste ablös'ten.

Aber eine neue Erschütterung stand seinem Throne noch bevor. Eine ungeheure Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüstet hatten, setzte unter ihrem Anführer Hastings auf drei hundert und dreißig Schiffen über den Canal, und landete an der Küste von Kent (893). Auf eine so starke Anzahl war Alfred nicht gefaßt. Zum Unglück war nun auch Athelstan (Guthrum) gestorben, und die Dänen aus Ostangeln und Northumberland standen alle wieder auf. Schwer war der Kampf gegen zwei solche Feinde, aber nach dreijährigen Anstrengungen hatte Alfred doch wieder obgesiegt, und die neuangekommenen Normänner erhielten entweder Niederlassungen bei ihren Landsleuten in Ostangeln und Northumberland, oder kehrten nach Frankreich zurück.

Sechs und funfzig Treffen rechnete Alfred in Allem, in denen er

persönlich mitgefochten. Und solch ein Krieger vertauschte doch so gern das Schwert mit dem Scepter, und zeigte sich in der Sorge für das Innere nicht weniger thätig und trefflich. Die Verwaltung war in dem langen Zeitraume der Dänischen Verheerungen beinah gänzlich verfallen, der Geist des Ungehorsams und der Gewalt hatte die Oberhand gewonnen. Alfred's Anordnungen für die Wiederherstellung der Rechtspflege waren eben so zweckmäßig als wirksam. Wichtige Fälle untersuchte er selbst, und bald lernte man seine Gerechtigkeitsliebe kennen und fürchten. Der bestochene oder böswillige Richter mußte dieselbe Strafe leiden, die er ungerechter Weise ausgesprochen hatte; weder Geburt noch Ansehen, noch Freunde vermochten ihn zu retten. Diese Strenge hatte die wohlthätigsten Folgen, und um die große Sicherheit, welche an die Stelle des frühern ordnungslosen Zustandes getreten war, anschaulich zu machen, pflegte man späterhin zu sagen, daß, wenn der Wanderer seine Tasche voll Geld auf dem Wege verloren hätte, er dieselbe nach einem Monate unberührt auf derselben Stelle gefunden haben würde.

Mit gleichem Eifer sorgte Alfred für die Verbreitung höherer Bildung. Die Wissenschaften hatten im achten Jahrhundert, im Verhältniß zu anderen Ländern, in England geblüht; während desselben lebte Beda, ein Muster jener Zeit an Gelehrsamkeit, von dem wir noch eine sehr schätzbare Kirchengeschichte seines Volkes besitzen. Aus solcher Schule ging auch Alcuin hervor, der an Karl's des Großen Hofe glänzte, und die Liebe für gelehrte Kenntniß dorthin verpflanzte. Aber in den Stürmen der folgenden Jahre war dies Alles untergegangen. Alfred griff auch hier auf das thätigste ein, und ging seinen Unterthanen mit dem besten Beispiele voran. Seine Vorliebe für wissenschaftliche Bemühungen trieb ihn selbst noch im sechs und dreißigsten Jahre den Beginn zur Erlernung der Lateinischen Sprache zu machen. Um unter den Geschäften der Regierung hinreichende Zeit für die Studien zu behalten, bestimmte er die Anwendung seiner Stunden auf das pünktlichste. Er theilte seine Zeit in drei gleiche Theile, die er aus Mangel an einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Ein Drittel des Tages und der Nacht war dem Essen, dem Schlaf und der Pflege des Körpers, das andere den Geschäften, und das dritte gelehrten Arbeiten und dem Gebet gewidmet. Zu einer Zeit, wo im südlichen England, nachdem die Dänen alle Klöster zerstört, die Bibliotheken verbrannt und die Geistlichen niedergehauen hatten, kaum ein Mönch zu finden war, der sein Brevier verstand, faßte der König sel-

der Schriften ab, zu erneuter Heranbildung seines Volks. Er sammelte, wie Karl der Große, die altsächsischen Volkslieder, dichtete selbst ähnliche Erzählungen, bearbeitete die berühmten Bücher des Boethius (oben S. 15.) von den Trostgründen der Philosophie, und übersetzte den Aesop, die Kirchengeschichte des Beda und die Uebersicht der Weltgeschichte, welche der Spanische Presbyter Orosius im fünften Jahrhundert zur Rechtfertigung des Christenthums wider die Heiden geschrieben hatte, ins Angelsächsische. Dem letztern Werke fügte er geographische Nachrichten über die Germanischen und Slavischen Völker bei. Nächstdem war er auf die Errichtung von Schulen (unter welchen besonders die zu Oxford genannt wird) bedacht. Er wollte, daß die Kinder eines jeden freien Mannes ohne Unterschied lesen und schreiben lernen, und daß die zu höherer Stellung Bestimmten außerdem noch in der Lateinischen Sprache unterrichtet werden sollten. Ausgezeichnete Gelehrte lud er an seinen Hof, und beschenkte sie mit großer Freigebigkeit. Zu denen, mit welchen er freundschaftlich verkehrte, gehört auch der von uns oben (S. 205.) schon erwähnte Johannes Erigena. Auch kunstreiche Handwerker und Kaufleute zog er durch große Vergünstigungen ins Land, und fleißige Colonisten aller Art waren ihm als Bevölkerer der durch so lange Kriege verödeten Provinzen willkommen. Den sechsten Theil aller seiner Einkünfte setzte er zu neuen Bauten aus, und beschäftigte dadurch einen Theil seiner Unterthanen, während er den andern an die Bedürfnisse cultivirter Völker gewöhnte. Selbst die feineren Lebensgenüsse des Süden wurden ihm von seinen Schiffern zugeführt, so daß dieser König in jedem Betracht als der wahrhafte Bildner seines Volkes erscheint.

Aus den Gesetzen seiner Vorgänger, Aethelbert's von Kent (s. oben S. 54.), Offa's von Mercia und Ina's von Westsachsen, sammelte Alfred das Vorzüglichste, und brachte es nach einer neuen Ueberarbeitung in ein Ganzes. Fälschlich wird ihm auch die Eintheilung von ganz England in Grafschaften und Hundreden zugeschrieben, die schon seit der Ansiedlung der Sachsen bestanden hatte, und jetzt nur, nachdem die wilden Kriege so Vieles zerstört und aufgelös't hatten, durch Alfred wieder erneuert und zu strengerer Ordnung zurückgeführt ward, wie er überhaupt für die Wiederherstellung der erschütterten Angelsächsischen Verfassung sorgte. Die Verfassung ruhte auf der Grundlage der alten Germanischen, und hatte sich weit weniger von ihr entfernt, als die in anderen von den Deutschen eroberten Ländern gebildeten, da

die Angelsachsen sich in die vorgefundenen Römischen Elemente gar nicht hineingelebt, sondern sie ganz zerstört hatten. Die Masse des Volkes bildeten die freien ansässigen Kriegsleute, Ceorle genannt; aus welcher sich die Gefährten des Königs als bevorzugte Stände erhoben hatten. Zwar sicherte den Kindern keine Erblichkeit die Ehrenstelle des Vaters, indeß verlieh ihnen doch der auf sie übergehende Ruf und der Name einen gewissen Vorrang. Die am höchsten stehenden Gefolgsleute, aus denen der König auch die Hofämter besetzte, sind die Earle. Ihr Name, zusammengezogen aus Ealdor, der Aeltere, ist übertragen von den friedlichen Vorstehern der Marken der patriarchalen Zeit des Germanischen Lebens. Nach dem Könige haben diese das höchste Wehrgeld. Die übrigen Gefährten werden mit dem Namen der Thegene oder Than. bezeichnet. Auch sie rühmen sich eines sechsfach so hohen Wehrgeldes, als das des gemeinen Freien betrug. Geringeren Ansehens so wie geringerer Composition genossen die Thane, welche nicht unmittelbar dem Könige zur Treue verpflichtet waren, sondern im Dienste eines anderen reichen und edlen Herrn standen. Unzweideutige Spuren beweisen, daß auch ein aus dem Dienstgefolge hervorgehendes Vasallenverhältniß*) Statt fand, so wie denn z. B. die Würde des Thanes überhaupt als mit einem gewissen Landbesitz verknüpft erscheint**), ja es traten sogar in den späteren Zeiten alle freie Männer, welche ein solches Maß Grundeigenthums erworben hatten, dadurch von selbst in die Rechte und das Wehrgeld dieser höher gestellten Klasse. Auch die gemeinen Freien sind noch nicht der unterste Stand; ihre Güter bauten, zum Theil mit bestimmten, gewöhnlich sehr harten Leistungen beschwerte gutshörige Leute. Es waren die alten Einwohner des Landes, die unterworfenen Briten. In vollkommener Knechtschaft befanden sich die Nachkommen der Römischen Sklaven, Kriegsgefangene von den Wallisern und anderen Feinden.

*) Ob das Lehnssystem in England schon vor der Normannischen Eroberung vorhanden gewesen sey, oder nicht, darüber sind die Englischen Geschichtsforscher getheilter Meinung. Zu der erstern Ansicht neigt sich unter Andern Lingard hin (Geschichte von England, Deutsch von Salis, Bd. I. S. 389.). Vergl. Philipp's Geschichte des Angelsächsischen Rechts, S. 137. Meint man die durch fortschreitende Cultur und größere Mannichfaltigkeit der Verhältnisse bei landbauenden und kriegerischen Völkern sich bestimmter entwickelnde Verknüpfung von Häuptern und Mannen, auf der Basis des Grundeigenthums, so ist das Lehnswesen ohne Zweifel auch hier zu finden; meint man hingegen die ausgebildete, zur Grundlage der ganzen bürgerlichen Ordnung gewordene, alle andere Verhältnisse in sich aufnehmende Feudalverfassung, so war diese eben so gewiß nicht vorhanden.

**) Lappenberg, Geschichte von England, Theil I. S. 570.

Verbindungen der einzelnen, in der Mark zusammenwohnenden, Freien zu gemeinsamen Berathungen und zur Handhabung der Rechtspflege, nach aufsteigender Ordnung in immer größeren Kreisen, bildeten eine feste und sichere Grundlage der bürgerlichen Ordnung. Der kleinste dieser Kreise war die Zehnde, eine Gemeinde von zehn freien Hausvätern. Diese waren, wie ursprünglich die Freien aller Germanischen Völker (oben S. 32.) berechtigt und befugt, in den sie zunächst betreffenden Rechtsstreitigkeiten unter dem Vorsitze des Zehndhauptes, das Urtheil zu sprechen. Jeder Freie mußte einer solchen Zehnde angehören. Die Glieder derselben standen in einer so engen gegenseitigen Verbindung, daß sie jederzeit Alle für Einen und Einer für Alle verantwortlich gemacht wurden. Entzog sich einer von ihnen dem Gerichte, so wurde den neun übrigen ein Monat Frist gegeben, um den Flüchtling ausfindig zu machen; kam er dann nicht zum Vorschein, und sie konnten den Beweis nicht führen, ihm zu seiner Flucht nicht behülflich gewesen zu seyn, so mußten sie die Geldbuße für sein Verbrechen erlegen, wenn sein zurückgelassenes Vermögen dazu nicht hinreichte.

Zehn Zehnden bildeten eine Hundrede. Das Gericht derselben versammelte sich in der Regel einmal in jedem Monate, und entschied Zwistigkeiten zwischen den Gliedern einzelner Zehnden. Aus den Gliedern der Hundrede wurde häufig eine Anzahl, gewöhnlich zwölf Männer, ausgewählt, um in einem vorliegenden Falle das Urtheil zu sprechen; ganz ähnlich den Schöffen in den Fränkisch-Germanischen Ländern. Einmal im Jahre fand eine außerordentliche Zusammenkunft der Hundrede Statt, bei der jeder freie Grundbesitzer gegenwärtig seyn mußte. Noch höher stand das Grafschaftsgericht, wo Angelegenheiten und Gerechtsame der Kirche, so wie die Rechtsstreitigkeiten und Geschäfte der Mitglieder verschiedener Hundrede verhandelt, und alle wichtigere Händel, die vor die niederen Gerichte nicht gebracht, oder von diesen nicht geschlichtet worden waren, entschieden wurden. Den Vorsitz in diesen Grafschaftsgerichten, welche zwei Mal im Jahre, zu Anfang des Mai und des October, gehalten wurden, hatte neben dem Bischofe der Alderman (Aeltermann), welcher im Kriege und Frieden der oberste Beamte der Grafschaft war. Zuweilen stand ein Alderman mehreren Grafschaften vor. Die Aldermänner wurden vom Könige ernannt; doch entzog dieser in den späteren Zeiten der Angelsächsischen Herrschaft dem tüchtigen Sohne nicht leicht das Amt des Vaters. Zu Alfred's Zeit war indeß ihre Würde noch nicht einmal lebenslänglich.

Es ist klar, wie gleichförmig mit den Germanischen Verfassungen auf dem Festlande die Angelsächsische gebildet ist. Die Stellung des Alderman, den der König wie alle Beamte aus seinen Gefolgsleuten wählt, ist ganz die des Fränkischen Grafen. Seine Einkünfte bestanden hier und dort in den ihm für die Amtsleistung bestimmt zugewiesenen Ländereien, außerdem erhielt er das Drittel von den Strafgeldern, Zöllen und sonstigen königlichen Einkünften seines Bezirks. Ebenso ist der Vorsteher der Hundrede Hundredes Ealdor, dem Centenar der Franken, das Haupt der Zehn Tienheoſod genannt, dem Decan völlig gleich zu setzen. Wie es dem Alderman nicht zusteht, über wichtige Angelegenheiten der Grafschaft auf seine Hand zu entscheiden, sondern in solchen Dingen die Versammlung der angesehensten Leute des Gaues befragt werden mußte, so berief auch der König einige Mal jährlich einen Rath, welcher Witenagemot oder die Versammlung der weisen Männer (Witan) hieß, um in denselben Sachen, welche die allgemeine Wohlfahrt betrafen, zu verhandeln. Es waren die vornehmsten Geistlichen und Laien, welche hier zusammenkamen, doch schienen auch Thane und andere Freie durch Gegenwart und Stimme berechtigt gewesen zu seyn, auf den sie angehenden Beschluß einzuwirken. Wie die Reichstage war auch der Witenagemot an die Stelle der alten vollen Volksversammlung getreten. Die gesetzgebende Gewalt war demnach auch hier eine überwiegend aristokratische. Die kleineren Landbesitzer waren mit dem unschätzbaren Rechte, in ihren eigenen Angelegenheiten Recht zu sprechen, zufrieden. Auch ist bei allen Völkern, die in einfachen Verhältnissen leben, nach der Bemerkung eines großen Geschichtschreibers *) die richterliche Gewalt von weit höherer Wichtigkeit, als die gesetzgebende.

Alfred, der so viel Herrliches vollbracht, verließ die Welt schon in einem Alter von noch nicht zwei und funfzig Jahren, deren größten Theil er sogar unter unaufhörlichen Anfällen einer schmerzhaften Krankheit, welche der Kunst und Erfahrung der Sächsischen Aerzte spottete, verlebt hatte. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit Karl dem Großen verglichen, und ihn selbst den Großen genannt.

---

*) **Hume history of England, V. I. p. 281. Ed. Basil.**

28. Alfred's Nachfolger bis auf die Normannische Eroberung.
(901—1066.)

Alfred hatte von seiner Gemahlin Alswitha, der Tochter eines Grafen von Mercia, drei Söhne und drei Töchter. Von jenen folgte ihm Eduard I., ein tapferer Krieger; aber ein Vetter, Ethelwald, erhob Streit über den Besitz der Krone und der Kampf dauerte fort, bis Ethelwald in einer Schlacht blieb. Hierauf gaben ihm die in Northumberland und Ostangeln wieder aufgestandenen Dänen neue Arbeit. Aber Eduard erwehrte sich ihrer männlich, und schreckte sogar die Schotten. Er starb 924.

Ihm folgte Athelstan, sein ihm an Kriegskunde und Tapferkeit ähnlicher Sohn (924—940), aus unechter Ehe, der schon als Knabe des großen Alfred Liebling gewesen war. Er unterwarf die Dänen in Northumberland und Ostangeln, und da der einst abgetretene Theil Mercia's schon von seinem Vater wieder in unmittelbaren Besitz genommen war, so war er der erste König, welcher alle die von den verschiedenen Sächsischen Stämmen eroberten und bevölkerten Länder im vollen Sinne des Worts unter seine Herrschaft brachte. Daß Athelstan auch den König von Schottland *), den er mit seinen Verbündeten, den Dänen, in einer großen Schlacht bei Brunanburg besiegte, zur Lehnsabhängigkeit gebracht, wird von Englischen Geschichtschreibern eben so beharrlich behauptet, als von Schottischen geläugnet. König Athelstan war schon auf die Erweiterung des Seehandels bedacht, und gab das merkwürdige Gesetz, daß jeder Kaufmann, der drei lange Seereisen auf eigene Kosten gemacht, zum Than erhoben werden solle. König Heinrich der Vogelsteller begehrte eine von Athelstan's Schwestern für seinen Sohn Otto zur Ehe. Athelstan schickte ihm zwei derselben, damit Otto wählen könnte. Dieser führte Editha heim, welche ihm den Ludolf (s. o. S. 226.) gebar; und die andere wurde die Gemahlin eines Vasallen.

Nach seinem Hintritt folgte Athelstan's jüngerer Bruder Edmund (940—946). Die Dänen in Northumberland, Ostanglien und Mercia, welche des vorigen Herrschers siegreiches Schwert im Zaume ge-

*) Die frühere Geschichte Schottland's ist völlig dunkel und voll Fabeln. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein König der Schotten, Kenneth II., im neunten Jahrhundert die Picten völlig unterworfen, und so das Königreich Schottland begründet habe.

halten hatte, benutzten den Uebergang der Regierung in schwächere Hände zu einem neuen Aufstand. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Könige, sein Ansehen in diesen Gegenden wieder herzustellen. Nicht lange stand Edmund an der Spitze seines Volkes, eine auffallende Gewaltthat endete sein Leben. Er feierte eben ein Fest in Glocester, als Leolf, ein landkundiger Räuber, den er verwiesen, die Frechheit hatte, an seinem Hofe zu erscheinen und sich an die offene Tafel des Königs zu setzen. Zornig zückte der Fürst beim Anblick des Verbannten den Dolch, aber jener kam ihm zuvor, und Edmund fiel, tödtlich verwundet.

Edred, sein Bruder, folgte (946—955), obgleich Söhne vorhanden waren; eine in jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Erscheinung. Auch die Engländer gingen, wie die Deutschen, nicht gern von der alten Familie ab, aber nur wehrhafte Männer sollten Stab und Schwert des Herrschers führen. Bei Edred's Krönung leisteten die Fürsten von Wales und von Cumberland und Malcolm, König von Schottland, den Lehnseid, und ihm gelang es auch endlich, Northumberland völlig zu unterwerfen.

Die Angelsächsische Geistlichkeit hatte bisher wenig unmittelbaren Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Lebens geäußert. Zum Theil lag dies darin, daß sie, meist dem Volke selbst angehörig, diesem nicht durchgängig durch eine fremdartige und höhere Bildung entrückt war. So war die Mehrzahl ihrer Mitglieder namentlich auch dem Nationallaster des Trunkes sehr ergeben. Die langwierigen verwüstenden Kriege wirkten noch schädlicher auf den sittlichen Zustand, so daß selbst die angesehensten Geistlichen, wie z. B. einmal der Erzbischof von York, sich mit den heidnischen Normannen verbinden konnten. Hier eine strengere Ordnung und Disciplin wieder einzuführen, unternahm ein kühner und geistreicher Mönch, Dunstan. Er hatte sich ganz dem strengen Klosterleben gewidmet, und bald so großen Ruf erworben, daß ihn schon König Edmund als Abt an die Spitze des berühmtesten Klosters in England, Glastonbury, in dessen Schule Dunstan selbst gebildet worden war, stellte, und Edred vertraute seiner Obhut sogar die königlichen Schätze, die der fromme Vorsteher zum Theil mit der Beistimmung des Königs zur Anlage neuer Klostergebäude verwendete. Sein Ansehn bei Hofe war sehr bedeutend. In Verbindung mit mehreren der ersten Geistlichen des Reichs, namentlich des Erzbischofs Odo

von Canterbury, war er nun zuerst für die Reformation des Mönchswesens in England durch Einführung der Benedictinischen Regel thätig.

Solcher stilleren Beschäftigung entriß ihn ein Vorfall bei der Krönung Edwy's (955—959), Edmund's Sohn und Edred's Nachfolger. Dieser, ein feuriger Jüngling, sechszehn oder achtzehn Jahr alt, war in heftiger Liebe zu einer Frau vornehmen Standes, Elgiva, entbrannt. Nach Einigen war sie seine Beischläferin, nach Anderen seine Gemahlin, die von den Geistlichen nur mit jenem Namen bezeichnet worden wäre, weil Edwy die Ehe mit ihr, der nahen Verwandten, wider das Verbot der Kirche eingegangen sey. Am Krönungstage entfernte sich Edwy plötzlich vom Mahle und begab sich zu Elgiva. Die Thane beleidigte diese Verachtung ihres Festgelages; die Geistlichen empörte, daß der König nicht einmal an einem solchen Tage die von der Kirche verdammte Leidenschaft zurückdrängen wollte oder konnte. Auf des Erzbischof's Odo Vorschlag wurden der Bischof Kinsey und der Abt Dunstan gesandt, ihn zurückzuholen. Sie fanden ihn mit seinem Weibe tändelnd und nicht geneigt, zu den Bechern zurückzukehren. Da ergriff Dunstan mit Eifer den Jüngling bei der Hand und führte ihn in den Saal zurück. Edwy zürnte über die rasche That und gab, überhaupt durch des Mönches Strenge vielfach in seinen Genüssen wie in der freien Führung der Staatsgeschäfte beschränkt, um so leichter den Einflüsterungen einer dem Dunstan feindlichen Partei unter den Geistlichen Gehör. Er forderte sämmtliche der Abtei von Glastonbury übergebene königliche Schätze zurück, und Dunstan zog es vor, der Erfüllung dieses Befehls durch die Flucht aus dem Lande zu entgehen. Aber die Lebensweise des Königs machte ihn beim Volke verhaßt. Würdige Männer wurden gekränkt und verfolgt, übermüthige Günstlinge auf jede Weise geschützt und gefördert *). Mercia und Northumbrien standen gegen ihn auf, wählten seinen Bruder Edgar zum Herrscher und nöthigten Edwy zu einem Vertrage, vermöge dessen er auf das Land südwärts von der Themse beschränkt blieb. Und so schwach war des Königs Herrschaft und Ansehen auch in diesen Gegenden, daß der Erzbischof Odo von Canterbury es wagen durfte, ihm Elgiva zu entreißen Mit einem glühenden Eisen ließ er die Schönheit ihres Gesichts grausam entstellen, und sie dann nach Irland wegführen. Sie kehrte zurück.

*) Fast in allen neueren Darstellungen erscheint Edwy im Lichte fleckenloser Unschuld, durchaus wider die Quellen. S. Schlosser, Weltgeschichte Bd. II. Th. 2. S. 59 fg.

fiel aber den Leuten des Erzbischofs in die Hände, welche ihr mit wilder Grausamkeit die Sehnen an den Knien durchschnitten, woran die Unglückliche nach einigen Tagen unter großen Qualen endete. Auch Edwy starb bald darauf zu Glocester, ungewiß ob ebenfalls eines gewaltsamen Todes, und nun fiel das ganze Reich an Edgar, welcher Dunstan schon vorher ehrenvoll zurückgerufen hatte.

Unter Edgar's Regierung (959—975) vollendete der jetzt zum Erzbischof von Canterbury erhobene Dunstan, der Heilige (denn nach seinem Tode ward er canonisirt), ein Mann, dem man trotz seiner Herrschsucht, Frömmigkeit und Einsicht nicht absprechen kann, das früher begonnene Werk. Die Abteien und Klöster erhoben sich größer und prächtiger als je; wo es irgend möglich war, wurden Mönche an die Stelle der Weltgeistlichen gesetzt. Dunstan ging noch weiter. Der ganze Klerus sollte den verderblichen Berührungen mit der Welt entzogen werden, und eine dem strengeren Mönchsleben annähernde Einrichtung erhalten. Zu diesem Zwecke berief er im Jahre 969 als erster Bischof des Reiches (Canterbury war der Sitz des heiligen Augustinus (o. S. 55.) gewesen) ein großes Concilium, auf welchem unter seiner Autorität beschlossen wurde, daß alle Bischöfe, Presbyter, Diaconen und Subdiaconen keusch und ehelos leben, oder ihre Kirchenämter sammt den daran hängenden Einkünften verlieren sollten. König Edgar, überall den Anordnungen des heiligen Mannes gehorsam, ernannte zur Ausführung dieses Decrets zwei Bischöfe, beide Benedictiner, Oswald und Ethelwold, welche dann alle Geistlichen, die sich nicht fügen wollten, gewaltsam austrieben. Ueberall war der Erzbischof bemüht, seinen Stand zum ersten und einflußreichsten des Staates zu machen, doch erwarb er sich auch um die bürgerliche Verwaltung, die fast ganz in seinen Händen war, große Verdienste.

Edgar erhielt den Beinamen des Friedfertigen, weil er die Früchte der Bemühungen seiner Vorgänger, Eduard's, Athelstan's und Edred's genießend, während seiner sechzehnjährigen Regierung nie genöthiget war, das Schwert in einem größeren Kriege gegen den Feind zu ziehen, wenn es gleich nicht an einzelnen Streifzügen fehlte. Eine bedeutende, wohl ausgerüstete Flotte, die alljährlich die Runde um das Reich machte, flößte den Normannischen Häuptlingen Furcht und Achtung ein, so daß sie keine Landung wagten. Das Angelsächsische Reich genoß zur Zeit dieses Königs seines höchsten Glanzes, und stand auf einem höheren Gipfel des Ansehens als es selbst unter Alfred und Athelstan erreicht

hatte. Im Jahre 973 fanden sich zu Chester sämmtliche abhängige Fürsten ein, bereit, die Huldigung zu erneuen. Edgar bestieg ein Boot, und acht Könige, Kenneth III. von Schottland, Malcolm von Cumberland, Maccus, König von Man und den Hebriden, Dunhewall von Strathclyde, Siferth, Jacob und Howel, Könige von Wales, Jukill, König von Westmoreland, ergriffen die Riemen und ruderten den stolzen Herrscher, der sich Kaiser von Albion, König der Angeln, Herr von ganz Britannien und den umliegenden Inseln nannte, auf dem Dee nach dem Kloster des heiligen Johannes. Hier wurden dem Apostel Dankgebete geweiht, und der Zug ging in derselben Weise nach Chester zurück. Merkwürdig ist unter Edgar's Regierung noch die Ausrottung der Wölfe in England. Der König verwandelte nämlich den bisher entrichteten Geldzins der Bewohner von Wales in eine jährliche Lieferung von dreihundert Wolfsköpfen, und dies belebte die Jagd nach diesen Thieren so sehr, daß zuletzt auch nicht ein einziges übrig blieb.

Edgar'n folgte mit Dunstan's Hülfe dessen dreizehnjähriger Sohn Eduard II., der Märtyrer (975—978). Seine Stiefmutter Elfride, die ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone verschaffen wollte, und von der Partei der unzufriedenen Weltgeistlichen unterstützt ward, ließ ihn schon im vierten Jahre meuchlings im Walde ermorden, da er ihr auf einem einsamen Jagdritt einen kindlichen Besuch ablegte. Die unmenschliche That auszusühnen, baute die Mörderin Klöster, und legte sich Bußübungen auf, aber den Abscheu des Volkes konnte sie dadurch nicht mildern, zumal da die durch ihre That herbeigeführte Regierung ihres Sohnes, der damals überdies noch minderjährig war, eine der unglücklichsten in der Englischen Geschichte wurde.

König Ethelred (978—1016) hielt das Scepter mit schwachen Händen, und seine verkehrten Schritte forderten die Feinde des Rechts und der Ordnung auf, im Reiche nach Willkür zu schalten. Dunstan, dessen Einsicht allein diese Zerwürfnisse heilen oder abwehren konnte, zog sich zu großem Nachtheil des Volkes in dieser Zeit ganz von den Staatsgeschäften zurück, um seinen Tod in klösterlicher Stille zu erwarten. Er starb im Jahre 988. Zuerst versuchten neue Seeräuber aus Norwegen und Dänemark wieder einzelne Landungen, und da sie inne wurden, wie sicher dergleichen jetzt zu wagen seyen, kamen sie bald verstärkt zurück. Ethelred, anstatt ihnen kräftig entgegen zu gehen, kaufte den beutelustigen Schaaren auf den Rath des Erzbischofs Siricius von Canterbury (des zweiten Nachfolgers Dun-

stan's) den Frieden mit zehntausend Pfund Silbers ab (991), wovon die natürliche Folge war, daß in kurzem sich alle Seeräuber nach England wandten, um ähnliche Schätze zu gewinnen. Im Innern erhob sich bei der Unthätigkeit des Königs die Gewalt der Großen, und bald sanken durch solche Zustände, wie Einheit und Kraft, so auch Ruhm und Ansehen des Reiches. Als 993 Normannische Fahrzeuge in den Humber einliefen und das Land ringsum verwüstet wurde, verriethen die Englischen Anführer, welche Dänischer Abkunft waren, das Heer, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Im folgenden Jahre segelten Swen, König von Dänemark, und Olav, König von Norwegen, mit vier und neunzig Schiffen die Themse hinauf bis vor London. Ethelred ergriff wieder den Ausweg der Schwäche, und kaufte ihnen abermals den Frieden mit sechzehntausend Pfunden ab, ohne dadurch wahrhaft Frieden und Ruhe zu erlangen. Eine der nächsten Landungen der Dänen kostete bei immer steigenden Forderungen vier und zwanzigtausend Pfund. Ethelred hoffte von diesen Einfällen durch eine Verbindung mit den Französischen Normannen befreit zu werden, und erbat sich deshalb (1001) die Prinzessin Emma, Schwester Richard's II., Herzogs von der Normandie, zur Ehe. Aber ein neuer Vorfall vereitelte die etwa günstigen Folgen dieser Politik. Die Dänischen Heere hatten nämlich trotz der ungeheuren Abkaufssumme, welche ihnen bei dem letzten Einfall gezahlt worden, das Land, in welchem ihnen bis zur Abfahrt friedlicher Aufenthalt zugesichert war, dennoch nicht verlassen, ja es ging das Gerücht, die Räuberschaaren hätten im Sinne, den König und die Ersten des Reiches zu erschlagen, um dann soviel leichter des hauptlosen Volkes Herren zu werden. Da befahl Ethelred an einem Tage (13. November 1002) alle noch in seinen Staaten befindliche Dänen umzubringen, und sein Gebot wurde mit solchem Eifer ausgeführt, daß sogar einer Schwester des Königs von Dänemark, Gunhilda, die an den Alderman Paling verheirathet war, nicht geschont ward*). Die Erschlagenen zu rächen, erschien denn gleich im folgenden Jahre König Swen mit zahlreichen Dänischen Schaaren, verheerte das Land mit Sengen und Morden auf das furchtbarste, und wiederholte dies vier Jahre hinter einander, bis er für eine Bezahlung von

*) Aus Mangel an genauen Nachrichten läßt sich nicht bestimmen, wie weit der grausame Befehl und die Ausführung sich erstreckt haben. In keinem Falle traf er die in Ostangeln, Northumbrien und einem Theile Mercia's schon lange angesiedelten Dänischen Geschlechter.

dreißigtausend Pfunden einen Frieden gewährte, der nicht dauernder war, als die früheren. Der Zustand des Landes war entsetzlich. Häufige Verräthereien und Niederlagen hatten den Muth des Volkes völlig gebrochen und schnell war auf Glanz und Hoheit Elend und Erniedrigung gefolgt. Man glaubte, ein Normann könne es mit zehn Engländern aufnehmen. Die Sitten verwilderten, denn in dem Getümmel eines fortwährenden kriegerischen Zustandes wurde jedes Verbrechen straflos begangen. Was den Einwohnern die Plünderungs- und Zerstörungswuth der Feinde übrig ließ, nahm ihnen die drückende Abgabe, welche Ethelred zur Aufbringung der den Feinden zu steuernden Summen unter dem Namen des Dänengeldes erheben ließ.

An der Spitze einer großen Macht und mit der bestimmten Absicht, das Land zu erobern, kam Swen im Jahre 1013 wieder, so daß den hülflosen Engländern nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen, und Ethelred mit seiner Familie an den Hof seines Schwiegervaters nach Rouen flüchten mußte. Swen betrachtete sich als Herrscher des verlassenen Reiches, und zwang die Thane, ihm den Huldigungseid zu schwören. Aber er starb schon einige Monate nachher (1014), und nun riefen die wieder aufathmenden Engländer ihren König zurück. Kanut, Swen's Sohn, konnte sich gegen den anrückenden Ethelred nicht halten, begab sich auf seine Schiffe und segelte, nachdem er zuvor die Englischen Geiseln bei Sandwich ohne Hände und Nasen ans Land gesetzt hatte, heim nach Dänemark, erschien aber bald von neuem mit ansehnlichen Streitkräften. Edmund, des Königs ältester Sohn (von einer früheren Gemahlin), wollte den Feinden das Heer entgegen führen, allein einer der mächtigsten Großen, Edric, ward zum Verräther an ihm, und ging mit allen seinen Truppen über (1015). Ganz Nordengland unterwarf sich jetzt dem Kanut, und Edmund mußte sich nach London zurückziehen. Hier erwartete ihn, freilich unter traurigen Aussichten, der Thron, da sein Vater endlich 1016 das unrühmliche Leben beschloß. Die Königin Emma floh sogleich mit ihren beiden noch jungen Söhnen, Alfred und Eduard, in den Schutz ihrer Heimath.

Edmund (1016—1017) erwarb sich durch kühne Tapferkeit den Beinamen Eisenseite (Ironside), aber sein Volk von der fremden Herrschaft zu befreien, vermochte er während seiner kurzen Regierung nicht. Trotz unverdrossenen Kampfes und mehrerer Siege waren am Ende die Dänen doch im Vortheil. Der treulose Edric, dem Edmund großmüthig verziehen hatte, verließ ihn abermals in der entscheidenden

Schlacht bei Assington in Essex, und so mußte er Kanut's Friedensbedingungen annehmen. Dieser verlangte Theilung des Reichs, und zwar für sich die Provinzen Mercia, Northumberland und Ostangeln; Edmund sollte die südlichen Grafschaften behalten, aber er starb gleich darauf zu London. Nach einigen Nachrichten wurde er auf Anstiften Edric's ermordet. Nur sechs Monate hatte er seinen Vater überlebt, und jetzt nahm Kanut ganz England in Besitz.

Kanut (1017—1035) war ein trefflicher Mann und einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Man hat ihn den Großen genannt, und er scheint dieses Namens nicht unwürdig. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit waren in ihm vereinigt. Zuerst vertheilte er, um sich dem mächtigen Adel des Reiches, welcher in den Zeiten der Unruhen und Verwirrungen eine ziemlich unabhängige Stellung erworben hatte, für seine Anerkennung dankbar zu erweisen, die wichtigsten Provinzen unter angesehene Geschlechter, und behielt bloß Wessex für sich allein; in der Folge aber benutzte er alle Gelegenheiten sorgfältig, jene Schenkungen wieder einzuziehen, und die unruhigen Großen des Landes zu verweisen. Selbst Hinrichtungen derselben scheute er nicht, nachdem er sich auf dem Thron befestigt sah. Auch den Verräther Edric traf diese Strafe, als er sich seiner Dienste hochfahrend rühmte, und Kanut befürchten mußte, der Treulose werde die gewohnte Falschheit nun wider ihn üben. Sobald aber das Reich beruhigt war, that der König, was in seinen Kräften stand, um die Besiegten mit seiner Herrschaft auszusöhnen. Er übte strenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterschied zwischen Dänen und Engländern, schickte einen großen Theil der Ersteren wieder in ihr Vaterland zurück, gab den Angelsächsischen Gesetzen neues Ansehen, und versuchte die beiden an Sprache und Sitten ähnlichen Völker in jeder Weise einander zu nähern und den bestehenden Nationalhaß auszugleichen und zu mildern. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, und Kanut's Herrschaft giebt uns das merkwürdige Beispiel eines Eroberers, welcher von den Eroberten nicht gehaßt, und eines Volkes, welches unter einer fremden Regierung ruhiger und glücklicher lebte, als dies zuletzt unter der seines angestammten Königshauses der Fall gewesen war. Um auch vor den Französischen Normannen sicher zu seyn, warb er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin um Ethelred's Wittwe, die Königin Emma, und erhielt sie. England war sein gewöhnlicher Aufenthalt; doch machte er häufig Züge nach Dänemark, welches ihm nach dem Tode seines

Bruders Harald (1018) gleichfalls zugefallen war. Auch Norwegen unterwarf er seiner Herrschaft. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn ernste Gedanken an die zukünftige Welt. Da baute er Kirchen, beschenkte Klöster und Geistliche, stiftete Seelenmessen für die im Kriege gegen ihn Gefallenen, und unternahm sogar eine Wallfahrt nach Rom (oben S. 254.), wo er sich ziemlich lange aufhielt. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor seinem Tode (1031), war gegen Malcolm II., König von Schottland, und Duncan von Cumberland gerichtet, die er zwang, seine Oberhoheit anzuerkennen. Von seinem Privatleben ist uns nichts überliefert. Die oft erzählte Anekdote, wie er, um die Schmeichler, welche seine Allgewalt priesen, zu beschämen, sich zur Zeit der Fluth an das Meeresufer gesetzt, und den Wellen geboten, seine Füße nicht zu berühren, zeugt von einem echt alterthümlichen, ehrwürdigen Sinne.

Kanut's Körper verblieb dem Lande, welches er vor seinen andren Staaten am meisten geliebt hatte, und ruht in der Sächsischen Königsgruft im alten Münster zu Winchester. Sein mächtiges Reich zerfiel bald, und England, über ein Jahrhundert lang der unterliegende Angriffspunkt der Normannen und Dänen, dann nur auf kürzere Zeit von diesen Feinden frei, um ihnen am Ende ganz in die Hände zu fallen, hat doch zehn Jahre nach Kanut's Tode in merkwürdigem Glückswechsel keinen Dänen mehr gesehen. Dennoch hat die Dänische Herrschaft für das Bestehen des Angelsächsischen Reiches schlimme Folgen gehabt, durch Zurückdrängung und Ausrottung der ältern Adelsgeschlechter, und das Gelingen einer zweiten Eroberung dieses Landes vorbereitet.

Von Kanut's drei Söhnen erbte Swen Norwegen, und Hardikanut d. i. Kanut der Harte, welchen Emma geboren, sollte Dänemark und England erhalten. Aber in der Besitznahme des letzten kam ihm sein dritter Bruder, Harald, zuvor. Der Ausbruch eines Bürgerkrieges schien nahe, da wurde ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen London mit dem nördlichen Theile des Königreichs Harald gelassen, und die Grafschaften auf dem rechten Themseufer dem in Dänemark abwesenden Hardikanut zugewiesen wurden, für welchen seine Mutter Emma die Regierung führen sollte. Harald, seinem Vater höchst unähnlich, ließ die Engländer das volle Gewicht tyrannischer Fremdherrschaft fühlen. Seine Grausamkeit wuchs durch die Ungewißheit des Thronbesitzes. Außer Hardikanut, der jetzt noch durch den Tod seines

Bruders Swen und den Abfall der Norweger beschäftigt war, hatte er die Ansprüche der beiden Söhne Ethelred's, Eduard und Alfred, zu fürchten. Graf Godwin, der Mächtigste der Gegenpartei, ward von ihm gewonnen. Mit dessen Hülfe lockte er Alfred zu sich, und ließ ihn dann auf dem Wege plötzlich überfallen. Die Diener des jungen Fürsten wurden mit wilder, unmenschlicher Grausamkeit geblendet, verstümmelt, oder unter Martern getödtet, Alfred selbst seiner Augen beraubt, und in ein Kloster gebracht, wo er bald nachher starb. Emma und Eduard flohen, und Harald blieb im alleinigen Besitz von England, starb aber schon nach einigen Jahren (1039).

Eingeladen von dem Witenagemote kam nun sein Bruder Hardikanut (1039—1041) zur Uebernahme der Herrschaft. Erbittert auf Harald ließ er dessen Leichnam aus der Gruft reißen, enthaupten, und in die Themse werfen, ja als er erfuhr, daß er aufgefunden und wieder begraben sey, gab er denselben Befehl zum zweiten Mal. Zur Freude der Engländer, welchen er durch Erpressungen verhaßt wurde, lebte auch er nur kurze Zeit, und die Dänische Herrschaft auf der Insel hatte ihr Ende erreicht.

Denn gleich nach seinem Tode (er starb kinderlos) eilten die Engländer, Ethelred's jüngsten Sohn, Eduard III., wieder einzusetzen. Seine Regierung war ein ängstliches Schwanken zwischen Muth und Furcht. Der übermächtige Graf Godwin, der den Mord seines Bruders befördert hatte, ihm selbst aber durch sein bedeutendes Ansehen zum Throne behülflich gewesen war, mußte geschont werden, so gefährlich er auch war, denn in seinen und seiner beiden Söhne, Sweno und Harold, Händen befand sich eine große Anzahl Grafschaften, ja Eduard hatte sogar zum Zeichen der Aussöhnung Godwin's Tochter Editha geheirathet. Allein er entzog sich dem ehelichen Umgange mit ihr von vorn herein und erwarb sich dadurch bei dem Volke den Ruf eines Heiligen und den Beinamen des Bekenners.

Indeß hatte Eduard gleich zu Anfang eine besondere Vorliebe für das Land blicken lassen, in welchem er seine Jugend verlebt hatte. Sein Hof bot denselben Anblick wie der zu Rouen; Sprache und Sitten der Normandie wurden in London nachgeahmt, und der junge Französische Adel war jederzeit willkommen. Normannische Günstlinge umgaben den König, und hieraus erwuchs bei den Godwins und ihrer Partei, welche die vaterländischen Interessen vertretend, sich dem Einflusse der Fremden widersetzte, ein so heftiger Unmuth, daß sie zuletzt

sogar zu den Waffen griffen, aber geschlagen und verbannt wurden. Doch erschienen sie bald wieder mit einer mächtigen Flotte, die Ausländer am Hofe mußten sich durch schleunige Flucht retten, und die Godwins nöthigten den König zu einem Vergleiche, vermöge dessen sie in ihre Grafschaften wieder eingesetzt wurden. Godwin starb zwar bald darauf (1053), aber sein Tod änderte nichts, denn er hinterließ in seinem Sohne Harold (der älteste, Sweno, war ebenfalls schon gestorben) einen Nachfolger, der mit dem Ehrgeiz des Vaters einen noch weit höhern Grad von Klugheit und Mannskraft vereinigte, und sich von den väterlichen Würden keine entreißen ließ. Er war Statthalter von Wessex, Sussex, Kent und Essex, und in der That mächtiger als der König, auch wegen seines gewinnenden Wesens sehr beliebt. Hierauf baute er Hoffnungen, nach dem Tode des kinderlosen Eduard den Thron zu besteigen, weil Edgar, ein Enkel Edmund's Ironside, der einzige noch übrige Sprößling des alten Sächsischen Königsstammes, wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit auf keinen Anhang rechnen konnte. Dagegen hatte er einen furchtbaren Mitbewerber an dem Herzog Wilhelm von der Normandie, dem unehelichen Sohne Herzog Robert's, eines Neffen der Königin Emma. Ja als Graf Harold einmal von einem Sturme an die Französische Küste geworfen, und nach dem Strandrecht jener Zeit gefangen vor Wilhelm geführt worden war, hatte dieser die Gelegenheit benutzt, und Harold vor seiner Freilassung zum Eide in Gegenwart einer Versammlung der Normannischen Großen genöthiget, daß er die Nachfolge des Herzogs auf dem Englischen Thron befördern wolle. Eduard starb endlich am 5. Januar 1066, fünf und sechzig Jahr alt*). Was er über die Erbfolge festgesetzt hatte, ist ungewiß.

Graf Harold nahm ohne Zögern den königlichen Titel an, und die Engländer, deren Liebe und Vertrauen er sich durch tapfere Thaten und fortgesetztes edles Bezeigen erworben hatte, waren ihm, dem selbst seine Gegner Kraft und Tüchtigkeit zur Regierung nie abgesprochen haben, wohlgeneigt. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich den Tag nach Eduard's Tode. Aber Herzog Wilhelm hatte nicht sobald Nach-

*) Der einzige auswärtige Krieg, welcher unter diesem Fürsten geführt wurde, war der zur Unterstützung Malcolm's, als dieser seine Rechte auf Schottland geltend machen wollte. Malcolm's III. Vater, König Duncan, war 1039 von Macbeth erschlagen worden, dessen Unthaten durch Shakspeare's Dichtung ein unsterbliches Andenken erhalten haben. Malcolm stürzte mit Englischer Hülfe den Anmaßer (1054) und bestieg den väterlichen Thron.

richt erhalten, als er ihn an seinen Schwur erinnerte, und den Eidbruch furchtbar zu rächen drohte. Vergebens entgegnete Harold, jenes Gelöbniß sey ihm abgedrungen worden, er trage die Krone mit der Zustimmung des ganzen Englischen Volks, und werde ihr nur mit dem Leben zugleich entsagen. Wilhelm, an der Spitze eines Volks, das damals den Ruhm des tapfersten auf der Welt hatte, rüstete sich mit Anstrengung aller Kräfte zu einer Landung in England. Es waren nicht seine Mannen allein, die mit ihm dieses Wagstück vollbringen wollten. In dieser Zeit, wo das Ritterthum zu erblühen begann, und ein kühner Geist der Abenteuer durch Europa ging, strömte der Adel der benachbarten Länder zu seinen Fahnen, um unter einem solchen Führer Ehre und Ruhm zu erkämpfen. Howel, Herzog von Bretagne, schickte ihm seinen ältesten Sohn Alain Fergant mit fünftausend Mann; König Heinrich IV. von Deutschland erlaubte seinen Vasallen, der Unternehmung beizuwohnen, und wenn gleich der Französische Hof sie nicht hätte begünstigen sollen, so ertheilte doch der Graf von Flandern, Wilhelm's Schwiegervater, der über den minderjährigen König Philipp I. die Vormundschaft führte, mehreren Französischen Großen dieselbe Erlaubniß. So brachte Wilhelm ein Heer, dessen Stärke auf funfzigtausend Krieger angegeben wird, und zur Ueberschiffung desselben siebenhundert, nach Anderen sogar dreitausend, Fahrzeuge zusammen. Auch Papst Alexander II. war ein wirksamer Bundesgenosse. Schon lange zürnte dieser dem Sachsenkönige, weil die Godwins einst bei der Verdrängung der Normannischen Partei auch die Französischen Geistlichen und sogar den Erzbischof von Canterbury, Robert, der vorher Mönch zu Jumieges gewesen war, übers Meer gejagt hatten, und Harold auch später dessen Wiedereinsetzung verweigerte. Jetzt that er alle die, welche der Unternehmung des Herzogs Hindernisse entgegenstellen würden, in den Bann, und schickte ihm ein geweihtes Banner, so wie einen Ring mit einem Haar des heiligen Petrus.

Den ersten Angriff auf England that Tostig, Harold's jüngerer Bruder, der vormals wegen seiner Bedrückung der Northumbrier aus dem Lande vertrieben worden war, und nun Rache nehmen und einen Theil des Landes oder das Ganze für sich erobern wollte. Mit einigen Schiffen, die er zusammengebracht hatte, stieß er zu seinem Bundesgenossen, dem Könige Harald Hardrade von Norwegen, der dreihundert Segel führte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein, und setzten ihre Mannschaft ans Land, die alsbald eine

gräuliche Verheerung anrichtete. Harold eilte schleunig herbei. In der Nähe von York an der Stamfordbrücke über den Deventer trafen die Heere der Brüder auf einander am 26. September 1066. Hardrade in Kriegsthaten und Abenteuern vielfach versucht, ließ sein großes Banner, Landeyda (Landödung) genannt, aufrichten und sammelte sein Gefolge um dasselbe. Daneben stand in langer Linie das Norwegische Fußvolk, Schild an Schild, die langen Speere weit vorstreckend, das Ende derselben gegen die Erde gestemmt, zur Abwehr gegen die Englischen Reiter. Die Bogenschützen sollten dahin eilen, wo die Gefahr des Angriffs dringender werde. Harold, mit den Seinigen vorgehend, erblickte einen Norwegischen Krieger in hellblauem Mantel und blinkendem Helm auf schwarzem Rosse die feindlichen Reihen hinabeilend. Da stürzte der Gaul und schleuderte den Reiter zur Erde. Wer ist jener Riese dort, der mit dem Pferde zu Boden fiel? fragte der König von England. Und als er hörte, es sey Hardrade von Norwegen selbst, rief er frohlockend seinen Schaaren zu: Wahrlich ein stattlicher Kämpe, aber das Glück ist schon von ihm gewichen. Den Bannern Tostig's nahte zuerst ein kleines Häuflein von zwanzig Englischen Thanen, so wie ihre Rosse ganz in Eisenrüstung gehüllt, und fragte nach dem Führer. Seht ihn hier, entgegnete Tostig, selbst. Harold der König, sprach einer jener Ritter, bietet dir Gruß und Botschaft; ganz Northumbrien will er dem Bruder lassen, des Friedens wegen; ja für seine Freundschaft dünkt ihm ein Drittel England's kein zu hoher Preis *). Und wenn ich einwillige, entgegnete Tostig, was soll Hardrade's, Sigurd's Sohn, Entschädigung seyn? Sieben Schuh von England's Boden oder wieviel sonst seine Länge andre Männer überragt, war die Antwort. „So saget meinem Bruder, daß er zum Kampf sich rüste, denn nimmer soll der Normann erzählen, daß Godwin's Sohn den König in Feindesland verlassen habe." Die Engländer wandten ihre Rosse. Jener Sprecher war Harold selbst gewesen. Die Angriffe der Englischen Reiterei brachen sich zuerst an den Norwegischen Lanzen. Aber der Eifer, die Weichenden zu verfolgen, trennte die enggeschlossene Reihe, und der Fall Hardrade's, den ein Pfeil in die Kehle traf, erschütterte sie. Auch Tostig blieb und nun war die Schlacht für England entschieden. Aber noch lange hielt eines Norwegers Tapferkeit die vorwärts Drin=

*) Lappenberg, Geschichte von England Th. I. S. 537.

genden auf. Er vertheidigte die Brücke, und seine Streitaxt soll vierzig Engländern Tod und Verderben gebracht haben, bis es gelang, ihn vom Flusse her zu erlegen. Großmüthig verstattete Harold dem Sohn Hardrade's, Olav, den Rest des Heeres auf zwanzig Schiffen nach Norwegen heimzuführen.

Aber der Sieger hatte nicht viel Zeit, der Freude nachzuhängen, denn schon lief die Nachricht von der Landung der großen Normannischen Flotte zu Pevensey in Sussex ein. Aus ihr stieg die Blüthe des Normannischen, Niederländischen und Französischen Adels so fröhlich, als wäre der Sieg schon errungen. Der ungestüme Wilhelm stolperte, und fiel beim Aussteigen aus dem Schiffe, aber schnell gefaßt, verhütete er jede schlimme Deutung dieses Zufalls durch den lauten Ruf: „so nehme ich Besitz von diesem Lande!" Harold's Bruder, Gurth, ein trefflicher Mann, gab den klugen Rath, eine Schlacht zu vermeiden, und den Feind durch Zaudern und Hungern zu ermüden, allein den König drängte es zur Entscheidung. Das Einzige, was er in Betracht seines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog eine große Summe bot, wenn er ohne Blutvergießen umkehren wolle. Aber Wilhelm verwarf den Antrag mit Verachtung, und verlangte dagegen, daß Harold entweder das Königreich ihm abtreten, oder die Entscheidung ihrer Sache dem Papste überlassen, oder mit ihm im Zweikampfe darum streiten solle. Harold erwiederte: der Gott der Schlachten werde bald Schiedsrichter aller Streitigkeiten seyn.

So bereiteten sich denn beide Heere zu dem verhängnißvollen Kampfe. Es war nur achtzehn Tage nach Harold's Siege bei Stamfordbridge. Am Morgen begeisterte Wilhelm seine Krieger durch eine feurige Rede, in der er ihnen die Wichtigkeit des Treffens und glücklicher Entscheidung lebhaft vor Augen stellte. Das Lied vom tapfern Roland singend gingen die Normannen in drei Linien geordnet auf die Feinde los, und ein fürchterliches Gemetzel begann. Einen ganzen Tag lang vertheidigten sich die Engländer, welche in eine dichte keilförmige Schlachtordnung zusammengedrängt, die Hügel des Feldes besetzt hielten, heldenmüthig gegen die im Ganzen weit besser berittenen und bewaffneten Normannen, bis endlich am Abend König Harold von einem Pfeil getroffen neben des Reiches Banner niedersank, nachdem auch seine Brüder Leofwin und Gurth an derselben Stelle gefallen waren. Da ermattete allmählig der Kampf, und die Nacht machte

vollends dem blutigen Schauspiel ein Ende. Auf Seiten der Normannen allein waren funfzehntausend gefallen. Wilhelm waren drei Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Das war die berühmte Schlacht bei Hastings (14. Oct. 1066), die den Herzog von der Normandie, seitdem Wilhelm der Eroberer genannt, auf den Englischen Thron erhob, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch heut besitzen.

---

27. Wilhelm der Eroberer
(1066—1087.)

Wilhelm von der Normandie war durch rühmliche Eigenschaften zum Herrscher eines großen Reiches berufen. In ihm bewunderte man unbeugsame Festigkeit in der Durchsetzung des kühnsten Willens, unermüdliche Thätigkeit, welche jedes Mittel ergriff, wenn es nur zum Ziele führte und eine die Verhältnisse schnell durchschauende Klugheit. Schon als Jüngling hatte er sein Herzogthum mit überraschender Kraft aus großer Verwirrung gerissen, in die es während seiner Minderjährigkeit gerathen war, und den Französischen Hof gezwungen, die darauf gebauten Entwürfe fallen zu lassen; doch entwickelten sich seine Eigenschaften erst völlig in der Unternehmung auf England.

Der Sieg bei Hastings verbreitete Bestürzung über das ganze Englische Volk. Es fehlte nicht an Vaterlandsliebe, nicht an Kraft, nur an einem Manne, der Ansehen und Muth genug hatte, die Unentschlossenen zu vereinigen. Zwei mächtige Grafen flohen zwar nebst dem Erzbischof Stigand von Canterbury nach London, und riefen daselbst Edgar zum König aus. Allein dieser Edgar war ein Jüngling ohne festen Willen und Entschiedenheit, und während seine Rathgeber mit Angst und Ungewißheit kämpften, that Wilhelm lauter sichere und rasche Schritte. Er machte sich zum Herrn von Dover, dem festesten Ort der ganzen Gegend, um den Rücken frei zu haben, und da die Stadt sich bald ergab, ließ er sogar den Bürgern, welche durch den zuchtlosen Uebermuth seiner Krieger ihre Häuser verloren hatten, den Schaden ersetzen. Darauf unterwarf sich die ganze Grafschaft Kent; London zögerte. Wie in Dover Milde, so zeigte er hier Strenge und ließ Feuer in die Vorstadt Southwark werfen, worauf der junge Edgar selbst nebst einigen der vornehmsten Edelleute, Bischöfe und

Einwohner von London ihm nach Berkhamstead entgegengingen, sich unterwarfen, und ihm die Krone anboten. Er heuchelte eine Zeitlang Uneigennützigkeit, gab vor, es bedürfe dazu erst einer allgemeinen Einwilligung und einer lauten Erklärung des Englischen Volks und viele Provinzen beharrten ja noch im Widerstande, allein Aimar von Aquitanien, sein kluger und tapferer Kriegsgefährte, rieth, die Bescheidenheit nicht all zu weit zu treiben, und so geschah denn die Krönung am 26. December 1066 in der Westminsterabtei zu London, unter dem Schutze der ganzen bewaffneten Macht der Normannen. Nicht der erste Prälat des Reichs, Stigand von Canterbury, dem Wilhelm nicht traute, sondern der Erzbischof Alfred von York mußte sie verrichten. Nach einer kurzen Rede fragte dieser die Engländer und der Bischof von Coutánce die Normannen, ob es ihr Wille sey, den Herzog Wilhelm als König anzunehmen. Ein lauter Zuruf bejahte es. Hierauf leistete der König den gewöhnlichen Krönungseid, daß er die Kirche beschützen, Gerechtigkeit handhaben und Gewaltthätigkeit unterdrücken wolle, und nun ward die Salbung und Krönung vollzogen.

Zunächst begab er sich nach Barking in Essex, wo sich die Englischen Thane der nördlichen Provinzen bei ihm einfanden, und ihm die Huldigung leisteten. Die nächsten Maßregeln waren von der Klugheit vorgeschrieben. Von Harold's ansehnlichem Schatze, dessen er sich bemächtigt hatte, bestritt er eine Menge nöthiger Ausgaben beschenkte seine Truppen, und machte sich die Geistlichkeit geneigt. Dem Papst übersandte er Harold's Fahne nebst ansehnlichen Geschenken. Auf dem Schlachtfelde bei Hastings ward ein Kloster erbaut. Die mächtigen Grafen des Reiches, wie jetzt die ehemaligen Aldermänner durchgängig heißen, wurden zunächst in ihren Würden und Besitzungen bestätigt, Edgar erhielt ein ansehnliches Grundeigenthum. Die Bürger von London wurden mit neuen Vorrechten bedacht. Doch zog der König Güter und Vermögen aller derer ein, welche auf Harold's Seite gestritten; und überhaupt hätten die Engländer diesen milderen und freundlichen Anfang nur dann als Pfand der ungestörten Fortdauer ihres bürgerlichen Zustandes betrachten können, wenn des neuen Königs Sinn ihnen wirklich geneigt gewesen, wenn nicht alles nur in der Absicht geschehen wäre, zunächst den Besitz des Reiches zu sichern, und wenn die Tausende fremder Ritter und Krieger gefehlt hätten, deren Ansprüche Wilhelm weder zurückweisen konnte noch wollte. Diese Normannen, die dem König das Reich erobert hatten, und da-

für mit Würden und Besitzungen verschwenderisch belohnt worden waren, ließen die Eingebornen dies Uebergewicht schwer empfinden, und ihre Anmaßungen wurden besonders empörend, als Wilhelm schon im nächsten Frühling eine Reise nach der Normandie machte. Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die unzähligen Mißhandlungen dieser Fremden zu ertragen, standen erst hier und da einzelne Gemeinden, dann ganze Landschaften auf. Der König kehrte schnell genug zurück, um die Empörungen mit Waffengewalt zu dämpfen, allein die Folge war nicht eine heilsame Beschränkung der Normannen, sondern eine härtere Bedrückung der unglücklichen Sachsen, die er als ein störrisches, feindseliges Volk betrachtete, dem das Gelüste nach Freiheit ausgetrieben werden müsse. Bei jedem neuen Aufstande (und die Empörungen dauerten während seiner ganzen Regierung fort) schritt Wilhelm zu grausameren Maßregeln, durch welche er seinen Namen geschändet hat. In Northumberland, wo der Widerstand am stärksten gewesen war, wurde eine Strecke von zwölf (Deutschen) Meilen angebauten Landes zur Wüste gemacht, die Häuser in Asche gelegt, das Vieh weggetrieben, und die Einwohner (man rechnet gegen hunderttausend) dem Hungertode oder dem Erstarren in den Wäldern Preis gegeben *).

Die Sachsen wurden allmählig immer tiefer heruntergedrückt, immer mehr verdrängt. Alle wichtige und einträgliche Aemter kamen in die Hände der Normannen, und, durch fortdauernde Einziehung der Güter Derer, welche an den Aufständen Theil genommen hatten, oder durch willkürliche Beraubungen, auch beinah der ganze Grund und Boden des Königreichs. Die Familien, welche sich unter der Angelsächsischen Dynastie durch Reichthum und Ansehn ausgezeichnet hatten, verschwanden, viele kamen in den Empörungen um, andere erbettelten ihr Brot in der Verbannung, oder schmachteten im Gefängniß; das leidlichste Loos fiel Denen, welche als Untervasallen der Sieger einen Theil ihrer Besitzungen behalten durften. Sie bewahrten wenigstens damit auch die persönliche Freiheit. Alle kleinere Angelsächsische Besitzer aber wurden, mit wenigen Ausnahmen, Gutshörige oder wenigstens sehr stark belastete Hintersassen des Adels. Diese große

*) Edgar floh zum Könige Malcolm von Schottland, der aber nach vergeblicher Unterstützung der Englischen Rebellen, von Wilhelm genöthigt ward, sich ihm zu unterwerfen, und Edgar mußte abermals Aussöhnung mit dem Manne suchen, der ihm die Krone geraubt hatte.

Umwälzung in dem Besitzstande war mit der Einführung der vollständigen und durchgreifenden Lehnsverfassung verbunden. Die Normannischen Grafen und Barone, denen die bedeutenden Güter zugefallen waren, besaßen sie vom Könige als Lehen, auf welchen die Verpflichtung zum Kriegsdienst haftete, und vergaben wiederum einen Theil derselben als Rittergüter. Um aber die großen Vasallen dadurch nicht zu einer so unabhängigen Macht gelangen zu lassen, wie auf dem festen Lande, befahl Wilhelm weislich, daß alle Afterlehnsträger auch ihm huldigen und den Eid der Treue schwören mußten. Außer den bei gewissen Gelegenheiten zu entrichtenden Steuern mußten von den Baronen (unter welcher Benennung man alle unmittelbare Vasallen begreift) zuweilen beträchtliche Geschenke dargebracht werden. Während der Minderjährigkeit der Vasallen zog der Lehnsherr ihre Einkünfte, und ohne die Einwilligung desselben, welche nur durch eine ansehnliche Summe zu erkaufen stand, durften sich Weiber, welche ein Lehen erbten, nicht verheirathen. Dieses so vollständig ausgebildete Feudalsystem griff nothwendig, wenn auch Manches aus der alten Verfassung daneben stehen blieb, tief in alle Verhältnisse des Lebens ein, und übte auf den Geist des Volkes den mächtigsten Einfluß, zumal da auch sein eigenthümliches Besitzthum, seine Sprache, eine große Veränderung erlitt. Denn da die Französische Zunge die der Vornehmen und Angesehenen, überhaupt der herrschenden Kaste war, da sie in den niederen Gerichtshöfen zum Theil, und in dem königlichen ganz herrschte, und in den Schulen auf ausdrücklichen Befehl Wilhelm's gelehrt ward, so erfuhr die Landessprache durch sie allmählig eine gänzliche Umgestaltung und ward zu einem Gemisch aus dem Französischen und Englischen, zu einer zwischen den Neulateinischen und rein Germanischen Sprachen in der Mitte stehenden Mundart, aus der das heutige Englisch erwuchs.

Die Bischöfe und Aebte wurden eben so der Heeresfolge unterworfen, wie die Laien, und die Englischen Prälaten mußten ihre hohen Würden so gut an die Ausländer abtreten, als die weltlichen Herren. Doch nahm Wilhelm hier auch auf die Bedürfnisse der Kirche Rücksicht, indem er Männer von Geist und Talent an ihre Spitze stellte. So wurde Lanfrancus aus Pavia, an Gelehrsamkeit und Scharfsinn einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, an des abgesetzten Stigand Stelle, zum Erzbischof von Canterbury befördert. Alle kirchliche Beschlüsse, sowol des Papstes als der einheimischen

Synoden, mußten erst dem König zur Bestätigung vorgelegt werden, und kein Normannischer Vasall durfte mit einer Kirchenstrafe belegt werden ohne königliche Einwilligung. Dagegen befreite Wilhelm die Geistlichen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit. Als Gregor VII. den Lehnseid und die Erneuerung des Peterspfennigs, einer dem Römischen Stuhle früher gezahlten Abgabe, verlangte, schrieb Wilhelm zurück, das Geld solle als herkömmlich entrichtet werden, Huldigung aber werde er nie leisten, weil er sie weder versprochen habe, noch finde, daß sie jemals von seinen Vorgängern den Vorgängern des Papstes geleistet worden sey. Er verbot sogar den Englischen Bischöfen, einer von diesem Papste ausgeschriebenen Kirchenversammlung beizuwohnen.

Außer den Aufständen der Engländer hatte Wilhelm auch Empörungen seiner Normannischen Barone, ja seines ältesten Sohnes, Robert, zu bekämpfen. Diesem hatte der König die Abtretung der Normandie verheißen, da der junge Fürst aber herangewachsen war, weigerte sich sein Vater, die Zusage zu erfüllen. Darüber erhob Robert in der Normandie Aufruhr (1073). Der König nahm zu diesem Kriege nicht seine Normannen, sondern weislich ein Heer von Engländern über das Meer mit, und trieb den Sohn aus dem Lande. Fünf Jahre zog dieser umher, bis er sich in das Schloß Gerberoy, in der Landschaft Beauvoisis, warf. Als ihn Wilhelm hier belagerte (1078), endete ein seltsames Ereigniß diese Fehde. Bei einem Ausfalle gerieth Robert mit seinem eigenen Vater in einen Zweikampf. Beide waren durch die heruntergelassenen Visiere unkenntlich, und Beide fochten tapfer, bis endlich der Sohn den Vater am Arm verwundete und vom Pferde warf. An des Gefallenen Hülferuf erkannte der Sieger bestürzt die Stimme seines Vaters. Reuevoll sprang nun auch der Sohn vom Roß, bat um Verzeihung, und half dem heftig Erzürnten auf sein eigenes Pferd. Der König hob die Belagerung auf, und ging nach der Normandie, wo durch der Mutter Vermittelung eine Versöhnung zu Stande kam.

In den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Wilhelm besonders mit inneren Einrichtungen. Unter andern ließ er nach Alfred's Beispiel das berühmte Domesdaybook, ein großes statistisches Register aller liegenden Gründe des Königreichs sammt ihren Besitzern oder Inhabern, ihrem Werth, ihrer Bevölkerung, Weide, Forst, Viehzucht rc., aufnehmen, das noch vorhanden ist. Es fanden sich

700 Baronien und 60215 Ritterlehen (Knight-fees) im Lande. Da Wilhelm über die Lehenvertheilung ganz nach Willkür schaltete, so war er vorsichtig genug, nicht Alles wegzugeben, sondern vierzehnhundert Höfe in den verschiedenen Provinzen von England für sich zu behalten; und da er außer dem Ertrage derselben ansehnliche Steuern erheben ließ, so waren seine Einkünfte so beträchtlich, daß er unbedenklich der reichste Monarch seiner Zeit genannt werden konnte. Auch eignete er sich die ausgedehntesten Jagdfreiheiten zu. Er besaß acht und sechzig Forste. Außerdem legte er bei Winchester, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, einen ganz neuen Wald von sechs Meilen Länge an, dem zu Gefallen alle innerhalb dieses Bezirks liegenden Häuser, selbst Kirchen und Klöster, ohne Weiteres niedergerissen wurden. Zugleich erschienen tyrannische Gesetze gegen den Wilddiebstahl. Auf die Erlegung eines Hasen in den königlichen Forsten stand die Strafe der Blendung, zu einer Zeit, wo der Mord eines Menschen mit einer Geldsumme gebüßt werden konnte.

In seinem letzten Lebensjahre unternahm Wilhelm noch einen Kriegszug gegen Philipp I., König von Frankreich, von dem er sich theils durch häufige Einfälle Französischer Vasallen in die Normandie, theils durch eine Spötterei beleidigt fühlte. Seine übermäßige Dicke und eine ihm zugestoßene Krankheit hatten nämlich Philipp zu dem Einfall veranlaßt, daß sein Bruder von England lange im Wochenbett verweile. Worauf Wilhelm erbittert, mit Anspielung auf die Sitte der Wöchnerinnen, sagte, er wolle seinen Kirchengang in Frankreich mit zehntausend Lanzen statt der Kerzen halten. Er eroberte die Stadt Mantes an der Seine und ließ sie in Flammen auflodern. Als er über die Schutthaufen jagte, stürzte sein Pferd und warf ihn mit seinem schweren Leibe so heftig auf den Sattelknopf, daß er sogleich umkehren mußte, und an den Folgen dieser Quetschung in einem Kloster bei Rouen starb (9. September 1087). Er hatte ein Alter von drei und sechzig Jahren erreicht. Auf seinem Sterbebette schmerzten ihn die harten Maßregeln, die er gegen das gute Englische Volk genommen, und er versuchte, durch Vermächtnisse an die Kirchen sein Gewissen zu erleichtern. Seine Staaten theilte er unter seine beiden älteren Söhne, Robert und Wilhelm, so, daß jener die Französischen, dieser die Englischen erhielt.

80. Skandinavien.

Jene Nordischen Völker, deren Einfälle und Niederlassungen in den Hauptreichen Europa's so viele neue Verhältnisse und Bildungen hervorriefen, lebten in ihrer Heimath (den heutigen Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden) ursprünglich ganz nach der Weise ihrer Stammverwandten, der in Deutschland hausenden Germanen. Ihre Verfassung war von derselben Art: sie kannten wie diese den Ackerbau und die Kunst Metalle zu bearbeiten. Auch die ihnen eigenthümliche Buchstabenschrift, Runenschrift genannt, zeugt für eine Stufe geistiger Cultur, welche man bei rohen Völkern nicht findet. Die Runen dienten zu Inschriften auf den Gedächtnißsteinen der Verstorbenen, zur Aufzeichnung von Liedern, und dem Aberglauben zu einem geheimnißvollen magischen Gebrauche. Das Land dieser Völker war noch weit rauher und weniger ergiebig, als das alte Germanien, aber wie der kalte Himmelsstrich und das Leben unter Felsen, Klippen und Schnee ihre Körper stählten, so gedieh dort auch der allen Gefahren trotzende Muth und kühner Unternehmungsgeist. Wie in Deutschland Viele den heimathlichen Sitz aufgaben und im Gefolge des Herzogs über Rhein und Alpen zogen, so bestiegen hier unter denselben Verhältnissen die nach Krieg und Beute dürstenden Männer leicht gezimmerte, kleine Schiffe, und vertrauten dem Glücke, ihrem Schwerte und ihrem tapfern Führer. Ihre Schwimmkunst, worin sie sich besonders auszeichneten, flößte ihnen bei diesen kühnen Zügen fast größere Zuversicht ein, als die Bretter, von denen sie getragen wurden.

Erst um die Zeit, wo diese Fahrten der Normannen die Küsten der Fränkischen Reiche beunruhigen und die Karolinger zittern machen, verbreitet sich einiges Licht über die Länder, von welchen sie ausgingen. Bis dahin ruht Dunkel auf ihnen, und so Vieles auch von früheren Zeiten aufgezeichnet ist, so hoch auch die Namen der Könige hinaufsteigen, so wenig ist dies doch für die beurkundete Geschichte brauchbar, da es nur auf Tradition und Sage beruht. Ihre Sagen knüpfen sich an die merkwürdige und eigenthümliche Mythologie der Nordischen Völker an, deren Kunde in alten Liedern zu uns herübergeklungen ist. Mannichfache Göttergestalten treten hier hervor, doch weiset sie in der Vorstellung von einem die Welt und die Götter überdauernden Allvater auf reinere religiöse Anschauungen hin; in ihren Heldensagen ist eine historische Grundlage unverkennbar, aber wie in allen

Mythen äußerst schwer von der Hülle zu sondern. Der Mittelpunkt aller dieser Sagen ist Odin, der von den Ufern des Don nach dem Norden wanderte, und Ackerbau, Götterdienst, Tempelbau, Kriegskunst, Dichtkunst und die Runenschrift mitgebracht haben soll. Odin erscheint aber auch als oberster Gott, als Stammvater der Götter und Menschen, gemäß der alten Vorstellung, daß die Götter selbst die ersten Könige und Priester waren. Die zwölf Asen sind Odin's Götterrath, aber mit ihm zugleich die ersten Richter und Gesetzgeber auf Erden. Ihre Wohnung ist Asgard in Godheim d. i. in der Götterwelt, über der Mitte der Erde gelegen, wo sie in goldenen und silbernen Palästen wohnen. Und die Götter bauten eine Brücke von Asgard nach Midgard, der Mitte der Erde, von ihnen Bifröst, von den Menschen Regenbogen genannt; der mittlere rothe Streif desselben aber ist brennend Feuer, damit kein Feind den Herrschern nahen möge. Auf dieser Brücke stiegen sie hinab und schufen aus der Erle und Esche die ersten Menschen, Mann und Weib, und Midgard wurde Manheim, das Reich der Menschen. Da war wol eine schöne und glückliche Zeit, als die Götter unten alles ordneten und oben in Asgard selbst ihre Kräfte spielend übten und froh waren ihrer Gewalt. Aber die Riesen, die ungeheuren Mächte der Natur, welche Odin besiegt und nach Jotunheim ans Ende der Welt, von Midgard durch die tiefe See getrennt, vertrieben hatte, ruhten nicht. Es kamen von ihrem Geschlechte drei Jungfrauen in die Götterburg, der Friede wurde gebrochen, und der lange Kampf der Götter mit den Riesen beginnt, der bis ans Ende dauert. Und als die Götter von der Erde wichen, setzten die von ihnen stammenden Heldengeschlechter auch hier diesen Krieg fort. Doch im Lauf der Zeiten vergessen diese ihrer Abstammung und kämpfen in Verwirrung auch unter einander selbst. Die aber streitend fallen auf Erden, ruft Odin zu sich nach seinem Palast in Asgard, in die Walhalle, die Halle der Erschlagenen, deren Boden mit Speeren getäfelt, deren Wände mit Schildern bedeckt sind. Und Morgens ziehen sie, die Einherier, hinaus und kämpfen schrecklich aber unblutig mit einander. Dann kehren sie fröhlich heim zum Gelage, wo ihnen liebliche Mädchen, Valkyren genannt, die Trinkhörner reichen. Die aber thatlos und feige starben, sitzen in den Klüften von Helheim stumm, unthätig und leiden Hunger. Am Ende aber kämpft Odin mit den Asen und Einheriern und dem ganzen Reich des Lichtes, Muspelheim genannt, gegen die entfesselten Kräfte der

Riesen und das Reich der Nacht, Nifelheim. Und die Götter fallen alle, die Sonne wird schwarz, die Sterne sinken herunter, und die Welt verbrennt. Aber aus den Wellen des Meeres erhebt sich eine neue grünende Erde, der Wohnsitz des neuen, ohne Sorge und Arbeit lebenden Geschlechts.

Das Zeitalter Odin's, als historischer Person, wird so verschieden angegeben, daß neuere Forscher zu der Annahme von drei bis vier durch Jahrhunderte von einander getrennten Odinen gekommen sind, während Andere, aber wol mit Unrecht, das historische Daseyn eines Odin überhaupt in Zweifel ziehen. Weiter erzählt die Sage, daß Skiold, ein Sohn Odin's, zu Lethra auf Seeland als Oberkönig über viele kleine Könige geherrscht habe, und nach ihm seine Abkömmlinge, die Skioldunger. Nach einer langen Reihe dieser Herrscher soll das Ganze zerfallen seyn, bis Iwar Widfadmi (im siebenten Jahrhundert) es wieder vereinigte, der auch Schweden unterwarf. Einer seiner Nachfolger (im achten oder neunten Jahrhundert) war Ragnar Lodbrok, dessen mit vielen wunderbaren Umständen durchwebte Geschichte noch halb der Dichtung angehört. Bei einem Einfalle in England ward er gefangen, und der Sage nach in einen schauerlichen Thurm geworfen, voller Schlangen und böser Gewürme, unter deren Bissen er sein Leben endete. In seinem Namen hat später ein begeisterter Skalde (so hießen die Skandinavischen Dichter) ein Sterbelied gesungen, voll Nordischer Furchtlosigkeit und Todesverachtung. Nach ihm ward das Reich wieder getheilt, bis Gorm der Alte, der von 855 bis 936 regiert haben soll, den Staatsverein von Dänemark dauernd befestigte.

Das Christenthum kam zuerst zu Ludwig's des Frommen Zeit nach Dänemark. Der Mann, der von Begeisterung getrieben und vom Glauben gestärkt, es wagte, dieses schwierige Missionsgeschäft zu übernehmen, hieß Anschar. Ihm fehlte zwar die feurige, durchgreifende Kraft des Bonifacius, dafür wirkte er durch stillere, ausharrendere und unermüdliche Liebe *). Der Kaiser errichtete damals zu Hamburg das später nach Bremen verlegte Erzbisthum für den Norden (oben S. 200.), und Anschar wurde der erste Erzbischof daselbst. Aber das Christenthum konnte gegen das tiefgewurzelte Heidenthum zur Zeit noch keinen festen Fuß fassen; die Könige sahen in der

*) Neander, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums, Bd. III. H. 2. S. 125.

Einführung der neuen Religion immer zugleich Abhängigkeit vom Deutschen Reiche, und widerstrebten lange. Wie Karl der Große das Evangelium mit den Waffen zu den Sachsen trug, so zogen die Deutschen Könige im zehnten Jahrhundert das Schwert, um es unter den Dänen zu verbreiten (S. 221. und 224). Noch jener Swen, der Ethelred vom Englischen Throne stieß, war ein eifriger Feind des Christenthums, aber die Eroberung England's trug viel dazu bei, die Dänen milder zu machen und mit der Südeuropäischen Bildung zu befreunden. Mit Kanut dem Großen (S. 325.) war der Sieg des Christenthums in Dänemark entschieden. Kanut's Sohn, Hardikanut, war der letzte Skioldunger. Nach ihm war das Reich eine kurze Zeit mit Norwegen verbunden, bis Swen Estritson, ein Schwestersohn Kanut's des Großen, Dänemark wieder als ein abgesondertes Reich erhielt (1047), und Stifter einer neuen Dynastie ward.

Auch in Schweden schließen sich die Sagen an Odin an, dessen Enkel Yngwe den heidnischen Haupttempel der Nation zu Upsala erbaut, und Stifter eines Stammes dort sitzender Oberkönige, der Ynglinger, geworden seyn soll. Diese Ynglinger seyen von Iwar Vidfadmi vertrieben, bis Biörn Jernside, ein Sohn des Ragnar Lodbrok, Schweden wieder als ein eigenthümliches Reich erhalten habe. Auch in Schweden's Geschichte wird es erst mit den Versuchen, das Christenthum dorthin zu verpflanzen, heller. Wir treffen hier den unermüdlichen Anschar wieder, doch machte die Lehre des Evangeliums auch in Schweden äußerst langsame Schritte. Olav Schooßkönig (so genannt, weil ihm schon als Kind gehuldigt war) nahm, um das Jahr 1000 etwa, die Taufe an, aber das Heidenthum behielt noch immer viele Anhänger. Dieser Olav war der erste, welcher sich König von Schweden nannte, da die Oberkönige bis auf seine Zeit Könige von Upsala geheißen hatten. Mit seinem Sohne und zweiten Nachfolger Edmund dem Alten, welcher gegen das Jahr 1060 starb, erlosch der Stamm Ragnar Lodbrok's, und die Stenkils kamen in Besitz des Throns.

Norwegen war in früheren Zeiten nicht weniger getheilt als die übrigen Nordischen Länder. Was Gorm der Alte für Dänemark, das that für Norwegen, ebenfalls im neunten Jahrhundert, Harald Harfagr (Haarschön). Die meisten Stammhäupter unterwarfen sich, und traten zu Harald in ein Lehnsverhältniß; die ihre Unabhängigkeit höher schätzten als ihre Ruhe, wanderten aus. Harald's Sohn, Hako I. der Gute, war in England erzogen worden, und hatte dort das Chri-

stenthum angenommen. Aber vergebens suchte er es in Norwegen einzuführen; das Volk widerstrebte, ja Hako ward selbst mehrmals gezwungen, an den heidnischen Opfern Theil zu nehmen. Erst Harald's Urenkel, Olav Trygväson (seit 966), drang durch, indem er sich aller Mittel bediente, und nach den Umständen Güte und Gewalt, Verheissungen und Drohungen, Belohnungen und Strafen anwandte.

Der Wanderungstrieb der Normannen nahm nicht bloß im Süden seine Richtung. Auch in den noch rauheren Norden drangen sie vor, entdeckten und bevölkerten sogar (861) das entlegene, eisige Island. Besonders als Harald Harfagr in Norwegen die Macht der Unterkönige brach, wurde Island das Ziel solcher Unzufriedenen, die vermögend genug waren, die Kosten eines so weiten Auszuges zu bestreiten, doch begaben sich nicht Norweger allein, sondern auch Schweden, von Sucht nach Abenteuern Getriebene sowol als politisch Unzufriedene und Verbannte, nach diesen fernen Gestaden. Sie bauten das öde Eiland in kurzer Zeit dergestalt an, daß schon nach sechzig Jahren alles bewohnbare Land besetzt war*). Es entstanden kleine Gemeinwesen, die sich allmählig verbanden. Jährlich wurde eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten, wobei der durch Stimmenmehrheit gewählte Lagmann (Gesetzmann), der höchste Beamte der Isländischen Republik, den Vorsitz führte. Alles wurde nach dem Vorbilde des verlassenen Vaterlandes geordnet. Der Vorfahren Götterlehre, Sagen, Sitten und Sprache waren in die neue Heimath mit gewandert. Häufige öffentliche Versammlungen gehörten zum Leben der Isländer. Nach der Vorzeit Sitte hielt man Bluts-, Gastrechts- und Freundschaftsverbindungen sehr heilig; dies hatte in dem von der Natur so wenig begünstigten Lande, und trotz der Entfernungen der einzelnen Wohnungen, eine Geselligkeit und ein Zusammenleben zur Folge, wodurch ein beständiger Austausch der Kenntnisse und Nachrichten von eigenen und der Vorfahren Erinnerungen befördert wurde. Noch ein volles Jahrhundert nach Island's erstem Anbau herrschte das Heidenthum, dann kam auch hieher das Evangelium, und errang im Laufe des elften Jahrhunderts völlig den Sieg, obschon man den Isländern bei der Einführung des Christenthums noch manches Heidnische nachsehen mußte. Der erste Isländische Bischof, Isleif, wurde 1057 vom Erzbischof Adalbert von Bremen eingesetzt.

*) Von Island aus ward von einem geflüchteten Isländer auch Grönland aufgefunden (983), welche Entdeckung aber nachher wieder verloren ging.

31. Rußland, Polen, Ungern.

Wie sich das Volk der Slaven in verschiedenen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen von den Zeiten der Völkerwanderung an im östlichen Europa immer mehr ausbreitete, ist im vorigen Zeitraum an mehreren Orten erwähnt (S. 77. 114. 148.). Auch am Dnieper und bis zum Ilmensee wohnten Slaven, im Norden von Finnischen Völkerschaften begrenzt. Zu den nördlichen dieser Stämme kamen, eben wie zu den Engländern und den Franken, jene tapfern, unbezwinglichen Seemänner, die Normannen, hier Waräger oder Wäringer genannt. Die Slaven vertrieben sie zwar, aber nach kurzer Zeit trugen sie selbst, durch innere Unruhen bewogen, einem Stamme der Waräger, Russen genannt, die Herrschaft über sich an. „Groß ist unser Land und fruchtbar — so sprach nach einer alten Erzählung eine Gesandtschaft zu den Russen — aber es herrscht keine Ordnung in ihm; so kommt denn, seyd ihr unsere Fürsten, und herrscht über uns!" Da kamen (862) drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, berühmt durch ihr Geschlecht und eigene Großthaten, und wurden die Fürsten des Landes, das nun, so wie das Volk, von ihrem Stamme den Namen erhielt, aber nicht Sprache und Sitte, welche die Herrscher vielmehr, gleich ihren Brüdern in der Normandie, von den Beherrschten annahmen. Rurik, welcher seinen Sitz zu Novgorod genommen, überlebte und beerbte seine Brüder, und wurde der Ahnherr eines Fürstenhauses, das bis 1598 geblüht hat. Während seines Sohnes Igor Minderjährigkeit zog der Vetter und Reichsverweser Oleg 882 von Novgorod aus am Dnieper herab nach Süden, unterwarf sich Alles, und machte Kiew zum Hauptsitz des neuen Warägerreichs. Von da wagte er eine Unternehmung über das Schwarze Meer gegen Constantinopel (907), und trotzte dem schwachen Griechischen Kaiser Leo VI. (886—912) Tribut ab. Auch ein merkwürdiger Vertrag, welcher über den Verkehr beider Völker, der Griechen und Russen, und über die Entscheidung vorkommender Streitfälle Bestimmungen enthielt, wurde bei dieser Gelegenheit geschlossen.

Als Olga, Igor's Gemahlin, nach dessen Tode die Vormundschaft für ihren minderjährigen Sohn Swätoslav führte, begab sie sich, von dem Wunsche, Christin zu werden, ergriffen, nach Constantinopel und ließ sich taufen (955). Das Beispiel blieb lange ohne Nachfolge. Doch Igor's Enkel, Wladimir I., von den Russischen Annalisten der

Große genannt (980—1015), der das Reich durch fortgesetzte Eroberungen ungemein erweiterte, nahm das Christenthum an. Moslemen, Juden und Christen bemühten sich wetteifernd, den mächtigen Fürsten zu ihrem Glauben hinüberzuziehen. Doch von der Religion der Erstern schreckte ihn das Verbot des Weines ab. „Ohne die Lust des Trinkens, sagte er, können wir Russen nicht seyn." Und zu den Juden sprach er, daß Die, welche Gott in seinem Zorne über alle Welt zerstreuet, Andere nicht sollten belehren wollen. So behielt denn die von den Griechen verkündigte Lehre den Vorzug; Wladimir empfing 988 zu Cherson die Taufe, und vermählte sich an demselben Tage mit der Prinzessin Anna, Tochter des Griechischen Kaisers Romanus I. und Schwester der Deutschen Kaiserin Theophania. Wladimir hatte um ihre Hand mit der Drohung angehalten, daß er *sonst* kommen würde und Constantinopel erobern. Als er nach Kiew zurückkehrte, zeigte sich die unbegrenzte Macht eines Russischen Herrschers über sein Volk. Er ließ die Götzenbilder zerstören; Alles jammerte und weinte, aber niemand regte sich. Dann folgte das Gebot, es sollten alle Russen, Herren und Knechte, Arme und Reiche, herbeieilen und sich taufen lassen. Da kam eine zahllose Menge an den Dnieper und stieg, während die Priester die Taufgebete lasen, bis an Brust und Hals in den Fluß, Väter und Mütter mit den Kindern auf den Armen. Denn es müsse doch, dachte das Volk, diese neue Religion etwas Gutes seyn, weil der Fürst und seine Großen sie angenommen. Mit dem Christenthum kamen nun auch die Anfänge der Bildung nach Rußland. Da man aber die neue Lehre aus Constantinopel und nicht aus Rom erhielt, so konnten auch die Päpste dieses Reich nicht mit in den großen Kirchenverein ziehen, der die übrigen Völker Europa's zu einem allgemeinen geistlichen Reiche verband, und das ist neben seiner geringeren geistigen Befähigung ein Hauptgrund gewesen, warum dieses Volk in seiner Entwickelung so lange und so weit nicht nur hinter den Germanischen, was nicht zu verwundern wäre, sondern auch hinter stammverwandten Slavischen Nationen zurückgeblieben ist.

Swätopolk, einer der Söhne Wladimir's, folgte ihm als Großfürst zu Kiew; anderen Söhnen hatte der Vater bereits noch bei seinem Leben die Verwaltung der wichtigsten Städte übertragen. Schon dies gab Gelegenheit zu Bruderzwisten; noch schlimmer aber wurde es, als Swätopolk's Nachfolger, Jaroslaw I., bei seinem Tode (1054)

das Reich unter seine Söhne theilte. Die Monarchie wurde dadurch in einen Bundesstaat verwandelt, in welchem der Großfürst von Kiew vorherrschen sollte. Aber diese Oberherrschaft wurde selten anerkannt. Schwäche nach außen, und im Innern heftige Gährungen, Bruderkriege und stete Fehden unter den einzelnen Fürsten, waren die bösen Folgen der Theilung.

Der Name Polen kommt erst im zehnten Jahrhundert vor. Die älteren Polnischen Geschichtschreiber wissen freilich von früheren Begebenheiten zu erzählen, allein diese sind historisch durchaus nicht beglaubigt. Ein Bauer Piast, den sie um d. J. 840 zum Herzog erhoben werden lassen, muß nur darum genannt werden, weil die späteren Polnischen Fürsten sich, als Abkömmlinge desselben, Piasten nannten. Die gewissere Geschichte beginnt auch hier erst mit dem von Deutschland aus verbreiteten Christenthume. Mjesko oder Mieczislav (964—992), den Ditmar von Merseburg einen Herzog der Polenier nennt, war der erste der Slavischen Fürsten in dem Lande zwischen der Warthe und Weichsel, der sich taufen ließ, und zugleich die Oberhoheit der Deutschen Könige anerkannte. Aber die Abhängigkeit konnte von Deutschland aus, bei der großen Entfernung, nicht wol behauptet werden. Mieczislav's Nachfolger, Boleslav I., Chrobri (der Tapfere), von dem wir oben (S. 239.) schon gehört haben, legte sich zu Anfang des elften Jahrhunderts den Königstitel bei, der aber noch lange nachher nicht anerkannt wurde. Mit diesem Eroberer endete der Ruhm und Glanz Polens auf lange Zeit. Das gemeine Volk finden wir schon damals in eben der harten Leibeigenschaft und dumpfen Erstarrung, wie in weit späteren Zeiten. Eben jener Ditmar sagt von demselben, es müsse Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen, und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Nach diesen Grundsätzen ward denn auch bei ihrer Bekehrung zum Christenthum verfahren. Wer in den Fasten Fleisch aß, dem wurden die Zähne in den Hals geschlagen, „denn, fährt Ditmar fort, das in diesen Ländern erst neuerlich bekannt gewordene göttliche Gesetz wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen auferlegten Bußen." Indeß zeichneten sich die Polen doch vor den Russen durch eine größere Freiheitsliebe aus.

So sehen wir um das Ende des ersten Jahrtausends nach Christus das Evangelium sich über den Norden und Osten Europa's verbreiten, und überall in seinem segensreichen Gefolge die Anfänge der Bildung. Meistens waren es die Deutschen, welche sich um diese Länder so hohe Verdienste erwarben, und wir haben hier noch eines anderen Nachbarvolkes zu erwähnen, dem zur Zeit der Sächsischen Kaiser dieselbe Wohlthat zu Theil ward, des Ungrischen. Diese Ungern, deren Raubzüge und Verheerungen in Deutschland an ihrem Orte erzählt sind, hatten nach den Zeiten Karl's des Großen das Land erobert, welches wir nach ihnen nennen; sie selbst nannten sich, wie ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag, Magyaren; welcher Völkerfamilie sie angehörten, ist troz vieler darüber angestellten Untersuchungen zweifelhaft geblieben *). Nach der großen Niederlage auf dem Lechfelde (oben S. 229.) und einigen vergeblichen Versuchen, ins Herz des Griechischen Kaiserthums zu dringen, zähmte sich der wilde Sinn der Ungern. Ihr Oberherzog Geisa (972—997), vom Arpadischen Herrschergeschlechte, sah, daß solche Niederlagen zur gänzlichen Ausrottung der Nation führen mußten, und überredete daher die Seinen, ihre Raubzüge aufzugeben und die Bedürfnisse des Lebens aus den Erzeugnissen des Bodens zu gewinnen. Auch fühlte er die Nothwendigkeit, sich und sein Volk mit dem mächtigen Deutschen Reiche zu versöhnen, und durch seine Gemahlin, die schöne und männlich starke Sarolta, welche das Christenthum bekannte, war er schon für diesen Glauben gewonnen. So fanden denn Deutsche Bekehrer, von Piligrin, Bischof von Passau, gesandt, Aufnahme und williges Gehör, und Geisa selbst nahm die Taufe an. Schon früher hatten Griechen für die christliche Lehre in Ungern gewirkt, nun aber trug die Lateinische Kirche den Sieg davon, ein Umstand, der auch für die politischen Verhältnisse Ungern's von großer und folgenreicher Bedeutung geworden ist.

Weit größeres Verdienst um die Verbreitung des Christenthums, wie um das Land überhaupt, erwarb sich Geisa's Sohn und Nachfolger Stephan, der Heilige genannt, einer der größten Fürsten, welchen

*) Ehemals war man allgemein der Meinung, daß die Magyaren von den Hunnen abstammten. Nach einer spätern Ansicht sind sie Finnischen, nach einer dritten Türkischen Ursprungs. Neuerlich hat man sie auch von den Parthern abgeleitet. S. Mailath, Geschichte der Magyaren Bd. I. Anhang. S. 51.

die Ungrische Geschichte aufzuweisen hat. Er hatte anfangs Unzufriedenheit und Aufruhr der Großen zu bekämpfen, denen die neue Religion zuwider war, weil sie die Freilassung der Christensklaven von ihnen verlangte. Aber Stephan schlug die Empörer, und entschied dadurch den Sieg des Glaubens und der Cultur über Heidenthum und Barbarei. Seine fest gesicherte Herrschaft schmückte er durch den Glanz des Königstitels, und wurde von Kaiser und Papst in dieser Würde anerkannt. Auch gab er dem Staate eine neue Verfassung, welche mit dem Lehnswesen in anderen Ländern viele Einrichtungen theilte. Mit dem Rathe der Großen und Prälaten des Reiches sollte der König nach den hergebrachten Gewohnheiten die Regierung führen. Das ganze Land war in Grafschaften getheilt, deren Vorsteher in allen gerichtlichen und kriegerischen Angelegenheiten, die Grafen, vom Herrscher ernannt wurden. An der Spitze der ganzen Rechtspflege stand der Palatinus (Pfalzgraf) von Ungern. Den Adel des Landes bildeten die Lehensleute, welchen, wie in den Germanischen und Romanischen Ländern, von den königlichen Besitzungen Güter zur widerruflichen Benutzung gegen Hof- und Kriegsdienste verliehen wurden, und die freiherrlichen Geschlechter, Nachkommen derer, welche als freie Kriegsleute einst in dem Heere gedient hatten, welches Ungern eroberte. Diese besaßen von allen Abgaben freie Stammgüter, welche in der Familie vererbt wurden. Außerdem gab es gemeine Freie, an die Scholle gebundene Hörige und Leibeigene, die verkauft werden durften.

Stephan's Gesetze lassen uns auch einen Blick in den Zustand der Bildung und der geselligen Verhältnisse der Nation thun. Auf Mord mit dem Schwerte stand die Todesstrafe; wenn ein Mann seine Ehefrau erschlug, büßte er es, wenn er dem Grafenstande angehörte, mit funfzig, wenn er ein gemeiner Freier war, mit fünf Kühen, die er den Verwandten der Getödteten als Wehrgeld geben mußte. Die Entführung einer Jungfrau ward, auch wenn sie zurückgeliefert, und die Aeltern sich mit dem Räuber ausgesöhnt hatten, mit fünf bis zehn Kühen gestraft. Diebereien wurden vorzüglich bei Frauen und Knechten geahndet. Jene verloren, wenn sie zum dritten Male ergriffen wurden, ihre Freiheit, diese aber bei dem ersten Male die Nase oder fünf Kühe, bei dem zweiten Male die Ohren, und bei dem dritten Male das Leben. Eine Verläumdung am Hofe von der Art, daß sie zwei Grafen in Zwist bringen konnte oder gebracht hatte, wurde

mit Abschneidung der Zunge; wenn sie zum Nachtheil des Königs geschehen war, mit dem Tode bestraft.

Das Ungrische Staatsrecht hatte keinen größern Mangel, als den einer bestimmten Erbfolgeordnung. Es war bloß festgesetzt, daß dem Arpadischen Geschlechte die Herrschaft gebühre, ohne feste Regel, nach welcher unter den Prinzen des Hauses zu entscheiden sey. Daraus entstand ein unseliges Schwanken zwischen einer Erb- und Wahlmonarchie, daraus gingen nach dem Tode Stephan's des Heiligen (1038) jene Zwistigkeiten hervor, in die Kaiser Heinrich III. eingriff, und deren schon in der Deutschen Geschichte (oben S. 256.) Erwähnung geschehen ist. Die Verwirrung endete erst im Jahre 1077, wo Ladislaus I. der Heilige (gest. 1095) durch einstimmige Wahl aller Großen den Thron bestieg. Er gab Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung, und konnte dann auch kräftiger nach Außen wirken. Ladislaus' Schwester, Helena, die Wittwe des Königs Zvonimir von Kroatien (o. S. 115.), konnte ihr Ansehen gegen die elf Stammhäupter (Supane), unter welche jenes Volk vertheilt war, nicht geltend machen, und suchte deshalb die Hülfe ihres Bruders. Er erschien, unterwarf das Land und ernannte seinen Neffen Almus zum Herzog von Kroatien und Slavonien.

---

82. Spanien.

Die Geschichte der Chalifen oder Könige von Cordova (oben S. 112.) ist so wenig als die der Dynastien in Asien und Africa von Regentenzwistigkeiten, bürgerlichen Unruhen und Empörungen der Statthalter frei, aber mitten unter diesen inneren Kriegen und den äußeren gegen die christlichen Staaten der Halbinsel, bietet sich uns eine überraschend hohe Blüthe dieses Arabischen Reiches dar, aus der wir schließen dürfen, daß jenes Waffengetümmel nicht sehr zerstörend wirkte, und die Betriebsamkeit und Thätigkeit der Nation groß genug gewesen seyn muß, um die Gunst der Natur und des Himmelstrichs in den Zeiten der Ruhe doppelt zu benutzen. Unter der Regierung des Königs Alhakem Almostansir (st. 976), von dem gesagt wird, daß er die Lanzen und Schwerter in Spaten und Pflugscharen verwandelt habe, fand man nach Arabischen Berichten im Reiche: sechs große Städte und Sitze der Militairbezirke, achtzig Städte von starker Bevölkerung, und dreihundert vom dritten Range; die Zahl der Flecken, Dörfer, Schlösser

und Meierhöfe war unermeßlich, der District, welchen der Guadalquivir bewässert, enthielt allein zwölftausend. In Cordova sollen zweimal hunderttausend Häuser, sechshundert Moscheen, funfzig Spitäler, achtzig öffentliche Schulen und neunhundert öffentliche Bäder gezählt worden seyn. Die Staatseinkünfte betrugen jährlich zwölf Millionen Goldstücke, ohne die Abgaben in Früchten und Naturalien. Schwerlich darf man es mit diesen Zahlen genau nehmen, so viel aber auch in den Angaben übertrieben seyn mag, der große Wohlstand und glänzende Reichthum des Staats in jeder äußern Beziehung, läßt sich nicht verkennen. Die Bergwerke wurden eifrig betrieben, der Ackerbau war im höchsten Flor, der Boden ward mit sehr großer Einsicht bewirthschaftet, die Vornehmsten beschäftigten sich eigenhändig mit dem Gartenbau. Viele unter dem Volke ergriff die alte Neigung ihrer Väter, mit weidenden Heerden von einer Landschaft zur andern zu ziehen, und das Wanderleben zu führen, welches man bis auf den heutigen Tag bei den Spanischen Hirten antrifft oder doch noch bis vor wenigen Jahren fand *). Nicht weniger blühten Handwerk und Gewerbe, technische Fertigkeit jeder Art, Fabriken und Handel. Künste und Wissenschaften wurden geachtet und erfreuten sich eifriger Pflege, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf das christliche Europa. Wie das zehnte Jahrhundert aber die höchste Erscheinung dieser Blüthe ist, so begann auch mit dem Ende desselben der sichtliche Verfall. Kraftlose Regenten bestiegen den Thron, oberste Staatsbeamte erhielten alle Macht, die Empörungen und Gewaltthaten häuften sich, bis 1038 die Dynastie der Omijaden erlosch und das Reich fast in so viele einzelne Herrschaften zerfiel, als es bedeutende Städte zählte.

Dieser Herrschaft der Araber oder Mauren, wie sie hier hießen, stand eine zweite auf der Halbinsel gegenüber, die christliche. Aber die Anfänge der sich neu bildenden christlichen Staaten sind dunkel. Der Anführer jener Gothen, die sich, um den Moslemen zu entgehen, in die Gebirge des Nordens zurückgezogen hatten (oben S. 111.), wird Pelayo (Pelagius) genannt. Nach und nach breiteten sich die Christen aus, und nahmen den Arabern Gallicien und alles Land bis an den Duero. Dies Königreich hieß Asturien oder Oviedo, in welche Stadt König Alfons II. 792 die Residenz verlegte. In der Folge, als Ordogno II. Leon zum Herrschersitze machte (914), gab diese Stadt

*) Conde Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, Bd. I. S. 484. der Deutschen Uebersetzung.

dem Reiche den Namen. Daneben bestand eine Grafschaft Burgos oder Castilien, späterhin zum Königreich erhoben; und aus den Eroberungen Karl's des Großen in Spanien, die Spanische Mark genannt, waren zwei unabhängige Herrschaften hervorgegangen: das Königreich Navarra und die Grafschaft Barcelona (Catalonien). Zu diesem kam im elften Jahrhunderte (1084) noch durch die Theilung der Länder des Königs Sancho des Großen von Navarra ein neues Königreich, das von Aragon (Aragonien), wogegen aber kurz vorher Leon mit Castilien vereinigt worden war. Alle diese Staaten waren in beständigen Kämpfen mit den Mauren verwickelt, das Kriegsglück schwankte in den unzähligen Treffen, die sie einander lieferten, aber die früherhin erschlaffte Kraft der romanisirten Gothen war in diesem Streit neu geboren worden, und wurde von Tage zu Tage im Harnisch gestählter und fester. Der ritterliche Sinn, den die Zeit überall ausbildete und hob, erhielt durch den nie ruhenden heiligen Kampf mit den Ungläubigen, durch die südliche Sonne des Landes, durch den eigenthümlichen Freiheitsstolz, der von den Bergen herabkam, hier eine ganz besondere Färbung und Ausbildung, deren Spuren auch in den späteren Jahrhunderten noch deutlich hervortreten. Damals erlangte unter allen Kämpfern der Christen den höchsten Ruhm Don Rodrigo Diaz, von Vivar bei Burgos, von bewundernden Feinden Cid (eigentlich Sid el battal, Herr des Kampfes), von Castilien's König und Volk Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) genannt (st. 1099). Mehr noch als durch Urkunde und geschichtliche Darstellung ist sein Andenken durch mannichfache von seinem Volke zum Preise des Helden gesungene Romanzen, in welchen sich das schönste Nationalgefühl edel und großartig ausspricht, auf die Nachwelt gekommen.





